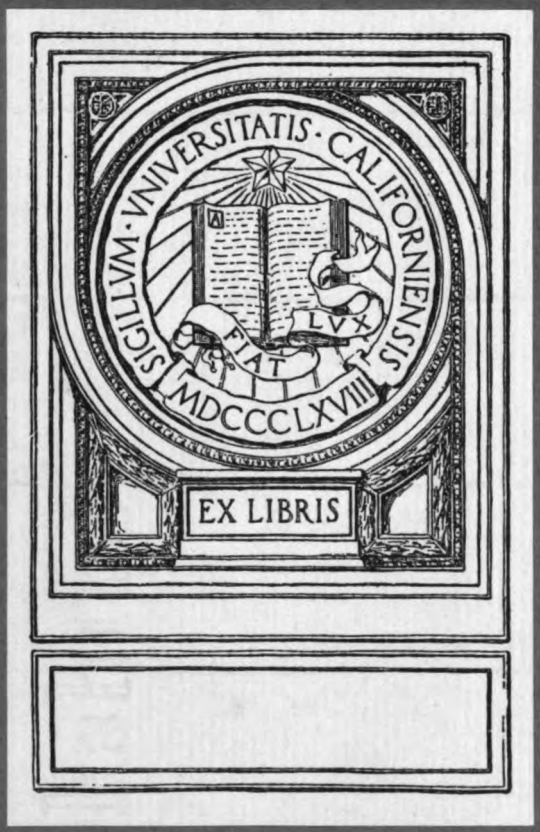

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

MAY 9 1929

# DIE HOREN

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

U512

## MONATSHEFTE FVER KVNST VND DICHTVNG

HERAVSGEBER
HANNS MARTIN ELSTER
WILHELM VON SCHOLZ

UNIV. OF CALIFORNIA

1928/29 V. JAHRG. HEFT VII

HOREN VERLAG BERLIN

AP30
H7
v.5.2

# NEUERSCHEINUNGEN

**HALBE, Max,** DIE AUFERSTEHUNGSNACHT DES DOKTORS ADALBERT. Novelle. Kart. M. 3.60. In Ganzlein. M. 4.80

Max Halbes Dichtertum gab dem tief innerlichen Geschehen jene gegenständliche Anschaulichkeit, die sein Werk in die große Holzschnittart von Dürer bis Raffael einreiht.

**HALBE, Max,** DIE TRAUMGESICHTE DES ADAM THOR. Schauspiel in 5 Bildern. Geh. M. 2.50. Geb. M. 4.—

Adam Thor, der, kurz vor dem Sterben, das Leben im Traume noch einmal durchlebt, erkennt, daß er sein Leben eitlen Phantasien geopfert hatte. Das Gewissen ist hier nicht Unruhe wie bei Strindberg, sondern tragisch-lyrischer Schmerz.

**KYSER, Hans,** DAS GASTMAHL DES DOMITIAN. Roman. Geh. M. 5.—. In Ganzlein. M. 7.50

Eduard Stucken: Ich bewundere das Temperament, die Verve des Vortrags und den dramatischen, festgefügten Aufbau. In nur zwölf Stunden spielt sich die Handlung ab; — das ist meisterhaft. Wüßte ich es nicht bereits, — ich würde es aus Ihrem Roman ersehen, daß Sie ein Maler sind; aber auch ein Zeichner und ein Architekt. Von Herzen beglückwünsche ich Sie zu diesem virtuosen Werk.

**SCHMID NOERR, Friedrich Alfred,** WIE SANKT ANTONII ALTAR ZU ISENHEIM DURCH MEISTER MATTHIS GRÜNEWALD ERRICHTET WARD. Zweite stark erweiterte Auflage. Mit 9 farbigen und mehreren einfarbigen Tafeln des Altars und einigen Skizzen. Kart. M. 10.—. In Ganzlein. M. 12.—

Gustav Meyrink: In diesem Buch deutet uns ein Philosoph, ein Kunstgelehrter und Dichter zugleich die Geheimnisse dieses Kunstwerks, und zwar mit einer zwingenden Eindringlichkeit, die jene unerhörte Leuchtkraft des Gemäldes derart in sich aufgesogen zu haben scheint, daß das Buch den Anspruch machen darf, der ins Wort übertragene Isenheimer Altar selber zu sein.

**SCHURIG, Arthur,** GODEFROI DER GASCOGNER. Eine Epikuriade. Roman. Brosch. M. 4.80. In Ganzl. M. 5.80

Godefroi — ein Maler aus dem Quartier latin, ist Gascogner, als solcher gleichen Ruhmes wert wie Tartarin aus Tarascon, den jedermann kennt. Ironie des Schicksals, daß dieser Müßiggänger zur Würde eines Attachés im Ministerium und als Kunsthistoriker später zum Museumsdirektor aufrückt. Mit köstlichem Humor ist die Figur dieses Lebenskünstlers gezeichnet, wie überhaupt die ganze Dichtung von einer Grazie und weltmännischen Lebensfreude durchleuchtet ist, die helles Entzücken hervorruft.

**HOREN-VERLAG / BERLIN-GRUNEWALD**

# MEIN WEG NACH HELLAS

## VON THEODOR DÄUBLER

AM Mittelmeer zur Welt gekommen, habe ich schon als Knabe dem Wunder Griechenland entgegentreten dürfen: nur wenige Jahre habe ich die Schule besucht; doch der Weg dahin führte mich täglich bei griechischen Schiffen, die hell gestrichen in einer absonderlichen Bauart an den Ufern meiner Heimatstadt Triest lagen, vorbei: ich versäumte den Zeitpunkt zur Schule, denn zu lange trieb ich mich zwischen Seglern, die reiche Ladung an Südfrüchten herbeigetragen hatten, umher. Oft lagen sie voll von erdgelben oder runden grünen Melonen, an die Molen gepreßt, oder in den großen Kanal gepfercht, scheinbar unbewacht da; heisere Hunde bellten einem entgegen, wenn man an Bord wollte, schleierhafter Rauch stieg zwischen den ungeheuren Mengen Obst auf und zeigte an, daß sich im Schiffsraum verborgen eine Küche befand, in der wohl ein Koch östliche Gerichte zubereitete. Viele griechische Kinder besuchten unsre Gymnasien; wenn ich mit ihnen die Hafenanlagen entlangstrich, redeten sie gern Matrosen aus ihrer ursprünglichen Heimt an: dann lachten die erfreuten Seeleute der jonischen Inseln und hinter Bärten und wettergebräunten Gesichtern blinkten uns überraschend weiße Zähne entgegen. Häufig kam es vor, daß einer eine der langen erdgelben Melonen in die Hand nahm, für uns aufschnitt und Scheiben wie goldig glänzende Sicheln reichte. Seltener wurde uns eine grasgrüne Wassermelone beschert: sowie das Messer in ihr Fleisch drang, schien die kugelrunde Frucht platzen zu wollen; jedes uns zugeteilte Stück davon war dann herzhaft rot wie Zahnfleisch, und die Kerne drinnen glichen mir in ihrer langen Aneinandereihung einem schneeweißen Gebiß. Waren sie aber zum Essen reif und schmackhaft, so kamen uns die gebräunten Körner wie Zähne eines uralten Seebären vor.

Das Meer hat mich meine volle Kindheit hindurch von jedem Unterricht gelockt; beim Leuchtturm auf der Spitze langer Molen ist der Träumer in mir erwacht. Dafür mußte ich gescholten werden, bestraft sein: beinah hätte mich einmal die Verzweiflung darüber in die Wellen getrieben, da schien es mir, als sähe ich mein geliebtes Venedig emporsteigen; ich dachte

darnach haschen zu können: du kommst noch einmal dahin! war meine Rettung.

Dann mußte ich aufs Meer: als Schiffsjunge hätte ich sollen zur Besinnung kommen; ich selbst hoffte Kapitän— ein abenteuerlicher, aber brauchbarer Mensch — werden zu können. Doch das Schiff gelangte in den Bereich Griechenlands. Eines Morgens brach die Sonne über stürmisches Meer in die südliche Welt ein. Niemals ward sie vor meinen Blicken so beängstigend rasch und rot über den Horizont emporgeschnellt. — Als wären es Pferde, die sie herbeigeholt hätten, stürzten und übertürmten sich vom Ost gepeitscht des Meeres Wogen gegen unsern Segler. Überraschend sind wir überdies in einen tumulthaften Rudel von Delphinen geraten, die sich ununterbrochen in Sichtweite durch schäumendes Gewoge herumtummelten. Einige Fische sprangen dem Sturmbraus entgegen von Woge zu Woge: sie rissen sich Gischt mit, und dieser zerstäubte zu bräutlichen Schleiern. Wie lange? Mir war es eine, meine Stunde: ich blieb an den schwankenden Mast gelehnt stehen. Ein Matrose hielt mich für seekrank und lachte. Dann aber blickte er mir in die Augen, gestand sich den Irrtum und wies mit der Hand in die Ferne. Er sagte in der Mundart mancher Ansiedlung Venedigs um die Adria: Die Schneeberge — Sie können sie dort unten erspähen? — heißen Albanien. Viel tiefer, beinah noch verschleiert, werden Sie bald Korfu ausfindig machen, meine Heimat! — Griechenland. Als ich Jüngling wurde, hat mich jedes Lebensjahr mehr von Griechenland entfernt. Wohl habe ich lange zu Neapel geweilt; doch in Wien — dann eine Lebensspanne lang in Paris— ist mir das Inselland um den Olymp fremd geworden. Zwar habe ich Pan als orphisches Gesicht in der Champagne besungen, doch bald darauf fühlte ich Griechenland als wildfremd. Aber später einmal, als ich im Winter im Gebirge zu Arosa weilte, erreichte mich ein Ruf nach Griechenland. Nach Ithaka sollte ich kommen, von dort nach Athen, Olympia und Delphi reisen: Freunde wollten mich willkommen heißen. Ich folgte. In Hellas fühlte ich mich nach meiner Wesensart beheimatet: ich las nun noch eifrig in griechischen Büchern, ich sah griechische Kunstwerke, und es wurde mir bewußt, daß ich im Sinn Griechenlands während unendlicher Abwesenheit gedacht und gedichtet hatte. Was dieses Volk gelebt, beinah unbewußt vollbracht hat, mochte ich nunmehr versuchen zu deuten.

Einmal, auf einer Mole der Stadt meiner Kindheit, hatte mich die Ahnung beschlichen, daß wir zum Bewußtwerden Geschöpften die Sonne über alle Planeten bis zum Neptun seien, daß dieser Augenblick unseres Aeons die Erde erkoren hat, einer Welt Erleuchtung durchs All zu tragen. Und die Sonne? hatte ich mich damals mißtrauisch gefragt. Unsere Bruthenne! lispelte eine Stimme in mir. Sie scheint uns: wir sind! wurde mir zur Gewißheit. Dereinst wird ein Greif das Erdenei zertrümmern und sich daraus zur Ewigkeit angestimmt um Gott emporschwingen. Geschwisterliche Planeten könnten schon, zu anderen Urtagen erwacht und durch eignes Erleuchtetsein, ihre Verklärung erlangt haben. Andre Brüdersterne, die treuherzig auf uns herniederblicken, mögen in sich den Schöpferruf, nun Sonne zu sein, bis dereinst nach uns noch erharren.

Der Greif? fragte ich mich auf griechischer Erde: ist er nicht der Vogel Apolls? Sofort wußte ich: die Stämme Griechenlands haben zwei Sonnengötter erkannt: Helios, Gott in der erscheinenden Sonne; Apoll, Sonne als Wahrsagung übers verewigbare Geschöpf. Zu Delphi erfuhr ich, daß hier Priesterinnen mit goldenen Haaren aus dem Land wo Federn vom Himmel fallen um den Altar des Pythios weilten. Hyperboreer brachten diesen Hyperboreerinnen Geschenke an Apoll, der auch ihrem Weltstrich, wo die Sonne gar nicht untergeht, angehört. Erinnerung ans Nordlicht hat mich abermals erfaßt: diesmal trat das Wissen Goethes bis an mein Wittern heran. Er sagt: Nordschein. Das ist der Erde Flammenkrone über Meer und Gebirge im Eis. Nordlicht, wie es zu deuten ich bestimmt bin, bleibt unser Urlicht. Goethe, nun wußte ich: alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis. Die Sonne der Bewußtheit, Nordlicht in der Menschheit, verstrahlt sich als Funke des Ursprungs in jedes Geschöpf. Als letzte Verheißung, überschimmert Nordglanz den Himmel. Wie du es bestimmt hast, Goethe, möge nun das flammende Stirnband der Erde Nordschein heißen.

Jedem sinnigen Volk hat die Welt seine Bedeutung: Man wird immer wieder das Leben für sich richtig auslegen. Ich fragte mich zu Delphi nach der Sendung des Hellenen. Apolls Wesensart war mir die Antwort: er ist unsre Sonne! Warum strahlt sie, um Bewußtheit ringend, über diese finstern Schollen empor? Wissen hat es bloß zwischen den Glanzfelsen ein-

mal um den Schlund der Pythia gegeben; Delphi hat Hellas beherrscht, jedoch die Tiefe seines Geheimnisses verschwiegen. Wären wir bewußter, als es uns gestattet ist, so könnten wir unsern Auftrag, die Erde zu ungeheurem Glanz zu erwecken, noch nicht erfüllen. Zumal Hellas mußte das Trauerspiel als Vorspiel zum eigenen tragischen Ende, das sich nach wenigen Jahrhunderten ereignen sollte, gebären.

Apoll, der Gott, dem die Hellenen am deutbarsten lebten, ohne ihn am klarsten gekannt zu haben, beschenkte mich mit einer seiner Offenbarungen: das Leben voll von Leid und Lust hat sich entzündet, damit die Sonne in uns von ihren Brüdern, den andern Sonnen, wissen dürfe. Sie leiten doch, mit ihrem Urgeschick verknüpft, auch die Berufung zu kommendem Erhobensein bei allen Völkern dieser Schollen. Apollo fühlt jedes Einzelnen Vermächtnis aus dem Schlund der eignen Gestirne. Unsern Untergang scheut kein Gewissen: Apoll aber ist Dichter, denn er kennt den Zweck. Ihm frommt der Helden Höhenwandel: dir und mir ist nur der Sturz bestimmt. Gestirne sind in Ewigkeit ergrimmt: es kann kein Stern den andern stürzen, das weiß die Sonne als Bewußtheit; wir hadern durch die Sterne miteinander, wir sterben für den Grimm der Sterne, weil Sterne wie die Sonne, drum unsterblich sind. Das war Delphi.

Athen hat dem Wahlspruch gehorcht: weil Delphi den Hellenen, als vollkommne Erfüllung seiner selbst, fordern mußte, war sein Dasein tragisch. Wie Hellas unsre Welt empfand, konnte die Erde Bühne der Träger von Geschicken sein, die ihrer Sterne würdig waren. Nur ein Gleichnis für das herrliche Geschehen in Hellas ist das attische Theater. Das wußte ich zu Füßen der Akropolis.

Apoll war Adliger: Beschirmer göttlicher Geschlechter auf den Inseln, über felsigen Gebirgen. Er brachte uns den Vorgang der Geschlechter, ihren leichten Tanzschritt an den niemals sichtbar graden Strahlen der Gestirne. Der Sonnenträger Mensch verliebte sich aber in die Erde: er bleibt ihr treu, da er sie wiederfindet durch den Tod. Er hat das Lachen über die Erhabnen gefunden; er hat das Lachen mit der Freude jünglinghaft vermählt. Er wurde klug, der Mensch, und fordert im Gemüt den Aufruhr, weil er zugrunde geht; ein Stern, der hier zerstiebt, kein Gott ist: er fand den Spott, obschon ein Sohn der Sonne. Das sagte mir die Land-

schaft Attika. Weil der Mensch lachen will, braucht er die Geselligkeit. Dionysos wurde das Jauchzen der Erdgeborenen. Seiner Sonne huldigen die Hügel; in seinen blauen Trauben liebäugeln Helios und Apollo miteinander. Dunkle Trauben blicken uns in langen Lauben kindlich an, denn sie erinnern sich an die geliebten Sterne. Die goldenen Trauben sind Bescherung der Pleiaden. Es gab einmal in Hellas soviel Traubenaugen, wie in einer lauen Nacht im Herbst über uns die leuchtenden und die unzähligen Gestirne. Die Milchstraße blieb unter uns; da hat sich Dionysos den Menschen abermals genähert.

Die Sternlein spielen sich Musik, es lauscht ihnen der Hirt und liebt die Flöte. Gestirne bleiben urergrimmt; um Dionysos erklirren Cimbeln. Da wacht voll Zorn der Bauer auf, ein nacktes Weib erhebt sich mutwillig vom Boden. Die Erde, die bloß Grausamen gehört, erschüttern Menschen, die den Tagedieb verfluchen. Sie sind die Säulen der Sonne; stürzten sie hin, so verschwände das tragende Mittagsgerüst.

Den Weltbruch fürchtet kein Gott; Dionysos weiß, die Bauern ertragen verkauert den Tag. So müssen sie: sie recken sich auf, Dionysos reicht seinen Becher. Drum trinken die Menschen: sie taumeln durch Wein, sie stürzen zu Boden: die Bauern ertragen verkauert den Tag.

Auf ihrer großen Schildkröte hockt Aphrodite. Ihr zu Häupten ragt die Burg freier Männer. Das gebeugte Volk verehrt der Schaumgeborenen Heiligtum voll Inbrunst. Schiffer aus dem Piräus haben ihr Standbild auf weiß gedecktem Tragetisch herbeigeschafft; sie ist die Freudebringerin aller Länder: Aphrodite Pandemos. Um ihr Heiligtum, ein Häuschen aus Lehm, lagern dickliche Weiber aus Asien und Korinth. Viel wird dort gelacht; zu ihnen wälzen sich Seebärn. Ohne Geschaukel auf See und auf dem Land könnten keine Sterne untergehn; der Tierkreis hat den Wankelmut verursacht. Auf der Akropolis weist der Jungfrau Athena gleißende Lanze senkrecht empor in die Nacht. Sie erreicht einen Stern, den wir niemals erblicken, der aber ohne Vergänglichkeit das Weltall bekrönt und erhält.

Dem Träumer schwinden flugs die Stunden: da faßt ihn Gewußtheit vom schwankenden Weltschiff. Der Nordstern ist der Steuermann, am

Heck besorgt der Widder, besorgtes Sternbild, alte Hilfe zu der Fahrt. Der Schwan des Himmels wird so herrlich aufgetan, als wäre er der Schöpfung Segel. Der Ozean ist unsre krumme Woge; in jedem Winter sinkt das Schiff des Menschen schwer hinab. Die Gebirge überschneien sich mit hellem Gischt bei tiefer Weltfahrt. Im Sommer schaukelt dann der heile Segler abermals in Helios klares Reich.

Bei müden Eseln schlafen Jünglinge auf Joniens Boden; ihr kurzes Träumen krallt die Nacht zusammen. Da belächelt jeder der Gefährten lange Ohren und freut sich über seinen Eselsschweif. Stiller wird es, um den Weiher schlingen ihren Reigen jetzt Silene; auf den Zehen hochgerichtet, knipsen sie mit ihren Fingern; jede Hand wird für das Eselsohr vernehmbar: Stern. Mit dem Weltschiff beugt sich kühn der Körper, doch die Hände bleiben fest im Himmel. Auch ein Fettwanst tanzt darunter, krallt die Hände in den Boden, spreizt die Beine in den Himmel, daß die Füße Sterne werden, jede Zehe strahlt ins All. Denn aus Asien gehn die Fische, ein verheißnes Sternbild, feurig auf. Diesem Dicken fällt die Bauchfracht von den Rippen rund herab, wabblig schwankt sie Eierkreise, und die Tanzschaar schwingt sich, kühne Höhensprünge wagend, breite Seitensätze zwingend, um den feisten Mann mit Weißbart, stumm zumeist, auch munter schnalzend. Nun erhebt er einen Arm: nur die Rechte überfingert ihren Stein. Wie um Delos sich die holden Inseln schaaren, schließen sich die Gaukler um den tanzgewandten Greis. Seht, sein Eselsschweif ersilbert als der Sichelmond!

Dieser Tanz erzaubert einen Nachen: wie der Mast die eigne Schräge zwischen ihm bestimmten Sternen sich erwählt, lehnen uns Silene an die Krümmung eignen Leibes, da Geschmeidigkeit, ertanzte, sie gewährt. Dunkles Augenpaar, am Bug, riesengroß und rot umrändert, späht durch Gischt und über Wogen, traumgewiß, weil sternensicher, nach Athen.

Arkadiens Wind erhallt über dem Plätscherbache im Geblätter der Platanen; wie winzige Zimbeln golden Sonnenscheibchen durch den Hain. Auf altbemoostem Stein hockt Pan: in tiefem Ruf zur Brunst zersplittert schrill der Syrinx Sehnsucht über seinen dicken Lippen. Hei, die geliebte Echo aus gezackter Felswand stimmt mit ein. Nun fingert Pan den Wohllaut aus dem Rohr. O, die muntre Echo jubelt mit. Eine Hirtin hört den Bergklang;

gar behutsam lauscht sie auf den Wald: wundersames Klagen rauscht heran. Pan gelingts nicht, seine Echo zu erhaschen. Wie Gezwitscher ist ihr Singen: schon verwegen schleicht die Hirtin ins Geäst; sie gewahrt den Bockfuß, sieht den Ziegenbart merkt Pan. Schreck berückt: der Berg hält seinen Atem an. Alle Satyrn von Arkadien hat im Blut der Ruck erfaßt. Sprunggewiß entreißt der Rudel sich dem Fels. Überstürzt sich keiner? Große Blöcke stürzen nieder, Berge krümmen ihre Rücken, jeder Satyr hopst voll Angst. Rasch entvölkert sich das Tal; mancher Bockfuß liegt begraben: eine Schar gelangt durch Sprung nach Attika hinab. Die Augen des Dionysos, blau wie die Flut um den Felsen von Naxos, bannen mit Funken aus unsrer Durchsonnung die sprungbereit lästernden Bockfüßler ans schlanke, ans nackte Gefolg blasser Weiber.

Den silbernden Schritt der Silene im zwingenden Blick, beschwingt Er die Kecken zum Tanz auf den Zehen. Da heben die lachenden Bauern mit bäuchigen Schläuchen sich auf und folgen laut jauchzend dem Troß. Evoë, evoë! Jubeln mit glänzenden Bechern die Zecher im tobenden Zug. Erbärmliche waren wir, Elende, Schreiende, rufen die Taumelnden; «Nun wurden wir Glücklichen; Reichtümer perlen aus goldenem Wein». Evoë, evoë! Trunkene bauen sich fürstliche Burgen im Traum. Die morgenden Strahlen des Helios im heiter geröteten Aug, weist Dionysos nun seine Schaar zu heilsamer Ruh: Athena erscheint im leuchtenden Harnisch mit blitzender Lanze, den glänzenden Helm auf dem Haupt. Ihr blinkt in der Rechten der schimmernde Schild. Nun spricht die Gewappnete hold zu dem Volk: «Dem Dionysos sei dieser Boden geweiht. Unterm Abhang der Burg wird ein Heiligtum, Bruder durch Zeus, Dir geboten. Beschere nun Attika göttliche Freude, dein Brausen der Leier zum rauschenden Sang. Athener, ihr habt mich zur schirmenden Gottheit erkürt; euch haben die Götter zu Richtern über ihr sorgsames Walten bestimmt: Poseidon war einstmals hier König im Land; da kam ich, Athena vom Marmorgebirge, zu euch. Mit göttlichen Gaben ward ihr beschenkt und brachtet mir Opfer: Poseidon ergrimmte ob meiner Gewalt; ich blieb unter euch, ihr solltet bestimmen, wer Herrscher im lieblichen Attika sei. Mit fürstlichem Dreizack zerlochte Poseidon den Felsen der Burg: ein Salzbach entsprang ihm. Ich aber hatte ein Reis euch aus himmlischen Fluren gebracht; es glomm wie der Mondstrahl in lieben-

der Hand. Athener, ich pflanzte es huldvoll auf attischen Boden: mein Ölbaum ersproß. So freundliche Männer, ihr fandet Gefallen am frommen Geschenk, ihr habt mich erkoren. Auf attischer Erde gebietet mein Volk!»

Ein Heiligtum des Dionysos ward stolz erbaut. Wie Blut des Bockes funkelte der Estrich; gelbe Säulen trugen das Gebälk. Im Giebel, schwarz umrahmt, ward das Geschick Ariadnes dargestellt; es hatte sie einst Theseus, der Athener, auf der Insel wirr verlassen: dort verweilte sie voll Wehmut, bis ihr Dionysos, der Gott, erschien und sie als Gattin mitnahm. Eirund ward ein ragendes Theater, an den Fels der hehren Burg gelehnt; dort entstand die Bühne unsrer Welt. Was Hellens Enkeln aufgetragen ward, das Sternenall im Schaustück durch Apollo zu erläutern, hier ward es vor Athenern bündigstes Ereignis. Blieb damals schon der Pythia Schlund verschüttet? Der Erde Auftrag, ihre Sonne hoch zu tragen, gewann durch Kampf der Helden Hellas' hold Gestalt. Die Priester großer Götter blickten über das Theater zum Hymettos. So grauer Berg, Verleiblichung des Schicksals zu Helios ringender Geschlechter, zu krumm verkrampft liegst du voll Ungestüm auf Attika! Bist du ein Untier dunkler Meere, ein Weibchen, tot und trächtig? Lebt noch in dir die Brust, erschreckt sie uns dereinst durch Ruck zu der Geburt? Um Deine Abhänge erschlafften volle Zitzen, das Naß verweigert uns dein Rumpf. Entschlafne Unholdin, du senktest deinen Kopf zwischen die Pranken, die noch Meer bespült, und starbst aus Sehnsucht zu den Schwesterinseln auf besonntem Meer.

Hymettos, in deinen Mulden am Ilysos weilte damals Aristaios, Sohn Apolls. Sein strohgeflochtener Hut erfunkelte wie Gold. Dem Vater glich er durch den Freundesblick auf Menschen, durch die schmiegsame Gestalt. Er hatte einen Bienenkorb vom heiligen Parnaß ins Land gebracht. Hat ihn der Duft der Kräuter des Hymettos angelockt? Um ihre Königin warben bald geliebte Bienen, zu ihnen blickte gut Athena von der hohen Burg.

Heiter vom Pentelikon, wo seine Gaukler sich mit Satyrn frei ergötzten, das Tragen einer Maske froh erlernten, trat Thespis mit bekränztem Becher ins Theater. Er hatte Bauernwitz: verspottete die herrischen Athener. Zu Dionysos begleiteten ihn Männer in Verkleidung: da gab es Bockfüßler zu Hauf, sie brachten auch ihr Weiberpack samt Satyrbalg. Vom Karren sank ein Schlauch, und Thespis reichte ihn den Priestern: zum Lob des

Dionysos ward er geleert. Ein andrer folgte noch für die versammelten Athener. Dann ging das Lustspiel los; es ward der Mensch der Würde, seiner Scham entkleidet: Verhüllte höhnten ihn zu Staub.

Theatermulde, wurdest du zum Trichter? Die Unterwelt ging vor Erstaunten auf. Gespenster dampften aus dem Krater, Persephone erschien, trat feuerrot zu Dionysos' Altar. Athener, sprach sie, opfert einen andern Ziegenbock; sein Blut soll fließen; der Dampf aus dem Geschlachteten leiht den Enthauchten scheinbare Gestalt. Ich ward von Demeter, der Mutter, herbeschieden; sie bat, daß ihr der Unterwelt um euch verwunschnen Ruf vernehmt. Mein Aeschylos, Eleusis' Sohn, tritt nah zu mir! Verwandle Nachtgestalten zu Athenern, verleih der Ahnen Antlitz den erkornen Spielern und muntre sie zur Sprache unsrer Sonne auf. Persephone verschwand; schon rochen die Athener eines Opferbockes Rauch und Blutdunst. Darius, der Geschlagne, sprach aus dem Gewölk, als Aeschylos ihn schaute: Warnung aller Sieghaften ward Wort. Die Übermütigen umdüsterte Geruch des Hades, wurde Trauer.

Als Aeschylos an den Altar getreten war, erhob sich wie ein Wolkengewinde der Rauch und vertraute sich hoch an erflimmerten Aether. Der Dichter empfahl, über Stufen, wo das Blut des Bockes gestockt war, den purpurnen Teppich zu legen, da siegreich der Held Agamemnon die Burg seiner Ahnen beschritt. Das Kleid Klytämnestras war dunkel wie Schatten um Hades, den Boden berührte ihr feuriges Haar. Begab sich das Paar in die Hochzeitsgemächer? Das Burgtor schlug zu: Kassandra erwartete schauriges Unheil. Aeschylos erbaute nun, der Seherin zu Ehren, dem Der sich kundtat, Apoll, einen Altar. Kassandra herrschte auf der Skene, ein wütendes Geschrei zerriß die Bande zwischen Dionysos und ihrem Gott. Die Wahrheit unsrer Sonne flammte auf. Die Tochter Trojas hielt der Moiren Urgeflecht im Krampf der Finger; sie zerrte, würgte dran. Doch es entfiel ihr, denn sie war ein Kind. O, da erhob sich Agamemnons Drosslungsschrei; im Netze des Aegisth lag er gemordet. Auch Klystemnästras Jubel wurde laut; erstaunt vernahm Athen die altbekannte Untat.

Das Feuer auf des Dionysos Altar verglomm; nur sein Priester war darob erschrocken.

Aus weiter Ferne kommend, fand Orest Apolls heilige Stätte; er

schmückte den Altar des Künders unsrer Wahrheit: Erleuchteter zu werden war Orests Hoffnung. Von Elektra ließ Apoll ihn erkannt sein. Den Priester rührte die Umarmung der Geschwister. Ein dunkler Stern, ein Fremdling unter uns, hatte die Sonne in der Menschheit schwarz befleckt. Apollo forderte die Sühne. Bemakelt war er selbst; hoch loderte das Feuer vom Altar des Pythios. Ein Muttermord mußte geschehn. An Klytemnästra, die der eigene Sohn nicht kannte, ward Rache für Apollo von Orestes rasch geübt. Nun huschten furchtbar die Erynnien ins Theater: «Wo ist Apoll?» erhob sich der Verzweifelten Geschrei. Vereinsamt, ohne Priester der Altar? Doch loderte dem Gotte seine Flamme fort.

Die Stimme zu Delphi wurde hörbar: «Orestes, du hast mir in Ehrfurcht gedient! Es soll dich Athena belohnen.» Umstürmt von den Erynnien kommt Orestes zu der Burg. Die Lohe von Apollos hohem Stein verästelt ihren Silberrauch überm Theater. Es scheint von einem Ölbaum bei Abendglut beschattet. Da lispeln die Athener: «Unsere Göttin naht.» Pallas sagt gepanzert auf der Bühne: «Entsetzlicher Zwist überwältigt Olympier; die Götter versöhne der Mensch! Grolle nicht, Dionysos, denn ich belohne dein Volk. Athener, aller Freien Herkunft sei durch euch! Heute knüpfen wir das Bündnis feindlicher Gestirne. Lobt die Scholle der Verknotung, die mein hoher Tempel überragt: werdet wissend durch Apollo und gerecht durch meinen Mut; fällt das Urteil, ist Orestes schuldig? Um die Mutter voller Kummer, für den Vater tief entrüstet, fand der Rat betagter Männer durch die Jungfrau den Beschluß: «Orestes hat Apoll geholfen, durch die Sühne ist sein Aufstieg hier vollstreckt. Verwunden ist der Fluch der Mutter durch des Sohnes angsterfüllte Flucht; lebe furchtlos, heiler Enkelsohn des Atreus.» Wutvoll stürzen die Erynnien zum Altar sich des Apollo, um sein Feuer zu vertilgen. Theseus aber steht davor, bewacht die Flamme, die Erynnien kreischen auf: «Moiren, ungerächt bleibt eine Mutter, Unterwelt, gib deine Kräfte kund!» Pallas schürt das Feuer auf des Dionysos Altar, und spricht zu den Erynnien: «Herrlich sei mein Wiederbund! Dionysos soll mit Apollo, wie zu Delphi in Athen, brüderlich entschlossen in dem Heiligtum verweilen. Ihr Erynnien mögt euch fassen, euer Heil besorgt Apollo, laßt euch nieder in Athen, Phöbos leuchtet euch als Sonne und erruhigt das Gemüt. Helios zu folgt euerm Wunsch.»

«Verachtet ihr Dionysos?» lodert das Volk: das sind nicht Thargelien; was soll uns Apollo, der Dorer?» Aeschylos hat man verschmäht. Wie halten die Priester den nörgelnden Haufen im Zaum? Gebannt ist der Haß der Erynnien, sie wallen in friedlich gewiesnen Bereich; ihr Wirbel begnügt sich vereinzelt auf Fels. Sie lispeln den Namen, den ihnen Athene geschenkt, sie lispeln ihn noch: «Eumeniden». Doch droht wild die Menge, sie dünkt sich genarrt: ward einer verprügelt, hat jemand geprahlt? Den lustigsten Satyr faßt Aeschylos unter den Arm: der Priester des Dionysos schmunzelt und klatscht. Ein Weinschlauch zerplatzt, der purpurne Saft umsprudelt die Stufen der Szene. Es springen Satyrn, schnalzen dazu. Mit goldenem Becher auf scheckigem Panther durchreitet Ariadne das laute Theater: durchs Lachen befriedigt vergreift sich kein Volk.

Ein weißes Zicklein ward auf dem Altar des Dionysos geschlachtet; der Priester hat sich nicht befleckt, doch Blut aus zartem Halse Rosen auf den Estrich beim geweihten Stein gestrahlt. Des Opferfeuers Eschenzweiglein knisterten zerglimmend; es erhob sich ihr Rauch durch die Stille des Tages in Steilheit: als wollte er der jonischen Säule verwandt sein, hat er sich über Athenern in Andacht, paarhaft verschneckt. Ein Nebelgebilde — ein Kind? — glitzerte über der scheinbaren Säule: ein Priester der Artemis hat die Gestalthafte, hat Iphigenie erkannt. Sophokles lächelte, trat auf die Bühne: wie Orpheus hoffte er auf den Zuspruch Apollos, doch diente er Dionysos freundlich und fromm. Oedipus rief er durch Zauber empor Als hätte ihn niemals der Hades umglommen, fühlte der Greis der Erblindete, Klarheit des Äthers. Sein Kommen gehörte Athen, das er schaulustig fand. Ein Windhauch verzweigte den Rauch vom Altar; dann strebte er schlangengleich zwiefach empor. Lychas, vom Dichter erstaunten Trachiniern gesandt, verkündete Hermes: die Rauchschlangen schmeichelten gleißend einander, umwanden und trennten sich wieder, nach dritter Umhalsung wichen sie züngelnd sich aus. Der Gott war in leuchtender Nacktheit gekommen, sein Glänzen entzückte die Wolken, berötete Menschen. Der Herrliche sprach: «Gewogen bin ich Sophokles, der schwunghafte Flug seiner Rythmen erreiche mein Wünschen zu euch; verwunderte Götter verließ ich: durch Reinheit des Aethers empfing ich die Botschaft des Sängers allein. Athener, nun weil ich, von Lüften umfangen, bei euch, es freut

mich der Duft um die Burg. O Söhne Deukalions, die Lebenden lieb ich als Atem und bleibe Enthauchten der Windgott. Wer nannte mich treulos, durch Flammen der Unterwelt braust mein Gewehtsein; des Hades Geheimnisse lüftet ein Wink; vor Hermes Erkundung verschließt sich kein Tor.» «Gewitzigter Gott» rief des Dionysos Priester, «Verweile beim Schaustück geschmeidiger Silene; mit silbernen Leibern betreiben sie mondholdes Spiel.» Den Gott zu vergnügen, beritt ein Silen seine trächtige Sau. Da trat Aristophanes auf; den Thyrusstab riß er aus Dionysos Hand; von vollen Ilyssos erscholl das Gequak seiner Frösche. Ein Taumel erfaßte den menschlichen Gott: nun warf ihre Jungen das Schwein. Es setzten die Frösche empor auf die Bühne; der Unterwelt Spalt ward ein funkelnder Mund. Persephone rief: So komme doch, Dionysos, folge mir nach.» Den Gott faßte Angst. Verpestete Luft überschwoll seinen Leib im eignen Theater. Beleidigt verlangte nun Hermes «Opfert ein Schwein!» Der Unterwelt Schlund war ein funkelndes Ohr: der Priester der Hekate wetzte das Messer; Blitze entzischten ihm, trafen die stöhnende Sau; zum Hades verfloß sich ihr Blut, Persephone geisterte vor: «Demeter, Mutter, du rufst mich» tritt vor das röchelnde Tier, erschein ich zur Unzeit?» Hermes erwiderte: «Dionysos hat ein Athener geschmäht.» Persephone sprach: «Kinder der Pyrrha, Dionysos hat eure Hügel mit Reben bekränzt. Zur Unterwelt schwankt er berauscht: ich hab ihn, den holdesten Zeussohn, empfangen.» Sie nahm Aristophanes' Hand. Er gab ihr des haltlosen Gottes verlassenen Stab. Persephone sank, indem sie offenbarte: «Meines Seelenheimes Pflanze verkünde euch mit düstern Blättern: ihr dauert lang.» Dann schlang aus der Unterwelt Epheu sich tastend zum Äther empor. Aristophanes griff nach dem Thyrsusstab, der sich berankte, reichte ihn Dionysos aus dem belaubtesten Ast. Der Gott verschwand.

Ein Tag ward, blau und windstark. Erglimmtes Opferfeuer wuchs, entflammte sich in Hut des Priesters: sein Rauchknäuel zerstob. Allgegenwart des Hermes wurde kund. Euripides berief Thalkibios: des Gottes Botschaft dröhnte durchs Theater. Drum zog der Chor, Apollos Sonne aus den Menschen spendend, in Demut sich vor Hermes Wissenschaft zurück. Euripides Gemüt zerwühlte Niederstieg der Götter in uns. Sind Kroniden groß und gut? Doch liebt er Herakles. Des Sehers Zweifel hat auch Her-

mes angeweht: er schwang sich weg, Olympier warnend zu beschweben. Das Feuer am Altar des Dionysos hat dick gequalmt, wie eine Wolke auf der Bühne prall gehaftet. Sokrates lag drauf gebettet. Dem Volk erschien der Allbekannte auf dem Markt: «Gebt Scherben her: wir wollen ihn vertreiben!» heischte die Menge. Er verflüchtigt schon!» lachte Aristophanes. Entsetzen faßt Euripides; gewolkter Hohn birgt einen Blitz, der trifft. Auch er, der Sohn der Hökerin, stürzt hin; ihm funkeln Blicke Dionysos' den Tod: es ward des Gottes Lust, am jüngsten Mißgriff eines Dichters bei Apollo sich zu weiden. Durch welche Schuld hat er in Wirrnis sich den Flüsterungen Hermes' anvertraut? Der Efeu Dionysos' bewuchs die Bühne; umklammerte den Felsen der Burg: die Wucht der Unterwelt hat seinen Wurzeln Kraft beschert, als Wurzel unter ewigem Geblätter, den Menschen, über bröckelndem Gemäuer, traurig Freund zu sein. Sein Trieb zu uns durchbrach der Stufen Reihe — was Menschenwerk — mit sich umwurzelt in die Unterwelt hinabzuziehn. Wie groß du bist, o Dionysos du siegst im heiligen Bezirk, der dir geweiht ist! War das Geständnis des Euripides: unterweltlich ist das Lustspiel; Aristophanes hat mich geknickt; sein Spott beirrt mich zu Athen. Wohin die Flucht? Ich bin behascht vom Flattern Hades'. Erfaßt mich nicht, Mänaden; denn Pentheus, einer lachhaften Gestalt bin ich verwandt; ich bring mich selbst dir, Dionysos, zum Opfer: dein Trauerspiel, die Bacchen, sing ich sterbend. Ein schwarzer Bock ward Dionysos geschlachtet; sein Blut bespritzte Priester und das Volk: es freute sich und lachte. Auf dem Altare brannte schon ein Riesenscheit. Aus jedem Holz bekletterte der Rauch die schwülen Lüfte; wo er zerblätterte, verzweigten sich entkrampfte Hände, als wollte sich das Graugebilde an den Äther klammern. Mänaden jagten auf die Bühne, zerrissen Pentheus sich im Lauf. «Evoë, evoë!» Jubelte Athen. Den Lorbeerbaum Apollos hatte der Epheu Dionysos' erwürgt.

Die Kraniche sind da, sagt Demeter auf Eleusinischem Gefilde: die gleichen kennen mich; sie nahen in Begrüßungsflügen. Dann ist's der Tag, an dem die Tochter wiederkommt, das Herz der Mutter zu beglücken. Verschweig ich unser Unheil? Um keusche Mysten zu Eleusis versammelt sich ein seltsames Gemeng verächtlicher Bacchanten, feister Weiber. Auf heil-

gem Weg, bei des Kephysos Brücke, hockt eine Buhlerin wie ein verworfnes Tier: befragt, was sie wohl vorhat, grinst sie, spottet: Ich warte auf den schönsten Gott, der um mich freit, auf Dionysos. Dann spricht sie über ihre Herkunft: Aus Samothrake stamm ich, einer wilden Insel, in deren Schluchten die Kabiren walten! «Persephone!» Schrie Demeter, als zwischen Schwalben auf der Heimkehr sie ihr Kind gewahrte. Himmelschlüssel sproßten neben ihren Schritten und blühten, als sie Demeter erblickte, auf. «Mutter, ich verfrühte meine Ankunft» rief die Göttin, «Ich hole mir und Hades, meinem Gatten, deinen Rat. Athen, Besitzerin der Erde auf Eleusinischem Gebiet, bedroht Erstickung. Das Trauerspiel, das du erweckt, ist tot. Euripides in Hades' Hut. Er floh das Weibervolk, das ihn gehaßt, weil er durch Argwohn es beleidigt. Er wußte, daß Apollo sein Gesang verriet und scheute die Erynnien. Auch Hermes ward ihm unhold: Euripides hat sich aus Angst zu Dionysos gesellt und keinen andern Gott bekannt. Drum wandte er den Schritt nach Thrakien, der Heimat des erwählten Gottes. In Makedonien ward er lahm; bei seinem Könige zu Gast, ereilte ihn die Rache. Artemis, Apollos Schwester, verwünschte eine Meute bissiger Hunde, daß sie ihn, von ihrem Herrn zum Spiel gehetzt, aus Wut zerfetzten. Dionysos, mir unvertrauter Gott, bezog den Vorhof unsrer Unterwelt: Eleusis. Hades sagt, seit alters her sei Dionysos der jüngste Gott. Noch fürcht ich ihn, doch hat mir auch vor Hades lang gebangt; er soll, wer ihn geschaut, berücken. Auch Heraklit mag Dionysos nicht feiern, er wandelt um den Acheron, und nennt ihn Gluterguß ins All: einst hört ich sein Gemurmel zu erloschner Helden Urentflammtheit, die uns faßbar ward im Hades: Dionysos ist es, wenn die Wesen, hold bei Helios, Unzucht treiben, trunken taumeln, schreckhaft lachen, drum verwesen. Hört sie niemand toben? Ergrimmen müßt ich, wäre es kein Gott. Dann wandte er in purpurnem Gewand sich ab. Auf Thales merkt ich oft, in silberner Umgrottung; sein Blick nach oben sucht das Meer, die grüne Hülle seines Nebelseins gemahnt mich an Kephysos' Wogen. Einmal, nach einer Schlacht, bestürzten die Erschlagnen Hades, doch Thales lächelte: ein Wasserfall. Er wies auf die Verblichnen: Gischt. Dann sprach er: Wasser ward die Welt. Phytagoras gleicht einer Spinne, sein Schaun bekleidet ihn mit Blau. Aus der Erfahrung schöpft er Gold, schafft sich eigne Glanzgewän-

der. Harte Striche führt sein Griffel durch den Raum: sie verschwinden niemals. Was bei Helios er gezeichnet, was im Hades ihm gelang, ihn umwebt es unvergänglich. Mutter, bei den Geistern wird mir bang nach dir: sieh den Widder auf dem Felsen, den er froh und flink ersprang: hier ist Hermes, kühn und glückhaft, unter uns aus Traurigkeit. Jedes Tier um euch ist freier als bei Hades der Gesalbte; jeder gleicht in unserm Reiche einer ausgewachsenen Pflanze.» Boreas brach ins Urgespräch des Frühjahrs. Er zerrte an Persephone, als wollt auch er, wie einstmals Hades, sie der Mutter rauben: doch hielt sich Demeter die Tochter, bedeckte schnell das Kind mit weitem Mantel, der gelb war, wie gereifte Ähren, verhüllte seine Schultern mit dem Goldhaar bis zur Erde. Vor Schreck vereiste ein Gewölk, das schwanenweiß davonflog; Hagel, dick wie Sperlingseier, tötete entsetzte Vögel. Die Schneeschwestern beschwebten Kithäron und Hörnerberg im Reigen. «Der Greis umgiert dich», sprach die Mutter: «Kindisch ist Boreas; er wollte Dionysos vertreiben, der dich ängstigt. Haß erfüllt ihn gegen Bacchos, Sohn des Zeus, im Anhauch ein Gewitter, doch als dich er sah, hat ihn Lust zum Raub erfaßt. Entgleite nochmals meinem Eigentum; kurz nur harre heiß bei Hades.» Persephone entschwand der Mutter; wie eine Blinde umfaßte sie mit ihren Armen Luft.

Kichernd kamen Winzerinnen angetrippelt. «Demeter, geliebte Mutter» rief der Jugendlichen Reigen: «Wir beschnitten unsre Reben, freuten uns an jedem Sprößling, schnitten ab die schmalen Ranken, da umhalsten uns auf einmal kühne, hübsche Schwanenreiter. Flugs vom Vogel glitt der Schlankste; doch schon hatten uns die Stärkern rasch empor zu sich gezogen. Kühle Küsse gab im Flug uns so mancher schmucke Jüngling. Die vom Vogel Abgesprungnen haben Dionysos die Reben mit den Schneefüßen getreten. Knaben flogen auch auf Gänsen, froh uns kosend, um den Hügel. Plötzlich blitzten goldne Lanzen in den hoch geschwungnen Troß; die getroffnen Recken stürzten mit uns Winzerinnen um. Schon umarmten uns Gefährten des Beschützers Dionysos. Stolz auf Panthern durch die Wolken trugen sie uns sacht herab. Viele hingestreckte Vögel wurden Schnee und waren nichts. Horch: die Cimbeln! er wird kommen; die verwegnen Tiere schleichen wie auf Wüste ihm voran.»

Demeter begab sich zu dem Thron aus holdem Gold, ließ sich auf das

Kissen nieder und erwartete den Gast. Lachende Kinder saßen frech auf Weibern: sie zottelten nackt auf Händen und Füßen heran. Männliche Schwärmer im Pelz, geschwänzt wie die Affen, winselten, stellten sich keck auf den Kopf. Ein bräunliches Mädchen liebkoste den Tiger, der fauchend um Dionysos sprang. Der Gott erkannte die Gebieterin im Land und sagte: «Zu Eleusis empfing ich mein Gastrecht; ich bringe dir, Herrin, den Gruß.» Demeter erhob sich nicht und gab zur Antwort: «Ich bin die Seßhafte und nenne Dich, den oft Geborenen, sieghaft Schweifenden, willkommen.» Dionysos sagte: «Weib, Grausamkeiten zu betreiben wird mein Recht; ich fordre für das Menschenopfer eine Heimstatt. Auf der Schlachtbank ächze der Gemarterte; ich fühle Blut wie Samt unter den Füßen, denn mir gebührt der Purpur, wenn ich Hades huldvoll nahe. Ares bleibt auf Erden; ergrimmter Götter wegen ward der Mensch. Ich nahm das Opfer eines Bockes im Theater an, um Schatten zu beschwören, die abermals des Todes Qual erleiden, denn er nur ist ihnen bei Hades noch zu eigen. Doch einen Dichter fällt ich auch: er starb zerbissen. Nun wandte ich von meiner Bühne zu euch den Zug auf Eleusinischem Gefild.» Demeter erwiderte: Geliebtester Gott, dem der Zeisig auf dem Finger singt, der Habicht die Backen umschnäbelt, die Biene, am Duft des Atems voll Entzücktheit, um die Lippen summt, der Tiger sich am Schenkel streichelt, den zarten Fuß beleckt; geheimnisvoller Gott, der nie ein Hirt war, hold der Ziege schmeichelnd; der Schaf und Reh an Löweneuter legt; nun üb Gewaltsamkeit, denn Menschenblut allein durchsickert die versperrte Wand des Erebos! Im Lustgewühl der Orgie erwürgt der Freier seine Braut, das Kind erdrosselt Indiens Schlange, die Tochter stößt den Dolch in Mutterbrust; durch euern Taumel, Menschen, schwankt die Erde; die Verzückten schweben überm Totenloch: uns, den Göttern ward das Schicksal kund.» Dionysos erhob den Thyrusstab; «Auf zur Feier!» rief er den Geschöpften. Ein Elefant besprang sein Weibchen, faßte mit gesenktem Rüssel einen laubbekränzten Jüngling, schleuderte ihn wütend, brunstdurchglüht auf das Gestein. Um die Hündin rangen gierig Hirsch und Eber, Mohr und Puma wälzten sich verkrampft. Zu der Göttin rechter Hand, die sie weisend hat erhoben, sank um Dionysos der Trubel in Eleusis' Hadesspalt. Auch der Gott, wie eine Sonne zwischen Untergangsgewölk, entblich.

«Erde, werde hart, daß Schweigen sei, bei dem die Saat gedeiht!» beschwor die Scholle Demeter. Dann umsann die Gabenreiche alte Absicht, krallte sie zu spendendem Entschluß und rief: «Menschenblut fließt. Ares jagt nicht Männer, gram gegen Männer, dazwischen wirft kein Stern das Los des Sterbens: durch Dionysos wettert die Orgie; die Opfer sind wissend gewollt. Moiren! merkt meinen Weckruck: die Mutter auf Erden bannt euch hervor!» Graudunst entschwoll dem Boden; die Moiren regten sich wie Rauch im Nebel, dem Mondstrahl glichen Zwirne zwischen Fingern; eine Stimme summte still: «Ich in Klotho; unter Helios' Bogen sind wir blind; wir verweben Sternenfäden; eine Hand empfindet jeden, spürt, woher sie ihn erreicht: unsern Teppich aus Gefühlen mustert irdisches Geschick.» Es lispelt Lachesis: «Meine Sonne ist Apollo, die der Schlummerlosen nie entflieht; doch Apollo strahlt in Menschen Spiegelbilder ihrer Götter, deren Walten, wer im Erebos, erkennt.» Schaurig murrte Atropos: «Mein Umglühtsein kommt vom Hades; seine Strahlen sind die Stiche zur Beendung des Gesticks.» «Moiren, sagt mir, warum dürstet ihr nach Blut der Menschen?» fragte Demeter die Düstern. Atropos' Gebrumm entnahm sie: «Blut ist Dung in Wurzeln der entflammten Daseinspflanze.» «Lockert Bacchos' Taumeln um die Wurzeln uns den Boden?» forschte Demeter nun fort. «Ihn erblick ich bei Apollo, den des Bruders Kuß durchwärmt; weiter atmen dann die Wurzeln auch vom Baume, der uns hoch zu Helios wächst: seine Sonne wird ihm Blüte, die durch tiefste Nächte glüht. Unter uns der Erebos bleibt Leere,» sagte Lachesis mit Sanftmut. «Spürt Apollo deine Fäden, Klotho, die ihm Schwunge aus den Sternen — unzerreißbar — deine Finger flink erreichen?» Wandte Demeter benommen sich zur fühlendsten der Schwestern. «Einer Sonne Wesen grüßt ihr Bruderbild: Erscheinung: Helios' Sonne glückt Apollo. Seinen Ursprung sucht der Mensch: Hermes bringt dem Denker Nachricht!» gab der Vorsicht Eignerin zur Antwort. «Sind die menschlichen Geschicke für Apoll das Allgefühl: waltet er sonst keiner Wahrheit?» war der Demeter erneutes Fragen. «In Apoll geschieht die Weltbewustung: Hermes schürt, beschützt den Geist» wußte Klotho zu erwidern. «Hat die Bühne meines Schaffens, an Athenas Burg gehängt, versagt? Den Altar Apollos zu bewachen hab ich sorgsam sie begründet: Bacchos brachte Menschen rund hinzu!» wunderte sich De-

meter. «Dionysos gehört die Skene; die Umarmung des Theaters durch den Reigen der Silene, durch der Satyrn Sprung und Spaß ward zum Sieg im Heiligtume, das Athena ihm geschenkt. Sein Triumph erweist sich furchtbar: Mensch und Tier, Stern und Mond in ihren Blicken folgen seinem Schwebewagen, den er sonnumsponnen lenkt: brünstgem Panther goldbeflügelt, silberflossig statt der Tatzen schwebt und schwimmt die Pantherin voraus; doch den Panther hält die Gottheit stark am Zaum. Holdes Land, bist überflogen, unsre See bekräuselt wütig das Gespann: zu Eleusis warten treu die Mysten; die Gefolgschaft der Athener bog zur Stunde auch heran, fromm versammelt ist die Schar.» Lachte Lachesis voll Anmut. «Hermes wird ein Stern.» Durfte Demeter verkünden: «Samothrake ist die Insel von Apollo urgewußt, wo er seinem klugen Bruder, einem Stern, der ihn erzittert, fromm und freundlich anvertraut. Soll denn Hermes noch die Seelen um den Acheron bewehn?» Atropos besann sich langsam: «Hades weiß es. Antwort sagen seine Schatten: zwing ein haschbares Gespenst!» drauf entnebelten die Moiren.

Demeter war nie vereinsamt, denn das Keimen ihrer Saaten fühlte sie als liebliche Beruhigung: ihre Andacht gab dem Samenkorn die Freude, aufzuwachsen, wachsend sich der Sonne hinzugeben. Auch der Pflanzen Blütensprache hörte sie als Liebessang. Bienen flimmerten ergoldet wie ihr mütterliches Blicken über tauerfrischtem Morgengrau. Doch! Mittagsmacht seltner Stunde fromm zu üben, kostbares Getropfe Hingeopferter benutzend, fand durch Demeter Vollzug. Sie entzauberte die Stille eigner Scholle: «Hades, erkenn meine Stimme! Helios saugt an voller Erdenbrust. Das Geschöpf erstrebt sein Hochmaß. Ihm sind die Sichtlosen gewachsen. Sende uns Pythagoras!» «Als Blau enthüllt, hab ich mich selbst mit Blau gewandet: nun bin ich kaum im All aus Blau.» Erklang die Stimme des Befohlnen. Wie aus schmiegendem Glas ein Traumgebild erkannte Demeter Pythagoras. Die Mutter sprach: «Der Himmel war dir immer lieblich, Gestirnen folgte der Gedanke durch den Tag. Deine Seele strahlte um die Klarheit, größtes Sonnenwerk hast du vollbracht.» Pythagoras erklärte sein Krystallsein: «Des Auges Freiheit ist Apoll; zu gefällgen Dingen Hinschwung Hermes; ein Mensch, um geistige Behütung, Brüdern zugestandnes Wesen. «Demeter ersang sich sacht Pythagoras' Vollbrachtheit: «Hades Flamme

kann dich nimmer fassen, zwischen Kanten junger Kenntnis, hinter Flächen alter Lehren ist dein Atemgang erstarrt. «Da begann das glänzende Gespenst «Unsers Mittags Spanne hält mich grade hergehoben, langsam wandelt sich zur Schräge mein gestrahltes Glanzgehäuse. Drum erfahre aus der Sprache rasch den angestammten Zwang, sich ins Dasein einzuschalten.» Es schwang der Geist den Zeichenstrahl. Er sagte; führte Striche: «Der Kegel wird durch Menschenschickung, er ragt vom Erdenrand zum Sonnenziel. Die Welten, unverbunden, erstreben den Zusammenschluß im Ich: der Erde Sohn erreicht, als Mittelpunkt der Welt, die Sonne. Seine Helle ist ihm ungewußt sein Dunkel: ein Auge blickt zum Gott, ein Auge sieht den Leib. Führ durch den Kegel einen Schnitt: es gleicht die Form dem Regenbogen. Geht kaum die Sonne auf, so ist er breit; erfahre nun von niedern Erdentieren! Ich anerkenne das Entstammen: doch sehn verschiednes Blut wir urversammelt, daß Zusammenschluß im straffen Kreis es vereine. Geringsten Anlauf hüpft die Kröte in des Kegels flacher Sonnenbahn, eine Ratte läuft sie weiter, in die Erde kriecht der Wurm. Höher steigt die Sonne aufwärts huscht der Hase, hurtig jagt der Hund davon, in die Erde strebt der Maulwurf. Später wird es. Flügelspreizend steht der Strauß, Schwäne fliegen hold erhoben, Fledermäuse aber schlafen abwärtshängend mit dem Kopf. Wieder später: Affen klettern steil zum Mittag, Menschen haben ihn erreicht, schreiten würdig um die Erde. Hier erwartet einen Umschwung die vollendbare Gestaltung seine Welt; doch es stürzen sich noch Bären gerne rückwärts mit dem Bogen, der die Erde so erreicht; und das Faultier baumelt zwanghaft einer Kette Untergehn. Apollo, durch den Mittag Sonne, bringt den Menschen. Die Sonne sinkt. Apollo weist dem Menschen die Spirale um den Kegel eignen Daseins. Frevelmut betritt den Weg. Seine Tierheit fällt vom Menschen, nur als Träumer fällt er ab in dicken Schlaf, wo ihn Tiergespenster haschen: überrascht ihn das Erwachen, sichtet er den Höllenschlund. Frevel durch Apollo wird zur Ehre, Kampf um sie erträgt der Mensch beim Steigen. Neue Wendung der Spirale hemmt nach oben nie den Schritt: von sich wirft der Mensch die Habe; Opfermut schenkt die Erhöhung, denn im Heiligtum Apollos wird ein Trauerspiel Gewinn. Zur Erringung innern Gipfels gibt auf dem Spiralpfad der Erleuchtete bei der Entscheidung, auch im Traum zu stürzen, tiefe Selbstbestim-

mung auf. Sein Empor wird nun ein Schweben; er ist Licht und wölbt die Sonne strahlend ums ent-ichte I C H.» «Überweltlich wird die Allmacht: ungewußtes Ich gehört IHR zu.» Ersann sich Demeter erglommnem Einblick ein Gewand: «Diesem Steig des Menschen ist ein leichterer verwandt: Hermes magst du deuten, der vom Himmel her sich schwang.» Pythagoras bescheidet leiser: «Denke nüchtern nochmals an den Kegel, an den Kegelschnitt! Überm Aufhubsbogen faßt sich Orpheus im Gedicht; als Apoll auf Mittagshöhe, wird ihm das Elysium zugebäumt; neben ihm vernehmen sich die Wesen: er bekennt sich zu dem Kehllaut naher Tiere; doch gehört ihm auch der dumpfe Ruf nach unten. Orpheus weiß: wäre nie der Mensch, auf der Spirale, dem Elysium kühn entgangen, hätte er als gütger Hirt keinen Drang zur Furchtbarkeit gewirklicht: durch diesen Sang ward Dionysos geboren: ihm ist Dasein Wiederkunft. Denke, Demeter, ein Gott bei Tieren. Unterm Menschen bleibt er herrlich; jedes Wesen stimmt sich an. Mit dem Tiger hin zum Pfau, der Hyäne angeschmeichelt, stürzt die Gottheit bis zur Maus; sie verkriecht sich durch die Erde. Urgeträumt ist Dionysos, aus dem eigenen Theater senkt er mit der Erynnien ausgefauchter Wut, sich abwärts um die Mutter tief bekümmert: er entfiel den Eumeniden, die Apollo durch Athena im Zenith sich festgebannt. Mutter zu Eleusis, du empfingst ihn unbeirrt. In den Erebos geschwunden, unverschwunden ist der Gott: ein Funke. Doch ich habe vorgegriffen! Durch Apollos Auge sah ich Mysten: in Erwartung heilgen Vorgangs stehn sie an den Pforten unterweltlichen Bereiches. Demeter, sie haben ihren Reichtum hingeworfen, dürfen nackt beim Heime Hades, eine göttliche Erscheinung noch im Strahl erworbener Nacktheit, nach der Waschung fromm verharren. Von der Mysten keusch erwagtem Grate senkt sich Bacchos steil hernieder: im Gefolge großer Orgie hat Eleusis Er gewonnen. Auch nach oben blickt der Myste, dorther kommt ein Gott des Zaubers, wenn den Bogen heilgen Sturzes Bacchos durch sein Uropfer beschließt. Mutter merk', Mysten harren auf des Heiles Augenblick! Durch das Auge des Apollo seh ich — schreckgesetzlich eingesetztes Welttum zu erhalten — Nottat eines Mordes. Messer blitzen: unabwendlich? Zuckt der Strahl zum Tode? Einen Frosch hat man zertreten: Dionysos verschlüpft, ein Sohn des Zeus. Von oben saust der Kegelschnitt: der Unendlichkeit Parabel

schwingt ein Zeuskind — Hermes — uns in Sicht.» Pythagoras war Hades zugestrahlt.

«Ich bin Erleichterung der Welt. Hat Hermes Wort begonnen: «Im Eerebos mit Dionysos verbunden, dort, ungewußt uns Göttern, Bruderpaar des gleichen Vaters, stammt von Semele auf Erden Dionysos, ich der Himmlische, von Maja. Schwer aus Asien kommt der Zug des Bacchos über Land; einem Windloch der Kyllene, meinem Gipfel, bin ich früh entbraust. Meines Bruders Bogen ist ein umgestülpter Becher, ausgeleerter Wein sein Blut. Meine Schale schwebt empfangend, was die Sonne hold beschert, was der Mond zu sich beansprucht, wiederspendendes Gefäß. Sternenlöwe, Sternenjungfrau, Sternenfische nippen von dem zauberhaft verheißnen, hier ertauten Born des Ursprungs. In die Schale träufelt Ares seinen herben Saft, Vater Zeus den Trank der Stolzen, Kronos tropft den Tod hinein. Uranos beschert Verjüngung, Eros uns verwunschnes Licht. Weil aus Leichtsinn ein Hellene, flieg ich fort — bin ewig nah — umschweb euch hier. Meine Findigkeit versucht das Wunder: Flügel fertigt flink der Finger: halt ihn blinkend, Menschen zugestreckt: doch man nennt mich darum eitel. Kam aus Hellas, aus Ägypten; von den Indern zog es mich zum Ister; rings beheilige ich Inseln: das Geheimnis ward mein Zweck. Hört, Hellenen, könnt mir nachgeraten: werdet reich! Verschenkt die Seele. Liebe huldigt hehrem Geist. Mir geweihte Stätten hat Apollos Kuß gesegnet: singt ihm Dank! Edelmut entglüht dem Trieb zur Treue. Er hat Hermes hergesandt.» Pythagoras' verlaßne Zeichen wurden merklich: Kegel, Kegelschnitt, Spirale, die umzaubernde Parabel glänzten glashaft, wie die Qualle hinterm Spiegel ihres Wassers, durch das Blau der Luft. Hermes nahm mit hellem Finger jeden Schriftruck in Besitz; fügte, durch gewiesnes Wissen, Zug um Zug den eignen Ziffernstab. Er begann seine Erzählung: «Demeter, betrachte die Spirale, die Apollos Pfad empor erweist; sie ist Glut des Vormittages. Blick aufs Sinken der Spirale: mondhaft folgt sie schon vor Abend Dionysos hinab. Tat und Traum sind ebenbürtig; auf der Zwei beruht die Welt. Eine offne Gabel krönt den Stab, Sternenkräfte herzugreifen: Schale hatt' ich sie genannt.» Flügel glimmten bei Worten zu des Stabes Spitzen: und vom Gott kam die Verkündung: «Wer auf Stufen seiner Klärung dreimal sich emporgeschwungen, sieht die Engel der Erfüllung, goldbeflü-

gelt, vor der Schwelle göttlichster Enthüllung stehn. Sonnenabsicht, Mondesansicht haben ihn zum innern Ziel gelenkt: er wird Stern: Seltsam blau am Abendhimmel glänz ich selbst, der Sonne nah: Hermes. Seht Pythagoras Spiralen: sie umhäuten sich beweglich, Schlangen schleichen um den Stab; für Asiaten ziemt sich das Ereignis, die im Schlangenleibe ihrer Sünde Gleichnis sehn. Aus dem Paradiese, wo der Mensch mit seinen Tieren niedrig überwölbt gelebt, hat die Schlange sich aus Hoffahrt ihrer Schöpferin, der Sonne unerschrocken zugereckt: Luzifer beim Absturz nennt sich Bacchos über unsrer Flur. Stab, du wirst am Nil verständlich; der Hebräer wittert deinen Sinn! Stab, dein Flug ward unabwendlich, führ' uns fort!» Persephone erschien: «Mutter! Hermes, herber Herbstwind unsrer Schatten, wohler Frühjahrsgruß auf Erden, weht vom Hades mich zu dir, lenkt auf deinen Boden zur Umarmung meinen Schritt. Sommerwonne soll uns kommen, Keimkraft ward den Schollen durch den Hersturz Dionysos' beschert. Mutter, freu dich an Eleusis: es begann der beste Lenz. Mutter, dir gehört die Tochter; unsrer Freude jubeln Lerchen, Schmetterlinge flattern die Verlegenheit vor der Umarmung; Mutter, Mutter an dein Herz!»

Hellas' Heiterkeit ist Hermes.

* * *

# KIRKE UND ULYSSES

## VON WOLFGANG HELLMERT

### I. KIRKE AN ULYSSES

Schwellende Früchte. Schalen
Süß vergorenen Weins.
Glutende — in Fanalen
Lodern die Stunden des Seins.
Gnädige Buchtung. Ein Blauen
Ruft die Irrenden ein:
Fühle! Fühlung und Grauen
Leiten das Wandelnde ein.

Wandlungen! Alles Erinnern
Fließt dem Schweigenden zu.
Träume — tief noch im Innern
Gehn auch die Träume zur Ruh.
Siehe, das Heil ist ersonnen.
Sieh, der Friede vollbracht.
Oh, ergib Dich den Wonnen,
Tritt in die lethische Nacht.

Baut auch die Zukunft, was weiser
Sich in Formungen stellt —
Heißt nicht Ulysses Kaiser
Jeder entzauberten Welt?
Ich aber atme Betörung.
Fühlst Du? Dein Herze schlägt,
Da ein Turm aus Erhörung
Schmal sich erhebt und Dich trägt.

Fühlst Du? Es kreisen die Weiten
Nun, da ein Wunder winkt.
Über die Zonen und Zeiten
Reckt sich die Göttin, verschlingt.
Fliehe . . . ich halte Dich immer.
— Überwältigt von Graun
Stehst Du im Morgenschimmer
Ohne die Schiffe zu schaun.

*

## II. ULYSSES AN KIRKE

Raubt auch der Morgenschimmer
Blind die Schiffe dem Blick —
Wisse: Ulysses kehrt immer
In die Heimat zurück.
Nicht die zaubrische Handlung,

Nicht die lethische Nacht
Rühren ihn. Über die Wandlung
Steigt sein Wunder: Vollbracht!

Oh, ihr Vollbringungen! Künste
Bis ins Ende erdacht.
Sieh — Deine trüglichen Dünste
Kehren in meine Macht.
Oh, ihr Vollbringungen! Taten
Über die Moira gewollt.
Edler als phrygische Saaten,
Weiser als persisches Gold.

Kirke! Den Zauber lege
Leicht aus der ziellosen Hand.
Lieder Worte und Wege
Ruhen nun, sind Dir entwandt.
Steige mir stygischer Brodem
Denn zu den Göttern empor!
Ah — schon ertrinkt Euer Odem
Nicht mehr das menschliche Ohr

Trifft er. Die menschliche Preisung
Weiß Euch nicht mehr. Schon geht
Jener Sturm aus Vereisung,
Der Euch entlaubt und verweht.
— — Weinst Du? Die Nebel steigen,
Kirke, Dein Antlitz ist leer.
Schweigst Du? Die Götter schweigen . . .
Offen brandet das Meer.

* * *

# HERAKLES

## VON ALBRECHT SCHAEFFER

(Fortsetzung)

### VERSCHULDUNG

Herakles kam nun nach Theben. Da er seine Eltern dort nicht fand, so fiel es ihm nicht ein zu verweilen, aber der Thebanische König Kreon hielt ihn zurück. Denn seine einzige Tochter Megara hatte sich an der Pracht des eben männlichen Knaben so versehen, daß sie ihn vom Vater zur Ehe erbat; der verweigerte es nicht, weil Herakles auch ihm gefiel und er ein Sohn des Höchsten war. Und Herakles selber weigerte sich nicht, weil Megara ihm gefiel, auch Theben die Stadt der sieben Tore und das schöne boiotische Land, das sich reich und sanft vom wilden Kithäron hinweg zum Meer von Euboia dehnte, mitten in sich den Himmel selbst haltend in der stillen Bläue des kopaischen Sees. Hier dachte er in Frieden zu leben, und so schien es auch anfangs, drei Jahre lang, in denen Megara einen Sohn und eine Tochter von ihm empfing. Die sind namenlos geblieben; denn im dritten Jahre vollzog sich das Schrecknis. Megara wurde Herakles überdrüssig; sie versah sich nun in einen anderen Prächtigen, einen Sänger und Leierspieler namens Asteropaios, und Herakles ertappte sie beide. Diesen Augenblick erspähte aber Here die alte Feindin, und sie löste mit einem Griff alle Schranken in der Brust des gekränkten Mannes. Er brach in Wahnsinn aus; er erschlug Megara, er erschlug Asteropaios, und als er wieder Licht sah nach der Verfinsterung, hatte er auch seine Kinder erschlagen.

Herakles brach in Weinen aus. Und weinend, in einem einzigen ungeheuren Schluchzen lief er über den Helikon und durch das Land Fokis nach Delfoi. Er drang in das Heiligtum Apollons mehr wie ein Räuber als ein Bittender, und als die Priester ihm als Antwort des Gottes auf sein Verlangen nach einer Sühne nur die Aufforderung brachten: Geh zu Eurystheus, schrie er noch halb irre wie ein Knabe: Das ist Nichts! Das ist Nichts! und stürzte, weil die Priester beharrten, in das große Unbetretbare selber. Darin war nichts als eine Feuerstatt und ein Dreifuß vor dem Standbild des Gottes aus Marmor; Herakles hielt es jedoch für den Gott,

beschwor und bedrohte das schweigende, endlich stieß er es um, daß es zerbrach. Als die Trümmer des schönen Marmorleibes am Boden still lagen, schien das Heiligtum zu erschrecken. Die Deckbalken knisterten, und die Säulen umher schütterten von einem Donner, aber er schrie: Foibos, Foibus, nun bist du hin! Jetzt will ich hier Gott sein und weissagen! — Da stand Apollon vor ihm; die Empörung ließ den sonst lichten alle strahlende Kraft in sich zusammenziehn, und finsteren Leibes ragte er da, wie eine Sonnen-Verdunkelung; nur an den Rändern liefen unheimliche Linien von Licht, glühende Ahnungen von Blitzen und dem Toben des Lichts im Innern. Herakles achtete es nicht, sondern raffte einen Brocken vom Boden und fiel den Gott mit dem Trumm seines eigenen Bildes an, seinem eigenen rechten Arm, den Herakles schwang. Jetzt aber sprang blendend und schweflig ein knatternder Blitz zwischen beide hinein, von Zeus eine Mahnung an seine rasend gewordenen Söhne. Der ein Gott war von ihnen erkannte im andern jetzt die Verblendung und den Schmerz; er gab ihm mit der flachen Hand einen leichten Schlag auf das Haupt. Das Feuer darin erlosch; es wurde dunkel und kühl, und die Stimme des Gottes wiederholte mit Sanftmut: Geh zu Eurystheus.

Darauf beugte sich Herakles und ahnte, was ihm bevorstand, und ging in die Knechtschaft.

## DIE ZWÖLF ARBEITEN

Herakles wanderte nach Argos. Die Götter hatten ihm zur Hochzeit mit Megara auf Zeus' Geheiß Kleidung und Waffen geschenkt: Athene ein Gewand, Apollon einen Bogen, Hermes ein Schwert und Hefaistos einen Panzer. Das Herz beschwert mit der Schuld gelangte er durch Fokien und Boiotien die heiter glänzenden Länder nach Megaris und über die korinthische Landenge nach Argos, endlich im Süden dieses Landes, dessen Weiden von unendlichen Roßherden wimmelten, nach Tiryns, wo jetzt Eurystheus herschte, nachdem Amfitryon in einer Schlacht gegen die Minyer gefallen war. Alkmene in stillem Schmerz lebte noch, zusammen mit ihrem zweiten Sohn Iolaos, der um ein Jahr jünger als Herakles mit ihm aufgewachsen war. Eurystheus war allerdings die widerwärtige Kröte geworden, zu der ihn Here gewünscht hatte. Er war braun und faltig im Gesicht, er fror

immer und saß auf den Händen in der Sonne auf heißen Steinen, glotzend aus traurigen Augen. Zu Herakles sagte er, als der vor ihm stand:

Ja, du kommst recht. Wenn du so stark bist, wie du groß bist, kannst du mir den Löwen erschlagen, wegen dem Zeus mir grollt, weil er Nemea und alle Ortschaften um das Heiligtum verödet. Aber, fuhr er grämlich fort, er sollte sich nur selbst grollen, dieser Gott, denn durch seine Saumseligkeit ist die Bestie geboren.

Wie das? fragte Herakles. Weißt du das nicht? fragte Eurystheus und fuhr kundig fort: Das wirst du aber wissen, daß es eine Zeit gab, wo noch keine Menschen waren, sondern nur Ungetüme. Mit ihnen kämpfte Zeus, indem er sich vermaß. die ganze Erde zu säubern und sie darnach mit einem herrlichen Geschlecht zu bevölkern. Aber das erste gelang ihm wohl nicht, und das zweite hat er jedenfalls unterlassen, oder der flinke Titan kam ihm zuvor; denn wir Menschen — weißt du das? — verdanken unser Dasein Prometheus, der kein Gott war, sondern Titan, und darum sind wir nur so.

Der Löwe, erinnerte Herakles den Emsigen, und der besann sich, hustete und fuhr fort: Der Löwe, laß dir sagen, ist ein Sohn einerseits des Tyfon, anderseits der Echidna; die waren beide unter jenen früheren Ungeheuern. Woher Echidna kam, ist nicht bekannt, um so mehr, aber wozu sie kam, nämlich zu der Chimaira in Lykien, zum Löwen in Nemea, zur Hydra in Lerna und zu dem Kerberos-Hund in der Unterwelt, den ich wohl einmal sehen möchte, aber nicht dort unten. Tyfon wiederum war ein Sohn des Tartaros und der Urmutter Gaia, ein Riese, so groß wie der Helikon, und Zeus konnte ihn nur bändigen, aber nicht töten, darum haben wir nun diesen Löwen. Töte ihn, das ist mein erster Auftrag an dich, damit ich dich von der Blutschuld losmachen kann. Nimm Bogen und Köcher mit, denn ich habe gehört, er hat eiserne Nägel.

## DIE ERSTE ARBEIT

Den Rat des Eurystheus befolgend nahm Herakles von seinen Waffen — außer dem Löwenfell — nur den großen Bogen von Steinbockshörnern mit und den Köcher voll Rohrpfeile. Er wanderte nordwärts durch Argos, und über das Treton-Gebirge hinweg betrat er das fahle, fast nackte Fel-

sental von Nemea. Die Häuser der Stadt am Grunde waren kaum sichtbar im sonnebeglühten Gestein, wo nur selten die Steineiche grünte oder der dunkle Schirm einer Pinie. Nemea schien erstorben, als er hinabstieg. Das winzige Rinnsal im verdorrten Flußbett hätte sein Durst fast erschöpft. Von den wenigen Menschen, die sich aus den Häusern wagten — dem Wahnsinn nahe vor Hunger — hörte er, daß der Löwe des Abends in ein kleines Seitental komme, wo es noch Gras gab und ein wenig Vieh in den Ställen. Herakles ruhte sich aus, bis der Strom der Sonne sich milderte, und machte sich auf.

Er sah den Löwen vom Bergessattel aus, den er erstieg; unten im Kessel stand er, als ob er den Helden erwarte, nicht anders aussehend als der am Kithäron. Als Herakles ihn anrief, wendete er nur den Kopf ab und setzte sich hin. Gleich sandte er den ersten Pfeil hin, gut zielend, traf auch genau die Stirn des Untiers, aber der Pfeil sprang zurück wie von Felsen. Allen anderen Pfeilen, die auf alle anderen Gliedmaßen sprangen, erging es nicht anders. Auch die zwei letzten, auf die Augen gezielt, prallten von den vorher geschlossenen Lidern.

Herakles legte den Bogen nieder und stieg hinab. Unten wartete der Löwe nicht, sondern kam in ungeheurem Sprung auf ihn zu. Herakles fing ihn in den Armen auf, ohne zu wanken, umschlang seinen Hals und würgte. Der Löwe seinerseits hieb eine Hinterpranke in Herakles' Schenkel; durchreißen konnte er den ehernen nicht, aber die Haut wurde ihm abgelöst wie ein Blumenblatt und dies war der Anfang. Denn Stunde um Stunde dieser Nacht verging Herakles, vor seinen Augen das böse glimmende des Tiers, von seinem Atem umkocht; aber eine unermeßliche Zähigkeit spannte die gedrosselte Gurgel eisern und blähte immer von neuem die flatternden Lungen. Von den Hüften herab Blut strömend und fast ohne Haut, oben strömend von Schweiß erst, doch bald verdorrt wie das Flußbett am Mittag, röchelnd wie ein Sterbender: Herakles meinte, er zwänge es nicht. Iolaos, stöhnte er, o Iolaos!

Iolaos, Alkmenens Sohn von Amfitryon, war ein Jüngling zwar kleinen Leibes, aber von großer Schönheit und Kraft, als wäre von der Umarmung des Gottes in ihrem Leibe ein Glanz verblieben, der noch die irdische Geburt durchströmte; seine Seele blieb indessen etwas einfältig, so daß er nur dort

sein wollte, wo der göttliche Bruder war, ihm zu dienen, mit ihm und von ihm zu lernen, und er hatte sich in die Dämmrung verloren, als Herakles nach dem Linos-Mord sich vereinsamte. Als er endlich zurückkam, erwachte er an seinem Lächeln und Gruß. Gegen Nemea aufbrechend ließ Herakles ihn gebrochen zurück; sein riesiges Schreiten brachte ihn in fünf Stunden nach Nemea. Aber am Abend, als dort sein Ringen begann und in Tiryns alles zur Ruhe ging, schirrte Iolaos zwei Rosse an den Wagen und jagte mit solchem Ungetüm nordwärts, daß er mit der Nacht-Mitte in Nemea war, nachdem er den Berg zu Fuß überwunden hatte. Herakles stand noch wie zu Anfang der Nacht, als Iolaos, jauchzend und nackt, nur die nackte Klinge in der Faust die Hänge herabstürmte und das doppelschneidige Erz in den rauchenden Schlund versenkte. Der Löwe erlosch. Iolaos küßte die blutigen Schenkel des Bruders, und sie trennten sich nun nicht mehr.

Eurystheus lachte nach innen, als der geheilte Halbgott noch hinkend das Fell von Nemea brachte, denn er hatte von dessen Unverwundbarkeit gut gewußt und deshalb Herakles geraten, nur den Bogen zu nehmen. Er sagte:

Nach dem Bruder die Schwester. Diese Schlange von Lerna mit neun Häuptern, die Feuer ausspeien, richtet weit mehr Schaden an als der Löwe. Es ist nicht weit von hier, dicht bei der Stadt Argos. Du kannst es; wenn du den Löwen gekonnt hast, kannst du auch die Schlange.

Er saß in der Sonne auf der niedrigen Mauer seines Weingartens; rundum säuselte Sommer-Odem im grausilbernen Laub der Oliven; die sich blauenden Trauben, die an den verkümmerten Stämmen rankten, glühten weinrot in der Sonne. Grüngoldne Lazerten liefen oder saßen überall auf der Mauer und dazwischen die arme braune Mannes-Kröte, die lustlos am Daumen kaute. Herakles sah dieses und jenes und verglich die Pracht und die Schwäche. Dann gedachte er seiner Schuld; er lächelte schmerzhaft und fügte sich dem Eurystheus.

## DIE ZWEITE ARBEIT

Die Hyder saß in ihrer Felshöhle und sah furchterregend aus, daß der kleine Iolaos erbleichte. Er und Herakles standen auf dem Wagenweg im

Gebirge Artemision, der von Argos nach Tegea führte; über ihnen erhob sich eine rote Felswand, dreihundert Fuß hoch, und rings standen Fichten. Hundert Fuß über ihnen war das Loch, und als Herakles Pfeile hineinschoß kam eine Anzahl Hälse mannslang hervor, Häupter schaukelnd wie von Stieren mit Hörnern und Hauern, und brennender Geifer tropfte. Sie entliefen rasch, und wegen der Länge der Hälse berieten sie sich, nach Lerna zu gehn und einen Schild zu machen, der sie beide deckte. Lerna war nur ein kleines Dorf, das einem reichen Mann gehörte namens Lernaios. Er gab für die Hyder gern sein größtes Tor her, höher als Herakles, eisenhart von Eiche, und der Schmied befestigte eine Kette daran, an der es sich heben ließ; auch wurden alle Schilde, die da waren, darauf genagelt, ehe Herakles es forttrug.

Jetzt lockten neue Pfeilschüsse die Hyder ganz hervor, und nun zeigte sich erst, daß hinter den Hälsen noch ein Echsenleib war von sechzig Fuß Länge und gepanzert; der ließ sich mit Krallenfüßen herunter, das scheußliche Bündel der gebäumten Häupter vor sich tragend, und Iolaos sank das Herz. Sie standen beide hinter dem Schilde, und Herakles schlug mit dem Hermes-Schwert zu, sobald ein Haupt um den Rand kam; das fiel, und ein Blutstrom schoß heraus, allein Herakles, der die Schildkette hielt, konnte sich nicht rasch genug wenden vor neuen Rachen. Er ließ den Schild fahren und sprang mit Iolaos zurück. Dann zählten sie die Häupter der Hydra, die jetzt auf dem Schilde lag, und fanden, daß es jetzt zwölf waren. Wo einer fiel, waren zwei neue gewachsen.

An diesem Tage, erkannten sie, war nichts auszurichten. Als sie aber am nächsten Morgen mit neuem Schilde und neuer Hoffnung zurückkamen, war in der Zwischenzeit von Tegea ein Wagen gekommen mit allerlei Menschen, die in den ausgestorbenen Dörfern nichts von der Gefahr gehört hatten. Nun lag der Wagen umgestürzt im Tannicht, und die Hyder fraß mit fünf Häuptern von ebensoviel Leichen. Bei dem schaurigen Anblick ergrimmte Herakles, daß er ohne den Schild göttlich zufuhr; er hieb und hieb, aber die Hyder fuhr fort, Köpfe sprießen zu lassen, und bald sahen die beiden sich halb blind in einer Purpur-Wolke, die aus einem See von Blut dampfte. Sie taumelten ins Freie und schöpften Atem, und da kam nun Athene in der Gestalt eines feinen Jünglings. Der sprach: Ihr

müßt brennen, und reichte ihnen lächelnd den Feuerquirl. Iolaos nahm ihn; dann war, wo eben der Jüngling gestanden hatte, nur eine schlanke Fichte, und sie erkannten, daß es die Göttin war. Herakles fällte mit dem Schwert diese Fichte, befreite sie vom Gezweig bis auf die Spitze, Iolaos quirlte, schlug Feuer und entzündete den Wipfel. Und nun hieb er auf jeden Stumpf, dem ein Haupt entfiel, den brennenden Baum, und siehe, es half und nichts wuchs mehr nach. Nun bäumte das Ungetüm sich freilich häuserhoch; sie mußten wie Tänzer behend hierhin und dorthin hüpfen, Herakles sprang wie ein Löwe an den flüchtenden Hälsen hoch, nun knickten Fichten unter dem Panzerleib, nun brannte der Wald, es war in Rauch und Flammen ein rasender Wirbel von Hälsen und Männern, Leichen, Baumstämmen und Häuptern, und als das letzte fiel, lag Iolaos begraben in brennenden Tannen-Pelzen, da er im Blutsumpf ausglitt. Herakles fand ihn mit Mühe und trug blind und stolpernd den betäubten Leib des Lieben aus dem brennenden Wald.

Als das Feuer ausgebrannt war, kehrte Herakles noch einmal zurück, schnitt die Galle aus dem Leib der Hyder und tauchte seine vierundzwanzig Pfeile in das noch lebende tödliche Gift. (Fortsetzung folgt)

* * *

## ISTRIEN

### VON ZHILIOSTA

Die edle Kraft der schlank belaubten Säulen
trägt Schönheit in den reinen Glanz des Himmels,
der meiner Sehnsucht sich erfüllend neigt.

Die weiße Treppe steigt mit mir in Frieden,
wenn in der Palmen wunderbaren Schatten
ein alter Schmerz in Milde sich verschweigt.

Vertrauter wurde mir der Fremde Garten,
kein Traumbild mehr, in Wirklichkeit versäumt,
die Seele brauchte länger nicht zu warten:
es wurde Erde, was der Himmel träumt.

* * *

# ODYSSEUS IN DER UNTERWELT

## VON PAUL WEGNER

Er stieg getrost hinab ins Tal der Schatten,
sein Herz verstrahlte purpurfarbnes Licht,
und in der grauen Öde und dem matten
tief bangen Seufzerwind verging er nicht.

Er riß mit hartem Erz des Widders Kehle,
ausquoll das Blut und dampfte süß und schwer.
Da rauschten durch die Nacht die Schemen her
und schlürften Blut und wurden Leib und Seele.

Und drängten näher her, und schon begehrte
ihr Murren mehr; entblutet lag das Tier.
Er aber stand mit aufgehobnem Schwerte
und scheuchte streng die nimmersatte Gier.

Und scheuchte strenger noch das eigne Herz,
das von des Jammers Überkraft erstöhnte
und brünstig bangte nach dem scharfen Erz,
auf daß sein Blut die Dürstenden versöhnte.

Er blieb dem Leben treu, das ihm geboten
(den vieler Straßen Irrsal ausgebrannt):
Sich selbst zu suchen und sein Heimatland!
Nur um ihr Wissen fragte er die Toten.

Er sparte jeden Hauch und jeden Blick,
verbarg des Herzens leidentfachte Brände
und stieg besonnen an den Tag zurück,
daß er sein Schicksal meisterlich vollende.

* * *

# DAS NACHTMAHL DER HEILIGEN UND DER MYTHUS DER HÄNDE.

## ARGUMENTATIONEN ZU LIONARDOS ABENDMAHLSBILD

VON JOHANNES URZIDIL

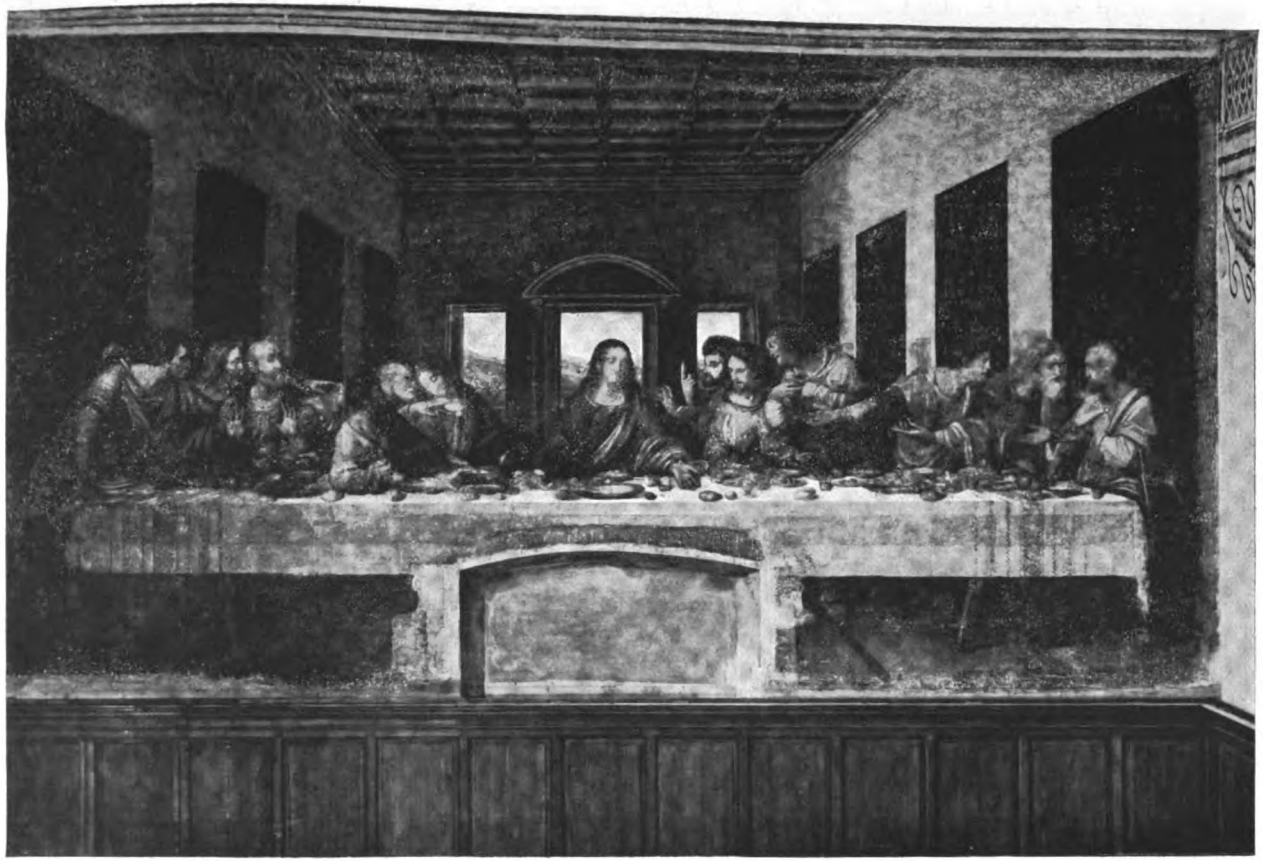
> «Ja, sieht man bloß auf die Hände, so ist es, als hätte alle Malerei vorher im Traum gelegen und wäre nun erst erwacht.»
>
> (Burckhardt.)

EINSAMKEIT steht gegen Einsamkeit auf dem Abendmahlsbilde von Santa Maria delle Gracie: die beiden Einsamkeiten als Protagonisten des großen Trauerspiels, aber die Gebärden der elf Apostel in chorischer Bewegtheit von beiden Seiten herankreisend. Einsamkeit Christi und Einsamkeit des Judas in dieser Stunde des Kampfes mit ihrer tragischen Sendung. Keine strahlende Aura beglaubigt übernatürlich den Menschensohn, aber er sitzt inmitten seiner Jünger, die im Augenblicke begriffen sind und von denen Lionardo zeitgenössisch erzählt, in einem Raum, dessen Aufbau und Gliederung dem Renaissanceempfinden voll entspricht. Das Haupt des Gottgesandten wird zum Fluchtpunkt des räumlichen Linienspiels, aber die Einsamkeit des Judas bricht in diese Symmetrie wie die Unruhe, deren sich niemand erbarmen will. In die Haltung dieses Judas gerät niemand aus eigener Willkür. Stoßkraft solcher Diagonale kommt von oben. Die dunkle Macht wendet sich gegen das Licht, zwei Missionen geraten aneinander. Sprach nicht Christus eben das Wort: «Einer ist unter euch, der mich verrät?» Schon ist sein Blick in die Milde letzter Resignation getaucht, aber seine Hände sprechen davon, wie sehr er noch der einsamen Stunde im Ölgarten bedarf, welch ein unheimliches Entsetzen in ihm lauert vor dem donnernden Gebot, das die Ewigkeit an ihn richtet. Was das Herzensverständnis und die Bereitschaft der Linken in sich aufnimmt, dagegen sträubt sich die Rechte in unüberwindlichen Reflexen, in tiefer Abwehr gegen den Ahriman dieses Abends. Ahnungsvoll starrt Jakobus auf diese Hände. Sie waren die Mittler zur Umwelt in allen Segnungen und Heilungen, bald werden sie sein, wie Grünewald, der unbemerkte Augenzeuge

dieses Martyriums sie am Kreuze sah und durch die Jahrhunderte in seine Werkstatt trug als heiliges Memento. Die Jünger in Emaus erkannten später den Herrn nicht an seinen Reden, sondern da er das Brot mit seinen Händen segnete und brach.

Die abwehrende und zugleich aufnehmende Bewegung der Hände Christi deutet die ganze Lehre: Barmherzige und beispielgebende Vereinbarung menschlichen Schicksals mit dem Gesetz. Jene unheimliche Erkenntnis: «Es muß ja Ärgernis kommen, aber wehe dem, durch den Ärgernis kommt,» die sich noch während des Abendmahls gerade auf Judas zuspitzt, wurde nirgend so erschütternd illustriert. Was die eine Hand entsetzt von sich weist, fügt die andere schon in die höhere Gesetzlichkeit ein. Dies ist die Geste, mit welcher der wahrhaftige Mittler das menschliche Verständnis zwischen das harte Gesetz und die Diesseitsschwäche legte, an der Gott selbst nicht ohne Anteil ist und, deren Widerspruch zum Gesetze zu lösen, Gott selbst in ihm unter die Menschen hinabstieg. War nicht er es, der in der Bergpredigt, wo er die Theorie seiner Lehre setzt, jenen als Ehebrecher bezeichnet, «der ein Weib nur ansieht, ihrer zu begehren?» Derselbe Verkünder, der aber im praktischen Fall der Ehebrecherin verzeiht. In der Abwehrbewegung Christi reagiert sein Menschliches auf die menschliche Seite seines Schicksals, dessen vollziehendes Instrument in schicksalsgemäßer Verkörperung vor ihm dasitzt. Denn Christus weiß ja, daß Judas «nicht weiß, w a s er tut.» Es m u ß t e ja dieses Ärgernis kommen. Des Menschen Sohn, so spricht der Meister an diesem Abend selbst, geht dahin, wie es b e s t i m m t ist. Wenn also Lionardo Judas als den Dunkelsten in diesem dramatischen Claireobscure zeichnet und seine Gestalt vollkommen aus der Gruppe der Apostel heraushebt, indem er zwischen diesen ununterbrochene Zusammenhänge herstellt, Judas aber zusammenhanglos verbleiben läßt, so tut er recht daran. Denn nicht nur, daß Judas der andere große Einsame neben Christus ist. Er ist dunkel von Angeburt, über ihn ist Dunkelheit verhängt und er hat die Sendung der Dunkelheit zu erfüllen.

Nach des Johannes historisch wohl nicht ganz sicherem Bericht hätte der Meister den Namen seines Verräters nur dem Johannes zugeflüstert, dann erst dem Judas einen Bissen gereicht und erst nachdem dieser den Bissen genossen, wäre der Satan in ihn gefahren. So möchte es scheinen,



*Abendmahl* (*Mailand*)

daß Christus selbst Judas zu seiner Tat bestimmt. Lukas läßt den Verrat des Judas noch vor dem Abendmahl stattfinden und Christus die Worte sprechen: «Des Menschen Sohn geht dahin, wie es bestimmt ist.» Über Judas sagt Christus in diesem Texte nur die Worte: «Die Hand dessen, der mich verrät, ist mit mir am Tische.» Die Jünger stellen sich untereinander zwar die Frage, wen von ihnen der Meister meine, doch das Ganze kommt ihnen offenbar so unglaublich vor, daß sie die Bemerkung Christi schließlich wieder übergehen. Matthäus indessen, der zweite evangelarische Augenzeuge des Abendmahls, stellt zwar (einmütig mit Lukas und Markus und im Gegensatz zu Johannes) fest, daß Judas den Handel mit dem Hohenpriester schon vor dem Abendmahl abgeschlossen habe, aber er verzeichnet jenen fürchterlichen Dialog zwischen Christus und Judas in welchem dieser die Frage stellt: «Bin ich es, Rabbi?» und Christus ihm antwortet: «Du hast es gesagt.» Der Bericht des Matthäus läßt uns annehmen, daß dieses Zweigespräch vor allen Anwesenden stattfand. Zwei Gründe konnte dann die Frage des Judas haben: entweder wollte er des Meisters prophetisches Wissen frevlerisch prüfen oder war er seiner selbst noch nicht ganz sicher, obzwar er mit dem Hohenpriester bereits verhandelt hatte. Dies ist die geistigere der beiden Möglichkeiten und auch zugleich die, welche Lionardo zur Darstellung brachte. Christus selbst, der dem Verhängnis nicht ausweichen will, obgleich er die Angststunden des Ölbergs schon ahnt, betont Judas in seiner Sendung. Diese Deutung entspräche auch innerlich dem Bericht des Augenzeugen Johannes, der seine Darstellung vielleicht etwas zu sehr auf seine eigene Persönlichkeit abgestimmt hat. Judas auf Lionardas Gemälde ist — das beweist seine Handstellung — nicht bloß überrascht und von Furcht erfüllt, er steht auch unmittelbar vor der unsicheren Frage: «Bin ich es, Meister?» Noch ist die Macht der Finsternis in ihm nicht bis zu Ende gediehen, er hat dem über ihn verhängten Bösen nur erst die eine Hand gereicht, ja er erscheint im Verhältnis zu diesem Bösen als eine durchaus tragische konflikterfüllte Gestalt.

Daß in den Tagen der Apostel an ein vorbestimmtes Schicksal geglaubt wurde, ja vielleicht Gedankengänge über die Präexistenz der Seele vor der irdischen Geburt nahe lagen, ergibt sich aus der Episode mit jenem Blindgeborenen (Joh. 9. Kap.), über welchen die Jünger Christum befragen, o b

er selbst gesündigt hätte oder seine Eltern, daß er blind geboren worden sei. In der Antwort wird betont, daß dies geschehen wäre, damit die Macht Gottes offenbar werde. Auch Judas vollbringt nicht bloß von sich aus das Werk der Dunkelheit, sondern durch ihn läßt Gott seine Macht offenbar werden. Der böse Trieb wird hier, wie der Talmud sich ausdrückt, zum Wagen Gottes gemacht. So muß der Schatten, der über Judas liegt, physikalisch unbegründet bleiben. Alle Köpfe schweben in der Gnade natürlichen Lichtes, auch das Haupt des Christus, der auf diesem Bilde nicht in der sonst üblichen symbolistischen Weise Licht ausstrahlt, sondern eben als Mensch Licht empfängt, nicht anders als die Apostel. Entgegen dem Sederrituale sind auf dem Abendmahlstisch keine Lichter entzündet. Die Lichtquelle ist im Vordergrunde des Raumes etwas rechts gedacht. Die Landschaft hinter den Fenstern ist jedoch in heller Dämmerung, wiewohl das Mahl mit dem ersten Stern begann und schon weit vorgerückt ist. Nur Judas, die wahrhaft tragische Gestalt dieser Versammlung bleibt ohne Licht. Er sitzt in einem durchaus unkörperlichen mystischen Schatten, dem Schatten des Schicksals. Die rechte Hand, mit der er den Beutel umkrampft, ist die Hand, mit der er die dreißig Silberlinge der jüdischen Priester empfing, die Hand, die im nächsten Augenblick mit der Hand Christi das Brot in die Schüssel tunken wird, die linke Hand aber ist jene tragische Hand, mit der er die dreißig Silberlinge dem Priester wieder vor die Füße warf, rufend: «Ich habe unschuldig Blut verraten!» In diese eine Hand mit ihrem ganzen unwillkürlichen Entsetzen hat Lionardo das gelegt, was allein das Widerspiel der rechten Hand Christi bilden kann. Ja man möchte diese beiden mit tiefster Absicht nebeneinandergestellten Hände die innere Mitte des ganzen Gemäldes nennen. Nur die Weisheit Lionardos und seine mit keinerlei menschlichem Lot ausmeßbare Tiefe konnte hinter diese beiden Hände die erhabene Faltung der Hände des Evangelisten Johannes legen.

Wohl hat Lionardo, der die Handgeste als stärkstes Ausdrucksmittel und als notwendige Ergänzung des Gesichtsausdruckes empfand (den 13 anwesenden Personen entsprechen 25 Hände. Nur die eine des Apostels Thomas fehlt.), auch an die Charakterisierung der Hände der übrigen Apostel das Höchste gesetzt, aber den Händen Christi und den Händen des Judas ist er nur noch in denen des Apostels Petrus nahegekommen. Petrus,

dessen rechte Hand das Messer nicht lassen kann und dessen Linke auf Christus in ungläubiger Entrüstung hindeutet, will es nicht wahr haben, daß Christus überhaupt von jemandem verraten werden könne und fordert Johannes auf, doch zu forschen, wer gemeint sei. Und dennoch ist es Petrus, dieser Fels der Kirche, der den Herrn kurze Zeit nachher dreimal verleugnet. So ist er, wie um Kommendes bedeutungsvoll ahnen zu lassen, unmittelbar neben Judas gestellt, mit den ihn auch die bitterliche Reue innerlich vereint. Vielleicht kann man sagen, daß in seiner Entrüstung und in der Art, wie er Johannes zum Forschen veranlaßt, ein gut Teil eigener Unsicherheit in bezug auf die Person des Verräters, in bezug auf sich selbst enthalten ist. Seine rechte, messerhaltende Hand ist jene, zu der Christus bei seiner Gefangennahme die Worte sprach: «Stecke dein Schwert in die Scheide, denn alle, die das Schwert ergreifen, werden durch das Schwert umkommen.» Seine linke Hand aber enthält alles menschlich Zweifelnde seiner Lage. Man fühlt sich versucht, der deutenden Realität all dieser Hände die deutende Abstraktheit jener Hand gegenüberzustellen, mit welcher auf der Isenheimer Kreuzigung des Matthias Grünewald Johannes der Täufer auf den Menschensohn hinweist, dabei die Worte sprechend: illum oportet crescere me autem minui.

Von beiden Seiten ansteigend in hervorbrechender Bewegung «vom Erhabensten bis ins Befangene» verwirklichen die vier Gruppen der elf Apostel das weise Gleichgewicht dieses Gemäldes, jede Gestalt ein in sich verfestigtes Ganzes, eine Individualität aber fugisch in die andere übergreifend. «Welch ein Geschlecht von Menschen! Vorbilder aller Männlichkeit, erstgeborene Söhne der vollendeten Kunst.» (Burckhardt) Links Bartholomäus, der nur Zuschauer scheint, dann Jakobus der Jüngere, schon etwas bewegter, Andreas mit lebhafter Beteiligung, Petrus mit seiner starken Geste abfallend in die sanf-wehmütige frauliche Kadenz des Johannes, der so sehr jenen weiblich gearteten Lieblingstypus Lionardos verkörpert, wie wir ihn auch bei Philippus und etwa auf der Heiligen Anna Selbdritt finden. Rechts aber zunächst die bloß debattierende Gruppe der beiden Alten Simon und Thaddäus, dann Matthäus der Evangelist (am Wendepunkt der Erregung, halb der einen, halb der andern Seite zugekehrt und eben wie sein Evangelium halb im Erlebnis, halb es erörternd). Dann Philippus in

leidenschaftlichen Beteuerungen, der geliebte Altersgenosse Christi, in der Farbe mit ihm und Johannes gleich gekleidet (sein mädchenhafter Kopf hat sich wie durch ein Wunder an dem zerstörten Gemälde am besten erhalten), dann die empörte und entsetzte Gestalt des älteren Jakobus, der in der stärksten Bewegung begriffen die Climax abschließt. Denn vom Zweifler Thomas läßt Lionardo bewußt nur Kopf und Hand sichtbar werden.

In dem tiefen Hiatus aber zwischen den rhythmischen Einheiten der beiden Doppelgruppen von Aposteln, vor der hellen Türöffnung, deren Umrahmung ihn äußerlich sondert, die Stirne auf die ferne Horizontlinie proiziert, in welcher Himmel und Erde sich miteinander vermählen, schwebt Christus einsam und ihm gegenüber Judas. Ohne diesen wäre das Gemälde von vollendeter Symmetrie, aber eben er ist es ja, der die innere Symmetrie des Augenblicks stört und all die Bewegung hervorruft, er ist das «Aufregungsmittel, mit welchem der Künstler die ruhige, heilige Abendtafel erschüttert.» (Goethe.)

Welchen Tiefsinn hat aber bei dieser Heiligen Abendtafel, dem Sedermahl, das mit seinen Jüngern zu essen Christus so sehnlich verlangt hat, die Ruhe der Gegenstände, die homerische Unbewegtheit der äußeren Umwelt? Wie die Dinge auf dem Tisch und die Landschaft hinter den Fenstern in ihrem Sein schlicht beharren, die Zeugenschaft großartiger Begebenheiten sie nicht mitreißt! Denn sie allein sind nicht erlösungsbedürftig, in ihrem Sein ist nicht Sünde. Der Herr aber, Wein und Brot segnend, kennt die Kraft, die den in sich selbst ruhenden Dingen eignet. Wohl hat er eben erst den Verräter geoffenbart, aber in dem leicht geneigten Haupte bereitet sich jene Stimmung vor, in welcher nach Einsetzung des Sakramentes die Worte von der Notwendigkeit gegenseitiger Liebe, dem Zeichen der Jüngerschaft, gesprochen werden mußten.

* * *

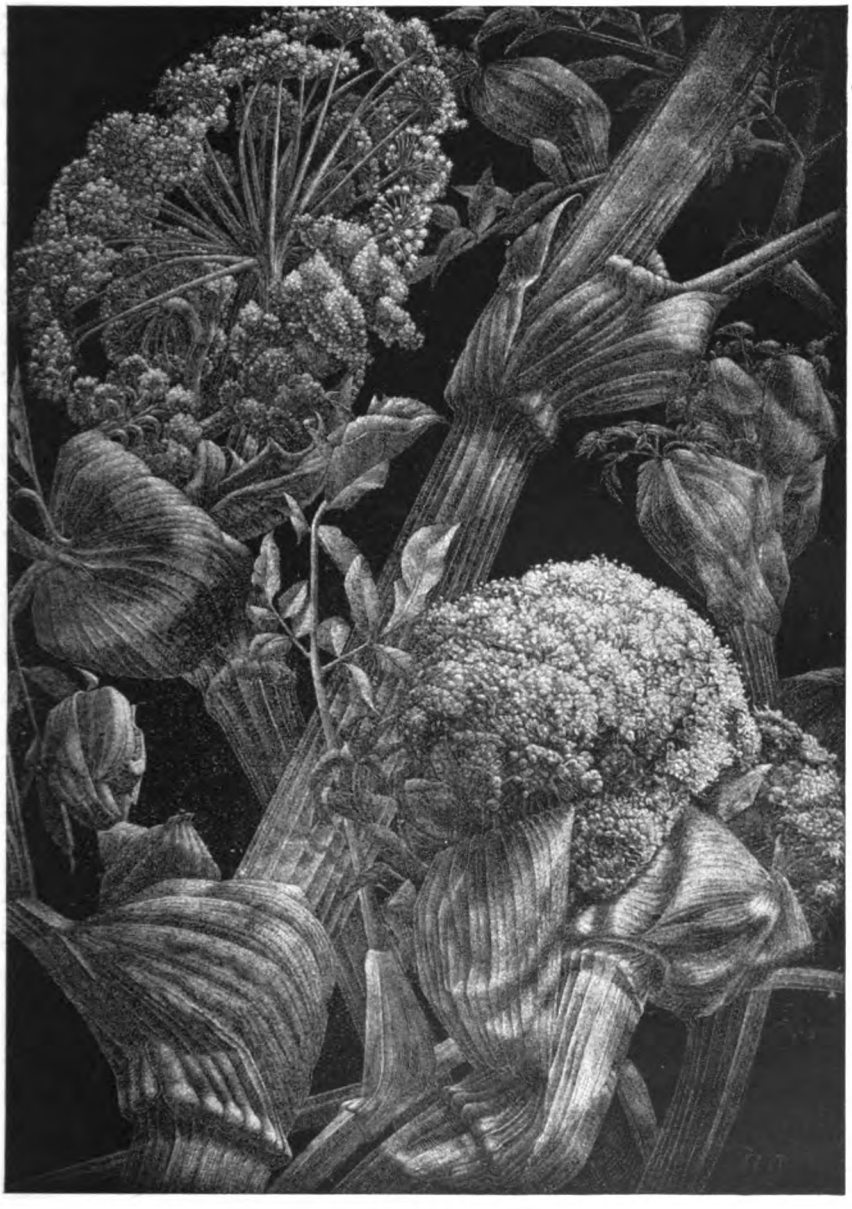
# JUNGE DEUTSCHE KUNST

## VON WILLI WOLFRADT

### VII. WILHELM HEISE

MAN wird den Begriff der politischen Reaktion nicht ohne weiteres auf retrospektive Neigungen der Kunst anwenden dürfen, wie sie gerade jetzt wieder mehrfach zu beobachten sind. Auch das Aufsuchen älterer Traditionen kann Durchbrechung der üblichen Anschauungsformen bedeuten und darum ein Aktivum im Sinne des lebendigen Schaffens bilden. Freilich hat das Zurückgreifen auf die Ausdrucksweise und gar auf die spezifischen Inhalte früherer Epochen seine Gefahren, die besonders in die Erscheinung treten, wo zugleich mit den Gestaltungsprinzipien die Lebensbegriffe, denen sie einst dienten, zugleich mit der Optik auch die ihr damals verbundenen Geistesstimmungen übernommen sind. Es ist bedenklich, wenn eine neue zeichnerische Prägnanz der Malerei, die im Porträt die persönlichen Züge mit objektiver Schärfe herauszuarbeiten sich bestrebt, die Allüren und die würdevolle Ausmachung des Renaissanceporträts auf Menschen von heute übertragen möchte, oder wenn eine neue Freude am kleinen Detail und an der ruhigen Koexistenz der Dinge in biedermeierliches Gehaben zurückfällt, anstatt ein wiederentdecktes Verhältnis zu den Einzelheiten der Erscheinung nun den Tatsachen einer ganz anders temperierten Gegenwartswelt zuzuwenden. Zum mindesten aber erfordert eine Betrachtungsweise, Darstellungsmethode, Formgesinnung der Vergangenheit die intensivste Neudurchdringung, um heute nicht als altertümelnde Manier einher zu gespenstern, sondern erweckt zu sein zu schöpferischer, den jungen Eigenkräften der Zeit verbündeten Potenz.

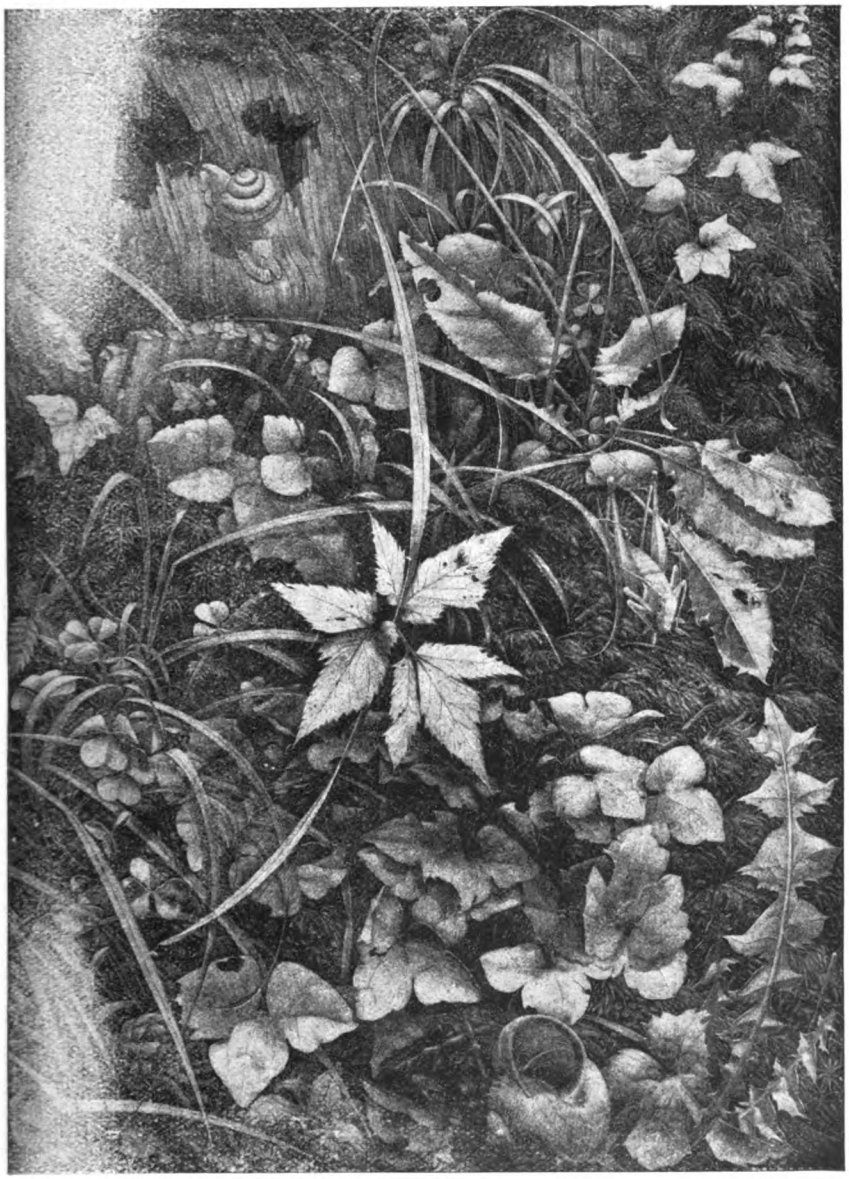
Mit solcher Problematik hat sich die Außenseiter-Persönlichkeit Wilhelm Heises erfolgreich auseinandergesetzt. Dieser Künstler, 1892 zu Wiesbaden geboren, beheimatet nun in Leoni am Starnberger See, ein wenig abseits und verborgen dort mit seiner eigentümlich minutiösen und langwierigen Arbeit, ist alles andere als bewußt modern. Er hat Tafelbilder auf Holz gemalt, die im Thema wie in der Ausführung dem abklingenden Mittelalter zu entstammen scheinen: einen zu vielen Szenen auseinanderfächernden Totentanz, Madonnen im Haag zwischen musizierenden Engeln, das Martyrium des



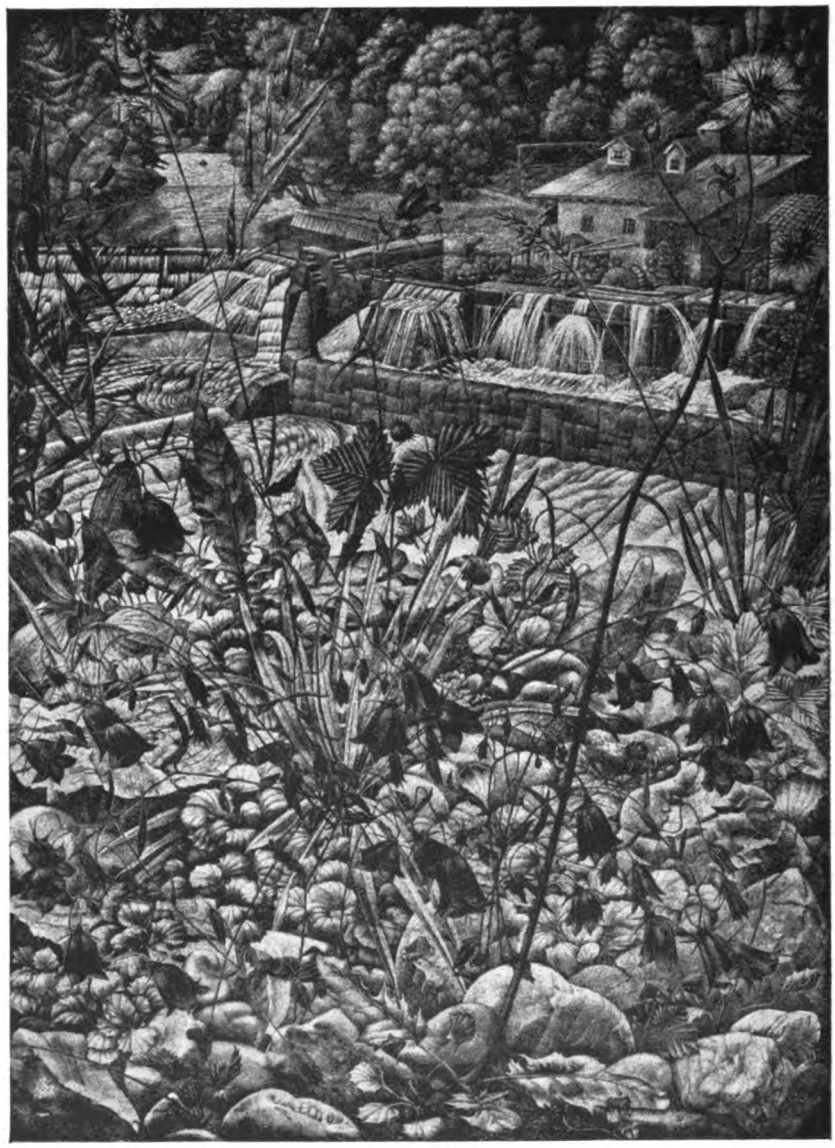
*Angelica (Steinstich)*

hl. Stephanus. Hier könnte man sich mehr an den ekstatischen Realismus eines Multscher, dort vielleicht an die Intimität des Frankfurter «Paradiesgartens» gemahnt fühlen. Dann etwa eine «Nächtliche Stadt», wo sich über wohl zwanzig Bühnen und Bühnchen hin zwischen den Häusern, auf Terrassen und Balkonen, in erleuchteten Sälen und dunklen Winkeln ein tausendköpfiges Getriebe mit Ballfestlichkeit und wüstem Gelage, Lieben und Sterben, geselligem Flanieren und Einsamkeit entwickelt. Winzige Multiplizität füllt das gar nicht umfangreiche Bild Zoll um Zoll bis zum Rande, und auch hier liegt die Reminiszenz an alte Darstellungen des Turmbaus zu Babel und dergleichen, an den Begriff des speculum mundi auf der Hand. Hinzu kommt ein romantischer Lyrismus, der Wald und nächtlichen Garten mit empfindsamen Paaren ausstattet und sich noch im reinen Blumenstück nicht verleugnet.

Die Gefahren des Retrospektiven sind in diesen Gemälden auch durch eine erstaunliche Akribie der Detailbehandlung nicht immer beschworen, die sich in liebevollster Feinarbeit dem Gräsergewirr des Rasenbodens hingibt und den Bildplan scharf und eng mit Vorgang und Wachstum bestickt, ohne doch ins Tiftelige zu verfallen. Sie sind ohne Rest überwunden in einer Folge von sogenannten Steinstichen mit Großdarstellungen einzelner Pflanzen oder eines herausgegriffenen Stückes krauser Vegetation, graphischen Leistungen allerhöchsten Ranges, wie mir scheint. Dazu erhebt sie nicht allein die wunderbare Zartheit des weiß aus dem dunklen Grund geritzten Gespinstes, das in mikroskopisch engmaschiger Technik die botanische Beschaffenheit jedes Halmes oder Blättchens bis zum feinsten Rippennetz und dabei mit allem seidigen Glanz oder pelzigen Flaum herausbildet, der das betreffende Gewächs umsprüht. Noch wesentlicher die klärende Präzision der Gesamtgestaltung, die jedem Sichverzweigen einer Dolde, eines Grasbüschels Sternenkraft des Auseinanderstrahlens, dem kanellierten Schaft oder den gebauschten Blättern der Angelica, dem Aufstreben einer Königskerze diese Körperlichkeit verleiht. Natur ist geisterhaft groß und unwahrscheinlich erschaut und zugleich in fast wissenschaftlicher Genauigkeit bis ins Geringste zeichnerisch erforscht. Die sonst weiche und breite lithographische Technik mußte zu äußerster Akkuratesse und Feinheit sich wandeln, um dieser zauberischen Objektivität fähig zu werden.



*Moosiger Baumstumpf (Steinstich)*



WILHELM HEISE: *Meine Glockenblume (Steinstich)*

Wie Heises Steinstiche auch auf Dürer, verstaubte Pflanzenbücher oder auf den alten K. W. Kolbe bezogen werden könnten, sie sind etwas ganz Selbständiges und im Bunde mit dem Ingenium der jungen Gegenwart.

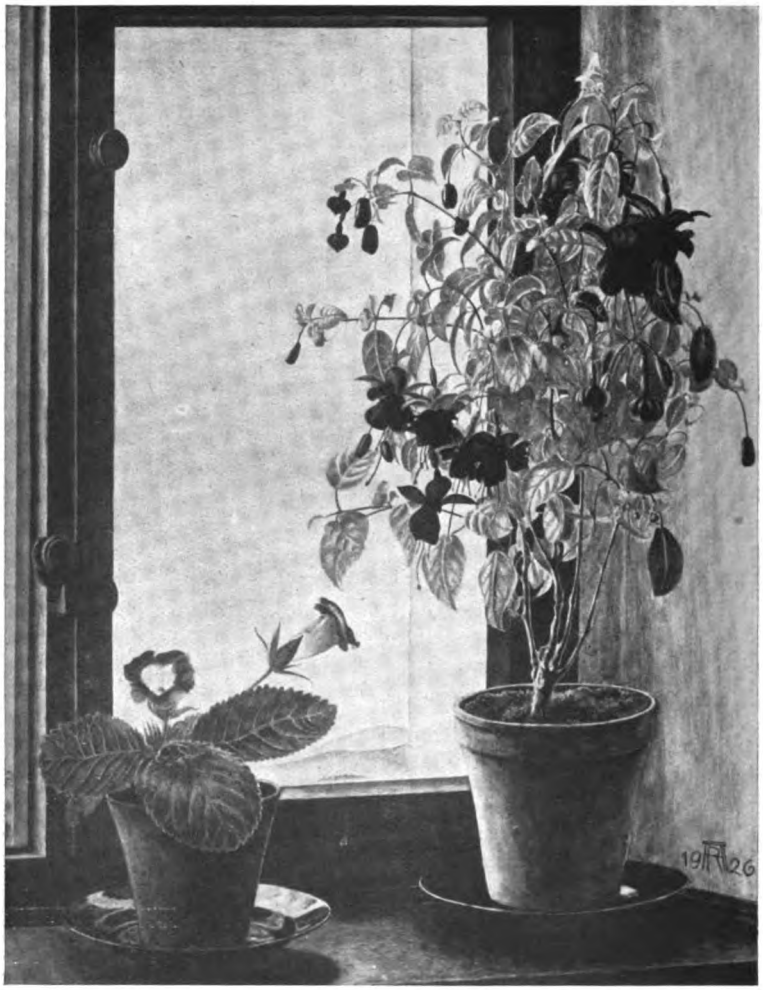
* * *

ARTUR RESSEL: *Selbstbildnis (1925, Bes. A. Jaffé, Berlin)*

# ARTUR RESSEL

## EIN HINWEIS VON HANNS MARTIN ELSTER

In Agnetendorf, dem Wohnsitze Gerhart Hauptmanns, wohnt dieser junge Künstler, auf den der berühmte Dichter schon längst hätte hinweisen sollen, wenn er aufblühende Kunst fördern wollte. Arthur Ressels Kunst



ARTUR RESSEL: *Blumenfenster (1926, Bes. H. M. Elster, Berlin)*

kommt aus dem Volkstum des Riesengebirges, diesseits und jenseits des Kammes, sudetendeutsch und schlesisch. Zuerst hing sie am volklichen Erzählen, der Illustration, besonders gruseliger Vorgänge. Hans Watzliks «Wermuter» ward 1921 mit Bildern des Grauens und Traums geschmückt. Die hexenverwandte «Katzenjule» ward in enge Landschaft gestellt, eine Beerdigung im Schneewinter mit grotesk verfrorenen Sargträgern gesehen.

ARTUR RESSEL: *Werdende Mutter (1925, Bes. Stadt Breslau)*

Melancholie lag zugrunde. Wie in der «Frau mit der Tulpe» von 1925, wie früher schon im Bildnis Margits. Aus der Schwermut wurde Strenge, aus der Strenge Klarheit. So kam Artur Ressel seit 1925 zu seinem unerbitt-

ARTUR RESSEL: *Mein Kind (1926, Bes. Oberpräsident von Niederschlesien, Breslau)*

lichen, aber liebenden Realismus: er sieht die Landschaft, wie sie ist, die Menschen wie sie sind, in ihrer materiellen Form. Und doch: wie wunderbar. Aus der Treue gegen die materielle Welt hebt sich der Atem der Liebe, der Hauch der Seele, die Wärme des Herzens. Nicht Naturalismus ists, was hier ward. Eigene Kunst, die wir lieben. Artur Ressel gehört zu unsern stärksten Hoffnungen. Aus engem Kreise wächst bei ihm weltweite Kunst. —

* * *

# DIE FRANZÖSISCHE LYRIK NEUERER ZEIT

## AUSGEWÄHLT UND ÜBERSETZT VON WALTHER PETRY

### RAYMOND RADIGUET

Geboren 1903; gestorben 1923.

Bibliographie:

*Les Joues en feu,* bei Bernouard, 1920. — *Deroirs de Vacances,* bei La Sirène, 1921. — *Poèsies,* in Vorbereitung bei Grasset. —

### WIE DER HAHN SEINEN KAMM BEWEGT

Wie der Hahn seinen Kamm bewegt
Wo sich doch nur die Wetterfahne regt . .
Ihr Häuser mit roten Dächern, auf Wiedersehen, —
Man sieht hin und wieder Menschen gehen.

Seele und Körper waren nicht geboren
So zu dieser Mumie einzufallen,
Holzscheit vor dem Feuerplatz, verloren
Dem Flammenherzen Zärtlichkeit zu lallen.

Wäre Venus hier zur Welt gekommen
Auf dem monotonen Feuerhügel
Und ich säh sie, müdigkeitsbenommen,
Wie von fern durch einen Fensterflügel . . .

Doch wir tragen ja noch nicht Dezemberwehe.
Und ich würde trotzdem es nicht Wunder nennen
Wenn durch den Rauchfang, ohne sich zu brennen,
Ich eines Tags sie niedersteigen sehe:

Venus, weinend, aus dem Himmel vertrieben,
Venus in kleinen Lindholzschuhen, —
(Denn es ist Weihnachtsgebrauch geblieben
Geschenke in schöne Schuhe zu tun).

Aber ich weiß, daß das Echo lügt!
Durch den dunklen Schornsteinfegerpfad
Wie ein Spiegeltraum der uns betrügt
Kam des Glücks Phantomenschar und trat

Wolfsschrittleise näher; festgebunden
Lag ich nackt in ihren Gaukelgriffen.
Glück, ich habe dich erst empfunden
Als die Abschiedswellen meine Stirne striffen!

Bleibe ausgestreckt, die Zeit versank;
Denn sie fliegt, Herz, und du schwärmst ins Leere,
Und in meines Ohres Muschelgang
Steigend aus dem Schweigemeere

Hör ich eines Hühnerhofes Laute. —
Schon den Stahl des Diebes in der Gurgel
Will der Hahn zum letztenmal noch rufen:
Laßt mich glauben, daß der Tag erst graute.

*

## DER GEFANGENE DER MEERE

Der Schiffsjunge darf noch nicht an Land,
Seine Mutter am fernen Küstenrand
Sendet ihm kleine Albummappen
Die nicht wie sein Herz zerreißbar sind,
Ob dessen Schwäche er heimlich klaget.

Das ist der Scharlachfiebertraum;
Man wandert umher, in der Rückenlage,
Immer in einem Nachthemd
Das so lang ist wie die Tage.

In diesen Scharlachszenerien
Wo der Gefangene der Meere stirbt,
Ißt man und trinkt man nie,
Eine göttliche Gunst die Engel wirbt.

Nach endlich beendeter Lehre
Flieht der Umstellte der Meere,
Er klettert ganz oben in den Mast.

Die Matrosen aber haben Gewehre,
Meervogel, hilfloser Engel,
Sinkt eine Seele zurück in das Wasser.

Zwischen eure weißen Kämme, Wogen,
Die die Tauben vor der Reise schrecken.

Ich, ich frage kleine Orakel,
Welche von euch wird nun der Mutter
Die Nachricht vor die Füße legen?

*

## KLEINE TAUBE

Das junge Mädchen, päonienzart,
Wie aus guter Geburt vor dem Wissen fliehend,
Verschließt sich tief in die Blumenblatthüllen.

Entfliehe, Taube! O Seele, verknüpft
Durch Versprechen, — doch in dem Fall
Sind wir schon entlöst von unseren Schwüren.

Ebenbildlos laß uns dein Entfalten sehen,
Spielender Trieb nach Vernichtung.
Unverstehen —
Anstatt ein Wort zu erlocken
Dem Schweigen dieser beharrlich verschlossenen Muschel
Was nehmt ihr euch nicht zärtliche Pfänder zu eigen?

*

## HERBST

Du weißt es, unnachahmliche Beere der Wälderstillen,
Wie ein Stück glühender Kohle in den dich pflückenden Fingern:
Weisungen und Lachen zwischen Gebüschen
Reifen, vergehen nach niemands Willen.

Glaubt bei dem Jäger der ihn an der Wange spürt
Der Herbst eine Rührung hervorzurufen
Der gleich die unserem Herzen die jüngsten Monate schufen?

Vom Blut des Sterbens befeuchtet, Natur,
Und immer noch leuchtend
Wie einer kindlichen Eva Wangenschale
Die Scham nicht, nur die Beerenblute röten;
Ach sinnloses Reifen, Abschiedswinken,
Stille, da schon des Weines
Jungfräuliche Herzblätter in die Windbahn sinken.

*

## HÄNGEMATTE

In den Tiefen des Himmels, nicht Meeresgründen,
Verstrickt in den Netzen die du gesponnen,
Da du aus Gründen die dunkel verborgen
Dich sträubst, Undine der frühen Winde,
Dich nackt dem Paradies zu bieten,
Kränze dich nicht mit der Schulterbinde
Von dieses Aprils jungem Azur.

Fische! Des kommenden Frühlings Boten
Wie ehemals die Schwalbenflüge —
Deine Füße, verachtend meine Gaben
In denen ein ungefährliches Herz sich birgt,
Wiegen, Graziöse, den schwebenden Himmel —

Und am Grunde des Sees des Schlafes Schatten
Ist wie das Wiegen von Hängematten . . .

* * *

## PIERRE REVERDY

Geboren den 13. September 1889

Bibliographie:

*Poèmes en prose,* bei Editions du Nord-Süd, 1915. — *La Lucarne ovale,* poèmes, bei Editions du Nord-Süd, 1916. — *Quelques poèmes,* bei Editions du Nord-Süd, 1916. — *Le Voleur de Talan.* Roman poétique, bei Editions du Nord-Süd, 1917. — *Les ardoises du Toit,* poèmes, bei Editions du Nord-Süd, 1918. — *Les Jockeys Camoufles el Période Horstexte,* Contes, Editions du Nord-Süd, 1919. — *La Guitare endormie,* Editions du Nord-Süd 1919. — *Etoiles peintes* bei Editions du Sagittaire, 1921. — *Choeur de chène,* bei Editions de la Galerie Simon, 1921. — *Cravates de chauvre* bei Editions du Nord-Süd, 1922. — *Les Epaves du Ciel,* receuil complet, bei Nouvelle Revue française, 1924.

### DIE MECHANISCHEN JOCKEYS

POLARNACHT

Die Luftluken an der Seite sind geöffnet,
Die Fallklappen gähnen
des Vorbaus, der sich losreißt.
Wie er dort aufkommt auf blauem Grund . .
Wolken werden vielleicht die Sieger dieses Rennens sein . .
Man sieht nur ihn und sie,
Sie tauchten nieder augenblicklang hinter jenem Hügel
wo jemand sich erging . .

SIE STERBEN

Die Pferde sind nichts als nur das Läuten der Schellen
Zugleich mit den zitternden Blättern
Zugleich mit dem Niederschauen der Sterne
Zugleich mit der Vorüberflucht des Zugs der Beschimpfungen
speit
Und Rauch . .
Ein Ende erkalteter Zigarre bleibt zurück
Und dieser Baumstamm am Rand des Gehölzes,
Beißender Geruch ringsum versengten Grases . .

Die ungeheure Hand die sich vorschiebt,

Man sieht den Körper nicht sich niederbeugen,
Der Mund gierig . .
Man mußte das Wäldchen wie eine Heckenhürde nehmen,
Wie die ganze Welt nur zu überspringendes Hindernis ist,
Es gibt nichts dahinter den Fall zu hindern, nichts ihnen
Die Läufe zu splittern,
Nicht einmal Wasser,
Nicht einmal Luft,

GEPRESSTE LEERE

Man hörte die stählernen Gelenke knirschen,
Die wasserdichten Zwischenwände,
Reflektoren verbrannten das Mähnenhar und den
Schweif:

EISENERZ

Spinnengewebe über den Augen,

VORBEI

Die Kavalkade rast über die Dächer
Die Erde in einem Augenblick zu durchqueren.
Die Pferde schnauben den Dampf ihrer Nüstern gegen
alle die ihrem Vorüberzug begegneten,
Vorüberzug in der Höhe des Mars . .
Es wäre nötig gewesen zu halten, um etwas zu sehen
Aber die lange Allee der Sterne strahlte sich auf . .

Steige Häuser nachbarliche Straßen
entbreiteten sich
Der größte Platz des Himmels ließ seine Leuchttürme
blinken,
Die Fenster verschwanden im Schatten ihrer
Klarheit
Und die Kavaliere erhoben ihre Lanzen!
Die Pferde schlugen ihren Bauch mit ihrer Hufe
Mondsicheleisen

Ihre Halbmondhufe hatten die Farbe Lunas
der sie vorübergekommen waren,
Die ganze Welt in der Tiefe erhob den Kopf und schaute.
Man riß die Hintertüren kreischend auf,
Die Gärten füllten sich mit eben erwachten
Kindern
Und an den balkonlosen Fenstern
Leute
im Hemd, mit klappernden Zähnen.

*

Es war ein Leuchten auf dem schwarzen Grund des Himmels,
Es waren Lichtklumpen die zwischen den Sternen liefen,
Es waren Augen die sich beim Schimmer der Gestirne
öffneten
Und das Herz schlug stärker da eine Hand sich ihr näherte . .
In diesem Augenblick wandten sich alle Augen
westwärts, woher der Wind schlug,
Es waren auch weiße Schwalben die vom
Meer herkamen,
Und es waren Worte endlich die man nicht hörte,
Sie kamen von größerer Ferne her denn vom Meer . .
Und die lichten Kavaliere deren Pferde die Himmel
mit ihren mondgesichelten Hufen schlugen, stiegen
geschlossen auf den Zielpfahl nieder,
Der letzte Sturz beschmutzte die Mauer wo sich
die hellen Zeichen der Nacht hinmalten
Der Rest war im Dunkel —
Und man sah nichts mehr von dort draußen von
der dunklen Tunika des Siegers,
Man hörte nichts mehr als nur metallisches Knirschen
das jede Bewegung des gewinnenden Pferdes begleitete
und des siegenden Jockeys.

*

## AUFGESCHLAGENE SEITE

Der Raum im Schwanken der Luft
Unter der Flamme sich breitender Träume,
In der schlafenden Stadt
Nahe Bewegung der Bäume,
Der Steinmauerfries
Am Ende des Weges
der die Erde umfließt . .
Ah dort,
den Kopf weit hinausgebeugt
die Sonnenstrahlen dicht am Haar,
das Gesicht überschwemmt
von Tränen:
Aller Gründe längst verlorenes Gedenken,
Worte sieht man wegabwärts sich ins Verlieren senken,
Es gibt nichts mehr zu sagen . .
Der Wind schwillt an,
Die Welt sucht Rückwärtsstufen,
Die andere Bahn . .

*

## BEDECKTES WETTER

Um mich ein Wolkenschoß
von Schnee
oder von Rauch.
Das Getöse des Tages lärmt los,
das Fenster in dem es verschwingt
öffnet der Mauerecke
schlaftrunkenes Lid
und schon geschlossenes Auge.
Entfernter singt
umweglang in Fall und Echo
der große vorüberschwindende Wind

im Rollen der Atmosphäre
von Schnee und Rauch.
Einige Körner Sonne
und die Last der Erde
unvermindert auch.

*

## NACHT UND TAG

Goldregen über der Woge
Und das schwarze Loch der Flügel
An der Mauer läßt das weichende Gitter ungeachtet der Ketten der Bäume das Nichts durchsickern.
Am Himmel öffnet sich die Tür und die Helle geht hindurch wie eine Kugel Wasser die fällt und groß anschwillt
im Augenblick des Zerspringens:
Das ist der Tag.
Und unter den Schattenströmen
rauscht der Atem der Nacht noch für Augenblicke,
Dann der Schrei des Erwachens unter den Turmspitzen,
die Fenster die sich öffnen
Und die Köpfe weit in die Sonne hinausgebeugt . .
In die Verwirrung der Strahlen
vor dem Steig der Kirche . .
Keine Hände mehr zum Schutze des Daches dessen Saum von Blitzen leuchtet,
Keine Blicke über die Mansarden mehr hinaufgeschickt,
Nur der blauen Zeichen Wegemarken
Wo die dichten Schwärme der Engel reisen . .
Meisen
in den feurigen Hecken,
Die Köpfe schweben über den Zitterstößen des leisen Winds
Und überspringen in Wellenläufen das Deck . .
Man hört Lieder vermischt mit Gesprächen,
mit Schreien und Echos,

Verweilende Gruppen finden sich in den Mauerbeugen
Und halten mit den Augen das lichte Entweichen der Wolken auf,
Dann singt das hohle Pflaster wieder,
Die Pferde stampfen den alten Takt
Und alles im Viertel rückt geschlossen vor:
Vom gleichen Signal gepackt:
Die Baumtruppen,
Die Geländer auch,
Die Marmorgruppen,
Passanten im Dämmerungsrauch,
Türen der Hauskolonien,
Die Traumbataillone,
Die Liedmelodien . .

Endlich der Himmelsausschnitt der sich schwärzt und fällt.
Das ist der Ort von dem man am besten sah
Unter den Balconjalousien . .

Und dann wiederum die Nacht
Ein strahlendes Auge bewacht ihr Steigen
Hinter einem Fenster das abschwimmt in Lampenschweigen.

* * *

# EUSEB NANTES

## NOVELLE VON ALFRED HAPP

ALS sich im königlichen Schlosse zu B. die Nachricht von der Genesung der Madame Constanze verbreitet, und sich die angebetete Sängerin am folgenden Morgen in einer der Garderoben des dem Palais anliegenden Hoftheaters wieder eingefunden hatte, wurden vom Marschallamte zwei Lakaien mit prächtiger Flora nebst einem Billett des ihr wohlgeneigten Regenten über die Galerie zu ihr auf den Weg geschickt. Sie kamen an der Flucht von Fenstern, durch welche man in den rechteckigen Vorsaal des Audienzzimmers hinabsehen konnte (ihn behingen auf der einen Seite alte gedunkelte Gemälde, auf der andern verhalfen ihm neun hohe Fenster nach den verschneiten Gärten hinaus zu blendendem Lichte), in dem Augenblick vorüber, da sich am entgegengesetzten Ende die Flügel einer weißen Türe öffneten und eine Menge Offiziere, Hofbeamte und schwarzwamsige Bürger, klein und scheinbar ohne Laut, aus dem Gemache des Herrschers traten. Die bärtigen Lakaien stellten unverzüglich ihre duftende Last ab, und lugten, die Köpfe drehend, durchs Glas, während ein Brausen von vielen Stimmen ihnen näherscholl und unter ihnen, die Breite der Wandelhalle einnehmend, der Strom von edlen Herren und sich dazwischen drängenden Dienern, welche über die Schultern ihrer Gebieter Mantelots warfen, forteilte.

Noch schob sich dichtes Gewühl durch die aufgetane Pforte, über der sich in zierlichem Gehäuse eine Uhr mit silbernen Schlägen zu regen anfing, als von rückwärtigen Tiefen her die Bewegung stockte, ein Kämmerer aber sich unter die vorderen abgehenden Männer mischte und die Hand hebend den Nachfolgenden wehrte und den schon an die Treppe Gelangten zurief, daß sie blieben. Nur wenige mochten verstehen, was sie anging, und obgleich die übrigen die Meldung, daß der König in seinem Entschlusse schwanke und sein endgültiges Wort im Hause abzuwarten anheimstelle, fliegend erreichte, wollte sich darnach die gehemmte Welle wieder unruhvoll erneuern. Der große Empfang hatte am Neujahrstage den militärischen Stab, die Granden des höfischen Lebens und zahlreiche bedeutende Untertanen versammelt, die ihre Glückwünsche darboten,

doch von dem Munde eines ergrauten Redners, der neben dem Throne des Königs stand, eine überraschende Kundgebung anhören mußten, welche beinahe die Hälfte aller Ämter strich. Zuletzt war für das Kommando über zwei neue Festungen, deren Bollwerke nachbarlich den unteren Flußlauf des S. gegen Einbrüche verteidigen sollten, wider Erwarten nur ein Befehlshaber genehmigt, und den vorgeschlagenen jungen Hauptleuten Savigny und Lilienstern eröffnet worden, daß keiner von ihnen diesmal avanciere, sondern ein älterer Oberst zur Leitung bestimmt werde. Von der Botschaft erschreckt und gereizt, erbleichten die anwesenden Aspiranten dergestalt, daß ihre Blässe auch die glimpflich Davongekommenen ergriff, bis ihnen schwindelte, und das Gespenst des Unglücks die geretteten Hoffnungen in Furcht verwandelte. Wohl konnten sie nicht Willkür heißen, was den erlauchten Herrn zu solchen Maßregeln zu zwingen schien, wo er doch nichts als Schulden geerbt und reiche Steuerländer verloren hatte; aber man will Triumphe der Vernunft trotzdem nur dulden, wenn sie nicht dem Einzelnen den Faden abschneiden. Selbst bei den einsichtigsten Häuptern blieb Empörung zurück, und das nachfahrende Wort, mit welchem der in die wegstrebenden Haufen stürzende Kämmerer den Abzug der Erbosten aufgehalten, wurde im Nu vom kreisenden Gespräch verächtlich zerrieben.

Die hitzigen Auftritte waren ohne Zeugen. Längst hatten sich die verlegenen Sendboten der Landschaftsgärtnerei von der Galerie zu Constanze entfernt, welche eben der ersten Probe der Oper Sobeide beiwohnte. Auch die im erregenden Hin und Her der Wandelhalle verweilenden Edelleute vermochten sich nicht allen Eiferns zu entschlagen, und mit gesenkter Braue noch den Part eines stummen Betrachters innezuhaben; da sich bald mehrere der Amtsenthobenen gegen ihre glücklicheren Genossen wandten, sah sich endlich jedermann in den entfachten Streit verwickelt. Zu der schimmernden Wand, an der sich Bild neben Bild prächtig reihte, blickte niemand auf. Die Schreitenden riß es hier und dort in Strudel um den zänkischsten Kopf, dem aus dem einschließenden Ring ein andrer antwortete. Man habe einen fehlgeschlagenen Krieg ertragen und geschwiegen, versetzte am Treppenrand eine zurückkehrende Person, und sei in Ehren alt geworden, und solle nun auch noch arm sein? Wenn man

nur so etwas wie eine Stimme besitze, und auf den elenden Brettern zu komplimentieren wisse, würde einem wohl nicht die Gunst entzogen, wie man Grund habe zu glauben, redete es sich fort, — «als ob wir nun kein Lied zu singen verstünden» spotteten Fernere. Die beiden Hauptleute waren auf die Seite getreten, der Widerschein des klaren Winterhimmels enthüllte ihre kalkfarbenen, bebenden Gesichter, welche sich vergeblich die Demütigung zu verwinden mühten. An ihnen trieben eine Weile die schwatzenden Dispute vorbei, ohne sie anders denn durch ein Austauschen fragender und finsterer Blicke zu berühren; plötzlich hielt vor beiden ein Kamerad der Gardeschwadron an, den sie seit dem Verlassen des Audienzzimmers nicht mehr gewahrt hatten, bemerkend, es gelte sie, denn die Generäle seien noch bei dem König, oder einen von ihnen. «Das sagst du», erwiderte ihm Savigny schnell und errötend, aber er zögerte im selben Atem, ihn auszuforschen; mit seinen achtundzwanzig Jahren stand er dem Hauptmann Franz Lilienstern um zwei Jahre nach, obwohl das königliche Patent sie beide zur gleichen Zeit befördert hatte. Er weitete die Brust und lächelte irr, und so seelzagend, wie es bei zartblonden Männern nicht selten ist; im Antlitze seines Freundes und Gegners stellte sich eine strenge hartherzige Ruhe ein, als komme er nun jetzt zu seinem Rechte. Da sie beide dem Jünglingsalter, welches ihren Ehrgeiz hinschmelzend sie zu unverbrüchlichen Gefühlen überredet hätte, entwachsen waren und dennoch der Kräfte entbehrten, die den zufälligen vagen Gewinn gegenüber dem Verlust einer ungemeinen Freundschaft gering einschätzen, war nichts imstande, sie in dieser Stunde noch einmal zu verbrüdern und zu gefaßter, neidloser Erwartung der nahenden Ordre zu stimmen.

Aber nicht so sehr sollte die Entzweiung, die sich unter den wartenden umherwandelnden Haufen ausgebreitet hatte, an ihrer starren Gleichgültigkeit mitschuldig sein, denn ein Ereignis, das zwar im waltenden Brause unterging, doch unsichtbar auf die Geister einwirkte. Hinter einem Greis, der in der rechten Faust einen Stock hielt, auf den er sich rasch fortschreitend stützte, war eben die Türe des erlauchten Gemachs geschlossen worden, und Hinzueilende, unter welchen ein purpurner Dekan das Wort an Euseb Nantes richtete, wurden durch die sofortige Replik, er wünsche zu seinen Folianten zu kommen und das ärmste Jahrhundert abzuschütteln,

zum Wanken gebracht. Durch die Gasse, die sich herstellte, ging er dreißig Schritte, hob die hügelige Stirne und lallte ein Lachen: ein zur selben Sekunde zuklirrendes Fenster zog die Augen vieler an, die ihren Hals zur Galerie wendend den Schatten eines weichenden Mädchens verfolgen konnten. Nantes faltete die Lippen, aber bewegte sie still und wie lispelnd, setzte kräftig den Stock auf und wollte zu den Stufen, und wäre hinabwandelnd bald nach den freien Arkaden gelangt, wo ein ältlicher Famulus seiner harrte, wenn ihm nicht unversehens der Ordensmeister, dessen gelehrte Neigungen die Staatssammlungen bereicherten, den Weg gekreuzt hätte. «Ihr geht, Nantes,» sprach ihn der riesenhafte Mann an, «und entzieht Euch unseren vielfältigen Sorgen!» «Euch haben», entgegnete der Greis, «meine Kollegen der philosophischen Disziplin hinreichende Trostgründe im voraus gespendet», — ihre Systeme seien ganz in der Ordnung, kein Zwischenfall könne die feine Konkordanz ihrer Thesen umstoßen; daran erinnere er, sagte er hinfällig zitternd, und hauchte: daß Madame Constanze nicht gut tue, seinen Neffen Franz bloßzustellen. Wie er das meine? rollte der Erschrockene von oben, «teure Exzellenz, der Junge steht hier irgendwo, wohl bei dem Hauptmann Savigny, weit und breit aber sehe ich kein Frauenzimmer, von jenem ganz zu schweigen . . .» Hinter seinem Rücken jedoch wiederholte der Chevalier d'Eboli noch weisend mehrmals den galanten Namen, und eine brennende Röte befiel die üppigsten Wangen — «aber nun sprecht», bedrängte er den Greis, dessen leerer Mund beständig zuckte. Nantes hörte ihn, wie er mit hastenden Fragen fortfuhr, wächsernen Gesichtes an; dieses wortlose Horchen machte den Flehenden dergestalt beklommen, daß er sich, hilflos blickend, bald in die Enden seiner Rede verwickelte und nicht mehr aus noch ein wußte. Es genügte, um Euseb zu saueren Erwiderungen zu reizen, doch flüsterte er nur, daß er, da sein Vetter schon eine hohe und holde Festung erobert habe, an seinem Glück nicht zweifle, zumal er zu solchen Geschäften nicht der Verstandeskräfte seiner Familie bedürfe. «Ich inkommodiere Euch», raffte sich der ungeheure Ordensmeister zusammen — «nicht sehr» antwortete Nantes. — Was dem starken Lilienstern widerfahren, war die gefährliche Schwängerung des Orts durch einen Geist, der eine jede Mannesseele in die Enge ihrer eigensten Einsamkeit zurücknötigte, wo die

dürftigen Wesen ein Eiswind, den sein uraltes Denken und Erinnern entfachte, tödlich umfing. Da sich der Unberatene anschickte, unter nahen Freunden seiner betretenen Stimmung frischen Mut einzuflößen, wagten sich einige Bürger, die in heißer brüderlicher Beredsamkeit die Wandelhalle auf und ab durchmessen hatten, zu Nantes, damit er ihre Gedanken festige. Noch höhnenden Witzes voll, vernahm er ihre Zweifel, und beschwichtigte sie, beginnend: «Wackere, die Geschichte ist vernünftig, und die Philosophie ist vernünftig, sollte da nicht auch die Raison vernünftig sein?» Es reute ihn aber sein Unfug, als er aufsehend ihre armen ehrerbietigen Mienen bemerkte; er regte die Lippen lebhafter, doch konnte er nicht sprechen, denn er wohnte selbst, von ungezählten Geschlechtern Aufgang und Untergang wissend, in unaussöhnbaren Schrecknissen. Das Haupt schüttelnd, so daß die Treuen für seinen gebrechlichen Nacken fürchteten, stand er in ihrer Mitte, und redete endlich leise und undeutlich, und bewegte sich durch die vorüberwogende Unruhe zu einem Manne hin, dem vom geröteten Lid unverwehrte Tränen strömten.

Heinrich Savigny, an der Schulter des Kameraden, hatte verdunkelten Auges immerzu dem Greise nachgeblickt, und bis dahin seinem Feind keine Silbe gegönnt; jetzt, da er Nantes' liebreiche Anrede an den Unglücklichen erglühend bemerkte, versetzte ihn eine jähe Wallung in einen unerklärlichen Zustand: er fand sich in der Seele zugleich gebeugt und erstarkt, und schwärmend, als lächle ihm eine Göttin. «O Nantes!» flüsterte er, seiner Empfindung, seines Schicksales zum Zerspringen voll, und schon maß er den Gegner schärfer, als sich, mit dem raschen Wechsel erster Worte, die sperrige Runde spaltete und die mitgerissenen Scharen wie berstende Mauern ineinander zu stürzen drohten. «Es geht um,» schrie ein gefallener Trabant, «daß Sie, Lilienstern, dem Könige durch gewisse Personen eine günstige Ordre abschmeicheln lassen, — solche elenden Mittel goutieren Sie? und werden nicht schamrot? Wir Verratenen, Betrug und Intrigen haben uns überlistet!» «Wer der Madame gefiel, mit seinen jungen Backen, kennt seine scharmante Fürsprecherin!» lief die entzündete Rede weiter, «der hohe Hut dort, ja du ausgehaltener Wanst, willst du leugnen, daß du dein Pfund auf Knien erbettelt hast?» Was er ihn so ansehe, stieß Franz heraus, — er hintergehe ihn, schnellte es von Hein-

richs Lippen — «daß meiner Sache mächtige Edelleute beistehen, will ich mit meinen Narben verdient haben», der eine, «so mögen dir abermals Narben helfen, sie zu gewinnen!» raste Savigny, und beide schrien «jetzt!» und «macht Platz!», zugleich flogen die Säbelscheiden zurück, und die blanken Waffen klirrten, sich berennend. Aber noch waren nicht zwei Gänge ausgetragen, rief die Stimme eines Generals, der an der Schwelle des Audienzzimmers wartete, die Offiziere an, und forderte sie schallend auf, augenblicklich abzubrechen, daß er sie nicht arretieren lassen müsse. Pistolen, murmelten beide; sie trennten sich sogleich. Vortaumelnd näherte sich aber Savigny Euseb — er erschrak bitter, da er den Greis bei schiefmäuligen Spöttern traf, deren Geschäft ihn erledigen mochte. In der Brust gedachte er des beschworenen Geschickes nicht; von seinem leidenschaftlichen Ungetüm nur löste sich die Hoffnung, der Uralte, dessen Kunft und Bleiben ihn innig bestürzt, dessen schaurige Ewigkeit ihn im Herzen angehaucht und zu der Tollheit eines Liebenden erweckt hatte, werde ihm den blinden Rausch mit hemmendem Bedeuten vergelten — löste sich und floh wie verwehtes Gewölk. Was soll mir die Festung, um die ich streite, fragte er sich gepeinigt, doch wußte er auch kaum, was das andre sei, das in ihm dumpfquälend umging und wucherte; ah, nicht Angst, sprach er mit sich selbst, ah, wie wenig geht mich an, was ich tun werde und muß, schießen, schießen und sterben, aber will mich niemand an die Wand begleiten? «Nantes», sagte er noch, «Nantes, Tod und Leben: du weißt von beiden alles, segne mich!» Dies vor sich hinflüsternd war er unter eines der Gemälde getreten, die in üppigen Farben die große Heldengeschichte erzählten; während vom schneeigen Fließ der Gärten das Himmelslicht fahl und frierend in die Wandelhalle verstreut wurde, leuchteten sie in dunklem, geheimnisvollem Rot, und in allen Tinten ihrer Herrlichkeit. Dort lehnte der Jüngling, um seines Loses zu harren; die Gruppe der lästernden Schwätzer ging auseinander, noch weilte Nantes am Ort, und sein erloschener Blick streifte ihn.

Inzwischen gesellte sich zu Euseb ein Unbekannter, dem das Haar in verwühlten Strähnen um eine wuchtige Stirn hing, im offenen Rockkragen schwoll der nackte sehnige Hals. Er wolle endlich von hinnen, entgegnete Nantes auf ein Wort des Fremden, und bereitete sich, ihn stehen zu las-

sen — «geht, und lenkt Eure Schritte nach dem Pult Eurer Zelle, Nantes,» erhielt er zur Antwort, «und genießt eines Paradieses, wo Euch die seligen Geister vorüberschweben, in den Höhlen aber die Anachoreten den Reigen der heiligen Lieder beginnen.» Eusebs Haupt neigte sich wie im Schlafe, er sprach: «Fremdling, wovon redest du?» «Es sind die Gestalten der seraphischen Welt, die ich nenne, — geht ein in ihre zaubrische Luft, zieht fort in die entrückten Klüfte, die von ihrem Mönchsgesang widerhallen, wo eine klare, sternhelle Nacht Aufgang und Untergang überwölbt.» «Fremdling», sprach Nantes abermals, «ich sehe dich nicht, mein Blick ist erblindet — sprich, ich höre.» Er zitterte, schlug die Augen auf, und sagte: «Ich höre, daß ich gerufen bin.» Als er die merkwürdige Schwäche überwunden, vermochte er den Unbekannten zu erkennen; es war ein Verbannter, der am selben Tag zurückgekehrt Euseb Nantes suchte, bis er von den Gassen zu dieser Stätte kam. Über den langen Jahren hatte Sehnsucht seine Seele verzehrt; anfangs war sie in Fiebern ausgebrochen, und schüttelte ihn mit Frösten, zuletzt hauste sie ihm allein im öden Busen, dergestalt, daß sie wie ein Todesengel aus ihm blickte und in dem Geist des ersten, mit dem er auf der teueren Heimaterde Worte tauschte, gleiche Begierde aufrief. So war der Greis umschattet, und in die Höhen entführt worden, wohin er einst wallen sollte: wo ihm, am felsigen Fuß des Himmels, über der Welt einzuschlafen bestimmt war. Zum Gruße gewährte er Karst, dem vielverschlagnen Abenteurer, leisen Mundes nur dies: «Du bist es, Gekränkter. Zehen Jahre waren wie ein Tag dir und mir, da du sie littest als ein einziges Leiden, dessen Abend sich jetzt senkte, Dank den Göttern. Der frühe Morgen aber, da du dich einschifftest, brachte mir schon diese Stunde vors Auge, nichts war inzwischen denn das währende Licht.» «Nein,» ward ihm von einer rauhen Stimme erwidert, «kein Licht! ewige gräßliche Dämmerung hab ich durchschritten, ich will ins Leben zurück, und es soll mir, der ich anklage, Rede stehen über die Frevel!» Aufruhr bringe er, vernahm in seinen Gedanken Heinrich den Eiferer, der voll des Ingrimms unsäglicher Entbehrungen anhob, laut die Sippen, die ihn einst ausschlossen, zu schmähen und ihrem Dünkel, ihrem Regiment ein entsetzliches Gericht anzukündigen; «oh leben!» reckte er sich schütternd, «leben und vergelten, Nantes, dort scharen sich die Brüder!»

Was dem folgte, schlug in das Herz Heinrichs wie feurige Garben: aufzuckend hastete der Alte den Haufen zu, als ergreife er die Fahnen der Rebellion, um nach wenigen Tritten in ein wimmerndes Gelächter auszubrechen; ihm eilte, in ratloser Wut und Verzweiflung, der Verhöhnte nach, und wurde zugleich mit Euseb von schwarzem Gedränge umringt. Aus diesen Strudeln scholl, sich verdoppelnd, Karstens Widerrede, und heulte sich in den hohen Bögen der Halle fort, — aber wie sich dort Leben gegen die Verachtung des Lebens sträubte, haderte in der Brust des jungen Offiziers das besiegelte Sterben mit der Verachtung des Sterbens, und entlud sich angesichts des verwirrten, dichten Handgemenges in jagenden Worten. Querstehend, mit gequollenem Blicke, indes ihm das Kinn flog und das Blondhaar in die nasse Schläfe wehte, klagte er den Schwall seines Jammers durchs rasende Haus. «Trag deinen Schlaf von uns, Unmensch!» entrang es sich ihm, «Gespenst Nantes, vom Platz, vom Platz! Geh, o geh, Haß über dich, widriger Mund, schändliche Stirn, unseliger Geist!» Und bis ihn Weinen erfaßte: «Nichts vom Leben, nichts vom Tode weißt du, — aber mein ist er, und ists, o Stunde, bald.» Diese Wendung des stolzen Herzens überfiel sein verzerrtes Antlitz mit neuen Tränen, doch hatten sich bald seine Qualen gelindert; darnach verbarg er, unter dem Gemälde von der Seeschlacht von Lepanto an der Wand harrend, den Kopf mit beiden Händen. Die Frist war kurz, und dennoch hatte sich, als drei Männer an ihn herantraten und ihn aufforderten mitzukommen, die Szene völlig verändert. In der Halle gingen nur wenige Leute; von einer offenen Pforte, zum verschneiten Park hinaus, strich eisige Luft über das weite, gepflasterte Geviert. Nantes war fort.

An der Westseite des kargen Wäldchens, durch das sie eilten, trafen sie auf Offiziere, zerschlissene Mauern, im Eck um die nackte elende Stätte biegend, wichen in den Dunst. Schief im dürftigen Schnee, wie hingeworfen, lag am Rande des Duellplatzes eine Tragbahre; dort hantierte der Wundarzt, lederne Taschen leerend. Über dem Weg kehrte sich Savigny nicht an die Reden seiner Begleiter, auch schwieg er, als sie ihm plötzlich die Sängerin wiesen, die sich hergewagt hatte, und in bleicher süßer Zartheit auf den Hauptmann wartete, der noch fehlte. Ein Kamerad seines Regiments führte sie aber durch das graue winterliche Gestämm zu-

rück. Es ist wohl Liebe, dachte Heinrich, ihr nachblickend. In diesem Gedanken ruhend, schien ihm erhörte Liebe viel, aber unerhörte, die den Tod an sich bindet, noch teurer, denn sie umarmt eine verklärte Göttin — die Nacht. Stöße rauhen Winds, im Baumgrund verdorrte Äste zersplitternd, fegten endlich den Laut nahender Stimmen über den Ort; als Lilienstern in den Nebeln des Gehölzes sichtbar wurde, maß einer der Offiziere die Schrittzahl ab, welche die beiden trennen sollte, und lud die Pistolen. «Vom Könige nichts», antwortete der Ankömmling, dem noch Kameraden gefolgt waren, einer Frage; er begab sich, blaß und lächelnd, sogleich an seine Stelle. Hier jedoch verfärbte er sich, wankte und schrie: «Obrist Savigny, die Festung ist dein, die Gunst einer Dame hat sie mir verwirkt,» — und das Pistol hebend: «befehlt Feuer! eh ich ersticke!» Der Zuruf fiel, sein jäher Schuß schlug durch Heinrichs Brust, noch aber hielt er, wie ihm auch aus dem offenen Hemd Blut entquoll, dem Zählen stand, bis ihm gewunken wurde, und er, losschießend, den Freund vornüber taumeln sah. In derselben Sekunde zerging ihm die Welt, und er blickte zu silbernen Hüften auf.

* * *

## LIEBENDER MANN

### VON GUSTAV LEUTERITZ

Noch an Brust und Schulter fühlend
Der Umarmung süße Kraft,
Wildes Haupt im Frühling kühlend —
Schön in stummer Leidenschaft,

Schreitet wie ein Gott der Flüsse
Wahnvolll der betäubte Mann,
Selig der getauschten Küsse —
Nachthinab und taghinan.

Froh um die entzückte Sohle
Drängen tausend Knospen sich,
Und in jäher Gloriole
Flammt die Landschaft zauberisch!

* * *

# GODEFROI DER GASCOGNER

## EINE EPIKURIADE VON ARTHUR SCHURIG

(Fortsetzung)

Die ganze Woche war fortgesetzt Schmauserei; das kann man sich denken.

Godefroi, du hast mir nichts vorgelogen, ehedem in Paris am Kanonen-Öfchen! Als du die gute Gascogner Küche lobtest, wenn du mir in deiner Erzählung die köstlichsten Gerichte auf fabelhafter Tafel auftrugst.

Ich ward traktiert, ich, der Genosse der vergangenen trüben Tage. Die dicke Philippine, die Meisterin der Küche, hatte Tränen im Auge, als sie mich zum ersten Male sah. Sie trug ein schwarzes Seidentuch über dem Haar, und etwas Friedsameres, Milderes als ihr runzliges Gesicht habe ich niemals gesehen. Und was hat sie für mich über ihrem Rebenholzfeuer nicht alles gebraten, gekocht, gesotten, gedünstet, gedämpft, geschmort, in ihren Tiegeln, Kasserolen und Töpfen, in ihrem Küchenofen aus roten Ziegeln, erbaut über kleinen Bogen, in einer Form, die sich seit der römischen Einwanderung kaum verändert hat.

Die zartesten Rebhühner, die saftigsten Kapaune; Aale, Forellen, Krebse; Pfirsiche und Melonen, ich weiß gar nicht mehr, was alles auf unsre Tafel kam. Einmal wurden uns frühe, eben reif gewordne Trauben aus Barbazange gereicht, in einem breiten Korbe: Godefrois geliebter Muskateller.

Oft gebot ich Einhalt, indem ich den Ruin des Hauses, heraufbeschworen meinetwegen, scherzend prophezeite.

In der Gascogne ist noch keiner an seinen Gästen zugrunde gegangen, lachte Godefroi fröhlich. Immer nur an sich selber. Und das ganz selten.

*

Am vorletzten Tage machte er sich in Persona an die Zubereitung eines seiner sieben Leibgerichte; leider habe ich den Zettel verlegt, auf dem ich sie mir alle sieben notiert hatte.

Heute aber gibt es Hecht au four, verkündigte er mir schon beim Morgentee, nach altem Klosterrezept. Du wirst die lieben Engel singen hören!

Den stattlichen Bauch unter einer weißen großen Schürze, einen hohen

weißen Kegel auf dem Haupte, die Hemdsärmel hoch aufgekrempelt, so sah ich den schon am Vormittage Unsichtbargewordenen am ganzen Tage nur einmal flüchtig zum Brunnen gehen. Die Küche hielt ihn in ihrem Banne. Für die Welt war er verloren.

Hecht au four?

In der Morgenfrühe im Weiher gefangen, ein Riesenkerl, ward er gespickt, bis er wie ein Igel aus der Mammutszeit aussah. Kurz vor Tisch gelangte er, feine Kräuter zwischen den Speckstacheln, große Butterflocken darüber, mit Parmesankäse verschwenderisch überdeckt, in die Pfanne, um in Barbazange gesotten zu werden. Bräunlich umkrustet, kam der königliche Fisch schließlich punkt sieben Uhr auf die Tafel zum Leckermahle.

*

Eine imposante Buttel Armagnac (das ist der Schnaps, den die Gascogner aus ihrem Rebensafte brennen) fehlte niemals bei unserm Nachtische.

Nun aber die Krone der Gascogne:

Die getrüffelten Gänseleberpasteten! Wer die vergäß, der tät mir leide. Es ist mir eine heilige Pflicht, sie hier besonders zu loben.

Einmal zum Frühstück öffnete Godefroi mir zu Ehren eine große Büchse, die zwei, drei Jahre in der Speisekammer im Keller gelagert hatte. Man macht es hierzulande damit wie anderswo mit dem Weine. Zuerst hatte ich, um es ehrlich zu bekennen, Argwohn gegen die alte Büchse. Mir kamen die Jahre lang im Sande vergrabenen Chinesischen Eier in den Sinn: gewiß ein schauderhafter Schmaus! Aber als Godefroi seine mir so verdächtige Büchse entlötet und geöffnet hatte, als mir das an der frischen Luft zerschmelzende, goldgelb gewordene Gänsefett einwandfrei entgegenduftete, als wir dann das getrüffelte Wunder auf geröstete Semmelschnitte legten; kurz als das gastrosophische Gefecht unter dem lebhaften Artilleriefeuer des gekühlten Barbazange begann, da mußte ich dem Freunde recht geben, der da feierlich fragte:

Welch andres Land der lieben Erde bewahrt in diesen Dingen Tradition? Sage mir, Freund: wenn wir Franzosen einmal das Pech haben sollten, Kriegstribut zahlen zu müssen: Was geben wir den Barbaren? Die Mona Lisa, Algerien oder die Gascogner Gänseleberpastete?

*

Am letzten Abend vor meiner Abreise — wir hatten eine göttliche Ente in Oliven nach Lyoner Art voller Andacht verzehrt — sprach Godefroi:

Exquisite Dinge habe ich immer geliebt, mein Leben lang, schon als kleiner Junge. Feinschmecker war ich schon in der Wiege. Ich glaube, Epikur prangt auf meiner Ahnentafel. In dieser Hinsicht will ich dir zur Abwechslung eine kleine Geschichte aus meiner Kindheit erzählen. Höre und staune!

Gern, erwiderte ich, gern vernehme ich deine Erinnerung. Nichts ist merkwürdiger als Jugendlegende. Denke an die entzückenden Geschichten aus Mozarts Kindertagen! Sein ganzes Leben ist darin vorverkündet. Erzähle!

Godefroi fuhr fort:

Ich war neun Jahre alt. Es war eines Sonntags. Ich saß in der Kirche. Der Pfarrer oben auf der Kanzel wetterte wider Völlerei und Schlemmerei. Es war wohl zur Fastenzeit; da sind alle heiligen Männer außer Rand und Band. Kurz, unser Seelensorger goß, gottlob nur bildlich, den Sündern seiner Gemeinde Höllenfusel in ihren schönen Wein und Teufelsdreck auf ihre leckeren Schmausereien. Und mitten in seiner furiosen Predigt wies er mit dem Finger auf einen dickwanstigen Gastwirt, der sein besondrer Feind war. Dann kam der Schloßherr an die Reihe, der mit Frau und drei Töchtern in der Empore in seiner Erb-Loge saß. Der war passionierter Trüffelesser.

In dem Herrn geliebte Gemeinde, hieß es in des Pfarrers Text, Ihr wißt: Trüffeln? Schwarz sieht das Teufelszeug aus; die Säue schnüffeln es aus der Erde. Und wenn man es auch mit Gold aufwiegt, es ist und bleibt Höllenfraß ...

Ich habe diese Stelle seines Sermons nie und nimmer vergessen können. Was? sagte ich kleiner Kerl zu mir, ehe ich abends einschlief. Was? In der Hölle gibts Trüffeln, im Paradiese keine?

Das war der Wendepunkt meines Lebens. Bisher brav und fromm, ward ich mit einemmal ein Taugenichts. Freund, glaube es mir! Ich besaß schon als Kind Logik und Witz. Urplötzlich war ich in die Flegeljahre gekommen. Kein Schulbuch, kein Schreibheft war vor meiner Schmiererei sicher. Immerdar riß ich mir Löcher in die Hose. Den Nachbarn tat ich jeglichen Schabernack an. Kein Blumentopf in Sehweite von mir blieb am Leben; mit

meiner Schleuder traf ich auch den fernsten. Aber als ich den Pudel des Dorfschulzen ins Jauchenfaß geworfen, da erwischte man mich, und man hinterbrachte mein Bubenstück meiner lieben Mutter. Sie geriet in Zorn und fragte mich nach den Gründen meiner Roheit.

Gelassen gab ich ihr zur Antwort: Wer Tiere schindet, kommt in die Hölle; und ich will nicht ins Paradies.

Sage mir, Freund, hatte ich mit neun Jahren nicht schon Witz und Logik?

Meine arme Mutter, außer sich, begann jämmerlich zu weinen. Mich rührte es nicht. Schließlich holte sie den Stock und walkte mich windelweich.

Nun waren die Tränen auf meiner Seite. Ich gestand, was in mich gefahren war, warum ich Bösewicht geworden, und warum ich zur Hölle wollte: weil der Herr Pfarrer gepredigt hatte, Trüffeln seien Höllenfraß.

Meine gute Mutter — Gott hab sie selig! — hatte mir eigenhändig die Hose vom Hintern gezogen; jetzt zog sie sie mir eigenhändig wieder hoch. Sie umarmte und küßte mich inniglich; und dann hielt sie mir eine lange Standpauke. Schließlich setzte sie ihren besten Hut auf und ging zu ihren Freundinnen und Nachbarinnen, um ihnen den Vorfall zu berichten. Alsbald wußte das ganze Dorf die Geschichte vom Höllenfraß, und ich war der Held des Tages. Auch der Pfarrer erfuhr es. Er bestellte mich zu sich, widerrief seine Irrlehre und schenkte mir eine Tafel Schokolade. Das war sein Vorschuß auf mein Paradies.

Godefroi war stolz auf dies Kindheitserlebnis. Ob er dies und jenes hinzugeflunkert hat? Wer weiß das? In jedem Gascogner blüht ein Märchengarten.

Wie dem auch sei: Godefroi ist keinem Priester grün, und die kleine Geschichte besagt, wie weit zurück sein Protestantentum geht.

*

Eines Abends saßen wir in unserem geliebten Refektorium und schmauchten unsere Piepen. Durch das weit offene Fenster sahen wir, wie draußen in der abendlichen Blauluft des Klosterhofes die Buchsbaumzweige mit dem Mondscheine spielten.

Godefroi saß im Thronos Diderots, die Augen fast geschlossen, und jedes-

mal, wenn er den Rauch von sich geblasen hatte, behaglich und andächtig, betrachtete er sich seinen Pfeifenkopf. Die weiße Katze war auf die Stuhllehne gesprungen und hatte sich dem Hausvater auf die Schuler und um den Hals gelegt.

Dies friedsame Bild faszinierte mich.

Und es kam mir ein Gedanke.

Godefroi, sagte ich, gestehe nur einmal ganz ehrlich: Hast du eigentlich noch Wünsche für dein Leben?

Er schaute mich verwundert an.

Ich fuhr fort:

Jeder Mensch hegt im Grunde seines Herzens den oder jenen großen Wunsch, dessen Erfüllung ihm, wie er glaubt, das höchste Glück wäre. Sage mir, was ist dein höchster Wunsch? Das möchte ich gern wissen.

Godefroi spitzte seine Lippen zu einer Trompete und brachte das sonderbarste Geräusch hervor.

Seine Augen funkelten wie die einer Seerobbe.

Wenn du weiter nichts wissen willst, meinte er nach kurzem Bedenken, das will ich dir gern verraten:

Wenn die Stunde dazu schlägt, suche ich mir ein frisches Mädel und feiere mit ihr Hochzeit.

Ehe er in seinem Bekenntnis fortfuhr, überlegte er es sich wieder eine Weile.

Fernerhin: ich möchte die Felder zurückkaufen, die ich von meinem Kastell habe verkaufen müssen, und die beiden Hypotheken ablösen, die ich auf Barbazange habe aufgenommen; und einen anderen Verwalter hätte ich auch gern darauf. Der jetzige beschummelt mich.

Ich fand nicht gleich das rechte Wort auf dies erhabene Geständnis.

Nun weißt du alles! frohlockte Godefroi.

Ich seufzte auf.

Glücklicher! sagte ich schließlich. Godefroi, seid ihr Gascogner glückliche Menschen!

Das will ich meinen, erwiderte er vergnügt. Wir sind hier allesamt Sonntagskinder. Ich rate dir: Bleibe hier! Du wirst rasch heimisch. Und dein täglich Brot wirst du auch bei uns finden.

Lieber Freund, erwiderte ich, du weißt nicht, was alles in meinem ruhelosen Schädel spukt. Vor allem plagt mich der unfranzösische Reiseteufel. Im vergangenem Jahre war ich auf der lieblichen Insel Majorka. Du erinnerst dich gewiß an die große alte Palme, die ich dir beschrieben, und an meine liebe kleine Freundin Catilina. Diesmal bin ich bei dir hier in der göttlichen Gascogne. Hinterher will ich mir die alte Stadt Auch ansehen. Die alte Kathredale von Sainte-Marie gilt als eine der schönsten Kirchen Frankreichs. Dann kommt noch der Canigou daran. Prosper Mérimé war einmal droben; seine herrliche Novelle *Die Venus* von Ille ist in der Folge entstanden. Seit ich von deinem Oberboden in St. Molion die Kette der Pyrenäen geschaut, treibt mich mein Dämon dahin. Sage mir: ob man vom Pic de la Maladetto deinen achteckigen Glockenturm erkennen kann — vice versa! Was? — Godefroi verzog keine Miene.

Nächstes Jahr, fuhr ich fort, wenn ich den nötigen Mammon zusammengekratzt habe, geht es nach Skandinavien. Du weißt, ich schwärme für die alten Sagen von Dänemark und Island. Die Helden darin, das sind Männer und Frauen nach meinem Geschmacke! Harte Köpfe, flammende Herzen, großartige Seelen. Wie jammervoll dagegen nehmen sich die hysterischen Männchen und Weibchen in Ibsens Dramen aus! In Norwegen lerne ich endlich das Skilaufen. Die Fjords warten längst auf mich. Und später? Ich kenne den Montblanc noch nicht. Nicht den Gardasee; nicht Wien, Florenz, Dresden. Ich muß die Sixtina sehen und die Correggios. Ich war noch nicht auf Ithaka, geschweige in Kapstadt, Kalkutta, San Francisco. Kurz, ich sage dir: für mich ist die Welt nicht an den Pyrenäen, nicht in Marseille, nicht in Cherbourg und nicht in Straßburg zu Ende.

Godefroi senkte sein lateinisches Haupt.

Menschenskind, hob er nach einer Weile an, Menschenskind, was machst du dir das Leben schwer? Du wandelst Irrwege. Du brichst mit der Tradition. Der wahre Franzose ist nur glücklich auf Frankreichs Erde.

Godefroi, auch ich bin Franzose, allerdings wohl ein Vorläufer, und ich hege meine besondre Idee vom Glücke. Ich will nicht sterben, ehe ich Afrika durchquert und durch das Hochland von Tibet geritten.

Tibet? echote Godefroi. Was geht uns Tibet an? Warum gerade Tibet?

Japan möchte ich auch einmal sehen, erwiderte ich unbeirrt.

Schön! meinte er nachdenklich. Deine Wünsche werden dir vielleicht erfüllt werden. Ich hoffe es. Aber was wird aller deiner Weltwanderungen Ende sein? Die stille Erkenntnis: *Ubi patria, ibi bene!* Ich weiß nicht, wer dies zuerst gesagt hat. Es ist gleichgültig. Was einmal einer gesagt, ist Gemeingut. Denke aber daran! Denke an mich! Der Tag wird kommen.

*

Ein andermal, es war am Tage des Hechts au four, nach Tisch, noch im Banne des lukullischen Mahles, da sprach ich ausführlich von meinen eigenen literarischen Plänen. Ich gehöre zu den Malern, die um ihr Leben gern ein schönes Buch schreiben wollen; ich glaube, schon Lionardo hat an diesem Nicht-bei-der-Stange-bleiben gelitten. Ich erzählte also von der Idee eines großen Romans, den ich konzipiert, von einer Komödie erhabenen Stils, mit der ich Molière in den Schatten zu stellen gedachte, von einem Band Sonette, die es mit denen von Shakespeare, Petrarca und Michelangelo aufnehmen sollten, und von wer weiß was für Utopien. Ach ja, ein satirisches Epos hatte ich auch vor, eine souveräne Verhöhnung des begonnenen zwanzigsten Jahrhunderts.

Godefroi hörte mir lange schweigsam zu.

Als ich aber von der welterschütternden Satire zu fabeln kein Ende fand, warf er in meine Rede hart ein:

Menschenskind, weißt du was?

Ich hielt inne und wartete gespannt auf das gascognische Echo meiner schönen Pläne.

Freund, es ist dein Glück, fuhr es im Tone Senekas fort, dein Glück, daß du das Hauptding im Leben eines Künstlers besitzest . . .

Lächelnd hielt er inne.

Aha, dachte ich, jetzt wird Godefroi von meiner Begabung, meiner Phantasie, meiner Gestaltungskraft reden.

Ich war ganz Ohr.

Freund, hob er an, du hast immer ein paar Groschen, bist nicht arm, und erben wirst du auch noch was.

Ich war aus den Wolken gefallen. Zweifellos, mit einem Male saß ich munter wieder auf Gottes tatsächlicher Erde. Zwischen dem Hecht au four

und der dritten Barbazange saß ich nun mit offenen Augen inmitten der trefflichsten Wirklichkeit. Und mir gegenüber paffte Godefroi seine Piepe.

Ich weiß nicht mehr, wer von uns beiden angefangen hat: wir lachten plötzlich in homerischer Heiterkeit einander zu.

Ich bin so wundervoll faul, meinte Godefroi nach einer Weile. Menschenskind, heute braust *du* den Mokka. Willst du das?

Ich erhob mich und ging in die Klosterküche.

*Homo sum!* murmelte ich mir zu. *E pittore!* Mensch und Maler!

Zur Stunde ließ ich ab von meinem literarischen Vorhaben. Man kann nicht zween Herren dienen. Und sollten diese Erinnerungen an den Freund je gedruckt werden — ich selber werde es nicht veranlassen —, so soll es die Ausnahme der Regel sein.

Als wir dann den Kaffee tranken, war das Einzige, was der Stummgewordene zu mir sagte:

Poet, weißt du was? Im Erdgeschosse zu wohnen, ist immer das Bequemste, auch das Sicherste, zumal wenn es einem niederträchtigerweise in den Sternen steht. daß man gelegentlich auch einmal zum Fenster hinauspurzeln soll.

*

## ELFTES KAPITEL

Als der Große Krieg ausbrach, war ich in Südtirol. Die schreckliche Nachricht, die allerschrecklichste, die einen Menschen meiner Generation treffen konnte, erreichte mich im lieblichen Seis am Schlern, wo ich einige Wochen geweilt hatte, Dolomiten-Motive festzuhalten. Stracks eilte ich hinab nach Bozen, willens, mich durch die Schweiz nach Frankreich durchzuschlängeln. Aber ich kam nur bis Trafoi, wo man mich festnahm und nach Innsbruck brachte.

Drei Jahre lang war das Gefangenenlager in der Nähe des allbekannten Schlosses Ambras, berühmt durch die 1570 begonnene Waffensammlung des Jakob v. Schrenck-Notzing, mein Asyl. Ich hatte es dort nicht gut und nicht schlecht; aber da ich die tiroler Sprache bald bis in ihre Verzwicktheit beherrschte, so genoß ich vom zweiten Jahre an eine Art süße Freiheit. Man setzte mich nach Innsbruck und verwendete mich als französischen Lehrer

in der Schule der Kapuziner. Ich wohnte im Kloster, durfte aber ausgehen, soweit es mein Amt erlaubte. Mein einziger Ärger war die graue Gefangenenjoppe, die ich tragen mußte, und die rote Nummer darauf. Wenn ich gegen Abend in der Goldnen Sonne meinen Tisch im letzten Winkel aufsuchte, hörte ich zuweilen hinter mir murmeln: Da kommt der Siebenundsiebzig, seinen Terlaner saufen! Beim Deibel ja, Barbazange im Kloster St. Molion wäre mir noch viel lieber gewesen; aber Epikureer sind mit dem zufrieden, was ihnen vergönnt ist. Millionen von Kriegsgefangenen auf Erden ging es damals sehr dreckig.

Im dritten Jahre brachte mich geistliche Fürsprache auf die Austausch-Liste; und eines schönen Tags im August 1917 sah ich mich auf einem der bildsauberen weißen Dampfer des Bodensees, um in der alten freien Reichsstadt Konstanz gegen einen Prager Professor, den die Franzosen irgendwo im Morgenlande gehascht hatten, ausgetauscht zu werden.

(Schluß folgt)

* * *

# ARTHUR SCHURIG (1870—1929)

## EIN NACHRUF VON HANNS MARTIN ELSTER

MITTEN in weitgespannten Plänen gemeinsamer Arbeit trifft mich die Nachricht vom Tode Arthur Schurigs. Fast zweieinhalb Jahrzehnte literarischer Freundschaft verband uns. Sein Werk war mir vertraut wie das meine. Es hat die Kraft und den Höhenwert der Dauer in sich, auch wenn es nicht durch Reklamelärm oder Modeerfolg in den Blickpunkt breitester Öffentlichkeit gerückt wurde. Und mit ihm die Persönlichkeit Arthur Schurigs, die uns zu früh, mitten aus neuem Schaffen entrissen wurde.

Arthur Schurig gehörte zu den Erscheinungen, die in der Stille wirken und anscheinend gerade darum einen um so tieferen Einfluß ausüben. Sie kennen nicht die Mittel und Wege, sich interessant zu machen: sie wirken allein durch sich selbst, durch die Folgen ihres Ichs, ihrer naturgeborenen Art. Sie setzen sich mit leidenschaftlicher Intensität und Gradlinigkeit in ein harmonisches Verhältnis zur Welt durch Schöpfungen, die zuerst Kenner, Liebhaber entzücken, dann aber vermöge ihres unbestreitbaren geistigen

kulturellen, seelischen Wertes mehr und mehr in die Breite wirken. Bis auf einmal die breite Öffentlichkeit erkennt, daß wieder jemand, — sehr gegen seinen Willen — in die grelle Helle des Ruhms zu ziehen sei.

Wer kannte heute Arthur Schurig? In der großen Öffentlichkeit kaum einer. Doch von Liebhabern, Kennern, Freunden, europäischer Kultur, Verehrern französischer Literatur, Mozartscher Musik, mondäner Dichtung wohl alle. Sie wissen, was das Wirken dieses hominis Dresdensis bedeutete: eine geistige Welt für sich voll Geschmack, Tiefe, Eigenart, künstlerischer, seelischer Kultur. Und sie wissen: dieser Arthur Schurig war in Leben wie Leistung eine einmalige Erscheinung.

Sein Leben lohnte sich zu leben. Es gehörte nicht von Jugend an der Literatur. Dieser Mensch liebte zuerst das Leben und dann erst die Kunst. Er ward Offizier, Artillerist und genoß seine Jahre, genoß die Dresdner Geselligkeit mit ihrem innerhalb der europäischen Salons von jeher eigenen Reiz und Stil. Er reifte in fünfzehn Dienstjahren zum Epikuräer, Lebenskenner, Frauenfreund und Kunstliebhaber, Weltmann. Er verlor sich an den Geist, ohne die wirklichen Schönheitserfüllungen zu verneinen. Zwischen Stallgeruch und Salonparfüms, zwischen Rennsporterlebnissen und Liebesabenteuern, spann er den Traum, mehr zu wirken als nur dem Tage. Die Hand wechselte zwischen Säbel und Feder, bis eines Tages die Kaserne mit der Universität vertauscht wurde. Stendhal führte auf diesem Wege. Dem jungen Leutnant, der französischer Lektüre oft huldigte, waren einst ein paar Romane, autobiographische Fragmente, das Buch de l'amour des großen Seelenkenners, den Nietzsche so liebte, in die Hände geraten und hatten sich ihm so tief ins Innere gezeichnet, daß sein Leben fortan im Banne Henry Beyles stand. Aus Wahlverwandtschaft, ja aus einer Art Blutsverwandtschaft. Stendhal redivivus in deutscher Umformung und Selbständigkeit: das wurde Arthur Schurig zunächst. Er ging nach Frankreich, nach Paris, nach Grenoble, folgte Stendhals Spuren in Italien, entwickelte sich eigner Veranlagung gemäß zum Europäer, wuchs immer mehr aus dem Offiziersberufe, an den er die heiligsten Erinnerungen wahrte, heraus. Bis eines Tages die Befreiung vollendet war. Die Befreiung von den Fesseln eines Standes und auch eines Vorbildes. Stendhal übersetzend, überwand er Stendhal, ward zur Eigenpersönlichkeit bei aller Liebe und Treue gegen

seinen Bruder in Frankreich vor hundert Jahren. Das war in dem Abschnitt seines Lebens, als er, ein Vierziger, sein literar- und kunsthistorisches Studium in Leipzig abschloß.

Er ging wieder nach Dresden zurück. Mit Lebenskunst seinen Tag einteilend zwischen der Freude am Genuß und an der Arbeit. Nur die Arbeit ergriff er, die seiner Natur, seiner seelischen Stimmung entsprach: Damit erhob er sich von vornherein über die üblichen Schriftsteller der Zeit, ward er mehr als nur ein Übersetzer. So kommt es, daß wir heute niemanden in Deutschland haben, den wir als Vermittler ausgewählter, weltmännischer französischer Literatur und Kultur in künstlerischer gepflegter Form neben Arthur Schurig stellen können.

Das ist gewiß ein Kennerurteil, von dem die breite Menge nichts weiß. Ein Blick auf die Übersetzungen Schurigs bestätigt es. Schurig hat das unschätzbare Verdienst, Stendhal in die deutsche Gegenwart eingeführt zu haben: 1904 mit seiner ersten Auswahl Stendhalscher «Essays» und zugleich mit einer Verdeutschung von «De l'amour», denen sich die anderen Bände der großen Stendhalausgabe (früher Diederichs, jetzt Insel-Verlag) anschlossen: die «Bekenntnisse eines Sonderlings» (1905), «Die Kartause von Parma» (1906), die «Ausgewählten Briefe» (1910 im Propyläenverlage), «Rot und Schwarz» (1913 im Inselverlage), die Novellen «Römerinnen» (in der Inselbücherei). «Zwölf Novellen», «Armance» «Gedanken, Meinungen, Geschichten» aus den Büchern über Mozart, Rossini, Bonaparte, Literatur, Länder, Leute.

Daneben aber wuchs die Liebe zu anderen Franzosen. Die Liebe zu den Frauen und ihrer Seele legte Schurig die Verdeutschung der «Liebesbriefe von Julie von Lespinasse» nahe. Die Freude am Salon rief nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon, «den Hof Ludwigs XIV.» (mit Einleitung von Weigand im Inselverlag) hervor. Von Balzac ward dem «Cäsar Birotteau» deutsches Gewand (Inselverlag), von Theophile Gautier der «Mademoiselle de Maupin» (mit entzückenden Bildern von Karl Walser, bei Georg Müller). Im Besitze aller Mittel vornehmer, verantwortungsvoller Übersetzerkunst wagte Schurig sich schließlich an die Verdeutschung Flauberts: mit seiner

«Frau Bovary», «Salambo» (Inselverlag) erhielt die Gegenwart die bisher besten Flaubert-Übertragungen, ebenso wie eine Übersetzung von Barbey d'Aurevillys «Teufelskindern» und Stendhals «Amiele» (bei Georg Müller, München). Dazu kam die fünfbändige Ausgabe der Werke Mérimées (1924). Diese Übersetzungswerke können für Stendhals, Flauberts, Mérimées Dichtungen und Persönlichkeiten Kongenialität beanspruchen.

Doch war Schurig mehr als nur Übersetzer. Schon die Art und Weise seiner Einführungen zu den Übersetzungen, seiner Anordnung der Ausgaben erwiesen seine besonderen Fähigkeiten als Literatur- und Kulturhistoriker. Er ging von der psychologischen Quelle alles Geistigen, alles Erlebens aus: seine Dissertation über «den jungen Heinse» (1910) enthüllte sein Vermögen, hedonische Naturen auch in der deutschen Literatur, wie er es schon in den Stendhalschen «Bekenntnissen eines Egotisten» für den romanischen Anbeter der Schönheit, des Genusses und der Frauen offenbart hatte, darzustellen und zu vertiefen. Aus der Kriegsstimmung und seinem Soldatentum erwuchsen Ausgaben von Clausewitz' berühmten Ausführungen «Vom Kriege» (Inselverlag) und Ferd. Cortes' Briefen an Kaiser Karl V. über die Eroberung Mexikos (ebenda). In das engere Gebiet der deutschen Literatur gehörten Ausgaben von Heinrich Leutholds Gedichten (1910), von Ida Gräfin Hahn-Hahns «Faustine» und Alex v. Sternbergs «braunen Märchen» (1919 R. Bredow-Verlag, Berlin), zwei prächtigen Ausgrabungen aus der Vergangenheit. All diese literarischen Arbeiten tragen das Kennzeichen Schurigscher Eigenart: Freude am schönheitsgeborenen Lebensgenusse, an liebeerfüllter Sinnlichkeit, am Idealismus den Frauen gegenüber und an Hingabe an den Geist, an die Kunst aus glücklichem Temperament und innerer Harmonie.

In einer Reihe von Eigenwerken erfuhr diese Eigenart ihre bisher vollkommenste Offenbarung: in der großen zweibändigen Mozartbiographie (1913), in dem Roman von den «Seltsamen Liebesleuten» (1913, jetzt 46. Tausend), in den kleinen «Geschichten vom göttlichen Mozart», «Vom Glücke Beethovens», in den neun Beethovennovellen «der Doppelgänger» (beide aus vorbereitenden Stu-

dien zu einer großen Beethovenbiographie erwachsen, die nun unvollendet bleiben wird) und in den köstlichen Lebensrezepten, Diagnosen, Anekdoten, «des kleinen Katechismus zur Lebenskunst» sowie «des vollkommenen Spießbürgers», die J. L. Schrag seinen reizenden Nürnberger Liebhaberausgaben eingeordnet hat. Das letzte Werk aber, die Epikuriade »Godefroi der Gascogner», das ich in meinen «Horen» vorabdruckte und bald im Horen-Verlag, Berlin-Grunewald erscheinen soll, ist nun sein Testament geworden: ein wundervolles Bekenntnis zum sinnvollen Lebensgenießertum, dem das Leben mehr als nur dauernde Tätigkeit; wir haben kein zweites Buch in der deutschen Literatur, das die Lebenslehre Epikurs gleich unbekümmert und humorvoll gestaltet. Das wissenschaftlich unantastbare Bild von Mozarts Leben und Persönlichkeit, das Schurig gab, machte endlich einmal gegen Otto Jahns schönfärberische Auffassung Front und stellte den Menschen in Mozart frei, unverbildet in seiner vollen Natürlichkeit heraus. Die Vitalität des Genies fand hier bezaubernde Gestaltung; das sollte auch mit Beethoven geschehen. Die «seltsamen Liebesleute» wurden aus reichster Lebens- und Liebeserfahrung, Glück und Schönheit, Genuß und Erholung, innere Bereicherung und Beseelung zu einer Dichtung von zartester deutscher Liebe und reifster Menschlichkeit, die stets tiefen Eindruck machen wird. Der «Godefroi» aber ist das Dokument innerer Freiheit in elender Zeit. —

Soldat, Epikuräer, Übersetzer, Stendhalien, Mozartbiograph, Literarhistoriker, Schriftsteller, Dichter und Weltmann — so trat Arthur Schurig in Erscheinung. Nie oberflächlich und modegelenkt, nie politischen Tendenzen geopfert, stets freier Mensch, ein Aristokrat des Geistes. Er wurzelte in Deutschland, liebte Frankreich, Europa und anerkannte für die Welt der Kultur Goethesche Universalität. Wir werden ihn immerdar vermissen, wo kulturelle Lebensfreude noch bejaht wird. Er wird mit seinen Werken wie Übersetzungen dauernd unter uns leben. —

* * *

# HANNS MARTIN ELSTER / BÜCHERSCHAU

## LITERATURGESCHICHTE

WIRD die Beschäftigung mit der Literaturgeschichte etwa Mode? Man könnte es nach der Fülle der neuen Werke fast annehmen. Davor möge uns das Schicksal bewahren. Es gibt wenige Geistesgebiete, die mit so großem Verantwortungsernst bearbeitet werden müssen, wie die Literaturgeschichte, in der sich ja letztlich das gesamte geistig-seelische Leben der Nation, ja der Menschheit sammelt. Leider hat es die Betriebsform der Wissenschaft an den Universitäten, die offizielle Philologie, Germanistik usw., die auf Ausbildung von Lexikonköpfen mehr Wert legt als auf geistiges Menschentum, zuwege gebracht, daß fortwährend Unberufene es unternehmen, Literaturgeschichten zu schreiben. Bisweilen gehören Universitätsprofessoren selbst dazu. Wie z. B. *Max Koch* in Breslau, der den ersten von der ältesten Zeit bis 1748 umfassenden Band der «*Geschichte der deutschen Literatur*» in der bekannten Sammlung Göschen (Walter de Gruyter & Co., Berlin) benutzt, um in einem schrecklichen Deutsch oberflächlich die Tatsachen der Literaturgeschichte herunterzuerzählen, ohne auf das Wesen der schöpferischen Persönlichkeiten und Werke einzugehen. Hoffentlich läßt der Verlag diesen Band bei der nächsten Auflage bearbeiten, wie es mit dem 2. und 3. Bändchen, die von Klopstock bis zum Ausgang der Romantik bzw. von Goethes Tod bis zur Gegenwart reichen, von *Friedrich Kainz* so glücklich, wie es auf engem Raum angeht, geschehen ist.

Der Fluch fast aller kurz gefaßten Literaturgeschichten ist die Oberflächlichkeit. Man wundert sich immer wieder, mit welcher Kühnheit (um kein anderes Wort zu gebrauchen) die falschesten Urteile, das dummste Geschwätz über die schöpferischen Dichter und Werke aufgebracht werden. Man sieht dann, daß die Verfasser solcher Literaturgeschichten meist die Dichter und ihre Werke (besonders aus den letzten Jahrzehnten) gar nicht gelesen haben. Man kompiliert einfach, was man anderwärts ü b e r die Dichter gelesen hat. Die jüngeren Literarhistoriker können sich in dieser Beziehung ja auf einen mit Buchauflagen erfolgreichen *Eduard Engel* berufen, dessen «*Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart*» jetzt in der 38. durchgesehenen und ergänzten Auflage (dem 86. bis 90. Tausend!) erscheint (Koehler & Amelang, Leipzig). Was mich schon Engels «Was bleibt» ablehnen ließ, quält mich auch hier: Engels phrasenhafte Besserwisserei. Schon der erste Satz des Bandes: «Die deutsche Literatur ist die erste unter den Literaturen der Völker» atmet jene Anmaßung, die keine Hemmungen, damit auch keine Sachlichkeit kennt. So begegnet uns denn auch Seite um Seite eine Ausdrucksweise, die mehr abstößt, als daß sie der Sache dienen könnte. Je näher Engel der Gegenwart kommt, desto unerträglicher wird sein Subjektivismus. Sein flacher Rationalismus zerstört jede Möglichkeit, in das Wesen echter Dichter einzudringen. Sieht

man sein Versagen gegenüber der Literatur seit 1870, also seit sechzig Jahren, so sind Rückschlüsse auf seine Behandlung der älteren großen Dichter gegeben. Es war wirklich nicht nötig, diese Literaturgeschichte neu aufzulegen. Als seine Schüler könnte man die Verfasser zweier neuer «Geschichten der deutschen Literatur» ansprechen: *Alois Bernt* und *Johann Cerny*. Es sind die typischen Oberlehrer-Literaturgeschichten, denen etwa der gleiche Wert zukommt, wie den ehemaligen Oberlehrer-Jambendramen. Also Epigonen- und Kompilatorenarbeit oberflächlichster Art und von so ungeistiger, spießbürgerlich-engherziger Haltung, daß man unsere Schulen, unsere Jugend bedauert, die sich diese schnellfertigen Besserwisser immer wieder anhören muß. Diese Art Literaturgeschichten tragen seit zwei Menschenaltern schwere Schuld daran, wenn das Volk der Dichtung mehr und mehr entfremdet wird. Während die ältere Literatur bis Hebbel-Grillparzer in dieser Literaturgeschichtenart noch erträglich, wenn auch sehr äußerlich, behandelt wird, wird die Literatur seit 1880 jedesmal zur Klippe, an der diese engen Geister scheitern. Hier steht meist ein sachlicher Schnitzer neben dem andern (bei Cerny stirbt z. B. Rilke 1926 in Südfrankreich), hier wütet sich die Cliquengesinnung aus (bei Bernt wird z. B. Scholz sowohl wie Däubler mit nur je einem Werk erwähnt, genau wie der junge unbekannte Sudetendeutsche Fr. Jaksch mit seinem ersten und einzigen nichtsbedeutenden Gedichtbändchen), hier wird das Schema der Klassifizierung für die neue Literatur ohne weiteres von älteren Literarhistorikern übernommen. Nirgends wird ein Versuch zu geistiger Selbständigkeit gemacht; besonders haben es diese braven Herren stets auf Autoren wie Wedekind, Sternheim (der bei Bernt totgeschwiegen wird) usw. abgesehen. Es ist darum, weil man noch zahllose Gründe für die geistig-seelische Muffigkeit bourgeoiser Enge und innerlicher Unfreiheit Seite für Seite auch bei der älteren Literatur anführen könnte, nur schärfste Ablehnung dieser Zettelkastenbände am Platze. Man weiß ja, daß die Verfasser und Verleger (Bernt ist bei Gebrüder Stiepel, Reichenberg i. B., Cerny bei G. Freytag A.-G. Leipzig erschienen) solcher Literaturgeschichten auf bestimmte Schul- und Studentenkreise als Absatzgebiet rechnen: Bernt auf die Sudetendeutschen, Cerny auf Österreich — aber man muß von der Dichtung her ernstlich vor der Verbreitung dieser Bücher warnen. Sie führen keinen Leser zum wesenhaften Verständnis unserer Dichtung, sondern nur zu oberflächlichem, ehrfurchtslosem und geisttötendem Bildungsgeschwätz.

Glücklicherweise wächst ja eine junge Literarhistorikergeneration von Gundolf bis Strich, von Korff biz Cysarz heran, die uns die neue geistig bestimmte Literaturgeschichte, durch die alle jene traditionellen Pedanten-Schmöker mit einem Schlage veralten werden, schenken werden. Sie arbeiten mit den neuen durch Walzel, Nadler usw. erarbeiteten Hilfsmitteln auf der Linie der auch geistig großen Literarhistoriker weiter. Also z. B. eines *Hermann Hettner*, dessen *«Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert»* von *Georg Witkowski* in einem dicken Wälzer (Paul List Verlag, Leipzig) mit kur-

zem Nachwort, pietätvollen Besserungen und Anmerkungen herausgegeben wird. Ich halte diese Ausgabe für überflüssig, weil wir erst vor zwei Jahren die hübsche vierbändige Neuauflage des Werkes, betreut von Ewald A. Boucke, im alten Originalverlag, Vieweg & Sohn, Braunschweig, erhalten haben. Es ist das Elend der deutschen Verlags- und Editorenbetriebsamkeit, fortwährend mit unnötigen Duplikaten den Buchmarkt zu verstopfen und für das Publikum unübersehbar zu machen. Diese Tatsache ändert natürlich nichts an der Bedeutung von Hettners Werk, der besten Darstellung der Literatur des 18. Jahrhunderts.

Die neue große Literaturgeschichte ist in der Sammelreihe der «Epochen der deutschen Literatur» nach der Seite der streng historisch-materialergebenen Seite hin im Werden (nach der Volkstumsseite hat ja Nadler sie schon geschaffen). In dieser Reihe bringt *Hugo Bieber* jetzt die deutsche Dichtung von 1830 bis 1880, also vom jungen Deutschland bis zum Beginn des Naturalismus unter dem Titel *„Der Kampf um die Tradition»* (J. B. Metzler, Stuttgart). Ich finde den Titel nicht glücklich gewählt, weil er die geschilderten fünfzig Jahre unter eine Richtung stellt, die nicht ihre schöpferische war. Ich hätte lieber gesehen, Bieber hätte das Positive, das, was das Jahrzehnt an Neuem unserer Literatur zubringt, als Idee und Titel seines Werkes genommen: also die Eroberung der Wirklichkeit, die Geburt des Realismus, die mit Jungdeutschland bis 1848 politisch-sozial einsetzt und sich in den großen Dichtern von Hebbel (dessen Intellektualismus realistisch ist) bis Otto Ludwig, von Gottfried Keller bis Raabe vollendet. Heute sieht man doch klar, daß der Realismus der Gotthelf usw. Vorbereitung des Naturalismus, daß dieser ohne jenen undenkbar war. Gegenüber dem Kampf mit Klassik und Romantik hätte ich die Stellungnahme behauptet, daß wir uns dichterisch-künstlerisch und geistig gesehen seitdem in einem dauernden Abstieg befanden, unter dem die Gotthelf, Keller, Raabe, Mörike, Hebbel, Ludwig, Storm, Meyer usw. auch schwer gelitten haben. Hugo Bieber ist R. M. Meyer-Schüler und neigt dadurch dazu, das «Moderne» zu überschätzen. Abgesehen von diesen Einwänden gegen den grundsätzlichen Ausgangspunkt, der ja auch im Wesen des Verfassers begründet ist, kann man aber über das Werk nur Lobendes sagen. Wir haben bisher noch keine Darstellung dieser Epoche erhalten, die mit gleich wissenschaftlicher Akribie und mit gleich tiefdringendem Bemühen ihre Literatur *geistesgeschichtlich* gestaltet. Hier ist einmal nicht ein Lexikon mit Lebensdaten gegeben, sondern der geglückte Versuch gemacht, das Welt- und Lebensgefühl der Epoche und das Wesen, Werk und die Weltanschauung ihrer Dichter in ihrer gegenseitigen Verwobenheit wie Besonderheit gründlich geistvoll, sprachlich sauber zu gestalten. Biebers Buch ist eine bleibende Bereicherung für die deutsche Literaturgeschichte.

Ausgezeichnete Querschnittarbeiten sind *Paul Kluckhohns «Deutsche Romantik»* (Velhagen & Klasing, Bielefeld) und *Alfred Bieses «Naturgefühl im Wandel der Zeiten»* (Quelle & Meyer, Leipzig). Kluckhohn gibt «für weitere Kreise geistesge-

schichtlicher Interessierter» eine knappe Zusammenfassung der Romantik von Schlegel bis Eichendorff mit Einbeziehung der romantischen Malerei und Musik und mit Charakteristiken ihrer führenden Persönlichkeiten. Gerade das, was Bieber zu sehr unter dem Scheine einer angeblichen Veraltung sieht, wird hier gut herausgearbeitet: das Ewige und für jede Zeit Bedeutsame wesentlicher schöpferischer Menschen und Leistungen. Neben Walzels bekannter Romantik-Darstellung behauptet Kluckhohn sich durch die Wärme seiner lebendigen Menschlichkeit. — Alfred Biese verfolgt den Weg des Naturgefühls nicht nur bei den Deutschen, sondern durch die Jahrtausende, seit den Griechen und Römern, im ersten christlichen Jahrtausend, zur Zeit der Kreuzzüge, in der italienischen Renaissance, im Columbuszeitalter, bei Shakespeare, Milton, Luther, Dürer, in Barock und Rokoko, Aufklärung und Schwärmerei, bei Schiller, Goethe, Scott, in der Romantik und im Realismus bis zur Gegenwart. Naturbeseelung und Naturvergeistigung hat hier eine ausgezeichnete, kenntnistiefe Darstellung erhalten.

Von jeher sehr beliebt sind die landschaftlichen Ausschnitte aus der Literaturgeschichte. Sie haben meist etwas Gewaltsames, weil ein Sudetendeutscher geistesgeschichtlich natürlich denselben Einfluß der großen deutschen Dichter erfahren kann, wie ein Thüringer, aber sie nehmen doch ihre Berechtigung aus der Besonderheit von Volkstum, Heimat, Dialekt usw., wie Nadlers großes Werk überragend enthüllt hat. Mir liegt zuerst ein «*Grundriß einer Geschichte der baltischen Dichtung*»; die *Arthur Behring* unter Mitarbeit von André Favre, Otto Greifenhagen, Arthur Knüpffer (Leipzig, Institut für Auslandskunde, Grenz- und Auslandsdeutschtum) herausgibt, ein kultur- wie geistesgeschichtlich hochinteressantes Büchlein, das 700 Jahre überbrückt; zuerst die Zeit bis zur russischen Herrschaft, die 1762 begann, also die estnische Volksdichtung, die westeuropäische Kolonisation, die niederdeutschen Einflüsse, das 15., 16., 17. Jahrhundert mit Lyrik und Dramatik, dann die russische Zeit, leider ungeschickt nach den Zeiten der Zaren eingeteilt, bis zur Gegenwart. Man vermißt für das stoffreiche Werk sehr ein Register. «*Die Dichtung der Sudetendeutschen in den letzten fünfzig Jahren*» behandelt *Josef Mühlberger* (Johs. Stauda Verlag, Kassel) in einer überaus gediegenen und auch geistig zuverlässigen Arbeit. Kein Name fehlt, aber die weniger bedeutenden Werke verdrängen nicht die gründliche Behandlung der wirklich bedeutsamen Dichter. Hin und wieder wünscht man stärkere Kritik. Fr. Adler, Max Brod, J. J. David, Dietzenschmidt, M. v. Ebner-Eschenbach, Ginzkey, F. Kafka, Kolbenheyer, Kornfeld, Leutelt, Mauthner, Meyrink, Nabl, Rilke, Schaukal, Stifter, Strobl, Suttner, Watzlick, Werfel — um nur die Erfolgreichen zu nennen, gehören längst zur großen deutschen Literatur. Es ist erstaunlich, wie viel bedeutende Gegenwartsautoren Sudetendeutsche sind . . . Den «*Niederdeutschen Dichtern und Denkern*» der Zeit von 1700 bis 1850 widmet die Fehesgilde eine wertvolle Anthologie (Verlag Westermann, Braunschweig), die von Brockes, Tersteegen, Ewald Chr. v. Kleist, Möser, Kant,

Klopstock, Hamann, Claudius, bis Grabbe und Hebbel führt. Ein Buch, das von der Bedeutung des Stammestums für die Dichtung überzeugt. Über die Grenzen Deutschlands hinaus führt *Leopold Mazon* mit seiner wissenschaftlichen Forschungsarbeit *«Ein Jahrhundert geistiger und literarischer Beziehungen zwischen Deutschland und Skandinavien 1750—1850»* (Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfuß), dessen erster umfangreicher Band die Klopstockzeit in Dänemark, das Leben und Schaffen Joh. Ewalds, des bedeutendsten dänischen Dichters im 18. Jahrhundert, ausführlich behandelt. Hier wird die dänische Literatur jener Zeit gründlichst nach ihren Zusammenhängen mit Deutschlands Literatur und Geistesarbeit untersucht; zugleich erhalten wir ein umfassendes Bild des dänischen Literaturlebens zu Ewalds Zeiten. Ein für jeden um Dänemark, das Ostgermanentum bemühten Literaturfreund unentbehrliches Buch.

Über all diese Kompilationen, Versuche, Ausschnitte, vergangenen Gestaltungen hebt mit eins *Herbert Cysarz*, in seiner Prager Antrittsrede, *«Geschichtswissenschaft, Kunstwissenschaft, Lebenswissenschaft»* (Wien, Wilh. Braumüller) hinaus. In prachtvoll scharfsichtiger Auseinandersetzung entwickelt er die Literaturwissenschaft, sie abtrennend von einseitiger Historie, Kunstwissenschaft, Philologie, als die große Lebenswissenschaft, die das Schöpferische, das zugleich das dauernd Gegenwärtige, Lebende ist, die das Göttliche (wie ich es nenne) zu verwalten habe. Hier wird die Gipfelung der von Gundolf aufgebauten Wissenschaftsentwicklung in hinreißender Form gegeben, jene Gipfelung, die uns endlich wieder dem Wesentlichen, Goethes Weisheit und Tiefe, Schillers Bild, Beethovens Werk, eben der Humanitas gegenüber allem Liberalismus anheim gibt. Von dieser Rede werden große Wirkungen ausgehen, wie von allen Arbeiten von Cysarz bisher. Auch seine Studien zu «Hauptfragen der Dichtungs- und Bildungsgeschichte des jüngsten Jahrhunderts» *«Von Schiller zu Nietzsche»* (Max Niemeyer, Halle a. S.). Man muß diesen außerordentlichen Längsschnitt durch hundert Jahre deutscher Geistesgeschichte neben Biebers vorhergenanntes Werk stellen, um zu erkennen, wie viel weiter der Geist, der dem Absoluten, dem Ewigen, dem «Feurig-Flüssigen», dem ewig gegenwärtigen Schöpferischen wie der ewig schöpferischen Gegenwart gehört, trägt, als Biebers Geist des Relativismus und Liberalismus. Hier werden vom Heros des Absoluten, Schiller, bis zum tragischen Opfer des Impressionismus, Nietzsche, die Entwicklungen der Romantik und des Idealismus, des Realismus und Synkretismus in der bürgerlichen Welt des jungen Deutschland, der Freytag, Keller, Storm, der Kothurn- und Modernitäts-Mentalität (Hebbel bis Wagner) bis zur Wert-Aprioriität und Wert-Mannigfaltigkeit des Zeitalters Nietzsches, bis zur Gegenwart des Wedekind, Strindberg, Thomas Mann, George, Werfel, so scharf bloßgelegt, daß unwiderleglich ein Abstieg erfolgt ist, der erst im neuen Jahrhundert die Wandlung zum Wiederanstieg beginnt. In der Art, die Gegenwartsdichtung im einzelnen zu sehen, ist Cysarz nicht unfrei von modischem Vorurteil — aber selbst hier muß seiner Querschnittschau volle Zustimmung

werden: das Schöpferische, das Wesentliche ist hier endlich einmal Maßstab und wird dadurch Kraft, Schöpferisches, Wesentliches zu heben . . . Von dem Geist Herbert Cysarz' wünscht man Philologen und Schriftsteller durchglüht, dann kämen wir weiter im Chaos der heutigen Literaturunklarheit des Alltags, die soviel echte schöpferische Kraft zerschlägt.

*Guido K. Brand* lebt von diesem inneren Feuer. Daß er seine Kraft allzusehr der Vergangenheit zuwendet, bedauert man stets. Sein Geist müßte mitten in unserer Zeit wirken und dem Schöpferischen vor dem Modischen zum Leben verhelfen. Er legt uns jetzt einen Ausschnitt vor, der schon oft zur zusammenfassenden Behandlung reizte: «*Die Frühvollendeten*», all jene Dichter, die früh ein Schaffender, ein Gestalter und früh ein Toter wurden (Walter de Gruyter & Co., Berlin). Er beginnt mit dem 17. Jahrhundert, Paul Flemming, Sibylle Schwartz, Joachim Neander, gruppiert dann das 18. Jahrhundert mit Joh. Chr. Günther als «aufschießender Flamme», in die trockenen Genies, die Hainbündler, die Romantiker, das 19. Jahrhundert in die Pseudoromantiker, Umhergetriebenen, ein Kind (Elisabeth Kuhlmann), zwei Adlige, Bürgerliche, ein Selbstmörder, bis das 20. Jahrhundert mit Georg Heym die Ahnung des Krieges, mit B. J. Sorge einen gotischen Menschen und mit den Kriegsgefallenen die Geopferten bringt. Das dreißigste Lebensjahr ist die für die Darstellung gewählte Grenze und die Tragik des Schicksals der Gnade im Geiste und des Frühtodes im Fleische ist Thema des dem Wesentlichen tief nachspürenden Buches, das wiederum in seiner Art doch auch, heutiger Jugendüberheblichkeit zur Lehre, den Beweis liefert, daß das große reife Kunstwerk erst vom reifen Manne nach dem dreißigsten Lebensjahre geschaffen wird.

Über das Persönliche geht *Walther Rehm* hinaus, der in einem umfangreichen Werke «*den Todesgedanken in der deutschen Dichtung vom Mittelalter bis zur Romantik*» (Max Niemeyer, Halle a. S.) zusammenstellt und ihn in seiner typischen Erlebnisart während aller Jahrhunderte enthüllt. Eine ungeheure Stoffmasse ist hier sorgsam bearbeitet worden; für die Fachwissenschaft gewiß sehr lehrreich, für das Querschnittschauen zu breit; man bedauert auch den Abschluß bei der Romantik: bis zur Gegenwart werden einige dünne Linien gezogen, die wieder zeigen, wie erschreckend die Universitätsliteraturwissenschaft im Banne der Modegrößen steht; ein Raabe wird kaum erwähnt, ein Stehr ist ganz unbekannt, obwohl diese beiden Dichter wohl am wichtigsten für das Ringen mit dem Todesgedanken in der deutschen Dichtung der letzten zwei Menschenalter sind, aber ein Schnitzler, ein Keyserling usw. werden zitiert. Man kann dieser Beschränktheit der Universitätsliteraturwissenschaft nur immer wieder zurufen: Hände weg von der Gegenwartsdichtung, für die ihre Zeit und Arbeitskraft nicht ausreichen kann, damit sie keine Verbildung in das lebendige Leben der Dichtung und ihrer Freunde trägt.

* * *

## DAS GEISTESLEBEN DER SCHWEIZ

UNTER dem schönen Titel «*Geisteserbe der Schweiz*» bietet *Eduard Korrodi*, der Züricher, längst als Kenner schweizerischen Geistes allen guten Deutschen bekannt, zuerst seinen Landsleuten, dann aber auch allen Deutschliebenden eine Anthologie dar, die aus den Schriften der großen Schweizer, von Haller und Geßner an bis Spitteler, Keller, Burckhardt, Federer hin, Naturbild, Mythus und Geschichte, Literatur, Lebensgeschichte, Pädagogisches Genie, die politisch-militärische-religiöse Rhetorik, Lavaters, Troxlers und Bachofens Genie so urschweizerisch, wie nur möglich, offenbart. Wer, der nur den geringsten Sinn für das Urschöpferisch-Lebendige im Blut und im Stammestum hat, umfaßte dies Buch nicht mit seines Herzens Kraft als ein Dokument reinsten und sinnvollsten Lebens. Und wer wüßte Korrodi nicht Dank für die Umsicht und Einsicht ins Landschaftliche wie Menschliche, wodurch dies Geisteserbe der Schweiz uns zu einem Gegenwartsbesitz, der das Leben gewinnen und formen hilft, wird? Hier ist ein Werk geschaffen, ohne dessen Lektüre (und Besitz) keiner, der Deutsch versteht, die Schweiz betreten noch verlassen sollte. Uns Reichsdeutschen aber wird hier wieder der Sonderwert unserer Stammeskultur so bewußt, daß wir um so unbedingter gegen die Uniformierung unseres Kulturlebens kämpfen werden (Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich).

Die Schweiz selbst baut ständig mit aller Sorgfalt daran, sich ihr Erbe lebendig zu erhalten, obwohl auch sie, wie Korrodi sagt, genug Schweizer kennt, die über der Fremde die Heimat nicht sehen, *Harry Maync's* Sammlung «die Schweiz im deutschen Geistesleben» (Huber & Co., Frauenfeld), ist hier stets an erster Stelle zu nennen. Sie wurde jetzt um wertvolle Bände vermehrt: um *Samuel Singers* ausgezeichnet geglückten Versuch, die Geschichte des «*Schweizerdeutsch*» einem größeren Publikum zu vermitteln, um *O. v. Greyerz'*, des besten Kenners, dem Ursprung von Text und Melodie sorgfältig nachgehender Geschichte «*des Volksliedes der deutschen Schweiz*», um die religiös-philosophische Biographie «*Johann Caspar Lavaters*» von *Chr. Janentzky*, um die aus gründlichster Kenntnis geborenen Monographien «*Jeremias Gotthelf*» von *R. Hunziker*, «*Jakob Christoph Heer*» von seinem Verwandten *Gottlieb Heinr. Heer*, «*Hermann Hesse*» von *H. R. Schmid*, «*J. V. Widmann*» von *Maria Waser*. Auch die illustrierte Abteilung der Reihe wurde wieder bereichert: mit *Konrad Eschers* Geschichte und Schilderung «*der beiden Zürcher Münster*», mit *Paul Hilbers* Kulturgeschichtlicher Monographie über «*des Luzerners Diebold Schilling Bilderchronik 1513*», die das Leben jener Zeit so unvergleichlich anschaulich macht, mit *Heinrich Federers* prachtvollem Torso des seligen «*Niklaus von Flüe*».

Nimmt man hierzu die außerhalb der Mayncschen Reihe erscheinenden Publikationen, so stellt man fest, daß kaum ein Land sich so um das Lebendigerhalten ihrer besten Kulturgüter müht. In der Dichtung ward *Carl Spitteler* besondere Verehrung bezeugt: Rolland, Burte, Steffen, Fränkel bekennen sich «*In memori-*

*am»* (Diederichs, Jena) zu seinem Genius. *Siegfried Streicher* rechnet tiefgrabend und positiv mit dem Erleben «*Spitteler und Böcklin*» (Orell Füssli, Zürich), gemeinsamen, ewigen Urgrund im Landschaftlichen um Basel findend. *Friedrich Schmidt* stellt Spittelers «Olympischen Frühling» mitten in die Geschichtsphilosophie der Zeit: «*Die Erneuerung des Epos*» (Leopold Voß, Leipzig), wodurch die Tragik in Spittelers Wesen und Schaffen offenbar wird. Nach Basel führt auch *Hans Reinharts* Büchlein «*Das Münster zu Basel*» (mit 76 Bildern bei August Hopfer, Burg), das jedem Besucher Basels willkommen sein wird.

Im Schatten des Basler Münsters verlief das Leben eines der großen Schweizer, *Jakob Burckhardts,* der bis fast an das Jahrhundertende den erhabenen deutschen Humanismus der Schiller und Goethe in seinem Schaffenskreis gegenüber der zeitgenössischen, zu deutschem Schicksalsunglück werdenden Hinwendung zum Wirtschaftlichen und Politischen festhielt. *Carl Neumann* hat jetzt endlich aus lebenslanger Vertrautheit mit dem außerordentlichen Mann das Buch über «*Jakob Burckhardt*» (F. Bruckmann, München) geschaffen, das, ohne landläufige Biographie zu sein, das äußerliche und innere Leben des Künstler-Gelehrten zu tieferem Verstehen ausschöpft. Er sieht diesen Mann unter dem Aspekt von Schicksal und Anteil, entwirft nach den äußeren Lebensumrissen den werdenden Künstler, die Entstehung des Renaissancebegriffs, die griechische Kulturgeschichte, das politische Vermächtnis und faßt seine Vorstellung von Burckhardts Ideen, Schriftstellertum und Persönlichkeit zum Schluß als «das Werk und der Künstler» zusammen; der Anhang berücksichtigt noch Burckhardts Gedichte, Rhetorik, Rubenserinnerungen, die Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien, den Eindruck Burckhardts auf die Freunde. Das glänzend geschriebene Werk ist Burckhardts würdig und dringt hoffentlich in die weitesten Leserkreise Burckhardts. Diese werden jetzt durch W. v. der Schulenburg um «*Reisebilder aus dem Süden*» (Niels Kampmann, Heidelberg) vermehrt: es sind mit leichter Hand geformte und doch von intuitiver Kennerschaft erfüllte Aufsätze aus den Jahren 1838, 1839 und 1850 (dazu zwei Elegien), darin fünf Tage jenseits der Alpen, Bilder aus Italien, Lugano, vom San Salvatore, Kunstbemerkungen auf einem Ausflug in den Tessin und nach Mailand geschildert werden. Man hat hier einen «leichten» «Cicerone», für dessen erste Buchform jeder, der sich nicht ernstlich auf seine Italienreise vorbereiten kann, dankbar sein dürfte. Einen Ausschnitt aus Burckhardts Wirken bietet G. Bianquis Übersetzung des Kapitels «*Nietzsche und Jakob Burckhardt*» aus *Charles Andlers* großem Nietzschewerk (Rheinverlag, Basel). Nietzsche baute auf Burckhardts Anschauung der Renaissance und des Griechentums weiter. Andler weiß diese «Verschweizerung» Nietzsches ausgezeichnet zu gestalten. (Schluß folgt.)

* * *

# LESSKOW

GESAMMELTE WERKE

in neun Oktavbänden

In Verbindung mit J. von Guenther, H. von Heiseler und E. Müller
herausgegeben von Reinhold von Walter

INHALT:

Band I: Geschichten aus der Großstadt. 338 Seiten / Band II: Geschichten vom Lande. 328 Seiten / Band III: Legenden. 361 Seiten / Band IV: Geschichten aus der Zeit. 323 Seiten / Band V: Ein absterbendes Geschlecht. 320 Seiten / Band VI: Militärische Geschichten. 336 Seiten / Band VII: Charaktere und Sonderlinge. 382 Seiten / Band VIII: Die Klerisei. 560 Seiten / Band IX: Am Ende der Welt. Mit einer Biographie Lesskows von Erich Müller. 350 Seiten.

GESAMTAUSGABE: Neun Bände in Halbleinen gebunden in Kassette M 45.—, in Ganzleinen gebunden (ohne Bandbezeichnung) in Kassette M 50.—.
EINZELBÄNDE: Mit Ausnahme von Band VIII (Die Klerisei) geheftet jeder Band M 3.50, in Halbleinen gebunden jeder Band M 5.50, in Ganzleinen gebunden jeder Band M 6.—. Band VIII (Die Klerisei) geheftet M 4.50, in Halbleinen gebunden M 6.50, in Ganzleinen gebunden M 7.—.
LIEBHABERAUSGABE: In handgebundenen Halblederbänden mit Ausnahme der „Klerisei" M 16.—, „Die Klerisei" M 18.—.

„Dieser Lesskow ist einer der genialsten Prosagestalter aller Zeiten, in mancher Hinsicht sogar genialer als Dostojewski... Textgestaltung und Ausstattung der Ausgabe sind tadellos."
Die Literarische Welt.

# PUSCHKIN

NOVELLEN UND ROMANE

herausgegeben von Johannes von Guenther

I. Band. NOVELLEN / Die Erzählungen Bjelkins / Dubrowski / Pique-Dame
VIII, 300 Seiten 8°.

II. Band. ROMANE / Die Hauptmannstochter / Der Mohr Peters des Großen
VIII, 307 Seiten 8°.

Geheftet je M 3.50, in Ganzleinen je M 5.50,
in Halbleder handgebunden je M 16.—.

„Johannes von Guenther hat die Prosa Puschkins in eine mustergültige deutsche Prosa eingegossen."
Neues Wiener Abendblatt.

„Diese neue Übertragung stellt alles Frühere in den Schatten." Kölnische Zeitung.

VERLAG C. H. BECK MÜNCHEN

JUN 20 1929

# DIE HOREN

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

## MONATSHEFTE FVER KVNST VND DICHTVNG

HERAVSGEBER
HANNS MARTIN ELSTER
WILHELM VON SCHOLZ

1928/29 V. JAHRG. HEFT VIII

HOREN VERLAG BERLIN

# Neuerscheinungen

## HERMANN STEHR

## Nathanael Maechler

**Roman / Geh. M. 5.—, in Ganzlein. M. 7.50, in Halbleder M. 11.—**

Nach fünf Jahren des Schweigens, in die nur der verhaltene Legendenklang des „Geigenmachers" tönte, bietet Hermann Stehr einen großen Roman dar, der nicht nur seiner ständig wachsenden Gemeinde, sondern allen Deutschen eine reine Offenbarung unserer tiefsten Lebenskräfte zu werden vermag. Im Lebensschicksal des Gerbers Nathanael Maechler, der aus der badischen Revolution nach langer Wanderfahrt voll Unrast und Dämonie in seine schlesische Heimat zurückkehrt und hier Heim- und Werkstatt, Eheglück und Gemeinschaftswirkung findet, treten die beiden Ströme, die das deutsche Schicksal von Urzeit an durchbluten, wunderbar ans klare Licht des Tages: jener unbeirrbare Sinn für die tatfrohe Männlichkeit im Wirklichen und Gegenwärtigen und jenes unbändige Streben der Seele, hinter aller äußeren Wirklichkeit das wesentliche Sein zu erobern. Recht und Gnade sind die Sterne, die dem Weg und Wesen, Leid und Glück, der Schuld und Sühne, Verstrickung und Befreiung des Nathanael Maechler, dieses urdeutschen Welt- und Gottsuchers, leuchten. [Stehr, von jeher Meister der großen epischen Form, bringt durch die Macht seiner Sprache und Phantasie, durch die unerbittliche Wahrhaftigkeit seiner Natur die volle Sinnlichkeit für seine reale und seelische Welt, die Schönheit des Riesengebirges, die Blutart seiner Menschen, die Beseeltheit ihrer Innerlichkeit unmittelbar in unser Erleben, daß wir erschüttert durch das Irdische zum höheren Sein geführt werden.

## CARL HAUPTMANN

## Aus meinem Tagebuch

**Dritte vermehrte Auflage / Geheftet M. 5.—, Ganzleinen M. 7.50**

Das Summen der Hummeln, das Rauschen der Blätter, das Knirschen des Sandes, der Gesang der Vögel, das Brausen des Meeres, alles klingt zu einem einzigen Akkorde in der Dichterseele Carl Hauptmanns zusammen, alles scheint eine große Einheit zu sein und jedes auf seine Weise in den Chor von Beethovens Neunter einzustimmen. Das Tagebuch bildet den Zugang zu der reichen Persönlichkeit des Dichters. Ein Buch voll tiefstem Lebensgehalt.

Hans Heinrich Borcherdt

Sonderprospekte durch jede aufmerksame Buchhandlung

**HOREN-VERLAG / BERLIN-GRUNEWALD**

# DER DEUTSCHEN JUGEND GESAGT

## VON WALTER VON MOLO

MAN kann nur dann mit Hoffnung auf Gelingen zu euch sprechen, ist man sich über das ewige Jugendproblem klar, das in euch, wie in jeder Jugend, Auferstehung hat; erreicht man über das Wesen des Deutschen, jenseits aller Parteiungen, Überschau. Nur so durchleuchtet sich eure Gegenwart, aus der Zukunft werden soll.

### DAS EWIGE JUGENDPROBLEM

Es ist ungut, zu euch zu reden, als ob die Jugend ein vom übrigen Leben losgelöster Zustand sei. Die Erwachsenen haben gesagt und sagen es weiter, daß eure Zeit, daß die Jugendzeit die schönste des Lebens sei. Durch dieses Gerede seid und werdet ihr falsch eingestellt, daraus müssen große Unruhe und bittere Enttäuschung hervorkommen. Ich bestreite, daß die Jugend, gar eure Jugend, die schönste Zeit des Lebens sei! Ich widerrate mit aller Eindringlichkeit, daran zu glauben, ihr müßt euch von dieser Phrase wie von vielen Phrasen, die dauernd in euch und um euch schwirren und in euer Blut fließen oder fließen wollen, frei machen! Die danebengreifende Behauptung, daß jede Jugendzeit schön sei, stammt von Alten, die noch immer nicht erkannten, daß erworbener, weiter Horizont mehr Glücksgefühl, mehr Harmonie und daraus hervorgehend dauernden Kraftgewinn schenkt, als die Zeit der Blickenge und der Bedrückung durch Abhängigkeiten geistiger und materieller Art. Ihr dürft nicht glauben, daß ihr in der schönsten Zeit eures Lebens seid. Wer dauernd von der «schönen Jugendzeit» flötet, ist ungeistig, der sieht mit spießbürgerlichen Augen, meint, daß es schön sei, noch nicht volle Verantwortung für alles tragen zu müssen, keine Geldsorgen zu haben — und dabei habt ihr doch wirklich heute genug Sorgen dieser Art! Nie war für den wertvollen Menschen die Jugend die schönste Zeit seines Lebens. Wer nichts Schöneres als seine Jugend erfährt, der besteht nicht im Leben. Ihr müßt mehr, als ihr in der Jugend habt, vom Dasein verlangen.

Eltern und Erzieher bedrückt euer Opponieren, das ihnen ebenso ungerecht und sinnlos erscheint, wie es euch Recht dünkt und leidend be-

drückt. Alles Mißverstehen zwischen Alter und Jugend entsprießt falscher Vorstellung von den kosmischen Dingen des Seins. Es ist im Menschen die irrige Ansicht lebendig, daß Ruhe das schönste im Leben sei. Im Kosmos aber, dem wir doch alle angehören, gibt es keine dauernde Ruhe. Dauernd bekämpfen sich Tag und Nacht, immer sind Gegenpole da, immer Anziehungen und Abstoßungen. D a s ist Leben. Dessen Ruhepunkte sind immer nur die Augenblicke des Umkehrens im unablässigen Wellengange, wenn etwas zu Ende, wenn neues beginnt, Ruhe ist im unentwegten Aufsteigen und Sinken nur deswegen schön, weil sie sehr s e l t e n und immer vergänglich ist. Kann der lebfrischeste Trieb der Menschheit, Jugend dem Leben anders zugewendet sein, als daß sie die Gesetze des Kosmos erfüllt? Das Gesetz eures Alters ist Unruhe. Jugend, welche die Erfahrungen anderer pauschal und ungeprüft als ihr Wissen annimmt, ist keine Jugend mit Zukunft. Es muß alles e r w o r b e n werden! Alles, was euch in Schule und Elternhaus zu geben versucht wird, und sei es noch so richtig, darf erst dann für euch richtig sein, wenn ihr es aus eigenem Erleben als richtig e r k a n n t habt.

Ihr seid also mit Recht in Opposition gegen die Generationen vor euch — aber glaubt nicht, daß ich euch mit dieser Feststellung schmeicheln will. So wie ich viele Fehler von uns sogenannten Erwachsenen zu sehen vermeine, und solche Fehler an mir und in meinem Handeln dauernd erlebe, ebenso sehe ich viele Fehler bei euch. Hier zeigt sich Verbindung zwischen den Generationen, sie mahnt euch, eure Jugendzeit nicht isoliert zu betrachten: Geht es nicht auch dem Erwachsenen so wie euch, soweit er lebendig ist, daß er sich in seinen täglichen Geschäften und Ereignissen Konstellationen gegenübersieht, für die er noch nicht persönliche oder nicht völlig persönliche Erfahrungen hat? Wir wissen in solchen Lagen sehr gut, daß «man» so oder so handeln soll. Jeder aber, der noch unternehmend und nicht nur mehr leerlaufendes Rad ist, hat dann die Neigung, es anders, besser machen zu wollen. Erst wenn wir den Schaden erlebten, werden wir «klug» und wissen, ob und inwieweit das Übliche zu bessern, zu übertreffen ist. Wird denn überhaupt Wertvolles anders erreicht, daß man «anders» handelt als einem das «man» gebietet? J e d e b e d e u t e n d e L e i s t u n g d e r M e n s c h h e i t w i r d d u r c h O p p o n i e r e n g e g e n d a s ü b-

liche, bisherige «man» erreicht. Das «man» ist nicht ohne Grund weder «er», noch «sie», sondern geschlechtslos. Eure Pflicht ist, daß jeder von euch meint, berufen und auserwählt zu sein. Woher nähmt ihr sonst den Mut und die Hoffnung zu Zukunft? Resignation ist Ende. Mit Resignation kann man nichts beginnen. Resignation kann und darf nie wahrer Jugend Anfang sein.

Ihr legt euch in die Opposition, weil ihr alles in feste Formeln gebunden vorfindet. Diese Formeln sind für den richtig, der sie erlebte, jede nachfolgende Generation muß diese Formeln überprüfen, muß erst erfahren, daß sie richtig sind.

Jede Jugend erfährt in ihren Entwicklungen, in ihrem Erleben, auch ihr werdet das erfahren, daß alles mehr oder weniger richtig ist, gegen das Jugend aufsteht, gegen das ihr aufstandet, gegen das ihr aufstehen müßt, wenn man es euch diktatorisch lehren will. Dieser sogenannte «Fehler» von euch ist gut, ihr härtet euch daran, ihr werdet euch dadurch des Wesentlichen bewußt.

Die alten Lehrer werden bekämpft, aber sie schufen gesunde, kraftvolle Opposition, das war ihr kosmischer Zweck; ihr sollt sie bekämpfen, wenn sie wiederkehren, aber nicht darüber klagen, daß ihr sie bekämpfen müßt; das tun unbewußt viele von euch. Wenn heute der Lehrende euch möglichst zu verstehen trachtet, dann liegt in diesem Vorteil: Gefahr und Rettung; im Grunde versteht euch der Lehrende ja doch nicht. Der kosmische Erziehungsplan ist mächtiger als jede menschliche Taktik. Ihr sollt durchaus neue Schläuche verlangen. Aber ihr werdet eines Tages, wie alle vor euch, erkennen, daß es der alte Wein ist, den ihr in eure neuen Schläuche gefüllt habt, wie ihr auch immer wieder erfahrt, daß alles sogenannte «Neue» gar bald seine neue Farbe wieder verliert. Jeder, der eigene Kinder heranwachsen sieht, erlebt, je älter sie werden, und je mehr er nun gegen sich die gleichen Kämpfe erfährt, die er einst gegen seine Eltern und Erzieher führte, nachträglich, das Verständnis für seine Eltern und Erzieher.

Es ist sinnlos, wenn man euch euer Opponieren nehmen will, wenn man von euch Reife fordert. Es ist aber ebenso sinnlos, wenn ihr von euren Eltern völlige Reife verlangt, die leben und lernen doch auch noch. Ich zitiere aus meinen «Fugen des Seins»:

«Ein jedes Dasein wird zum Schlusse weise, es geht den ganzen Weg der Schöpfung nach, es lernt der Allheit Weisheit auf der Reise, vom Kinderschrei zum Grab; das Resultat liegt brach.

Was wir erfahren und, durch unser Leben, erkennend denen nach uns künden, verweht als Schall, vergeht als Rauch, ist früchteleeres Streben — es muß sich jedes Neu, von Neuem alles finden.

Es wird erfahren immer nur für sich, Unendliches erworben und verloren, Verschwendung will die Schöpfung und das Ich, es muß sich jedes neu den Schacht zum Lichte bohren.

Erfahrung wird erfahren immer nur für dich, du kannst sie nicht vermitteln; es ist Befehl des Alls, daß es sich immer neu, von neuem läßt ermitteln.»

## DAS EWIGE DEUTSCHE

Ihr seid Jugend Deutschlands, was heißt das? Was ist deutsch, wie verbindet das, was für Eigenschaften gemeinsamer Art verleiht das?

Nationaleigentümlichkeiten sind, soweit wir zu sehen vermögen, Menschengruppeneigenschaften, durch die Sonnenstellung entstanden, durch geographische Lagen und von gemeinsamen historischen Werdegängen aus grauen Urzeiten hervor beeinflußt. Jeder Mensch hat den Gegebenheiten seiner Zeit zu zinsen, nur so kann er der Ewigkeit und der Gesamtmenschheit dienen. Ihr wohnt auf deutscher Erde, ihr seid mit unseren Kulturgütern großgezogen. Was heißt ohne Schwulst, ohne Überhebung und ohne echt deutsche Selbstherabsetzung deutsch sein? Es war immer schwer, Nationalwesen durch scharfe Abgrenzungen voneinander abzuheben. Es ist heute bei der gerade wieder einmal ungestüm fortschreitenden Technik und dem dadurch bedingten Näherkommen der Völker noch schwerer. Meine Charakterisierung kann daher nur sehr bewegliche und weite Grenzen ziehen.

Der Deutsche denkt viel, oft zuviel. Er verdient in seiner Gesamtheit mehr den Titel «Volk der Denker» als den Titel «Volk der Dichter». Nicht ohne Bedeutsamkeit sind unsere großen Dichtungen fast durchaus Erziehungs- und Weltanschauungsdichtungen. Ein «Faust», ein «Wilhelm Meister» konnten nur in Deutschland geschaffen werden, werden auch nur in deutscher Sprache verstanden. Die Sprache ist das Volkstum! Der Ur-

grund unseres Volkstums ist spekulativ-philosophisch und religiös-ethisch; diesen Urgrund zeigen fast alle Werte unserer Literatur. Wir sind aktiv, wir fühlen uns immer von einer inneren Verantwortung gestoßen, darum haben Sie mich ja auch gerufen, hier über das, was Sie bewegt, zu Ihnen zu sprechen, darum spreche ich hier. Daher trat Luther in Deutschland auf, daher besitzen wir Lessing und Kant und Schiller und Kleist — kurz: unsere Führer mit ihrer Eigenart!

Als Gegengewicht gegen unsere hirnige Art lebt in uns Musik. Wir können uns unser Wesen vielleicht am besten dadurch sinnfällig machen, wenn wir sagen, wir seien ein Volk der Denker und der Musik.

Musik und Philosophie zielen zu Universalität. Sie ist Kern unseres Wesens. Wer uns in des Wortes hohler Bedeutung, wer uns seelisch «amerikanisieren» will, versucht Unmögliches. Wenn man von der Verwirrung einiger Gruppen absieht, die immer in jedem Volksbild, dieses verwischend, vorhanden sind, geht es uns wesentlich mehr um geistige als um materielle Güter. Wir haben das oft genug in den entscheidenden Epochen unserer Geschichte bitter und gesegnet erwiesen und erfahren. In allen unseren politischen Parteiungen, und seien sie noch so unvollkommen, und sie sind es alle, wie nach der Durcheinanderwerfung von allem unausbleiblich, finden sich echt deutsche ideale Züge.

Ein Beweis aus jüngster Vergangenheit: die innere Gemeinschaft unseres äußerlich immer arg zerklüfteten Volkes zeigte sich auch im Anfang des Weltkrieges. Ihr sollt euch das vom Rauch und Schmutz des Tages nicht verschmieren lassen, weil dann soviel Enttäuschung, soviel Ekel daraus hervorkamen. Unser Kameradschaftsgeist von 1914 war nichts anderes als einigende deutsche Universalsehnsucht — nicht ohne tiefe innere Gesetzlichkeit wurde das Wort «Weltliteratur» in unserem Lande, aus unserem Geiste geboren. Eure Sehnsucht nach Menschenbruderschaft ist nicht Errungenschaft von euch, sie ist das deutsche Wesen in euch. In unserer Masse vor dem Kriege war die anscheinende Total-Einigung vom August 1914 auch nichts anderes, sie war die mystisch unerwartet hervorbrechende Stichflamme unseres ureigensten Wesens, unserer ureigensten Sehnsucht, die aber später reichlich zu wenig gute Luft fand, um zu dauerndem Lichte zu werden, und daher verschwelte. Die Bitterkeit gegen die Erscheinungen

während des Krieges, eure innere Opposition jetzt in euch, da ich so vom Krieg zu euch spreche, ist nichts anderes als enttäuschter deutscher Idealismus. Ich weiß, ihr liebt dieses Wort heute nicht, das ist verständlich; ich werde später erklären, was ich darunter verstehe. Die Einigungsmomente im August 1914 waren Blüten aus viel Überlieferung, aus Formulierungen früherer Zeiten, die damals wieder zu Leben wurden, wie ein müdes Herz noch einmal durch heftige Erregung alle Adern zu füllen vermag. Aber dem Docht war zuviel Kalk eingemischt, er verknisterte und verlosch. Die Kraft, die Sehnsucht zur verloschenen Flamme aber lebt weiter, auch in euch. Es war deutsche Enttäuschung, daß viele im Lande damals alles weg- und niedertraten, was bisher gegolten hatte. So benimmt sich enttäuschter deutscher Idealismus. Das Reich brach wohl äußerlich zusammen, aber nicht innerlich — weil unser Idealismus weiterlebte. Ich spräche sonst heute nicht hier zu euch.

Im Umsturz zeigte sich, wie noch nie in unserer Geschichte, trotz allem und allem, unerhörte innere Geschlossenheit und seelische Gemeinschaft, wie auch erschreckend segensreich und deutlich: das große Entferntsein, die jahrzehntelange Abirrung von unserem idealen Wollen. Das verwirrte, wir begannen aus Zerknirschung, die sich überschlug, uns gegenseitig zu beschuldigen, jeder stand gegen jeden, jeder gegen alle, auch das ist echt deutsch. Viel, sehr vieles von eurem Opponieren ist Beweis, wenn es auch viele von euch nicht wahr haben wollen, daß ihr deutsche Idealisten seid. Unser heutiger, sehr häßlicher Zustand beweist, objektiv betrachtet, daß wir alle mehr oder weniger ein hohes Ziel im Dasein erreichen wollen. Sonst gäben wir uns zufrieden. Damit bin ich offensichtlich beim Thema des heutigen Abends.

## VON HEUTIGER JUGEND

Ich habe andeutend gezeigt, was für kosmische Aufgabe Jugend hat, was mir deutsch sein heißt. Was nennen wir Jugend? Im allgemeinen wird diese nach Kalendertagen bestimmt. Ihr seid durchschnittlich im Alter von 18 bis Mitte 20. In meiner Jugendzeit galt als Generation, das hatte sich so entwickelt und eingelebt, eine Zeitspanne von ungefähr 25 Jahren. Das war schon damals, und ist heute erst recht eine greise Formel, die für lange

zerbrach. Wir erfahren es jeden Tag, daß diese Zeitspanne, die man mit typischen Vorkommnissen «eine Generation» zu nennen beliebte, heute viel, viel kürzer zu fassen ist. Ich habe seit dem Zusammenbruche Generationen von 5, 3, 2 Jahren, ja selbst einem Jahr Unterschied beobachtet. Das ist verständlich. Man mutete der Jugend in Wochen und Monaten zu, was früher auf 50 Jahre Leben verteilt war: in wenigen Wochen oder Monaten sollte Jugend zu «Männern» werden. Alter und Jugend meinten, das sei erreichbar. Dazu das angeheizte Tempo im Kriege und heute, in der Konkurrenz, im wirtschaftlichen Wiedereinholen der Länder, die uns in der Kriegszeit und der nachfolgenden Spanne der Lähmung einholten und überflügelten. Soviel Ungeheures ist in wildestem Tempo um uns, mit uns und in uns geschehen, ist chaotisch und unverarbeitet in uns vorhanden, daß was früher viele Jahre an Inhalt und Erfahrung gaben, heute in ganz kurze Epochen zusammengepreßt ist, verarbeitet werden muß, soll der Mensch nicht toll werden. Unter euch sind v i e l e Generationen. Ihr seid nicht nur eine Generation. Ihr zerfallt in viele Generationen. Das bedenkt, wenn ich verallgemeinere; ich kann immer nur einen Teil von euch treffen:

Ihr seid ungesichert; die Jugend des Krieges, der Revolutions- und Inflationsjahre war aber viel ungesicherter als ihr. Ihr habt schon wieder etwas festen Boden unter euch. Vieles ist endgültig vermodert, anderes treibt aus den Trümmerhaufen nun wieder sichtbar nach oben. Ihr wachst aus einem grauenvollen Schlachtfeld herauf, in dem viel Schönes, Edles, Gutes und viele vergewaltigte jugendliche Stoßkraft beerdigt werden mußten, das mit maßlosem Leid gedüngt ist.

Ich bin der Überzeugung, daß man über euch und eure Probleme heutigen Tages viel zu viel spricht und schreibt! Man treibt mit euch gefährliche Ziergärtnerei, statt daß man euch in Ruhe läßt u n d e u r e ä u ß e r e n S t u d i e n b e d i n g u n g e n e r l e i c h t e r t. Das wäre wichtiger als die Sympathie, deren euch jeder versichert, der besser den Mund hielte. Diese öffentliche Ziergärtnerei schadet mehr als sie nützt, mit W o r t e n wird nichts geändert, sie geben euch nur neue Unruhe zur unabänderlichen Unruhe eures Alters. Sie machen euch bedrückt und selbstgefällig, dadurch nehmt ihr eure Sorgen wichtiger, als sie sind. Es ist Wahnsinn, der den Gesunden für verrückt hält, wenn man euch dauernd in gläserne Beobach-

tungszimmer setzt. Viele eurer Sorgen sind Sorgen und Krisen, die nicht durch euer Alter bedingt sind, viele eurer Krisen sind Krisen, die jede Jugend erlebte, welche auch die vor euch erlebten. Wehrt euch gegen das zu große Interesse der Öffentlichkeit! Verbittet euch das! Da ist Verzerrung der Tatsachen, als ob nur ihr Krisen hättet und die Erwachsenen nicht. Wenn der Mensch keine Krisen mehr hat, ist er eine Mumie. Wehleidigkeit, Eitelkeit und Humanitäts-Hysterie können euch nicht helfen. Jedem hilft nur: das Leid erleben! Verbietet euch die affenartige Behendigkeit der euch Ratenden, das Herumdoktern, betrachtet die Blödheiten und Hilflosigkeiten von uns Älteren. Ihr solltet sehen, wie wir uns mit Recht dagegenwürfen, wenn ihr uns zum «Problem» jedes Morgen- und Abendblattes machtet. Keine Generation ist der anderen absolut überlegen. Wir sind alle dauernde Kinder, und wer kein solch inneres, immer sehr lernbedürftiges Kind bleibt, den soll mit seinen pompösen Ratschlägen erst recht der Teufel holen! Aber ihr habt selbst zu vielem dürren Reden den Anlaß gegeben.

In keiner Zeit hat Jugend soviel a n g e k l a g t wie heute, wie gestern. Das wirkt nach. Früher war Jugend da und erlebte, aber besprach nicht dauernd selbstgefällig ihr Leid, das hauptsächlich der Anfang des allgemeinen Menschenkampfes ist, der in euren Jahren bewußt zu werden beginnt. Ihr habt euch selbst zu sehr zum Problem gemacht. Wenn man an euch heute denkt, dann schiebt sich stets anmaßlich, die Wahrheit störend, die Schar derer aus euren Reihen vor, die sich öffentlich als eure «Vertreter» gebärden, die ununterbrochen reden, schreiben und knäbchenhafte Anklagen in leerem Raume erheben. Wendet euch von diesen blutlosen, hohl hysterischen, altmodisch pathetischen, eitlen, anmaßlichen Jämmerlingen ab, die nur reden, um zu reden, um durch ihre Jugend Karriere zu machen. Neurastheniker ohne Saft sind diese klug abguckenden Nachahmer der Betriebsamkeit der Alten, die sie angeblich bekämpfen, in Wirklichkeit aber beneiden und nachahmen. Diese Jugend dem Maul und dem Kalender nach ist schuld, daß so viele falsche, herabsetzende Einstellung gegen euch in heutiger Zeit lebt.

Unsere Zeit gebärdet sich, als hätte sie die Relativität aller Dinge zum ersten Male entdeckt; sie war allen wirklichen Geistern vor uns als Endergebnis schon lange bekannt. Oberflächliche Kindischkeit hat von Einsteins

wissenschaftlicher Entdeckung nur das Wort Relativität aufgenommen und falsch verstanden. Weil wir aber so «g e b i l d e t» sind, mußte jeder darüber r e d e n — jedes Kind entschloß sich, von nun an — ohne Erlebnis — alles «relativ» zu sehen, vom Kinderwagen an. Ich stand daneben, als ein Junge von 14 Jahren nach Hause kam, von einem Vortrage in der Schule über Einstein! Er brachte außerdem ein schlechtes Schulzeugnis mit; vom Vater verwiesen, antwortete er: «Das ist relativ, Vater; die Menschen sind jetzt darauf gekommen, daß alles relativ ist.» Das ist ein typischer Fall, die Jugend schwört auf Relativität — und dabei suchte man, im geheimen, nie mehr Absolutheit als heute! Psychologisch ist alles, daher auch das verständlich: ihr saht und erlebtet, daß alles früher Feste, daß eine Regierungsform, die für immer gebaut schien, zusammenknickten, daß die, die immer von der Pflicht zur Verantwortung gesprochen hatten, die dazu erzogen, die deswegen fast göttliche Verehrung genossen, im Augenblicke der höchsten Verantwortung versagten und sich dieser entzogen. Ihr hattet die Worte Vaterland, Kultur, Religion, Gerechtigkeit, Selbstbehauptung, Treue und wie die Worte alle hießen, im Elternhause und in der Schule vom Anfang eures Lebens an als etwas Absolutes gehört, und nun erlebtet ihr, wie sehr relativ, um kein anderes Wort zu gebrauchen, sich dieses «Absolute» benahm. Aber ihr dürft, um euretwillen, nicht von einem Extrem, das abgewirtschaftet hat, ins andere Extrem stürzen — jedes Extrem wirtschaftet ab. Wenn etwas schlecht vertreten, alt, brüchig in seiner F o r m und deren Durchsetzung wurde, so sind die Menschen daran schuld, nicht aber der Inhalt, das Axiom des Lebens, das diese Dinge nicht aus Willkür werden ließ. Gegen die M e n s c h e n, die versagten, könnt ihr, sollt ihr, meinetwegen, in wilde Opposition treten, denn Gerechtigkeit, gerechte Abwägung aller Gründe, Mitleid mit der Tragik jedes, auch dieser Menschen kann man von e u c h, kann man von Jugend nicht verlangen; solange der Mensch nicht feste Weltbetrachtung hat, ist er, muß er ungerecht sein. Aber es ist Selbstmord, sich aus Erbitterung gegen Dinge und Zustände zu erheben, die absolute Dinge des Lebens sind, gegen das ihr nicht ankönnt, das euch, wenn ihr euch nicht fügt, zerschmettert.

Ich habe in dem Buche eines Sechsundzwanzigjährigen den anklägerischen, aufklärenden, g e s u n d ungerechten Satz gelesen: «Am Kriege sind

unsere Eltern schuld». Relativität und Schuld, wie reimt sich das zusammen? Wie kann jemand von Schuld reden, der sich dagegen wehrt, selbst Schuld zu haben? Ihr wärt fürchterliche Jugend, der jede Zukunft versagt wäre, wärt ihr gerecht, bildetet ihr euch ein, das zu sein. Aber dann auch weg mit der würdelosen aus Bequemlichkeit gerecht tuenden Ausrede der «Relativität». Gerade weil euch vieles zusammenflog, dürft ihr nicht relativ denken, das richtet euch zugrunde, nimmt euch die Stoßkraft. Weil das Absolute stürzte, müßt ihr glauben, neues Absolutes schaffen zu können, Besseres. Und das glaubt ihr ja auch. Ihr könnt nur so reifen und dann erfahrend allmählich zu Relativität finden, nicht umgekehrt, sonst geht ihr rückwärts ins Dunkel, dem ihr euch doch entwinden wollt. Meint ihr, daß der Wahrheit erreicht, der vom Anfang überzeugt ist, daß es keine gibt? Der, vorzeitig alt, sagt: es gibt keine Wahrheit, es gibt nur deren Suchen? Wer nicht an die Wahrheit, wer nicht an seine Wahrheit glaubt, der begibt sich nie auf den Weg, Wahrheit zu suchen, der sucht sie nicht. Wer nicht Wahrheit sucht, ist kein Mensch. Also: ihr müßt an die Wahrheit glauben!

Relativität ist für uns Ältere Reife; Relativität ist für euch Jugend Resignation, die, weil ihr euch entwickeln müßt, in eurem Alter zum Gegenteil: zu Absolutem gewendet werden muß; Absolutes im Alter ist Verkalkung, für die Jugend aber: Kraft, Anfang! Ihr müßt logisch sein: Es gibt Schuld! Das ist Absolutes. Die Älteren haben also Schuld, dann aber tragt auch ihr Schuld und damit Verpflichtung zur Selbstverantwortlichkeit! Das ist gesunde Relativität. Gewisse absolute Dinge sind: der Mensch muß sterben, er hat Geschlechtlichkeit; relativ ist, welche Partei er für richtig, welche Landschaft er für die schönste nimmt, ob ihr euch zu diesem oder jenem Dichtwerk bekennt oder nicht; absolut aber ist, daß Menschentum über allem zu gelten hat! Relativ ist, ob euch diese oder jene Frau gefällt; absolut ist, daß Mann und Frau minderwertig sind, die Tiere und nicht Menschen sind! Von der gedankenlosen Vermischung dessen, was absolut oder relativ genannt wird, kommt fast alles Unrecht wider euch und von euch! Wollt ihr die gleichen, von euch doch so verachteten Fehler machen? Verfallt jetzt nicht innerlich auf den kindlichen Einfall, mir zu sagen, das alles seien

Worte: wir haben nichts anderes, um uns zu verständigen! Natürlich trägt jedes Wort seine Antithese in sich, seine Widerlegung, diese ist ja die Wurzel, aus der jedes Wort hervorwächst. Absolut oder Relativ sind Bezeichnungen verschiedener Entwicklungsetappen, für das gleiche Ding. Ihr seid zu früh alt gemacht worden. Die Dinge des Lebens müßt ihr einfach nehmen, sonst sinkt euch der Mut, ihr dürft sie nicht dauernd durch Bekritteln noch mehr komplizieren. Das stiehlt die Kraft zur Erfüllung der wesentlichen Ziele des Lebens, und ihr habt im besten Falle ja auch nur sophistisch bis zum nächsten gegnerischen Einwurf, der eine schwache Stelle bei euch trifft, «recht». Gewiß: es gibt eigentlich keine «Schuld», denn alles, was geschieht, ist irgendwie gesetzmäßig gewollt, sonst geschehe es nicht. Aber ihr lebt und ihr müßt als Lebende erkennen, daß ihr euch so oder so zu sogenanntem Unrecht entscheiden müßt. Jeder, der lebt und wirkt, tut unrecht, indem er andere dadurch schädigt. Wer den Menschen die Lebenslüge nehmen will, der schafft nicht Wahrheit sondern nur Elend für die anderen und sich. Das wäre «Wahrheitsuchen», das euch zerbräche. Ich zitiere wieder aus einer meiner «Fugen des Seins»:

«Alles, was immer auch geschieht, hat Grund, hätt es Grund, es würde nicht geschehen, verstehen kann ich alles, jeder Fund zeigt Grund, der mir erlaubt, in Sicherheit zu gehen.

Doch da ich leben muß, bin ich gezwungen, den andern zu verstehen und doch zu gehen, als sei in mich nicht seines Wesens Grund gedrungen — wer anders denkt, muß untergehen.»

Das ist Weltgesetzlichkeit, die ändert ihr nicht, treibt nicht am falschen Flecke Humanität; die Weltgesetzlichkeit ist nicht human, jedenfalls ganz anders, als wir das Wort auffassen. Humanität ist Menschlichkeit, die Weltgesetze sind nicht von Menschen gemacht, drum können sie nicht «human» in unserem kleinen Sinne sein. Humanität ist not, aber fangt damit nicht bei dem an, was ihr nicht ändern, nie ganz erfassen könnt, das ist Güte vortäuschender Schwindel, das ist — unhuman! Humanität ist etwas ganz anderes. Humanität ist Milderndes innerhalb des Zirkels, der um unser Dasein rotiert, ist Milderung von Abwendbarem; Unabwendbares kann nicht abgewendet werden! Wir müssen sterben, das

kann nicht gemildert werden, gemildert können nur die Schmerzen im Sterben, die Angst davor werden.

Sagt also: es gibt Schuld! Aber nun wird gesagt, die Eltern seien am Kriege schuld, das heißt an allem allein schuld, was heute schwierig, was heute häßlich ist. Davon kommt euer verklemmter, euch oft selbst erschreckender Haß gegen uns Ältere. Wenn die Älteren schuld sind, dann sind auch deren Eltern schuld, und dann wieder deren Eltern, denn nichts steht allein im Sinn. Stünde etwas allein, wäre das eure Überzeugung, dann könnten wohl eure Eltern allein schuld sein, dann aber könntet ihr doch allein stehen, dann könntet ihr doch allein aus eigenem bessern? Warum aber dann die unfruchtbare Klage, statt des Bessermachens, die Forderung: man solle euch z e i g e n, wie ihr es besser macht? Warum seht ihr dann rückwärts?

Ihr habt recht, daß ihr anklagt, aber ihr klagt immer falsch an. Das kann verderblich für euch werden. Wenn die Eltern, biblisch gesprochen, bis zu Adam und Eva hinauf oder zurück schuld sind, da sind wir wieder einmal bei der Erbsünde, dann ist also Gott oder die Weltgesetzlichkeit daran schuld. Schön, Gott ist schuld, ihr habt ihn darum zu großem Teile abgesetzt, darum sind viele von euch so leer, so ohne Halt. Lassen wir das: Religiöses Empfinden kann man nicht predigen, man muß das e r l e b e n, es ist Gnade! Wenn also jeder Mensch Schuld trägt, die er weitergibt, so seid auch ihr schuldig, dann werdet ihr euren Kindern gegenüber auch wieder neu schuldig werden müssen. Ihr werdet die selbe Anklage also von euren Kindern hören, die ihr heute gegen eure Eltern erhebt, das wird, das muß kommen, das ist Weltgesetzlichkeit; daran ist nichts zu ändern, das war so, das bleibt so — sonst gäbe es nicht die schöpferischen Reibungen, welche Wärme, die Gestaltung des Lebens erzeugen. Es ist echter deutscher Fehler: den zweiten Schritt vor dem ersten zu tun, das Ziel erfüllt zu verlangen und den Weg dorthin zu vergessen! Wer über Unabwendbares klagt, ist ein Schwächling — erkennt das Unabwendbare an, klagt nicht darüber, dann habt ihr Kraft. Das dauernde Anklagen und Lamentieren der Eltern, die darinnen wahrhaft e u r e Eltern sind, ist euch doch so verächtlich?

Nun wollen wir naturwissenschaftlich sprechen: wenn wir alle bis zu den Uranfängen hinauf, von da bis zu uns hinab schuldig sind, dann ist die

Urzelle oder deren Atom daran schuld. Wer das gemacht hat, das wißt ihr nicht, ich auch nicht. Also ist das Geschehen, der Kosmos, schuld. Wenn ihr mit vermeintlichem Rechte Gott abgesetzt habt, dann müßt ihr jetzt logisch auch die Urzelle absetzen, das Atom, den Kosmos. Wir können aber nichts absetzen, was über unserer Macht und Kraft ist, von dem wir nur ein Teilchen sind, von dem ihr euch nicht losreißen, aus dem ihr euch nicht herausbewegen könnt. Hier liegt Überheblichkeit, die zum Wahnsinn führt. Ihr müßt die Absolutheit der kosmischen Dinge anerkennen, dann könnt ihr im Detail r e l a t i v sein — nicht umgekehrt!

Ihr müßt zur Demut gegen die Weltgesetzlichkeit finden. Diese Demut gibt Riesenkraft, diese Demut ist nichts anderes als das Mitmachen der Wellenbewegung in allem. Wenn die Flut braust, meint sie, alles zu zwingen, dann kommt die Ebbe, die macht das Meer hoffnungslos im Sinken des Wassers, daß es niemehr über das Ufer gelangen wird, doch dann kommt wieder die Flut. Wer das Geheimnis des Lebens kennt, der weiß, daß der Mensch absolut denkt, wenn er Kraft hat, geht es ihm übel, so wird sein Denken pessimistisch, das heißt er heutigen Tages relativ; ist er über seine Not wieder weg, so beginnt er wieder ans Absolute zu glauben. Weil es euch nicht gut geht, drum denkt ihr relativ, das ist ziemlich hoffnungslos. Dreht die Sache um: denkt absolut, um euch dadurch zu retten, daß ihr einen festen Standpunkt einnehmt, dann erst werdet ihr die große Relativität erleben können, die L i e b e zu allen Menschen erzeugt.

Warum sollen wir denn alle Menschen lieben? Weil der Kosmos nur aufs Ganze sieht und den Einzelnen dabei übersehen muß. Wäre der Kosmos im Menschensinne «human», dann wäre die Liebe von allen zu allen da, dann wäre unser Lieben nicht nötig — es ist aber nötig, sehr nötig.

Ihr redet viel von Menschenliebe, von Kollektivgefühlen, Kameradschaft, Sozialem, von der Notwendigkeit des Gemeinschaftssinns aller Menschen und Nationen untereinander. Ihr seid auf rechtem Weg. Nur so verirrt sich der Mensch nicht im Labyrinth der Vorgänge um uns und in uns, aber wenn Menschenliebe, Kollektivgefühl, Kameradschaft, Soziales, Gemeinschaftssinn nach richtigem Erkennen nötig sind, warum schließt ihr dann die Älteren aus, warum seid ihr dann untereinander so widerlich zerstritten

und zerteilt? Man kann nicht Sehnsucht zur Einigkeit erfüllt sehen, solange man selbst diese Einigkeit immer wieder stört.

Ich habe vor einigen Jahren hier in Berlin bei einer politischen Wahl erlebt, daß zwei politisch andersdenkende Jugendgruppen auf der Straße aneinandergerieten und sich prügelten. Da ist weiter nichts schlimmes daran. Die Schupos kamen, und da geschah das Ekelerregende, das in meiner Studentenzeit nicht möglich gewesen wäre: Jugend denunzierte Jugend, sie sorgte jubelnd dafür, daß Jugend verhaftet wurde. Ist das Kameradschaftssinn, ist das die Liebe, das Verständnis, von denen ihr zu wenig von uns, wie ihr dauernd sagt, erfahrt? Wenn ihr Besserung wollt, fangt bei euch an, sonst habt ihr kein Recht, Besserung von anderen zu verlangen.

Die Verhafteten wurden ins Polizeigefangenenhaus gebracht und blieben die Nacht über dort. Ich ging dem Ereignis nach, früh 5 Uhr sah ich die Verhafteten, sie gehörten beiden sich bekämpfenden Jugendgruppen an. Sie waren nun alle in Schlaf, die Gegner hatten ihren Gegnern die Köpfe auf die Leiber gelegt, sie ruhten nun friedlich nebeneinander und gaben sich gegenseitig Schutz, Hilfe, Wärme und Halt. Da die Verkrampfung von ihnen gefallen war, im Unbewußten hatten sie die Liebe, die Kameradschaft, den Gemeinschaftssinn, da war ihr Tun kosmisches Zusammenstehen, Zusammenhalten, Einheit, Einigkeit über das einzelne Wollen hinweg, wie im Tod! So müßt ihr das Leben sehen.

So sollt ihr untereinander u n d mit den Älteren leben.

Geht in die Arbeiterviertel, in die kleinen Städte, seht dort die Jugendlichen, die heute Kellner, Hilfsarbeiter, Bauernknechte, Grubenarbeiter usw. sind—seht diese schwingend geeinigte Schar der notleidenden Jugend, die ganz still ihr Werk tut, aus diesen Tätigen werden eure Führer kommen. Nicht aus den verzückten Lautenschlägern, die wie geputzte Affen das Geschrei derer nachahmen, gegen die sie angeblich und vermeintlich mit Reden in Seidenhöschen toben! Die wirklich tätige Jugend erfährt gar schnell, daß die Älteren an ihrer Notlage nicht «schuld» sind, die erleben gemeinsames Schicksal mit ihnen! Wer Schicksal erlebt, der führt keine anklägerischen, intellektuellen Kaffeehausgeschwätze, der ist nicht relativ gesinnt, der packt sehr absolut an und schafft! Der ist Jugend, die das Leben zwingt.

Ihr seid gegen die Alten. Was seht ihr denn von diesen Schreckgespenstern? Ihr schaut immer die unrichtigen an, die Eitlen, Lauten, Geschwätzigen, Lärmenden, die euch dauernd bessern, erziehen, ummodeln, zurückführen, zurückzwingen wollen. Das sind aber gar nicht d i e Alten. Das sind ebenso Auswüchse unserer Generation, wie die Auswüchse eurer Generationen sind, die ich schilderte. Geht ihretwegen, das ist auch euretwegen, in die Fabriken, auf die Felder, in die Büros, überall dorthin, wo nicht die marktschreiende Öffentlichkeit um ihrer selbst willen herrscht. Dort findet ihr zupackende, schaffende, arbeitende Ältere, die Hochachtung von euch und Gleichberechtigung mit euch sehr wohl beanspruchen dürfen.

Nur weil diese «Alten» in selbstverständlichem, kosmisch erzwungenem und daher tatsächlich vorhandenem Gemeinschaftssinn bewußt für euch wirken und sorgen, habt ihr Sicherheit des Lebens, bis ihr selbst mit anfassen könnt.

Der Streit zwischen alt und jung ist in überwiegender Mehrheit tragikomisches Mißverständnis. Weil der Mensch immer in Gefahr ist, nach persönlichem Erleben allgemein zu urteilen, und da viel Ekel von Früherem in euch grinst, der zu falscher Pauschalmeinung gegenüber den Älteren verführt, darum seid ihr unsere «Gegner». Das ist ebenso Gedankenlosigkeit, wie die, daß die Älteren, weil manche von euch berechtigten Anlaß zu Ärger geben, durchaus d i e Jugend von heute verurteilen. Ihr müßt weiter, umfassender sehen lernen! Wenn ihr Mängel dieser Art bei uns Älteren entdeckt, dann macht doch nicht die gleichen Fehler. Ihr seid so erpicht auf Gerechtigkeit; ihr habt nur Recht dazu, wenn ihr selbst sie zu üben versucht.

Ich weiß, das alles ist schwer, für euch ganz besonders. Aber wer nichts Schweres besiegen will, der ist nicht zum heutigen Leben geschickt. Der hat kein Recht auf Leben. Ich weiß, wir sprechen sehr oft aneinander vorbei, es scheint zumeist, als redeten wir in verschiedenen Sprachen zueinander, aber ihr müßt doch merken, daß wir Älteren umzulernen versuchen, uns auf euch einzustellen bemüht sind, daß die meisten von uns von den Erfahrungen des letzten Jahrzehnts viel gelernt haben. Versucht wirklich, h e u t i g e Jugend zu sein, befreit euch von der Um-jeden-Preis-Opposition der vergangenen Jugend. Kommt nicht in die grotesk-tragische Situation

des Vaters Friedrichs des Großen, der zwei Bürgern, die vor ihm in Angst davonliefen, nachrannte und sie über die Schädel drosch und dabei verzweifelt schrie: «Lieben sollt ihr Hunde mich und nicht vor mir davonlaufen!» Ihr rennt vor den Älteren davon, die euch dafür dreschen, verwundert euch nicht, wenn das Alter vor euch davonrennt, von euch nichts wissen will und an euch zweifelt. Es ist alles im Sein Gegenseitigkeit. Wenn ihr euch beklagt, daß wir zu wenig von euch wissen, dann sage ich: ihr wißt auch nichts von uns. Was waren denn unsere Triebfedern, daß wir so wurden, wie wir sind? Wie verlief unsere einstige Jugend?

Der eine wußte, meine Eltern sind vermögend, sie haben Beziehungen, ich habe gewissermaßen dies oder das garantiert vom Leben zu erwarten. Der andere wußte, ich bin arm, und war so für seine Zukunft eingestellt. Da kam der Krieg dazwischen, kamen Revolution und Inflation. Mit einem Male waren unsere Eltern und unsere eigenen Staatspapiere und alle Gewähr leistenden Verträge nichts wert. Die absolute Währung war ein Schemen, sie wurde relativ. Viele Erste von uns wurden die Letzten, und mancher Letzte ging krankhaft schnell zum anscheinend Ersten auf. Wir waren mündelsicher erzogen, wir glaubten an den dauernden Bestand aller menschlichen Einrichtungen, wir beteten M e n s c h e n g e s e t z e an, statt die Gesetze des Kosmos! Stündlich entstanden neue Menschengesetze, die sich alle widersprachen, die immer schon überholt waren, wenn sie im Lichte hingen. Niemand kam mehr mit, niemand konnte mehr alle Verfügungen richtig kennen lernen und behalten, und was noch ärger war, man konnte diese Gesetze gar nicht, oder nicht für lange befolgen, wollte man nicht zugrunde gehen. Die, welche sich eine Zeit hindurch diesen aufeinanderhetzenden Verfügungen der Hirnanmaßlichkeit, welche hochnasig meinten, allem siegreich mit Menschenwitz begegnen zu können, unterordneten, sahen sich schwerstens geschädigt, kamen sich von Tag zu Tag dümmer vor, und plötzlich waren alle verschwunden, welche diese Gesetze erlassen hatten, denen man Treue aufs allerletzte erwiesen und weiter hatte halten wollen. Wir waren in seelisch idealer Richtung und Hoffnung bis aufs Äußerste überspannt worden. Und auf einmal waren an der Stelle des Ideals der Magen und der Geldbeutel. Lohnfragen, Börsenkurse, Nahrungsmittelpreise, das war nun plötzlich unser Gott. Dahin hatten sich unsere

Schein-Ideale selbst hinabgestoßen — das saht ihr, das erlebtet ihr, das gab euch Verachtung gegen uns, mit Recht, aber auch mit großem Unrecht: Mit Recht, weil das die Rache des Kosmos an denen war, die ihn aus ihrem Inneren hatten verdrängen wollen. Euer Unrecht ist, daß ihr das gleiche in anderer Art tut, daß ihr nicht ermeßt, was wir verantwortungsbewußten Älteren infolge unserer falschen Jugenderziehung auch durchzumachen hatten. Wenn wir «Schuld» hatten, wir haben sie in diesen grauenvollen Jahren wahrhaft bis ins Letzte abgebüßt, für uns und unsere Eltern und Elterneltern. Wohin wäret ihr geraten, wenn wir damals wie viele von euch in Untätigkeit anklagend geschrien hätten: «Unsere Eltern sind schuld!» Wir haben g e a r b e i t e t !

Gewiß, wenn die dunklen Jahre für uns Älteren schwer, schwerer waren, als ihr es verstehen könnt, denn euch ist nicht so viel durcheinandergeworfen worden wie uns, weil ihr es noch nicht besaßet, ihr mußtet keine Familie in diesen grauenvollen Zeiten erhalten und ernähren — sie waren auch schwer für euch! Die Nachwirkungen zeigen sich in jedem von euch wie in jedem von uns. Aber wieder frage ich: wenn zwei Teile leiden, ist es dann richtiggehandelt, daß sie zum unabwendbaren Leid auch noch das unnötige Leid tun, einander Vorwürfe zu machen, sich zu bekämpfen, statt im Unglück zusammenzuhalten, damit es Erhellung aus uns schlägt?

Ich habe die kosmische Notwendigkeit eurer Opposition gezeigt. Was viele von euch heute treiben, das ist aber zum großen Teile sinnlose, falsch eingestellte und falsch gerichtete, allzu klein-menschliche Opposition, die auf Gespenster losgeht. Wo sind denn, mit wenig Ausnahmen, die Eltern und Erzieher, die sich nicht bemühten, euch gerecht zu werden, die nicht erzwungen lernten, die nicht mit euch neue Lebensformen suchen m ü s s e n? Gestorben und vermodert sind die meisten, welche dem Kind keine Freiheit erlaubten, die verlangten, daß es fragt, ob es lieben darf oder nicht, wen es lieben darf, wann es lieben darf, die den Beruf vordiktierten, die brutal keinerlei Widerspruch duldeten, die immer Recht haben wollten, die sich unfehlbar dünkten, die nach bestimmter Weltanschauung euch knechten wollten? Sie sind nicht mehr da — und doch rennt ihr gegen sie an. Das sind spießbürgerliche, vorzeitige Alterserscheinungen bei euch, die lärmen, ohne zu prüfen, gegen wen man lärmt. Das ist Gedankenlosigkeit, Unfähig-

keit im Verstand, das lähmt eure Kritik, eure kosmische Opposition. Drum seid ihr so billig zu widerlegen. Stellt eure Opposition in richtige Schlachtordnung, nur dann kann sie siegreich sein, dann wird sie es sein. Hütet euch auch vor euren falschen Freunden, die euch schmeicheln, damit man ihr Gealtertsein nicht erkennt, damit sie von eurer Opposition nicht getroffen werden. Euer Freund ist der, der euch selbstlos, und wenn es nötig ist: scharf, offen seine Meinung sagt.

Ihr habt darinnen recht, daß ihr es sehr schwer habt, daß ihr in geringerer Sicherheit als die Jugend vor dem Kriege lebt. Aber ihr habt noch ein ganzes Leben vor euch, wir Alten, wenn es hochkommt, ein paar Jahrzehnte, viele nur noch ein paar Jahre; die meisten von uns werden die Besserung der Verhältnisse nicht mehr erleben, ihr werdet sie erleben! Wenn ihr wahrhaft Kinder unserer Zeit sein wollt, die viel erkannt hat und viel aufgedeckt sieht, dann müßt ihr die Liebe, die ihr zu allen Völkern verlangt, auch euren Stammesbrüdern und Eltern geben. Oder ihr müßt offen bekennen, daß ihr Liebe nicht wollt, sondern Haß und Ungerechtigkeit — dann aber dürft ihr nicht klagen, wenn euch Gleiches widerfährt und euch hinabstößt.

Ihr mengt immer Liebe und Haß durcheinander, Lebensmüdigkeit und Lebensfrische, ihr wollt Ruhe und gebt keine Ruhe, ihr wollt Vorrechte und verlangt völlige Selbstlosigkeit von allen anderen. — Ihr müßt das Schwere versuchen, euch in den Andern hineinzuversetzen, es ist schwer, es fällt euch, da Jugend vor allem an sich denken muß, besonders schwer, aber ihr müßt es versuchen! Das ist Anfang der vernünftigen Relativität, die sollt ihr üben! Ich werbe für die Älteren um euretwillen! Nichts macht den Menschen unruhiger und unausgeglichener als das Erkennen, daß er ungerechter ist, als es ihm Menschenlos und sein Entwicklungsstand bestimmen. Das sind viele von euch. Das gibt euch die Krämpfe, die Selbstvorwürfe, die immer zu neuem Widerstande und zu weiterer hohler Gegnerschaft treiben. Wer heftig ist, der fühlt sich im Unrecht. Drum sind eure Debatten mit uns so heftig. Ihr tragt Schuldbewußtsein, und wir tragen es in uns, weil wir euch nicht nach Notwendigkeit gerecht werden; unser Hauptfehler ist, daß wir immer wieder und wieder übersehen, daß ihr den Krieg und unser Erleben, von dem ich andeutend sprach,

mit ganz anderen Augen als wir betrachtet habt und betrachtet. Wir hatten zu tun und waren doch schon so gehärtet, daß wir bei aller absolut stärkeren Tragik doch vieles relativ minder tragisch nahmen als ihr. Wir kannten bereits die sonderbaren Widersprüche zwischen Wollen und Können, wir waren schon in vielem resigniert; ihr nehmt die Unstimmigkeiten zwischen Schein und Sein, zwischen Wollen und Müssen, zwischen Sollen und Können als «Verrat», als «Betrug» — bis ihr erfahren werdet, daß aus diesem Widerspiel das Menschenleben besteht.

Da ist gesagt: du sollst nicht töten, und gleichzeitig wurden die gelobt, welche töteten. Da ist gesagt, man solle die andere Backe darbieten, wenn uns die eine geschlagen wird, und dann hörtet ihr von der Ehre, die gebietet, unerbittlich hart zu sein, das Leben des Beleidigers nicht zu schonen. Da ist ein Staat, der seine religiösen Bekenntnisse schützt und manchen, der mit heißem Eifer die Grundlagen dieser Lehren erfüllt sehen will, einsperrt. All euer Aufbegehren beweist, daß ihr Glauben an Absolutes habt, daß solcher euch nötig ist ... Aber wo immer ihr suchtet, dort fandet ihr alles relativ. Ihr fandet im Kriege viele vorsintflutliche Exemplare am Katheder, überall wo ihr ins Leben aufzuwachsen begannt, war Minderwertiges, war Ersatz, denn die Fähigen waren im Felde oder lagen schon tot unter der Erde. Wir quittierten die Diskrepanz zwischen öffentlichen Reden und Geheimdenken, ihr aber saht als Kinder euch aufreizende Unaufrichtigkeit, Kompromisse Lügen, Falschheiten, Feigheiten, die ihr verallgemeinert habt. Euch war vieles, was offiziell Heldentum genannt wurde, Mangel an Mut zum Bekennen der innersten Sehnsucht, Charakterlosigkeit; das Wort Pflicht mißachtet ihr, weil es übel mißbraucht wurde. Das ist euer Los. Ihr hättet das alles in langsamem Entwickeln, in Etappen des Lebens verstehen gelernt, aber alles dies preßte sich euch in wenige Jahre oder Monate zusammen. Es ist begreiflich, daß euch Verzweiflung aufstieg, daß ihr darum an Eltern und Erziehern endgültig zu zweifeln begannt. Dieses wird von vielen von uns zu wenig bedacht. Aber auch das ist Menschenart und nicht Bosheit.

Haßt nicht Dinge und Zustände, in denen der Mensch nicht Macht hat, sucht sie mit Ruhe zu ertragen, zu bessern, und wenn ihr seht, daß das über eure Kraft geht, dann beginnt wirklich endlich mit der Liebe!

Ihr mußtet euch sagen: was wird aus uns, was sollen wir beginnen, wie sollen wir uns in dieser Finsternis voll von Widersprüchen zurechtfinden? In den Inflationsjahren, da viele der Älteren würdelos wurden, da ihr Hirn vom Dollarstand besetzt war, als die Ehen zu wackeln und zusammenzufallen begannen, als ihr die Auswirkung dessen saht, was der Krieg angerichtet hatte: das lange haltlose Alleinsein der Frauen, die Landsknechterfahrung der Männer im Felde und in der Etappe, als das geschlechtliche Leben offen die rohesten Erscheinungen zeigte, da war die Zeit, in der ihr erschüttert und lyrisch beschwingt das Geheimnis eurer Geschlechtlichkeit zu lösen versuchtet. Das hat viele von euch geworfen. Es ist unabwendbar gewesen, daß ihr jedes Ideal verlort oder zumindest sehr skeptisch oder zynisch anzusehen begannt. Ich weiß, ich weiß, ihr liebt das Wort «Ideal» nicht, aber euer Ekel vor diesen Dingen damals und heute *ist der Beweis, daß ihr das Ideal in euch tragt*. Nur den ideal Gerichteten widert die Realität des Krieges und unserer Gegenwart an.

Und eure jetzige Situation: Wenn früher jemand studierte, dann wußte er mit wenigen, ganz wenigen Ausnahmen, daß er solange gesichert war, bis er in Ruhe zu Ende studiert hatte, bis er in einer Stellung war, in der er sich selbst erhalten konnte. Und wenn es ein paar Semester mehr wurden, dann waren die Väter ungehalten oder taten so, aber sie gaben weiter den Monatswechsel, sie konnten es. Heute sind nur ganz wenige in der Lage, gut zu stehen, daß sie ein halbes Jahrzehnt hindurch ihren Kindern einen auskömmlichen Monatswechsel geben können. Das bedrückt euch, das bedrückt aber auch uns, vielleicht mehr als euch — wir schämen uns und werden *darum* heftig! Davon kommen viel Gegnerschaft und Unruhe für beide Teile. Des Vaters Stellung ist tragikomisch, ihr werdet das an euch selbst erleben, wenn ihr Kinder habt. Dem Vater ist die undankbare Aufgabe gestellt, dauernd antreiben zu müssen, trotzdem er euer Verweilenwollen sehr gut versteht; wir drängen nicht nur, wie ihr meint, aus Egoismus, trotzdem *der* «Egoismus» gerecht ist und auch in eurem Interesse vorsorgt, der will, daß wir im Alter halbwegs gesichert sind, um euch späterhin nicht zur Last zu fallen! Wir drängen aus Sorge, weil wir die materielle Lage besser übersehen als ihr und drum Angst tragen, daß ihr eure Ausbildung nicht vollenden könnt, wenn ihr Zeit verliert. Es ist viel Scham

und Liebe im Drängen der heutigen Eltern. Ihr hört aber nur das ewige Mahnen, die Drohungen: Ich weiß nicht, wie lange ich dir noch helfen kann. Es ist deine Schuld wenn du nicht fertig wirst usw. usw. Natürlich gibt es auch heute Väter, die dieses Mahnen und Knausern nicht nötig hätten, aber im allgemeinen ist es, leider, heute fast durchaus nötig; denn unsere Vermögen verkrachten in der Luft, versanken im Wasser, füllten die Taschen einiger weniger. Das ist gewiß schwerwiegende Störung für euch, es ist nicht förderlich, gibt nicht organisches Ausbilden und Studieren, wenn ihr andauernd beunruhigt werdet, wenn ihr wißt, daß euch von heute auf morgen, sei es durch den Tod des Vaters, durch Verlust seines Verdienstes oder durch zu sehr sinkende Einnahmen der Monatswechsel gesperrt und euch damit das Studium weggerissen wird. Das hat euch so materiell eingestellt.

Es ist unrecht, euch dies vorzuwerfen. Es ist recht begreiflich, daß ihr überall Umschau haltet: wo kann ich Geld verdienen, wenn ich mein Studium nicht zu Ende bringen kann, wie kann ich meinen Monatswechsel aufbessern oder ihn mir selbst schaffen, welches Studium bringt mir am meisten und schnellsten Gewinn. Dabei sind viele von euch gezwungen, um überhaupt studieren zu können, nebenher berufstätig zu sein. Ihr seid lange Jahre unrichtig ernährt worden, euren Nerven wurde viel zu früh viel zu viel zugemutet, und jetzt sollt ihr neben eurem Studium Geld durch Tätigkeiten, die euch zumeist nicht Herzenssache sind, verdienen. Das macht unlustig, unfroh, vorzeitig ernst, oder: selbstzerstörerisch ausgelassen, leichtsinnig. Das sehen wir Älteren. Viele von uns verstehen aber die Hintergründe zu wenig oder nicht, sie räsonieren oder suchen in pastoralen Gesprächen euch zu ändern. Das jagt weiter in Gegnerschaft, entfernt euch weiter von uns.

Frühere Jugend kannte Eltern, die feste Grundsätze hatten oder sich wenigstens so benahmen. Heute sind fast alle Eltern schwankend. Früher wurde befohlen, und die Schwachen unter euch fügten sich, das war immer noch besser, als daß sie haltlos, ohne die Fähigkeit, sich eigene Lebensformen zu schaffen, verkamen. Die Fähigen gerieten durch die elterliche Befehlsform, gegen die nichts half, in segensreiche Opposition, sie schufen sich dadurch, durch die eindeutige Form ihrer Eltern, i h r e Form. Wenn

heute Eltern etwas befehlen, so befehlen sie morgen das Gegenteil; sie befehlen überhaupt nicht mehr! Früher hieß es: Entweder-Oder, heute heißt es: sowohl als auch. Das ist für die Eltern Fortschritt und kann zu einer Errungenschaft später ausschlagen, es ist gut, daß die Menschen nicht nurmehr Schwarz und Weiß im Leben sehen, aber Jugend braucht Undifferenziertheit der Eltern und Erzieher. Ihr seid unsere Kinder, ihr habt unser Blut in euch, euch wäre darum eine feste, nicht brutale Hand, fester Wille nötiger als unsere sogenannte, hauptsächlich aus Nervenschwäche geborene «Güte», die uns ja doch nie recht gelingt. Ich habe beobachtet, daß viele von euch in ihrer Heimatstadt studieren könnten, hier in Berlin zu Hause wohnen könnten; sie tun es nicht. Nicht nur wegen der «sturmfreien Bude mit separiertem Eingang», deswegen, weil ihre haltlosen Eltern, ihre unsicheren Väter sie haltlos und unsicher machen. Oder umgekehrt: weil ihre Eltern zu sicher sind und die haltlose Jugend aus Schwäche den produktiven Zusammenstoß fürchtet. Das ist sehr verständlich — aber kein Zeichen von Kraft!

Auch wir haben als jung Führer, Vorbilder gesucht, wir bogen sie auch nach unseren Wünschen für einige Zeit zurecht, ließen uns von ihnen begleiten und verließen sie dann. Man hört heute in euren Reihen mehr als früher von Sehnsucht nach Führern. Die einen wollen nur Führer, die andern schwören nur auf die Masse. Erkennt, daß die Masse den Führer schafft, der ihr dumpfes Fühlen bewußt macht, daß der Führer ohne die Masse nichts ist, die ihn schuf, erhält, ihm Lebensrecht gibt. Auch hier: alles Gegenseitigkeit, statt Gegensätzlichkeit. Ihr habt in eurem Blute aufgelöst und in euren Lehrbüchern das ganze frühere System, den Persönlichkeitskult und daneben unvermischt die neue Erkenntnis, daß Masse nicht Pöbel ist, den man vernachlässigen darf. Ihr werdet noch viel schwanken, ihr werdet, ihr müßt eure Anschauungen noch oft ändern, nur Verkalkte nennen das «Charakterlosigkeit», das ist W e r d e n des Charakters.

Die Gegenwart, die euch zu frühzeitigem Geldverdienen zwingt, verführt viele von euch zu allzu starken und zu frühen Kompromissen, die Stolz auf euer Menschentum nehmen. Jugend muß aber Stolz haben.

Ihr saht, daß mit den Worten Geist und Seele Schindluder getrieben wurde, daß Geist und Seele anscheinend gegen das Materielle unterlagen —

Geist und Seele sind aber mehr als Worte! Ihr seid in der Gefahr, den Wert des Geldes zu überschätzen, wie die idealistischen Schaumschläger aus Eigennutz früher rieten, das Geld völlig zu mißachten — wenn nur sie genug hatten. Ihr seid in ähnlicher, gefährlicher Lage wie die bekämpften «Alten», die den Überblick über die wesentlichen Dinge des Lebens, die das wahre Leben sind, verloren. Die frühere Geringschätzung des Körpers hat sich gerächt, die heutige Geringschätzung geistiger Dinge wird sich ebenfalls rächen; davor will ich warnen. Ich kann ja hier nur alles andeutend sagen.

Die Zeit hat euch die lieblichen Gefühle verschüttet, ihr nahmt dafür das Hirn als Halt. Ihr wurdet so kalt, rechnend und — leidend — darin liegt Rettung! Ihr erfahrt, daß dem rein intellektuellen Menschen das Letzte versagt ist. Eure Gegenwehr gegen anwidernde Sentimentalität überstürzte sich, sie bringt euch jetzt in die Gefahr des sentimentalen Denkens. Götzendienst des Fühlens wolltet ihr absetzen und nun treiben viele von euch dafür Götzendienst mit dem Hirn. Das Denken hat aber nur Sinn, wenn es Mittel ist, wenn es nicht uns, wenn wir es beherrschen, um das Reich in unserem Innern zu überprüfen, zu erweitern, zu verstärken. Das Hirn ist nur eine Hälfte, das Herz ist die andere.

Euer Suchen, das sehnsüchtig in euch lebt, ist Sehnsucht zurück zum inneren Reich zur Reinheit, zum Gutsein, zum Gemüt. Ich weiß, das Wort Glück wird heute auch abgelehnt, aber letzten Endes, wenn ihr aufrichtig seid, sucht ihr, wie jeder Mensch, doch nichts anderes als glücklich zu sein. Warum zerfleischen wir uns, warum zerfleischt ihr euch untereinander? Weil wir in furchtbar harter Zeit leben, weil wir weit über unsere Vermögen verschuldet sind, weil wir das Einigende in uns immer weiter zerstören und darum nicht finden. Wenn sich der Deutsche früher überheblich darinnen gefiel, seiner Jugend bis zum Überdruß vorzusingen, daß wir die Blüte der Schöpfung seien, so liebt er heute viel zu wenig sein eigenes Land; ihr seid ungerecht zu eurem Vaterlande, zu dessen Leistungen, ihr setzt fast nur aus. So kommt ihr immer mehr in wüste Anbetung des Ausländischen, zur Verkennung eurer eigenen Kraft, zu selbstmörderischer Unterschätzung eures eigenen Volkstums.

Das war alles schon! Das ist gar nicht «modern». Als ich in eurem Alter

stand, da sprach man auch überschwänglich vom «Siege der Technik», es war die Zeit des Aufschwunges der Naturwissenschaften in die Sichtbarkeit. Da kam auch jeden Tag sogenannter «Sieg der Technik». Damals waren es die Grundlagen, heute sind's bloß weitere Ausführungsmöglichkeiten, welche Halbbildung anbetet. In meiner Studentenzeit glaubte man auch, die Technik sei das Leben. Ihr müßt, bar jeder utopistischen Schwärmerei, mit voller Erkenntnis der schwerwiegenden Wichtigkeit des Materiellen in jedem Leben, gar im heutigen, die Größe des Mutes, den Verstand aufbringen, alles von andern Besudelte und von euch darum Weggeworfene noch einmal aufzunehmen und noch einmal zu prüfen. Dann erst werdet ihr Ruhe gewinnen! Ihr werdet dann nicht mehr alles von euch werfen.

Gebraucht ruhig für alles neue Worte, ihr sollt das, ihr könnt, müßt das, um nicht Mißverständnisse aufkommen zu lassen, damit nicht der begeisterte Spießer ausruft: Na, da haben wir's, sie werden vernünftig! Ihr müßt mit aller Deutlichkeit erklären: das ist u n s e r Wort, u n s e r Begriff, u n s e r Werk, das hat mit eurem früheren gar nichts zu tun — aber ihr sollt aus Selbsterhaltungsgründen noch einmal prüfen, prüfen und noch einmal prüfen. Dann werdet ihr erkennen: wir warfen zuviel Inhalte weg, weil die Formen überholt waren. Soll ich, um als Beispiel von meinem eigensten Gebiete zu sprechen, ein Wort nicht mehr gebrauchen, oder noch besser, soll ich dessen Inhalt aufgeben, weil Unfähige damit tölpelhaften Mißbrauch trieben? Nein! Dreimal: Nein! Ich muß es reinigen, und die davon wegjagen, die es bedreckt haben und wieder bedrecken wollen. Ihr könnt nicht alles aufgeben und wegwerfen, wofür die Besten der Menschheit aller Zeiten und aller Völker gekämpft haben.

Ihr müßt wieder ideale Forderungen erheben, ihr müßt wieder ein Ideal haben, das euch ein klares Ziel zeigt. Geht aus dem Stadium des Kritisierens und des Nörgelns, der Relativität heraus, ihr seid da, um es besser zu machen. Zieht einen dicken, abschließenden Strich unter die Anklagen, wendet euch zum Positiven! Ihr steht doch nicht neben dem Leben, ihr seid darinnen. Ein Ideal zu haben genügt aber auch nicht, das könnt ihr von den früheren Zeiten lernen, man muß sein Ideal umsetzen, durchzusetzen vermögen, zumindest: das mit aller Kraft versuchen.

Das zu lernen ist eure Aufgabe, ist eure Pflicht, gegen euch selbst.

Wenn ihr das nicht vermögt, dann seid ihr nicht besser als die, die ihr verachtet, weil sie ihr Ideal nicht durchzusetzen vermochten, weil sie es sinken ließen!

Erzählt euch und der Öffentlichkeit nicht mehr eure Schwierigkeiten; überwindet sie!

Erkennt, daß Jugend nicht von Kalendertagen abhängt. Scheidet euch von den «Alten» unter euch, wie wir innerlich jung gebliebenen uns von den verlorenen, harten Schalentieren unserer Generation lösen mußten, um weiter für die Gesamtheit etwas leisten zu können. Schließt euch mit uns zum Kampfe gegen die wahrhaft Veralteten in unseren u n d euren Reihen zusammen! Dann werdet ihr auch Einfluß auf die Jugend gewinnen, die euch nachfolgt, die euch bis heute fremd ist. Nur so kommt Besserung.

Überschätzt nicht die Macht des Irrationalen. Es ist die Kraft, die überall die letzte Entscheidung in Händen hält. Vertraut der so großen, der einzigen wirklich vorhandenen Sicherheit des Ungewissen. G l a u b t ! Das ist die große Lehre, die unsere Zeit dem nach Verantwortung Strebenden geben will, glaubt wieder an die Führung durch eine Idee über uns und in uns! Glaubt an die alles niederreißende Riesenkraft eines s o gläubigen Menschen.

Es muß euch gleichgültig sein, ob ihr zugrundegeht oder nicht, ob ihr reich oder arm sein werdet, sucht hinter den Dingen den Geist, dann findet ihr ihn, dann könnt ihr die beste Jugend werden, die jemals war; sonst seid ihr in furchtbarer Weise verloren.

Glaubt mir, der ich genau so war wie ihr, daß ich euch diesen Rat nur gebe, weil i c h in meinem Leben e r f a h r e n habe, daß nur G l a u b e a n F ü h r u n g mir Sicherheit, Führung und Kraft gibt.

Das alles fehlt dem für i m m e r, der nicht edler I d e e dient!

D a r u m findet zum Ideal zurück!

Fragt nicht mehr, o b es ein Ideal g i b t; g l a u b t daran m i t a l l e r I n b r u n s t — dann ist das Ideal R e a l i t ä t und d a!

* * *

# AUS: FRÜHLING

## (CHORISCHE KOMPOSITION FÜR SIEBEN SPRECHCHORSTIMMEN)

### VON ALBERT TALHOFF

Und wieder in die Fenster tönt der Himmel seine Lieder
Stern an Stern
und eh noch in den Wassern leise Kreise der erweckten Winde drehn
siehst Du hinauf die Nacht in prangend bunten Sträußen stehn
und überm Hügel
fern
dann nah und immer näher
Licht in Lichtern in dem Licht des Herrn
breiten die Engel ihre Flügel
strahlen
fallen
steigen — und vergehn.

Die Erde dampft
die Firne brechen
krachend stürzt vom Hang der Bach
und der Tag
jetzt bis zuletzt im Jauchzen seiner Kräfte mächtig
flackt und bebt
und reißt sich flammend von der schwanken Kugel
die ihn schwebend trägt.

Die Erde dampft
die Firne fallen
und groß ist der Gott
der die Pedale seiner Orgeln jäh im brüllend hinverschreckten Meere stampft
und ungeheuer
Feuer über Feuer schleudert in den Schacht der Nacht
heilig
heilig

und strömend grell in ihrer Gluten Schwere
beugen sich die Engel betend über die sternigen Altäre
lange
bis der Mond Dir rieselnd die erklungnen Scheiben silbert
und rings die Bäume atmen
tief
von Säften trächtig
die gut der Gott ins erste Knospen ihrer Träume rief.

Noch ist es still.
Doch diese Stille mählich kommt immer sprudelnd weißer aus der Nacht hervor
und tropft
und schlägt wie eine Trommel Dir das Ohr
bis plötzlich über grausig schreckhaft hergeblitztem Chor
verborgen ganz im Glanz der schneienden Monstranz
der Gott hinhält der Welt
die Sonne
Sonne
Sonne!
weit
daß aus den Türmen rings die Erde auf ins Licht der Lichter ihre Glocken schreit
und schallend blau der Dom jetzt bis zu höchst in seinem letzten Bogen treibt
von Ewigkeit zu Ewigkeit —
und selbst im kleinsten
winzigfeinsten Samen rinnt die Süße
fährt die Kraft
und baut ins greifbar glühig Feste alle Namen Seiner Macht.

Und auch du oh Bruder meiner Nacht
bist wieder Sturz in Sternen
über jenen zaubervollen Fernen
die jede neue Liebe schafft:

es ist Frühling!
und mächtig in die dumpf erschollnen Tiefen tönst Du Deines Herzens hellste Glocke hin.
Denn nun da nichts mehr finstert Deinen Sinn
ein Raunen ist
ein glimmrig Rühren
Wiesen Äcker Dörfer zittern
die des sinkenden Lächelns ersten Anhauch spüren
glühst auch Du
und vorwärts in die Lüfte
die wie Wimpel weiß an schrägen Masten flattern zwingts Dich hin.
Jeder Schritt ist voller Tanz
ist Wurf
und ungebändigter Beginn.
Ein jedes Hintun Deiner Augen ist Verzückung und Gewinn
ein Schauer
der die Mauer Deines Leibes brandend stürmt
und aller Felder Wälder überschwenglich angebrochne Fülle
in Dir selber türmt:
und ohne Trug
mit neuer Fracht beladen stößt Du als ein Kahn hinaus
und sprüher Gischt in offner Bläue spritzt der Tag von Deinem Bug.

Über Kelchen aber
ganz vertont in Silber
deren Licht sonst nur zu innerst im Verborgnen der entbrannten Düfte wohnt
ist ein Himmel wie ein zärtlich scheues Wort so leis
und rosa in erglühter Gülde
wird Traum in Gott
die Welt Akkord:

Und voller stoßen die Wipfel die Lüfte
noch sind die Bäume nicht grün
aber im Winde ist schon ihr frühestes Scheinen.
und die Dinge keimen kühn.

Du kannst es sehn
wie glöckelnd hell die ersten Blumen ihre Blüten drehn
wie Wege winken
vorwärts über Höhen auf- und niedersinken
wie der Mittag plötzlich seine knatternd blauen Fahnen flaggt
und die Hügel schäumend übers Ufer gehn
bis spät.

Keines ist mehr was da säumt und gilbt —
alles drängt
und schwätzt
und quillt
und will! —

doch still

da kommt mit gelben Söcklein übern Rasen
ein draller Knirps dahergeblasen
und rund den Mund ums güldne Horn geschlagen
bläst er
daß die Wolken jagen:

Kommt ein Weglein aus dem Walde
geht zum Hügel steigt hinauf
blitzt ein Bächlein von der Halde
weht und quirlet seinen Lauf
kommt das Sönnlein oben über
röllt und kügelt durch den Tag
singt ein Vöglein blaue Lieder
guckt ein Häslein aus dem Hag
kommt ein Zirplein hergetrommelt
und ein Tännlein hißt und dreht
kommt ein Lärmlein hergehummelt
das die Honigkrüglein leert

kommt ein Kirchlein hergeglöckelt
tut im Braus die Stimmlein aus

kommt ein Zicklein angeböckelt
und im Grünen tönt ein Haus
kommt ein Silber durch die Felder
und die Gräslein säuseln sacht
baut ein Licht die neuen Wälder
und die Himmel haben acht
fällt ein Glütlein in Dich selber
wacht und brennt nun Nacht für Nacht.

Weiß
im Purzeln seiner Schäume hat ein Wind laut aufgelacht
und sacht
im leis ergrünten Regen ihrer Träume knöspeln Bäume scheu vorbei
und eine Wolke Vögel packt den fernen Bläser und hüllt ihn schimpfend
in Geschrei.
Drei Äcker biegen dicht herbei.

Ein Weih
jetzt ganz ins Blau verhangen
steht —
und wild erregt
in schwarzen Haufen siehst Du Krähen schräg vor Winden schaufeln
immer dreister
bis der Wald sie fängt
und fort ins Dunkel seiner Nächte hängt.
Die Lüfte zittern.

Es fällt der Tag ganz silbern aus der Ewigkeit.

Nur noch ein Hauch
wie güldner Rauch im lächelnd hingegebnen Strauch verschwebt
ist wie ein Lied
das gelb über braunen Gründen wiegt
und mählich blaut.

Kein Laut mehr rings.
Nur Stille.
Schweigen —

Doch bald
von flöckelnd grünen Weiten wieder eingefangen
und bis herab von zärtlich schwanken Himmeln überhangen
die in schwebend hinverstrahltem Lichte ruhn
siehst Du die Welt es brünstig voller Leidenschaft und frommer Einfalt tun:
mit letzter Liebeskraft
die Macht des Glaubens glühn!
auf daß aus neuem Blühn
und splitternd hinverstäubter Hülle
grenzenlos
der Gott in jedem Wesen
ewig eins
und ewig werdend
sich erfülle.

Und der Tag
der wie ein Engel jetzt im Abend müde seine Flügel schleift
ist so voller Pracht
daß von oben her ein letzter Himmel feurig tropfend
nach ihm greift.

Die Nacht
in der die Grüfte stieben
ist ganz mit Sternen vollgeschrieben.

Schön sind in den Ställen nun die Tiere
die rührend ihre Liebe an den saugend ungestümen Jungen tun
und tief herab sich neigen vor den Krippen
bis der Schlaf sie überwältigt
und sie rund und senkend ihre schweren Bogen
zärtlich ineinander ruhn —
man sieht wie scheue Ampeln fromm in diesen Frieden weisen
von unten auf das Stroh in leicht bewegten Halmen hängt
wie hie und da ein dunkles Reden lodert und den niedern Raum bedrängt

wie dann der Duft
dieser milchig heißen Luft in wolkig weißen Ringen dreht
und güldne Gloriolen um die geduldig sanften Köpfe legt.

Die Dinge schummern

Nur noch Wege
die an Hängen blinkend schlummern schrecken da und dort im Monde auf
und der Wald
herab bis zu den Wiesen steht mit dämmrig hingestützter Wand.

Die Erde stöhnt —

die Wasser fallen mit Gewalt ins Land

ein Licht ertönt
ein Licht
ein Licht
das in verborgnen Bahnen kreisend
den geweihten Schoß zerbricht
und steigt
und ist —
und strömend aus gefüllten Krügen
das Beten ihrer süßen Last noch heilig in den wirren Zügen
stillt ein Weib —

der Himmel stürzt:
in rasend hinverschriener Sehnsucht schreit die Erde
kämpfend ihren Leib.

Erschreckte Gründe brüllen.

Man sieht die Erde wehrend sich verhüllen.

Äcker quillen
leuchten
braunen:
und dann auf einmal schmetterns sternabstiebend die Posaunen
weitherglänzend
in die Nacht:

Liebet die Erde
schändet sie nicht
wer weiß sein Ende
wer sein Gericht?

Liebet die Erde
schändet sie nicht
alles ist Wende
alles ist Licht —

die Erde schwingt.

Feucht fällt ein Wind
der lindernd ihren glühen Atem netzt —
doch jetzt
und mit Gebirgen unterzeichnet
die weiß die Grate ihrer Melodien vor einsam hergeblauten Ewigkeiten ziehn
ist der Text aus Gottes eigner Bibel strahlend vor Dich hingesetzt
und alles was Sein Licht in zarter Milde sprengend trifft
fährt auf
und ist zum Morgen unerklärbar sprühig hingeformte Schrift.

*

Und die Bäume taumeln wie trunken vor Lust.

Über den Äckern ist das grüne Springen.
Du hörst die Säfte trommelnd in allen Stengeln Schäften und Hölzern quillen
und ein Himmel voller Vögel stürmt Dir jauchzend Deine Brust.
Du siehst um Sonnen rote Schaukeln fahren
die grell der Wind rings um die Stengel stößt

Du siehst den Gott die ganze Welt mit glühen Heilgenscheiben übermalen
die spät der Tag dann von den Scheiben löst —
Du tauchst ins Licht
als küßtest Du sein Angesicht
und wo Dein Herz den hohen Einzug seiner Sonnen ehrt
spürst du wie fiebernd heiß er Dich begehrt.

Die Sträucher wirbeln weiß.

Hinein ins Fenster baut der Himmel seine blauste Wand
und schneiend grell
in blitzend blühen Ungewittern
stehn die Bäume voller Duft ins Land.

*

Zum Morgen aber
der schallend blau vor güldnen Chören geht
strahlt übers Ufer auf die Sonne herrlich
wie ein rufender Prophet.

Schön ists — und über alles Begreifen.
Als ob der Gott sich selber in sein Bildnis rief
so heilig steht der Tag
so tief
und unergründbar weit
und gut.
Jetzt kreist um Deine Taten wie noch nie so jung die Welt:
und Du erklingst
wirst mächtig
und beginnst:

Da nun aus Urnacht
im Schwarz der Schwärze von Euch angefacht
oh Mütter
jäh auf der Strahl des glühig grellen Feuers spritzt

der prächtig
und nur von Eurer segnend aufgetanen Hand gestützt zauberhaft und mächtig
steigt
und fällt
und wieder steigt
und steht
und über sich ins angezündet Blaue die schwer im Kreise
rollend hochgestemmte Kugel dreht —
da nun der Sonne Ball
oh Mütter
und strahlende Monstranz dem All ist aufgegangen über allen Tiefen
und donnernd in des Weltendomes Orgeln Eure Stimmen auf zum Beten
alle Wesen riefen —
da nun vom höchsten Tag herab
oh Mütter
weit
der Kelch des Lichtes quillend schäumt
und aus sich selber flockend
immer heller
greller
immer weißer schneit
oh lasset nicht
Ihr Mütter
nicht eher laßt es wieder dunkel
ach
und finster werden
eh nicht der tiefgesunkenste der Brüder
in diesem Schein
in diesem lichtgewordnen Angesicht
auch er
auch er sich wieder heilig spricht.

* * *

# HERAKLES

## VON ALBRECHT SCHAEFFER

(Fortsetzung)

### DIE DRITTE ARBEIT

Die kerynitische Hirschin, die Eurystheus zu erjagen befahl, hatte Hufe von Stein und ein ehernes Geweih mit unzähligen scharfen Zacken. Sie pflügte tief in die Saaten des Weizens oder der Gerste hinein, und was ihr Maul nicht vertilgte, lag zermalmt von den Hufen. Männer, die sie bekämpfen wollten, warf sie, die groß und stark wie ein Roß war, spielend zu den Wolken. Ihre häßlichste Bosheit in Herakles' Augen war, daß sie, rasend unter der Hitze des Hundssterns, in die Dörfer lief und die Kinder spießte. Als er ihr nahe kam, witterte sie gleich den Halbgott und floh. Vor seinen wirbelnden Füßen her rannte sie durch das achaiische Land bis zur Küste; sie durchschwamm den stillen Korinthischen Golf, stieg in Lokris ans Land und flog im gewaltigen Bogen durch Boiotien und Attika wieder dem Meere zu. Vom Vorberg Sunion herab stürzte sie sich in die Salzsee und bohrte sich durch mächtigen Wogengang bis zur Insel Melos, wo sie und ihr Verfolger eine Weile ruhten. Wieder durchschwamm sie unermeßliche Flut; Herakles hörte auf die Tage zu zählen. Er sah die Tritonen, Hörner aus Muscheln blasend, auf den öden Eilanden liegen; mitten in einsamen Zonen geriet er in Scharen von Najaden, die wie Delfine dahin spielten und tauchten und er sah mitunter den riesigen Nereus der See enttauchen bis an die Hüften wie ein Gebirge. Aus der Unendlichkeit zurück kamen sie an Kythere vorbei; der Himmel ward wieder eng. Strand stieg auf, die Bai von Lakedaimon, wo die Hirschkuh ihm wieder entlief und nun in den Ländern umher, oft ihm bei Nacht entschwindend, daß der gehetzte Hetzende sie erst erfragen mußte und oft wochenlang, mondelang suchen, in Messenien und Argolis, in Elis und Arkadien, — sie blieb unerschöpflich. Ihrer Unerschöpflichkeit sicher, leicht dahin sich wiegend auf ehernen Schenkeln zog sie ihre Flucht nun durch die nördlichen Länder, Aitolien und Ainanien, Thessalien und Makedonien, nordwärts immer davon bis in die Eisgefilde und zu den Gipfeln des Schnees, wo Herakles als Erster von den Erdgeborenen das Land der Hyperboräer erblickte und Kunde von ihm braehte.

Dort warf die Verzweiflung ihn hin. Tage und Nächte lang umgeirrt in einem blendenden Gewirr kristallener Firne trat er an einem Abend aus einem Felsgange hervor über ein seliges Tal. Unübersehbar ergoß sich grüne rauschende Tiefe zu Kränzen blauender Wälder. Die Glocke des Himmels blühte darüber in hauchender Bläue, wo schwebend Wolken wie Muschel-Inneres rosig leuchteten. Der Westen atmete in flehendem Grün dem versunkenen Gotte nach, und aus Scharen großer Reiher-Vögel, die über der Dämmerung aufblitzend zurückfielen, kam ein Saiten-Schwirren melodisch. In seine Nüstern hauchte die Mandelblüte und reifender Apfel, und eine Biene versuchte sein Haar.

Der Anblick der Glückseligkeit vergiftete seine Seele. Nun lag er, in Gras und Tau die Stirne gewühlt, und sprach: O mein Vater! Wie lange dauert es noch? Hast du mich darum gezeugt, daß ich deine Erde durchjage hinter einem unerjagbaren Tier? Nimm mir das Leben vom Herzen, wenn es niemals anders wird als dies, Löwe, Schlange und Hirsch, Schweiß, Wunden und röchelnder Atem, bin ich dafür dein Sohn?

Die Erde schwieg und der Himmel. Dort unsichtbar über seinem zuckenden Rücken traten die goldnen Geschwister unverzagt in die ersten Schatten der Nacht.

Und du, bat Herakles, graue Erinnerung, bittere Hoffnung, o du Augenpaar, das mich nachzog, mein einziger Trost, wo bist du geblieben?

Es war still. Doch warf er sich jetzt auf den Rücken herum, und sein Atem wankte; da war sie. Unferne, deutlich zu sehn in der Dämmerung stand die erflehte Gestalt. Und sieh, obwohl es die Nachtschatten nicht wollten, war an ihrem Antlitze eine Wandlung erkennbar. Wo früher alles hart war, da war nun viel Milde; Jugend-Weichheit rundete lieblich das Kinn, die Strenge der Brauen wölbte sich leichter, die Wange war flaumig, das Haar locker und glänzend, und der Mund verhieß und das Auge verhieß eine holdere Nähe.

Ach, sagte Herakles staunend, wie bist du anders geworden!

Und du, mein Freund, sagte sie, klagst schon jetzt? Was wirst du am Ende sagen? Drückt dich Eurystheus? Ach sage, was ist Eurystheus?

Nichts.

Aber die Götter, fuhr sie fort, können wohl nicht überall sein. Darum

muß es Solche wie Der geben, die ihre Aufträge hinleiten an die bestimmten Orte. Ärgert dich sein Mund? Die Stimme aus ihm ist des Gottes.

Aber die Götter, sagte Herakles, sind schwer zufriedenzustellen. Megara zu erschlagen, das war nicht wider das himmlische Recht, und für die andern drei Toten sollte Löwe, Hyder und Hirsch dann genug sein.

Herakles, sieh mich an. Siehst du nichts?

Er sprach: Du glänzest.

Was aber glänzt an mir? Herakles, Herakles, du könntest es wissen. Das ist der Löwe des Tals, das ist die Schlange des Hohlwegs, das sind deine Rettungen, Herakles, die Kinder und die Greise, die Männer und Mütter, die kein Rachen mehr verschlingt, kein Gift mehr tötet. Siehst du die Nacht, wie sie sich bis zum Rande mit Sternen füllt? Auch ich bin ein Becher, Herakles, und wie du ihn anfüllst — höher und glänzender steigt die Flut.

Ach, verlangte er, wer wird ihn trinken?

Die Götter, sagte sie. Dunkel schoß überall auf sie ein, und alles war eitel Nacht.

Die Hirschkuh fiel anderen Tages, von Herakles über Felsen emporgejagt, den Sprung verfehlend, sich in einer Kluft zu Tode. Er brachte das wie Gold glänzende Gehörn zu Eurystheus. In seinem Haupte brannte ein milder Stern. Von Mund und Augen lächelte wieder der tapfere Knabe.

## DIE VIERTE ARBEIT

Den Eber in den erymantischen Bergen, einen Saaten-Verwüster schlimmer als die Hirschkuh, fing Herakles lebendig und brachte ihn in Ketten zu Eurystheus. Der stand im Weingarten unter den Winzern und sah zu, wie sie mannshohe Bütten mit Trauben füllten, um sie zu treten. Da trieb Herakles den Goldborstigen, dem er die vorderen Füße freigemacht hatte, vor sich her, und Eurystheus, dieser Schamlose, sprang vor Angst in das nächste Faß zu den Trauben. Herakles sah von oben, wie er sich unter den Trauben verkroch und lachte sich ledig von allem Gram um Eurystheus.

## DIE FÜNFTE ARBEIT

Augeias war ein Sohn des Helios und der Hyrmine, König in Elis, weithin berühmt durch seine Rinder-Herden. Er hatte, als Herakles noch die Hirschkuh jagte, zu Eurystheus gesandt und die Kraft des Halbgottes er-

beten, um seine Ställe zu reinigen, in denen der Mist die Tore versperrte, weil die Lotterknechte die Mengen nicht bewältigen mochten. Eurystheus sagte giftig wegen des Trauben-Sprungs: Eine gefahrlose Arbeit; die machst du mir an einem Tage.

Herakles und Iolaos mußten, bevor sie die Ställe erreichten, den Peneios durchschwimmen, der vom Winterwasser geschwollen, breit und gelbgrau zwischen den Ufer-Weiden hinwogte. Vom hohen Rand herab sahen sie die Ställe in einer weiten Senke, ein riesiges Gebäudegeviert, wo im Mittenhofe der Dünger in Bergen lag. Die Senke rundum wimmelte von grauen und weißlichen Rindern, die zwischen den mächtigen Felsblöcken grasten zu fernen Hügeln hin. Der Geruch und das viele Brüllen kam zum Himmel, der in wandernden Wolken-Heeren ein reineres Abbild der Tiefe war.

Im Innern der Ställe, die vor Misthaufen nicht zu betreten waren, brauste eine Fliegen-Finsternis, so daß die Helden entflohn. Dann lagen sie mißmutig auf dem Peneios-Ufer, der rüstig in die Ebene eilte, atmeten die Wasser-Frische und sahen den Töchtern des Peneios zu, die unzählbar auf einer sandigen Insel im Strom saßen oder ins Wasser sprangen und herumschwammen wie die Enten. Sie hatten solche Schnäbel im Gesicht, mit denen sie immerfort schnatterten, auch Entenfüße, andere aber Schwänze wie Delfine, und sie waren außer sich über die Männer.

An einem Tage! sagte Herakles kleinmütig; es ist unmöglich.

Mit eins stand die Göttin bei ihnen. Pallas Athene, in der Gestalt eines Hirten; aber Herakles erkannte sie gleich an ihren Augen und dem Lächeln und sprach erfreut: Du bist es Göttin? Ach dies ist eine schmutzige Arbeit. Willst du mir einen Rat geben?

Herakles, sagte die Göttin, hier ist der größte Säuberer der Peneios. Quer über mußt du einen Damm bauen. Aber vorher mußt du auf dem jenseitigen Ufer einen Damm ziehen, hundert Schritt lang, damit das Wasser nicht drüben überfließt und du nur geringen Nutzen hättest.

Zwei Dämme, fragte Herakles, an einem Tage?

Du Schalk, sagte die Göttin. An einem Tage sollen die Ställe rein werden, so war die Abrede. Greif zu, mein Freund, ich werde dir helfen. Hier liegen Blöcke genug, sei nur flink, und du wirst fertig, ehe der Mond wechselt, er hat nur mehr ein Viertel.

Immerhin wechselt die Arbeit, sagte Herakles wieder frohmütig und sie gingen ans Werk. Ehe der Mond wechselte lag auf dem jenseitigen Ufer ein Steindamm, zweimal mannshoch, in allen Fugen gefestigt mit Erde, Gras Moos, und quer durch den Strom, ein wenig unterhalb der Ställe, das Stauwerk, zweimal mannshoch über der Fläche, mit einem Loch in der Mitte, durch das die Flut abfloß, bis Herakles es mit einem Felsblock verschloß. Dann trieben sie eilig zu Dreien mit den Hirten alles Vieh zu den Hügeln hin und sahen von dort, wie es wurde.

Ach ihr göttlichen Töchter Peneios', was für ein Unheil kam über euch! — Als ihr Eiland in den steigenden Wellen versank, kamen sie alle neugierig ans Ufer geschwommen. Aber das Wasser stieg, und in Rinnsalen erst, in Bächen, in Sturzbächen schoß es ins Tal hinab und riß sie vom verschwindenden Ufer mit, und sie retteten sich aus den Strudeln auf die Dächer des Stalls und die größten Felsblöcke, die Herakles liegen ließ. Da rangen sie die Hände und klagten mit ungeheurem Geschnatter zum Himmel empor, daß ihres Vaters reines Gewässer den Unflat davonschwemmen sollte. Sie jammerten ohrenzergellend, aber wer hörte es? Nicht Herakles, Pallas oder Iolaos, die aus weiter Ferne sahen, wie die Senke von einer durcheinander strudelnden, kochenden, schäumenden Masse Wassers gefüllt wurde, bis alles mit dem Strom ein weiter See wurde, der sich stillte. Der Abendschein färbte ihn rot und golden, und die Drei sahen die nackten Leiber der Nymphen darin rosig schimmern, und sehr gedämpft wie ein Chor von Fröschen tönte ihr Schnattern. Herakles ließ das Wasser einen Tag lang stehen, bevor er den Querdamm zerriß. Als die Ställe wieder erschienen, blitzten sie sauber und blank wie die Nymphen.

## DIE SECHSTE ARBEIT

Herakles sechste Arbeit war, einen übergroßen und wilden Stier in Kreta zu überwältigen, den Poseidon geschaffen hatte. Weil Eurystheus ihn haben wollte, zwang Herakles ihn, von den Klippen ins Meer zu springen und ihn schwimmend nach Tiryns zu tragen. Eurstheus fürchtete sich aber, den von Poseidon erschaffenen töten zu lassen, denn Tyrins lag ihm der See, Poseidons Reich, zu nah, und er befahl ihn laufen zu lassen. (Forts. folgt).

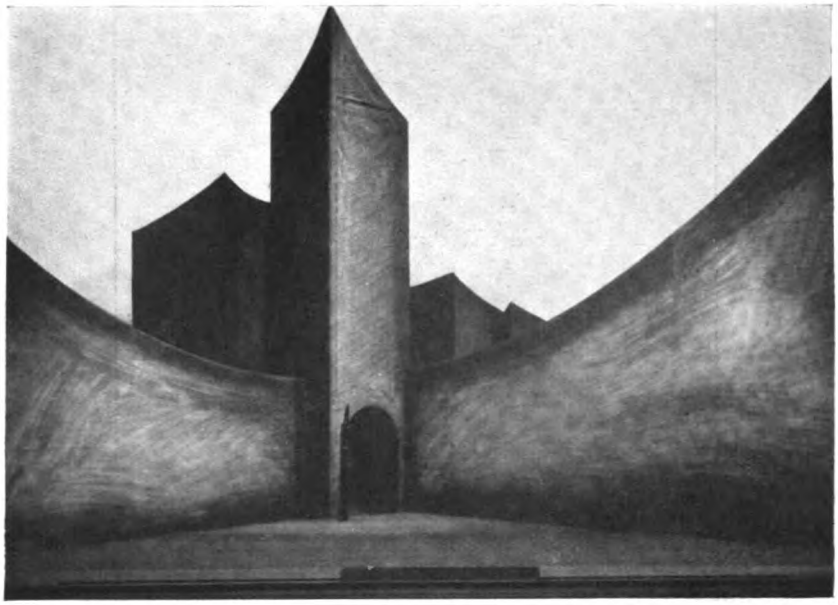
* * *

EMIL PIRCHAN: *Tanz-Maske*

# EMIL PIRCHAN

## VON HEINZ GRAUMANN

EMIL PIRCHAN, als junger Architekt Schüler des Wieners Otto Wagner, als dekorativer Maler sehr bald schon führender Mitarbeiter der Münchener Plakatkunst, zugleich Illustrator eigener und fremder literarischer Werke, errang sich die vielseitige Ausbildung künstlerischer Fähigkeiten, wie sie von den Aufgaben eines Bühnenausstattungsleiters beansprucht werden. Nach Jahren einsamer Vorbereitung an Modell und Skizze wurde er an die Münchener, im Jahre 1920 an die Berliner Staatstheater berufen. Damit schuf und bekleidete er als erster den Posten für einen Kunstberuf,



EMIL PIRCHAN: *Troubadour vor dem Gefängnis (Staatsoper, Berlin)*

in den sich vorher Dekorationsmaler, Kostümeur, Maschinenmeister und Beleuchtungsinspektor geteilt hatten, er konnte so in das Sammelprodukt kunstbeflissener Hilfskräfte den Ausdruck einer Persönlichkeit bringen und somit: die Kunst.

Denn wie anders ließe sich bei der Vielfalt und Unselbständigkeit dieses Gebietes die Einheit künstlerischer Gestaltung wahren? Das Bühnenbild ist ja weder ein Werk der Architektur noch ein Gemälde, weder Plakat noch Illustration, aber von all dem enthält es wichtige Funktionen. Architektonisch hat es die Aufgabe, einen Raum nicht bloß zu zeigen, sondern den Darstellern auch wirklich zu liefern. Als Dekoration schafft es dem Spiel ein Kleid, das seinem Sinn, seinem Stil und seiner jeweiligen Stimmung entspricht. Daneben soll es auch schmücken und seine Formen und Farben mit der Deutlichkeit des Plakats bis in die entferntesten Rangreihen sehen lassen. Weiter bedarf es eines zeichnerischen Aufbaus, der die Bühnenvorgänge konzentrieren hilft. Und endlich muß es, über die bloß illustrierende

EMIL PIRCHAN:

*Tanzkostüm zu „Ahasvera" v. Wilckens-Pirchan*

Funktion hinaus, durch Kontrast oder Wiederholung auf frühere oder spätere Bühnenbilder verweisen, denn es steht ja (außer beim Einakter) in einer Reihe und nicht für sich allein wie das Gemälde.

Alle diese Aufgaben sucht Pirchan immer von neuem aus dem besonderen Geiste jedes einzelnen Werkes zu bewältigen. Er findet für Kleists «Amphitryon» einen barock gegliederten, leeren Treppenberg, gewissermaßen ein dramatisch gestuftes Podium für die glanzvolle Sprachgewalt dieses Dichters, und füllt die Bühne für eine Märchenoper, für ein Ballett mit bedeutsamen oder spielerischen Requisiten und einer phantastisch bizarren oder prunkvollen Buntheit, in die Wort und Ton ebenso harmonisch gebettet sind wie der Anblick tanzender Gliedmaßen. Wiederum eigen und anders, befreit sich die Inszenierung des «Ring» — im Dienste unserer heutigen künstlerischen Auseinandersetzung mit diesem Werke — von den Wagnerschen Detailvorschriften, indem mit wenigen, wuchtigen Flächen Wolken- und Bergmassive und Räume voll sagenhafter Ferne errichtet werden, in die die heroische Geste des Vortrags ungestört ausschwingen kann. So entsteht das visuelle Äquivalent von Heldengesang und Götterrede.

Pirchan hat allein während seiner Berliner Tätigkeit schon weit über 250 vielaktige Ausstattungen geschaffen, zu Dramen und Opern, zu klassischen und modernen Werken. Nebeneinander hat er vier große Bühnen mit seinen Bühnenbildern zu versorgen; das ist, schon rein handwerklich genommen, eine gewaltige Leistung, bedenkt man, wieviel stoffliches Studium, wieviel Vorentwürfe, literarisches Wissen, stilistisches Einfühlungstraining, ja oft auch kulturhistorische Orientierungsarbeit vonnöten ist, bis auch nur eine Einzelheit, ein Requisit oder ein Aktbild endgültig ausgeführt werden kann. Und was für eine künstlerische Energie gehört erst dazu, bei diesem Ansturm verschiedenartigster Eindrücke und Anforderungen und bei dem Höllentempo, das eine stets termingehetzte Theaterarbeit mit sich bringt, unbekümmert auf die leise Stimme der Inspiration zu hören und sich nicht sich selbst zu entfremden.

Trotzdem verharrt Pirchan nicht ängstlich verkrampft auf einem einmal gefundenen Stil. Er ist zu reich zur Manier, aber auch zu beweglich und gewissenhaft, als daß er durch technische oder zeichnerische Experimente

EMIL PIRCHAN: *Terpis als Vogelscheuche*

ein Aussattungsprimat vor Regie und Dichtung erzwingen wollte, wie es die Stars unter den Bühnenmalern jetzt häufig genug versuchen, wenn sie Sinn und Bedingtheit ihrer Kunst verkennen. Pirchan weiß, daß der eigentliche Ausgangspunkt aller Bühnendarstellung der agierende Mensch bleibt, der mehr ist als ein sich bewegender Farbfleck, die sprechende oder singende Gestalt, dessen Kostüm und Maske letztlich die ganze Bühne sein soll. So

EMIL PIRCHAN: *Figurine zu „Don Morte"*

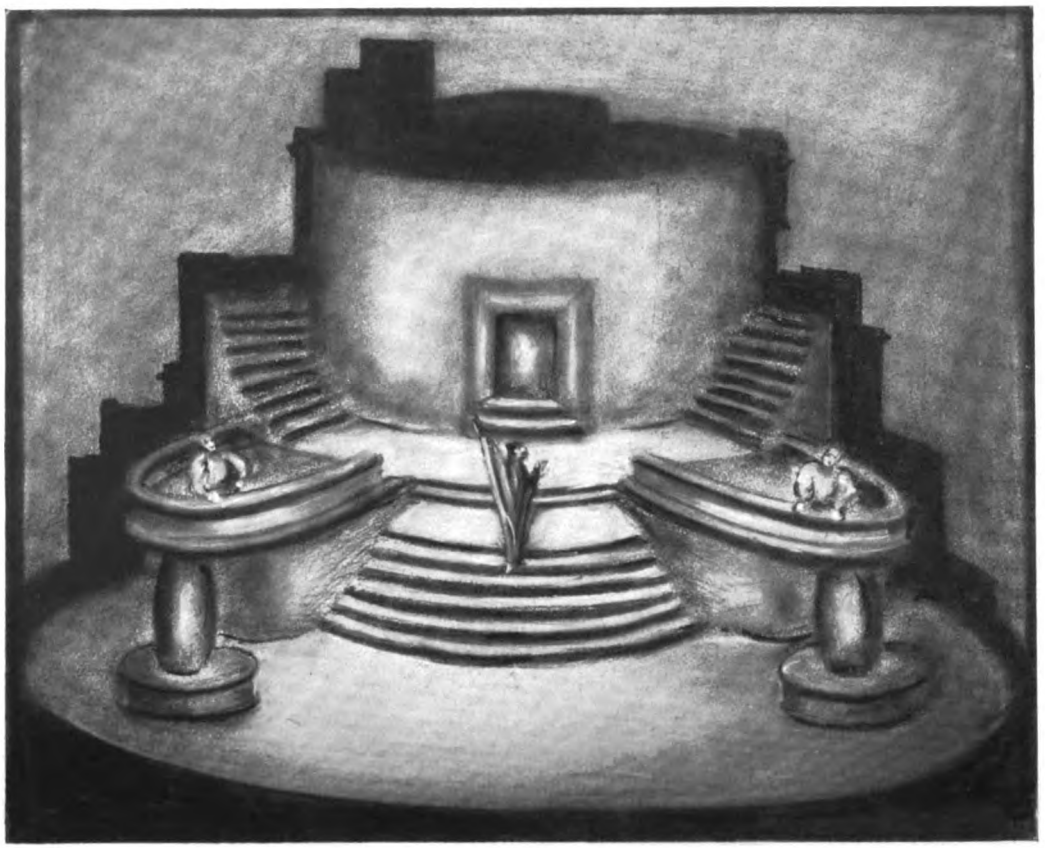
konnte er es sich auch einmal erlauben, die Ausstattung eines Maskenspiels auf den konzentrierten Ausdruck stilisierter Gesichtsmasken zu beschränken. Die Dekoration ist das Kostüm der Handlung, Maske und Kleid selbst schon ein Stück des Bühnenbilds. Noch auf den Proben ist er unablässig bemüht, in «Bewegungsstudien» die Erfindung der Figurinen zu prüfen und sie in den Rahmen von Licht und Umgebung einzuordnen.

Diese mit großer Verve in der Sekunde der Konzeption auch schon aufs Papier geworfenen Kreideskizzen sind oft selbst von hohem zeichnerischem

EMIL PIRCHAN: *Ahasvera als moderne Tänzerin*

Wert. Die groteske Silhouette der «Vogelscheuche» in ihrer flatternden Drehung mit ganz wenigen Strichen festgehalten, das rapide Anspringen der «Ahasvera», die in ihrem Federschmuck gerade aufzufliegen scheint, zeigen schon in der Linienführung eine tänzerische Wucht, wie sie ohne den gemeinsamen Ursprung von Original und Wiedergabe kaum erreicht werden könnte. Sie sind glückliche Nebenprodukte, an denen sich die Arbeit des Künstlers einmal selbständig manifestieren durfte. Deren größerer und bedeutend anspruchsvollerer Teil aber muß unbemerkt bleiben, nämlich jene fast an die Tätigkeit eines Orchesterdirigenten erinnernde Leitung der ver-

EMIL
PIRCHAN:
*Kleist*
*„Amphitryon"*
*(Staats-*
*theater,*
*Berlin)*



EMIL PIRCHAN: *Dietzenschmidt, „Mord im Hinterhaus" (Schillertheater, Berlin)*

EMIL PIRCHAN: *De Falla, „Die Vogelscheuche" (Staatsoper, Berlin)*

EMIL
PIRCHAN:
*Shakespeare,*
*„Ende gut,*
*alles gut"*
*(Schillertheater,*
*Berlin)*

EMIL PIRCHAN: *Tanz-Maske*

zweigten Kleinarbeit, die erst zur Gesamtwirkung führt. Und hierin bedarf es nicht nur der Beherrschung eines viel umfangreicheren Kunsthandwerks, als sie z. B. von einem Maler oder einem Bildhauer verlangt werden muß, es ist zugleich eine unermüdliche Spür- und Erfindungsgabe nötig, um mit immer neuen Mitteln der Idee gegen die Schwierigkeiten der Praxis zum Siege zu verhelfen. So muß der Bühnenausstatter mit der Stärke seiner Persönlichkeit eine ganz ungewöhnliche geistige Schmiegsamkeit vereinen, nach zwei Seiten also: gegenüber dem Werke, das es aufzuführen gilt, und in der Steuerung seiner vielseitigen und vielhändigen Werkarbeit. Pirchan besitzt sie in hohem Maße.

* * *

OTTO HERBIG: *Die Maske als Barbier (1927, Pastell)*

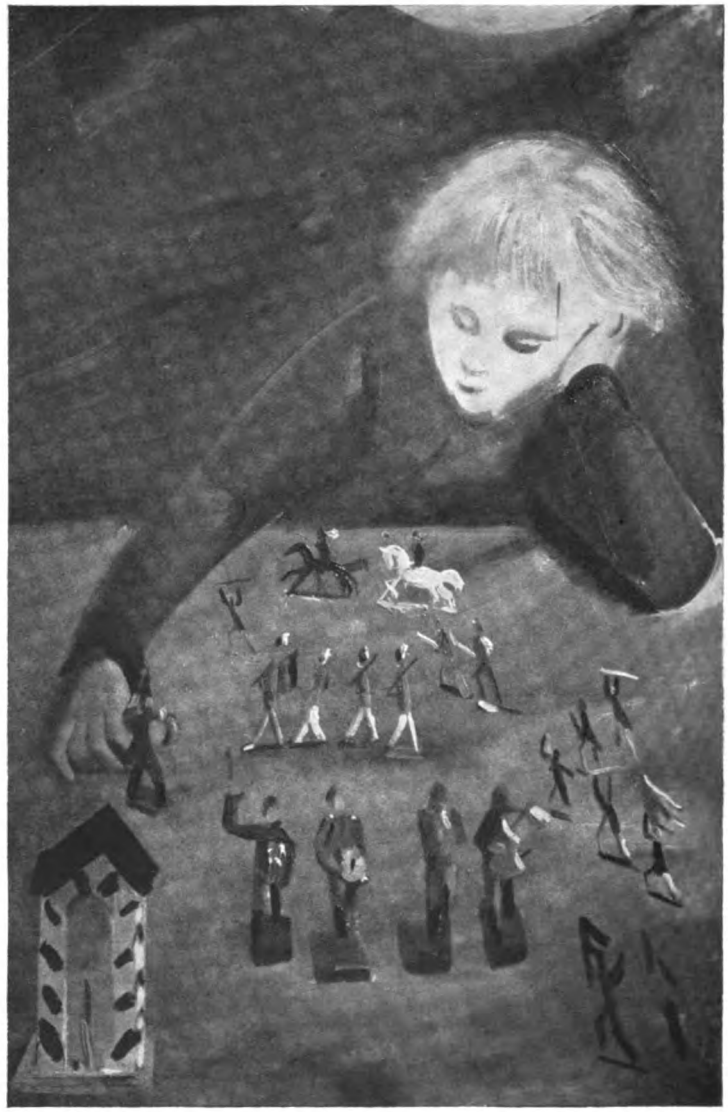
# JUNGE DEUTSCHE KUNST

VON WILLI WOLFRADT

## VIII. OTTO HERBIG

AUS enger, innig umkreister Erlebnissphäre schöpft das Bilden dieses Malers, auf Frau, Kind, Garten, Spiel, auf die Dinge des eigensten Lebensraumes und die erschrockenen Einsamkeitsgesichte des Spiegels hingebannt. Bei manchem Anderen, der aus der nächsten Umgebung die thematischen

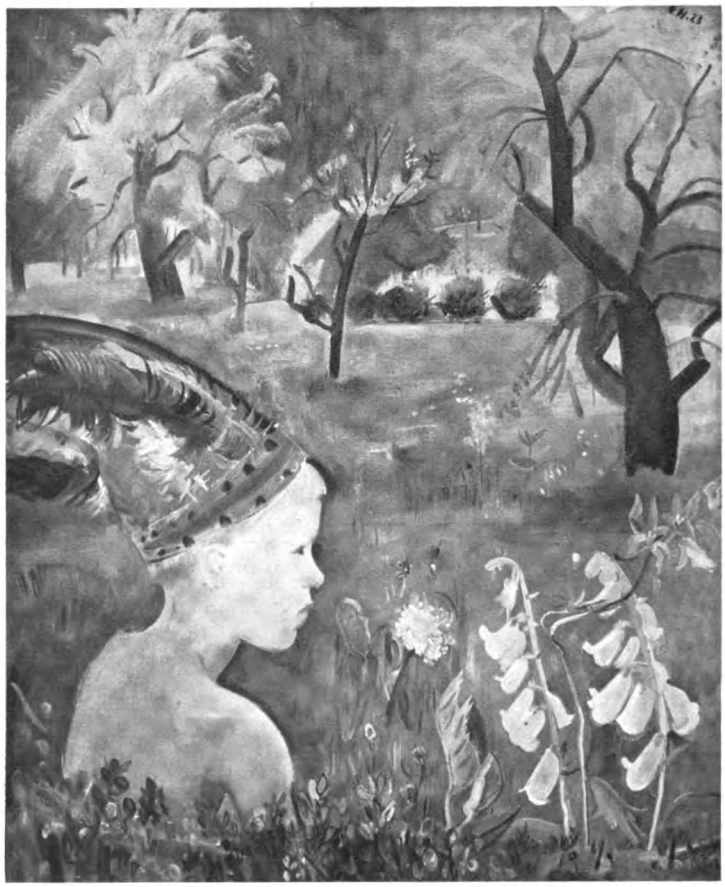
OTTO HERBIG:



*Bleisoldaten (1927, Öl)*

Anregungen gewinnt, könnte man das wie eine Unwesentlichkeit erwähnen, — hier jedoch weist die Feststellung auf den geistigen Schwerpunkt eines zutiefst den Schönheiten und Geheimnissen des allervertrautesten Bezirkes verknüpften Gestaltens. Immer wieder erscheinen bei Herbig, dessen künstlerische Entfaltung bereits seit einem Jahrzehnt offenbar ist, Aspekte der häuslichen Stille: das schlummernde Kindchen und die ernste Beschaulichkeit seiner Mutter, das ruhevolle Dasein auf besonntem Balkon über dem See und das Hindämmern breiter, alter Möbel und Geräte im schattigen Zimmer. Folgt man dem Werk durch die Jahre, so ist man Zeuge all des behutsamen Wesens und Heranwerdens, das ein junger Vater andächtig vor Augen hat, und schließlich der bitteren Heimsuchungen, die ihn dessen tragisch berauben. Der Tod der Lebensgefährtin drängt Herbigs Vision vollends auf die eingezogenste Zwiesprache mit den Dingen, mit sich und mit dem Schauer der Leere zurück. Und mit seinem kleinen blassen Jungen, dem er zuschaut beim hingegebenen Hantieren mit den buntblinkend aufgebauten Bleisoldaten und beim Seifenblasen. Da ist er immer wieder, mystisch beklommen neben seinem Vater in spitztütiger schwarzer Magiermütze oder anstaunend die gleißenden Reflexe einer Glaskugel im Gartengrün, still aufgetaucht aus dem Grase in leuchtendem Indianerschmuck. Die feingewölbte hohe Frauenstirn, die wir vielmals mütterlich geneigt fanden und getrost erhoben, schwebt noch oft rein und abgeklärt hervor aus dem Grunde der Erinnerung. Bleicher Schein der Totenmaske tastet sich durch die fahle Qual gespenstischer Gasbeleuchtung. Nächtlich verstörtes Antlitz des Malers begegnet sich im spiegelnden Abgrund der Wand, überstarrt von Larvenspuk. Mancherlei Vermummungsgrotesken entwachsen diesen stummen Stunden. Immerhin ist der Knabe da und mit ihm frohes Spielzeug, frohe Tagessonne. Bis nun auch er sterben mußte. —

Die privaten Hintergründe künstlerischen Schaffens aufzudecken, ist wohl die letzte Aufgabe dessen, der die Ergebnisse selbst dartun will. Hier aber bestimmt eine wahre Dämonie des Privaten derart die gesamte Führung des Werkes und die Intensität jeden Bildes, daß die Betrachtung jene Lebensgehalte und Schicksalstatsachen mit Notwendigkeit berühren muß. Die starke Gefühlsverhaftung, die subjektiv gespannte Phantastik Herbigs in Verbindung mit dem großen, schweifenden Wurf der Formung und mit



OTTO HERBIG: *Der Indianer (1928, Öl)*

der Gluttiefe, dem irrealen Schmelz der Farben läßt diese Kunst noch unmittelbarer dem Expressionismus etwa Noldes zuordnen, als es die Bekundungen der jüngeren Generation sonst gestatten. Damit kann und soll ihr gewiß keine Grenze gezogen, insbesondere nicht ihr weit dichteres Verhältnis zur nahen Dingwelt und deren materiellem Zauber verkannt werden, das nun vor allem die kostbaren Pastelle Herbigs erweisen, Blätter von einer unverschwommenen, kühn beschwingten Diktion der bunten Kreide, wie es sie in dieser selten geübten Technik kaum noch gibt, und von einer stets das Unnennbare streifenden, weich auffunkelnden Prägnanz der Gestaltung.

* * *

# DREI SONETTE
## VON HANS ASCHAFFENBURG

Wer löste das verworrene Geflecht
Aus toter Last und lebendem Verbrechen
Und sah die schwachen Worte nicht zerbrechen
Hart zwischen Irrsinn und Geschlecht?

Wer hat sich nie der Lästerung erfrecht,
Wenn alle Worte nur von Wollust sprechen
Und wer hat nie das zarteste Gebrechen:
Ein schwaches Herz mit Blut gerächt?

In uns ist Lust geheimnisvoll versenkt,
Tief in den heißen Leib hinein geschachtet
Wo Keim zu Keim sich zukunftdrohend mengt.

Der ferne Gott, der strafend uns verachtet,
Hat groß und unbegreiflich uns beschenkt,
Wenn er in Gnaden unsern Geist umnachtet.

*

Wenn Du die Hände aneinanderschließt,
Zwei heiße, zarte süßvertraute Schwestern,
Behüten gut und stark sie Dir den festern
Kern Deines Wesens, das sich noch verschließt —

Wenn blutend Du die Tränen heut vergießt,
Was formst die roten Schalen Du dem Gestern?
Noch ehe die Gedanken schmerzend lästern,
Spricht schon das rasche Herz, dem Du entfliehst.

Noch ehe du den lauten Schrei begonnen,
Hast Du Dich weinend wieder abgewendet.
Denn wenn Du leidest, leuchten keine Sonnen,

Da man die Erde nächstens in Dir schändet —
Nicht betend sterben heute die Madonnen,
Von Christus nicht und nicht von Gott geblendet.

*

DIE MÄDCHEN DER STRASSE SPRECHEN:

Wir liegen achtlos, wie wir eben fielen
Und drehen uns im gleichen Kreise rund.
Wir reiben uns an unserer Liebe wund,
Denn was wir geben, geben wir zu vielen.

Wir sind die Kinder nicht, die arglos spielen
Uns schloß die kalte Zeit den heißen Mund.
Wir tun uns schweigend in der Wollust kund
Und sind verworfen, ehe wir gefielen.

In uns sind tiefe ausgefurchte Fähren,
Die keine Zukunft tragen, keine Frucht.
Wir dürfen Euch die Kinder nicht gebären,

Denn wir sind zeitlos in der Zeiten Flucht.
Auch Ihr könnt uns die Nächte nicht verklären,
Und wer uns findet — hat uns nie gesucht.

* * *

# TRAUM, SCHAUM — WEM?

## VON WILHELM VON SCHOLZ

### I. DER TRAUM

DURCH eine ihm offenbar unbekannte Stadt geht langsam ein Mann, der durchaus nicht auf seinen Weg zu achten scheint. Sein Blick ist suchend starr vorausgerichtet, wo die Straße, zwischen deren merkwürdig zackigen und doch verschwommenen hohen Häusern er schreitet, sich an einem, steil wie ein Schiffsbug hereinstehenden, Riesengebäude bricht und in eine breitere linke, engere rechte Gasse sich teilt. Es ist später Nachmittag, und Abendrot, an Fenstern und Geschäftsschildern widerleuchtend, fällt von irgendwoher in die Häuserschlucht, die länger und länger wird und die der Mann deshalb immer schneller durcheilt.

Aber er hat sich offenbar so in Gedanken verloren, daß er sein Eilen wie Stehenbleiben empfindet — oder wirklich stehenbleibt? Jedenfalls ist es schon dunkel geworden, als der Bug des steinernen Eckhauses mitten in der Straße dicht vor ihm aufragt, so daß er an ihm bis zur Himmelshöhe und zum Giebelstern der Milchstraße hinaufsehen muß. Er lehnt sich weit hinten über, um den Dachrand zu finden, weil die Luft trotz der Lampen so voll Dunkels ist, daß sie wie Wasser trägt, daß sie sich dem Körper unterlegt. Aber ein Vorübergehender stützt ihn doch und sagt: «Hoho! fallen Sie nicht!»

Merkwürdig: während das «Hoho!» ganz nahe klingt, kommt das «Fallen Sie nicht!» weit aus der Straße rechts, als ob es gar nicht mehr hierher gehörte. In diese Straße rechts zeigt eine Hand vor ihm, die entweder einem Menschen gehört, oder nur ein gemaltes Schild mit irgendeiner Weisung ist.

Jetzt bemerkt übrigens der Spaziergänger eine große dunkle Schaufensterscheibe sich gegenüber, sieht hinein, scheint sich zu spiegeln aber nicht zu erkennen, geht näher hinzu, guckt rechts und links seitwärts hinein, wie um sich zu vergewissern, ob nicht jemand hinter der Scheibe steht, den er statt seines Spiegelbildes betrachtet. Aber da bemerkt er, daß hinter der Scheibe ein ganz leerer Raum ist, in dem schwarze Samte hängen. Auf sein Gesicht muß von irgendwoher Licht fallen, daß er überhaupt sichtbar wird; freilich bleibt er blaß und undeutlich genug: er ist etwa fünfunddreißig Jahre alt, hat einen dünnen Vollbart und eingefallene Züge — aber während das Original das Abbild anschaut, schütteln beide den Kopf, als wollten sie sagen: nein, so sehe ich gar nicht aus, so erkenne ich mich nicht.

Dann geht ein Hauch über die Scheibe; es wird einen Augenblick ganz verschwommen auf ihr; der Hauch gleitet seitwärts über die Fläche nach links, wo er hinter dem Steinrahmen des Schaufensters schwindet. Der Mann geht jetzt raschen energischen Schrittes, als fiele ihm, nachdem er sich erst in ein müßiges Schlendern verloren, plötzlich etwas ein, das er zu tun habe, in die rechte Gasse, die bald enger und dunkler wird, leuchtet sich mit einer elektrischen Taschenlampe über die Haustüren hinauf, entdeckt die gesuchte Nummer 27, öffnet die Tür und steigt eine knarrende

steile Stiege hinauf, von deren höchstem Absatz eine, von einem Schatten, offenbar einem Falter, umflogene Lampe herableuchtet. Ihr Licht hat einen schmalen, engen, von dem sich an der Wand hinaufwindenden Geländer überall luftig umgrenzten Fallraum ins auftrinkende Dunkel des Hausflurs hinab, aus dem der Eingetretene nun zwischen immer ein wenig breiter und deutlicher werdenden Gitterschatten der Geländerstäbe die Stufen hinanklimmt. Er sieht sich plötzlich dicht unter dem Licht stehen, daß sein Schatten wie eine schwarze Lache auf dem Boden liegt, starrt, während er schon klingelt, auf den Namen am Türschild und denkt: wie merkwürdig! Ich sehe und lese ihn ganz deutlich, aber es wird doch kein Wort, weil die Buchstaben für das Schild eigentlich zu groß sind. Aber ich bin richtig! Da erst, während er sich schon wundert, daß noch niemand öffnet, hört er sein lautes Schellen; es ist noch fast wie das Reißen am Klingeldraht, den er längst losgelassen. Gleich kommen von tief hinten Schritte.

War das Treppensteigen seinem Herzen zu anstrengend gewesen? oder war ihm sonst nicht ganz wohl? Ihn schwindelte, so daß er ins Schwanken kam, sich am Geländer halten mußte, das sich über den Treppenschacht hinauszubiegen schien, daß er die Augen zeitweilig schloß und alles um ihn herum undeutlich, verschwommen, gleitend wurde; daß er den Treppenschacht, den er unter sich gesehen, nun wie einen langen ebenen Gang ansah — oder war die Tür geöffnet worden und er sah in den Flur des Stockwerkes hinein?

Eine Frau hatte ihn, als sie öffnete, mit einem Ausruf freudigen Erstaunens begrüßt, war dann erschrocken zurückgetreten — und nun? Nun befand er sich, langsam zu sich kommend, in einem hellen kleinen Zimmer einem Manne gegenüber, der ihn über den Tisch unter der Lampe weg schweigend anstarrte. Er wußte, daß er diesen Mann kannte, aber nicht woher und wer es war. Ja, er wußte plötzlich, daß er eben mit diesem Manne eine stundenlange erregte Auseinandersetzung gehabt hatte, bei welcher sie, jeder in seiner dunklen Hälfte des kleinen Raums, auf und ab gelaufen waren, um dann immer wieder ins Helle kommend sich über den Tisch weg gegenüberzustehen, sich anzublitzen, auf den Tisch zu schlagen, wilde Worte einander zuzuwerfen. Dabei hatte er fortwährend das Gefühl, nur törichterweise hier zu sein. Sofort aber wurde seinem eben zweifelnden

Gefühl wieder deutlich, daß er hier sein müsse, daß er durch die Wand zu der Frau müsse, die er liebe. Er sah ihren Umriß leicht — wie bei einem Projektionsbild, das man im noch unverdunkelten Saal einstellt — sich auf der hellen Wand abzeichnen; das Auge war schon deutlich und sah ihn an. Das bemerkte auch sein Gegner, sprang mit einem wilden Ausruf hinter ihn und stieß ihn mit einem Schlag auf seinen Rücken gegen die Wand — durch die Wand? Es war ein anderes Zimmer, in dem die Frau den Hereingestoßenen in ihren Armen auffing und sanft niedergleiten ließ. Ihr Kopf beugte sich über ihn herab, indes ihre Hand ihn streichelte, beugte sich tiefer herab, was er daran feststellen konnte, daß ihre Augen immer größer wurden und er nun nur noch eines sah. Da brach in ihm eine solche Liebesglut auf, daß er trotz seiner schwindenden Sinne die Arme fest um die Frau schlang und sie an sich preßte, in der Umarmung verging, nun sich verworren so wiederfand, als sei die Frau durch ihn hindurch, unter ihm fortgesunken — —

## II. DIE ERINNERUNG AN DEN TRAUM

Ein Schläfer, ein Student richtete sich in seinem Bett auf und wußte nicht, wo er und was mit ihm war. Er hatte das Gefühl eines schweren, ja furchtbaren Erlebnisses, das aber zunächst gleich wieder verschwand vor einem Nachleuchten, Nachglühen unendlichen Liebesgefühls, mit dem er sich wieder in die Kissen zurücksinken ließ, daß es noch eine Zeitlang bleibe. Es blieb, es blieb ein körperliches Gefühl — ja, eine über ihn gebeugte Frau, die ihr Gesicht an seines gedrückt hatte, ganz leise, warm —

Während er das genoß, traten andere Bruchstücke des Traums in sein Bewußtsein, beschäftigten, erschreckten ihn, daß er sich wieder aufrichtete. In diesem Nachliebesgefühl kam eine plötzliche Todesfurcht mit herauf, eine Atembeklemmung — die aber schon in den Traum zurückschwand und sich löste, als er ihrer gewahr wurde. Er hatte, wie er jetzt aufrecht saß und im Nachtdämmer seine Studentenbude mit ihrem Eingeordnetsein in Wohnung, Haus, Straße, Stadt, Kosmos zu beruhigt-klarem Dasein kommen ließ, die Gewißheit, eine Welt, eine Wirklichkeit verlassen zu haben, die mit seiner Tageswelt ganz unverbunden und nie vereinbar war; offenbar, weil es dieselbe Welt in anderem Auge war.

Dieser Gedanke, den er noch nie einem Traume gegenüber gehabt hatte, machte ihn noch wacher, so daß er rasch beschloß, den merkwürdigen Traum aufzuschreiben, Licht einschaltete und sein Tagebuch hervorholte. Er hatte noch spät abends beim Studieren nachgeschürt, so daß sein Zimmerchen gut warm war und er, ohne sich erst auszuziehen, schreiben konnte.

Er fing nicht sofort an zu schreiben, weil er bei der Frau oder dem Mädchen, denn jetzt schien sie, die ihn auf die Stirn geküßt hatte, sehr jung gewesen zu sein, immerzu eine Ähnlichkeit sich in seine Erinnerung drängen fühlte, die dann immer wieder wie hinter ihn glitt und nicht greifbar war. Bei einer Halbseitwärtswendung des Kopfes, wie sie abwehrend nach seinem Verfolger geschaut hatte, war ihm die Ähnlichkeit schon im Traum, das wußte er jetzt, einen Augenblick lang aufgesprungen. Er bemühte sich mit geschlossenem Auge lange, das Gesicht der traumgeliebten Frau wieder in dieser Halbwendung zu sehen, was ihm durchaus nicht gelingen wollte, als ihm plötzlich die gesuchte Ähnlichkeit von selbst vor der Seele stand: es war ein schlankes hellblondes Schulmädel, das er jeden Tag früh und mittags auf dem Universitätswege traf, liebte, anlächelte und nie gesprochen hatte. Er war von einem quälenden Zwang befreit und schrieb nun, öfters nachsinnend und auf und abgehend, öfters auch wieder durchstreichend und verändernd den Traum in sein Tagebuch. Sein Eintrag lautete:

«Ich möchte mir über die Träume klar werden. Ich habe heute so lebhaft geträumt, daß ich glaube, diesen Traum ganz wiedererzählen zu können. Ich will eine Zeitlang alle Träume aufschreiben. Ich muß zuerst sagen, daß ich meine Taschenuhr im Bett gefunden habe; sie hat mich im Rücken gedrückt, und ich habe deshalb, wie ich glaube, einen Stoß oder Schlag geträumt, den ich in den Rücken bekam. Aber ich muß von vorn anfangen, denn dieser Stoß oder Schlag ist mir jetzt gar nicht recht klar.

Also: es handelt sich um einen Liebestraum. Ich bin zu einer Frau gegangen, die sehr hoch in einem Hause wohnte. Ich erinnere mich, daß ich auf der endlos langen Treppe von jemand in den Rücken gestoßen worden bin, der mich hinauftrieb und sagte: nicht fallen! Ich weiß noch,

daß mir das komisch vorkam, da ich ganz sicher stieg, daß ich eigentlich erst durch diese törichte Mahnung gleich darauf das Gefühl hatte, mich beim Steigen zu weit nach hinten zu legen, so daß das Wort berechtigt erscheinen konnte. Ich kam die Treppe übrigens sehr langsam hoch und mußte besonders an jeder Windung viel Kraft aufwenden, um die Drehung um die Treppenabsätze herauszubekommen. Aber es gelang schließlich, bis ich, während ich noch ein langes Treppenrohr über mir sah, das Gefühl hatte, daß es eben wurde, ich leicht wie fahrend bis zum höchsten Absatz — der er blieb, obschon es jetzt eben vorwärts ging — glitt und nun wie vorher hinauf ebenso hinunter durch ein sich tief verjüngendes aber wagerechtes Treppenohr sah. Ich kann es nicht besser ausdrücken. Ich kann den Eindruck jetzt im Wachen nicht recht wiederholen.

Ich sah noch in diese gleichzeitig wage- und senkrechte Tiefe, als ich plötzlich fühlte, daß die Frau, die ich liebe, hinter mir stand, ich wandte mich jäh um und — wachte auf. Es war mir, als ob der Traum, unbekümmert um mein Erwachen, wie in einer anderen Welt, noch weiterging, die Frau den Mann, der ich noch eben gewesen und nicht mehr war, küßte, auf ein Lager oder den Boden niedergleiten ließ und sich über ihn beugte. Das war aber alles schon nicht mehr ich, der im Gegenteil wach und Student war, nur noch wie durch eine eben zerreißende Nervenleitung zwei, drei Bilder des weitergehenden Traumes schattenhaft auffing und ihn dann verlor, übrigens die Empfindung hatte, daß er wie das Leben einer Gesellschaft, von der man sich eben getrennt hat, in sich ruhig weiterging.

Jetzt, während ich mich an alles einzelne zu erinnern suche, fällt mir noch einiges ein, das ich aber mit diesem Haupterlebnis nicht zusammenbringen kann. Vielleicht habe ich in der Nacht noch andere Träume geträumt: ein Mann, mit dem ich in einem dunklen Raum immer um einen Tisch laufe; ich weiß noch, daß mir das im Traum selbst sehr wichtig schien. Ich kann mich aber an gar nichts mehr erinnern als daran, daß ich mich vor dem Manne fürchtete. Dann eine abendliche Stadt mit einem Straßengewirr, in dem ein großes Schaufenster war mit einer Anzugsfigur, die sich, als ich davorstand, bewegte. Ich halte es aber für ausgeschlossen, daß das mit der Hauptsache dieses Traumes auch nur das mindeste zu tun hat. —»

## III. EIN VORFALL

Zwei Tage später, als der Student so seinen Traum aufgeschrieben, wurde nachts zwei Uhr die Rettungswache Nummer III durch den Fernsprecher nach der Sophienstraße 72 gerufen, wo im Zimmer einer Prostituierten ein Fremder offenbar am Herzschlag gestorben oder in eine todähnliche Ohnmacht gefallen sei.

Der in Begleitung von zwei Polizisten hingesandte Arzt zweifelte beim Anblick des am Boden liegenden halb entkleideten Mannes keinen Augenblick an dessen Tod, untersuchte aber natürlich dennoch die Leiche sofort genauer. Da fand sich mitten am Rücken eine starke, leicht blutige Prellung, von der auch das Hemd einen blutigen Fleck hatte. Obwohl der Arzt nicht glaubte, daß diese Verwundung, deren Ursache zunächst nicht zu erkennen war, mit dem Tode des Mannes irgend etwas zu tun haben könne, verlangte der höhere der beiden Polizeibeamten, ein Wachtmeister, der Sicherheit wegen sofort, daß die Dirne, bei der es geschehen, ihnen folge, die Lage der Leiche und die Stellung aller Sachen im Raum dagegen völlig unverändert gelassen, das Zimmer abgeschlossen und bewacht werde, bis die Gerichtskommission dagewesen sei. Die Dirne, die zuerst beteuert hatte, von der leichten Verwundung am Rücken des Fremden nichts gemerkt zu haben, wollte sich beim Hinausgehen durch den Wohnungsflur plötzlich erinnern, daß da der Fremde auf dem gleitenden Läufer nach hinten zu Fall gekommen sei, und hob eine dort liegende kleine Fahrradfußpumpe auf, die der Blick des Wachtmeisters eben auch erspäht hatte.

Die Angelegenheit wurde nicht ganz aufgeklärt, doch der Verdacht eines Verbrechens nach längerer Untersuchung fallen gelassen, zumal der Sektionsbefund unzweifelhaft Herzschlag ergab und die Rückenverletzung des Fremden, selbst wenn sie nicht durch den Fall, sondern, was immerhin möglich war, durch einen Schlag herbeigeführt sein sollte, bei dem starken Herzfehler des Toten nur den Schluß auf eine geringe Mitursache des Unglücks durch die Schreckwirkung zuließ.

Die Anwesenheit des Zuhälters der Dirne, eines freilich wegen mehrerer Körperverletzungen, unter denen auch ein bedrohlicher Rückenstoß war, vorbestraften Schlossers, in der Kammer der Dirne, konnte für jene Nacht nicht sicher festgestellt werden. Eine schwerhörige Frau des Stockwerks

darunter wollte zwar lautes Streiten zweier Männer nachts drei Uhr über sich gehört haben. Um zwei Uhr war aber bereits der Anruf der Prostituierten bei der Rettungswache erfolgt. Das Alibi des Schlossers für jene Abend- und Nachtstunden war nicht ganz lückenlos, doch zumindest so, daß nur mit mehrfacher schärfster Fahrplangenauigkeit seine Beteiligung an dem Rückenschlag des Fremden sich hätte herausrechnen lassen. Die anderen Umstände, die man feststellte, ergaben eher Ent- als Belastendes.

Darnach war der Fremde in der Dämmerung auf der Hauptstraße, in der Richtung der Sophienstraße gehend, gesehen worden. Er fiel einem Herrn, der ihn vor einem großen Konfektionsfenster an einem Eckhaus stehen sah, auf, weil der Mann vor sich hinmurmelte und wie mit seinem Spiegelbilde im Schaufenster oder auch mit einer etwas lächerlichen Kleiderpuppe dahinter zu sprechen und ihr zu drohen schien. Diesen selben Zeugen hatte der Fremde dann, wodurch die Übereinstimmung des Toten mit diesem Mann noch mehr fast als durch die meist unsichere Gegenüberstellung bestätigt wurde — gleich darauf nach der Sophienstraße gefragt, wo eben der Unfall nachher geschah, hatte dabei wie betrunken, oder was der Zeuge, ein Lehrer, da schon angenommen haben will, wie krank geschwankt, so daß der Zeuge ihn im Rücken stützte und sagte: «Fallen Sie nur nicht!» Darauf habe der andere gelächelt und sei nun ganz gerade, vielleicht gewaltsam aufrecht, in der gewiesenen Richtung gegangen.

Über die Personalien des Toten wurde außer Namen und Heimatstadt nur festgestellt, daß er, früher Vorarbeiter in einer Fabrik, aber schon lange beschäftigungslos und im übrigen ganz ohne Anhang sei. Die Dirne gab erst nach längerem Leugnen, was sich gegenüber der Bekundung des Oberlehrers, das der Fremde nach ihrer Straße gefragt, nicht durchhalten ließ, zu, daß sie den Mann früher gekannt hätte, daß er vor zehn Jahren ihr Geliebter gewesen und gekommen sei, um sie einmal wiederzusehen. Der Assessor, der die Untersuchung führte, sagte der dies Eingestehenden noch, sie solle froh sein, daß hier keine Klage erhoben sei und sie ihre Aussagen nicht unter Eid habe machen müssen. Sonst hätte diese Lüge für sie sehr gefährlich werden können.

* * *

# DIE RILKE-ERINNERUNGEN VALERY VON DAVID-RHONFELDS

## MITGETEILT VON C. HIRSCHFELD

VALERY von Rhonfeld war die erste Braut Rainer Maria Rilkes. Sie veräußerte nach dem Tode die an sie gerichteten Briefe und Dichtungen Rilkes, sowie das ihr handschriftlich und auch in der gedruckten Widmung zugeeignete Erstlingswerk, dem heute gänzlich verschollenen und nicht wieder gedruckten Gedichtband «Leben und Lieder» von 1894. Die nachfolgenden Mitteilungen entstammen ihren Briefen aus dem Jahre 1927 an den Käufer der Sammlung, dem sie die ausdrückliche Ermächtigung zur Verwendung der Erinnerungen in jeder Form gab. Ich gebe hier charakteristische und für die Kenntnis von Rilkes Leben und Entwicklung in jenen Jahren (1893—1896) wichtige Stellen wörtlich wieder.

Valery von Rhonfeld schreibt, daß es sich um 130 Briefe im ganzen handele. Sie beginnen «am 4. Jänner 1893 am Tage unseres Bekanntwerdens, den Inhalt bilden Liebesschwüre, Gedichte und zugleich die große Arbeit welche auf Rilke lastete, da er privat dem Gymnasialstudium oblag und binnen drei Jahren die acht Klassen absolvieren mußte. René war ein schwer nervenkranker, im Studium unbeständiger Mensch und stand ganz verlassen da, denn seine Verwandten liebten ihn nicht und erklärten ihn kurz als Narren. Er ging sogar mit Selbstmordabsichten um und ich nahm mich seiner aus Mitleid an, lernte durch zweieinhalb Jahre täglich mit ihm und habe die Freude erlebt, daß er die Matura mit Auszeichnung ablegte. Das Telegramm befindet sich ebenfalls in meinen Händen, wo er mir von der glänzend bestandenen Prüfung Mitteilung machte.»

Über die Entstehung des Bandes «Leben und Lieder» gibt Valery von Rhonfeld Mitteilung, die weit «in Renés unglückliches Familienleben zurückgreift.» «Seine Eltern führten eine unglückliche Ehe. René hatte eine kleine Schwester Zesa. Sie starb als ganz kleines Wurm nach etlichen Tagen; er kannte sie überhaupt nicht. Dann wurde er geboren und blieb das einzige Kind. Die Mutter war hochbegabt und sehr vergnügungssüchtig, der Vater zwar ein bildschöner Mann, aber hartherziger Egoist. Um dem Knaben, der beiden eine Last war, eine standesgemäße Erziehung zu geben,

und um die Trennung ihrer Ehe vollziehen zu können, gaben sie den armen Kerl in das Kadettenhaus der Militärschule.

Wie unglücklich sich der Arme dort fühlte, während die Mutter in Wien an der Seite eines «geistreichen Freundes» das Leben genoß, darüber wird Ihnen ein Brief aus meiner Sammlung am besten Auskunft geben. Endlich setzte René die Befreiung aus der verhaßten Militärschule durch, ein Gerücht sagte wegen «Kränklichkeit», das andere wegen «Narretei» und das dritte bezichtigte ihn der Knabenliebe. Nach Austritt aus der Militärschule bezog er die Handelsakademie in Linz, ich glaube 1891 oder 92. Er wohnte, damit er unter «Aufsicht» sei, bei einem Unteroffizier namens Drouet, welcher unter seinem Vater gedient hatte. Die Unlust zum Studium und die kleinlichen, fast ärmlichen Verhältnisse seiner Umgebung trieben ihn zur Verzweiflung. Er entfloh eines Tages aus Linz a. d. Donau in Begleitung einer Erzieherin, welche bedeutend älter als er selbst war. Ein Telegramm, welches der Bruder der Gouvernante erhielt, bezeichnete irgendein obskures Vorstadthotel in Wien als Aufenthalt des entflohenen Paares.

Renés Vater wollte von ihm nichts mehr wissen, und René blieb bei seiner Mutter monatelang in Wien. Endlich entschloß sich Renés Onkel, der hochangesehene Advokat Max Rilke von Rülicken, die Summe von 10 000 österreichischen Gulden zu opfern, die Erbschaft des Geldes, welches er Renés Vater zugedacht hatte, und ließ René privat Gymnasium studieren. So verbrachte René die Sommermonate (1892) in Schönfeld, Nordböhmen, mit seinem Professor, das Pensum lautete: bis Juli 1893 fünf Jahre nachholen.

Das Gedicht «Schwanhild» (Tollenstein) aus «Leben und Lieder» entstammt jener Zeit. — René war ein glänzender Schüler, hatte aber keine Ausdauer und seines Onkels Plan, daß René die glänzende Kanzlei einst übernehmen solle, schlug fehl, im Dezember 1892 starb Renés Onkel, und sofort wollte René das Studium niederlegen und überhaupt «verbummeln, verderben». Alle Verwandten sagten sich von ihm los, er wohnte hier bei der Schwester seines Vaters, einer strengen, alten, verbitterten Wittfrau, in einem kleinen, engen Hofzimmer, mit Aussicht auf eine hohe Mauerwand, kein Strahl Sonne drang in jenen Raum, und die Luft war durch das ewige Klopfen von großen und kleinen Teppichen aus den Vorderhäusern verpestet. — René, welcher magenkrank war, vertrug auch die so-

genannte Hausmannskost nicht, litt schwer an Magenverstimmungen, sein Gesicht war von Finnen und Eiterpusteln maßlos entstellt, zumal seine Züge von abstoßender gemeiner Häßlichkeit waren, und sein Atem unerträglich war. Ich lernte ihn bei der Schwester seiner Mutter, der Frau Oberst Mähler von Mählersheim, kennen, und wir wohnten im Hause seiner Großeltern Entz. Als René mir vorgestellt wurde, blieb ich bei seinem Anblick starr vor Schrecken, ich stellte mir unter René einen jener eleganten Franzosen vor, welche ich in Paris kennen gelernt hatte. — Nun, ich gewöhnte mich an sein Äußeres und sein Gesicht fesselte, blendete mich und schließlich liebte ich dieses arme unglückliche Geschöpf, welches jeder mied wie einen räudigen Hund. — Ich spornte den Unbeständigen, Unlenksamen zum Studium an. In meinem Zimmer, welches elegant und stilvoll eingerichtet war, lernte er gerne, hier hatte er Luft, Licht und Feinkost. Meine Eltern hatten anfangs nichts gegen seine Besuche einzuwenden, er war der Enkel unserer Hausfreunde, aber später, als ich mich von allen Unterhaltungen zurückzog, Einladungen meines Onkels, des damaligen Statthalters von Dalmatien, Exz. Emil David-Rhonfeld, zurückwies, und noch zuletzt einige «gute Partien» ausschlug, nur René zuliebe, da kannte der Zorn meiner Eltern keine Grenzen. — Ich erhielt von allen Seiten «Warnungen» über seinen Charakter, seine eigene Mutter sagte mir, daß Undank und ein einsames Leben mein Los sein werden, wenn ich mich von diesem Irrlicht locken lasse. Man wunderte sich allgemein, daß ein so «schönes» Mädchen, aus vornehmer Familie, nach damaligen Verhältnissen vermögend, sich einem solchen «Subjekt» aufopfere. Wollte ich dann den Vorwürfen meiner Eltern, dem Rat der Bekannten und Verwandten nachgeben, und mich von René lossagen, drohte er sofort mit Selbstmord, schrieb vier bis fünf glühende Liebesbriefe an einem Tag, weinte, bat, flehte, und ich hatte nicht das Herz, diesen unglücklichen Menschen seinem Schicksal zu überlassen, wenn es in meiner Macht lag ihm zu helfen. Die Prüfung im Jahre 1893 bestand er glänzend, und wir feierten das frohe Endergebnis in dem Garten einer Privatvilla. — Da las mir René zum erstenmal seine Gedichte, welche in Linz 1892 entstanden, vor, eben jene «Leben und Lieder». Wir saßen am Rand eines Weihers und plötzlich schleuderte René das Heft in die Flut indem er rief: — «Da, von all dem Schmutz will ich nichts mehr wissen.»

Ich ergriff meinen mit Blumen geschmückten Schäferstab und mit Mühe zog ich das Heftchen aus dem kühlen Grabe, ich sagte René, es sei nicht hübsch von ihm, daß er die Gedichte, welche ihm damals in schweren Stunden Trost brachten, jetzt in einem Augenblick des Glückes vernichten will. Wir legten das Heft zum Trocknen in die Sonne, und so kamen wir allmählich auf den Gedanken, es zu veröffentlichen. Aber uns fehlte «Geld». Endlich entschloß sich der Verleger von Jung-Deutschland, Kattentidt, Straßburg i. Elsaß und Leipzig, die Sachen zu drucken, aber wir mußten uns verpflichten, eine Summe sogleich zu erlegen, den Rest in Ratenzahlung, was auch pünktlich geschah. — Als mein Freund bei seinen reichen Verwandten um Unterstützung bat, waren sie entrüstet und frugen, ob ihm denn die 10 000 österreichischen Gulden und dann die Universitätsstudiumunkosten, welche sie bestreiten sollen, nicht genügen, auch noch solch eine Narretei «Gedichte drucken zu lassen —». Ich opferte mein Weihnachtsgeld, mein Monatsgeld und noch wertvolle alte Spitzen aus dem Besitz meiner Großmutter und so nur mit meiner Hilfe kam die Ausgabe zustande. Die Gedichte «Das Paradies», «Nebelbilder», Lautenlieder, Friedhofsgang und noch etliche kleine Gedichte, welche in dem Band enthalten sind, entstanden, als er mich schon kannte. —

Da René behauptete, er stamme vom großen Condé, Prinzen von Frankreich, ab, ist das Buch im Jänner mit goldenem französischen Lilienpapier ausgeschlagen.»

Zu diesen Gedichten vom «Leben und Lieder» schrieb Valery von David-Rhonfeld später: «Bei der großen Jugend des Dichters war die Leistung nicht besser zu erwarten. Ein Gedicht, welches mir René an einer Blumenspende befestigt sandte, habe ich dem Buch neben einer Ansichtskarte von Prag, der Geburtsstadt des Dichters, beigelegt. Die Briefe und Manuskripte habe ich bereits alle abgeschrieben, den Jahren und der Nummer nach sorgfältig geordnet und so enthalten sie ein wertvolles authentisches Material aus Renés eigenem Munde resp. Feder. Viele von ihnen sind überhaupt nur in Gedichten abgefaßt, unmittelbare Aufzeichnungen seiner zeitweiligen, teils glücklichen, meistens aber sehr deprimierten Stimmungen, seiner vergeblichen Bemühungen, den Sieg über seine kranken Launen, das heißt seine Nerven, davonzutragen, und zuletzt den unwiderstehlichen Drang, die

ihm verhaßte Stadt zu verlassen und jede weitere akademische Laufbahn, als seinen Dichterberuf hemmend, aufzugeben und den Wahn über Nacht «Weltberühmtheit» und damit pekuniäre Unabhängigkeit zu erlangen. Dazu brauchte er aber «Freiheit»! Die Freiheit auch von mir! Ich gab sie ihm, denn ich wollte seinem Glück nicht im Wege stehen. Den Weltruhm sollte ein dreiaktiges Drama aus Proletarier-Kreisen «Gleich und Frei» begründen. Die Handlung war schwach und selbst als Buchdrama hätte wohl der Rotstift ein mächtiges Wort mitgesprochen, denn was René sich an niedrigster Gotteslästerung und aufreizenden Reden gegen den Kapitalismus leistete, war einfach unerhört. Natürlich hat keine Bühne das Stück in der Fassung angenommen, bis sich endlich der Direktor des Sommertheaters in Heines Garten hier entschloß, im Sommer 1896 das Fragment, welches nach all den Streichungen übrig blieb, aufzuführen. Es war Hochsommer. Die «Gesellschaft» hatte die Stadt verlassen, und einflußreiche Persönlichkeiten der Großindustrie, Bekannte von Renés Vater fühlten sich schon durch den Titel «Gleich und Frei» verletzt und glänzten bei der Premiére durch ihre Abwesenheit. Vor spärlich besetztem, fast leerem Hause, ungefähr 1200 Personen, fand die Aufführung statt. Als bei der trübsten Stelle des Dramas der Liebhaber, ein vornehmer Fabrikant, bei einer Liebesszene eine ungewollte Handbewegung machte, eine Geste, mit welcher die niedrigste Volksschicht mimisch die intimste Liebesvereinigung bezeichnet, brach ein nicht enden wollendes Lachen und Johlen aus den Kehlen der Zuschauer, befreiend von der Langeweile des Stückes. So benahmen sich die Leute! Am Ende rief zwar die bezahlte Claque René vor den Vorhang, allein man zischte und lachte von neuem. Hätte das Stück nur noch eine glatte kühle Ablehnung gefunden! Aber so, nur Spott und Hohn! Ich habe der Aufführung nicht beigewohnt, denn ich sprach ungefähr ein halbes Jahr nicht mehr mit René, aber ich bedauerte innig und tief den unglücklichen Mann, welcher alles, alles auf diese eine Karte setzte — und verlor! Wie oft hatte ich ihm die Mängel des Stückes dargelegt, er war überhaupt kein Dramatiker, umsonst — er wollte und wollte nicht meiner Warnung Gehör schenken. Der Gram über den Mißerfolg, der Spott seiner Verwandten trieb René von Prag nach München und dann nach Berlin. Bis dahin beglichen die Verwandten noch aus Großmut die Unkosten der Universitätsjahre, aber später sahen sie die Er-

folge ausbleiben und zogen ihre Hände von René zurück. Einmal hielt René hier noch einen Vortrag im «Deutschen Haus» mit wenig Erfolg. Waren vielleicht unter den Anwesenden noch einige, welche damals Zeugen jener unseligen Theateraufführung waren? Genug, die Leute lachten laut von neuem. Und als gar Ellen Key in einem Vortrage über René sprach, machten sie ihrem Unwillen von neuem Luft! Man wollte Ellen Key über sich, nicht über «Rilke» sprechen hören! Aber dafür jetzt! «An einer anderen Stelle desselben Briefes bedauert Valery von Rhonfeld, «daß viele Manuskripte und Briefe (von mir selbst) im Laufe der Jahre vernichtet wurden, so daß Originalmanuskript eines reizenden Operettentextes «Der Weltuntergang» ...»

Sonst enthalten die Briefe «wunderbare lyrische Gedichte, herrliche Stimmungsbilder und interessante Betrachtungen und traurige Episoden seines Lebens sind plastisch beschrieben. Noch bei der Abschrift der Briefe bin ich ihrem Zauber erlegen. Ich glaube kaum, daß René noch zu jemand auf der Welt soviel Vertrauen hatte als zu mir, beurteilte er doch in seinen verzweifelten Stimmungen seine Mutter höchst abschätzig.

Ich möchte sehr gern Ihren Wunsch betreffs einer Photographie von René erfüllen, aber es gibt überhaupt kein Bild von ihm aus jener Zeit. Er wußte gar wohl, daß sein Gesicht, die platte durch fortwährenden Schnupfen geschwollene breite Nase, sein unnatürlich großer Mund mit aufgeworfenen wustigen Negerlippen, sein langes schmales Gesicht, sich auf der Photographie als Fratze ausnehmen würden. — Niemand wollte übrigens von seinen Verwandten ein Bild von ihm, und ich selbst habe ihn auch nie darum ersucht, da er ob seines Äußeren recht unglücklich war.»

Über die eventl. Veröffentlichung der Briefe macht Valery von David-Rhonfeld viele Pläne: «Sollte aber dieser Weg auf immer abgeschnitten sein, so steht es mir immer noch frei, Ihnen meine Erinnerungen an Rilke mitzuteilen, Briefe und Gedichte soviel ich nur kann zur Bekräftigung beizufügen und vielleicht ließe sich so ein interessantes Bändchen deichseln. (!) Stoff, reiches und interessantes habe ich in den drei Jahren wahrlich genug gesammelt!. — Die Briefe sind alle mit René, Hidi-Hidigeigei unterzeichnet. — Nur zwei oder drei sind mit Tintenbleibstift geschrieben. Tadellos erhalten sind sie alle, nur manche weisen Stockflecke von vergilbten Blumen auf, und viele, viele, die Spuren meiner Tränen. — Ich behielt die

Reste meiner unglücklichen Zuneigung zu René seit etwa 25 Jahren in einer alten Brauttruhe verschlossen und öffnete den Deckel erst im März dieses Jahres, als ich Herrn Leppin aus Gefälligkeit einige Briefe zur Veröffentlichung gab. (S. «Die Literatur» Augustheft 1927).

Ob nun Rilke einen internationalen Vertrag mit irgendeiner Firma abschloß und welche Gültigkeit derselbe auf mich hat als seine Cousine und gewesene Braut, kann ich natürlich nicht wissen. — René Rilke im Amtsblatt: Wien, 23. August. Die «Wiener Zeitung» veröffentlicht in ihrem amtlichen Teil ein Aufgebot nach dem nach Schwabitz in der Tschechoslowakei zuständigen, in Val Mont in der Schweiz am 29. Dezember gestorbenen Schriftsteller René (nicht Reisser) Karl Wilhelm Johann Josef Max Maria Rilke, der keine letztwillige Anordnung hinterlassen hat. Die Erbberechtigten und Gläubiger werden aufgefordert, ihre Ansprüche gerichtlich anzumelden, da sonst die Verlassenschaft an die ausländischen Behörden ausgeliefert werde . . .

Die genaue Reihenfolge der Briefe ergibt samt dem sensationellen Schluß einen interessanten kleinen Novellenband, die vielen kleinen und längeren Gedichte wieder ein Bändchen Lyrik. Beides möchte ich gern zur Veröffentlichung kommen lassen, denn ich bin fest überzeugt, niemand stand René s e e l i s c h in seinem ganzen ferneren Leben, das sehr erotisch gewesen zu sein scheint, so nahe als ich. Wenn man bei seiner rätselhaften Natur überhaupt von Liebe reden kann und gar von Ausdauer, so bin ich sicher, seine einzige «Liebe» gewesen zu sein. Besessen hat er wohl viel «Weibchen», aber niemals ist sein Herz mit engagiert gewesen, dazu war er ein viel zu kalter Genußmensch. Verzeihen Sie gütigst diese Bemerkungen. — . . . Jedenfalls können Sie diese Briefe richtig überzählen, es fehlt kein einziger. Hätte für mich auch gar keinen Wert mehr! Die Leidenschaft für René bezahlte ich mit meinem Lebensglück, und bin froh, die Briefe nicht mehr im Hause zu haben. — Habe ich doch seinerzeit soviele vernichtet wie nur möglich . . . Gegen den Gebrauch meiner Mitteilungen habe ich gar nichts einzuwenden. Sie können auch ruhig meinen Namen nennen, da alles, was ich anführte, besonders Renés unglückliches Familienleben, in seinen Briefen . . . unzählige Male angeführt und bestätigt ist.»

* * *

# GODEFROI DER GASCOGNER

## EINE EPIKURIADE VON ARTHUR SCHURIG

(Schluß)

Unser Führer, ein fescher Hauptmann der tiroler Kaiserjäger, von schwerer Verwundung im mörderischen Kampffelde der Sieben-Gemeinden leidlich wiederhergestellt, brachte mich inmitten von hundert Anderen (Italienern und einem Dutzend Franzosen) in den Hof der Kaserne von Konstanz, wo uns eine Schweizer Kommission in Empfang nahm. Die Formalitäten waren rasch erledigt; man hatte Übung in der Sache. Zuletzt bekamen wir Verpflegungszettel auf verschiedene Gasthöfe und den Befehl, um drei Uhr, nunmehr in vier Trupps nach Nationen, wieder zur Stelle zu sein.

Der aus Frankreich gekommene Trupp mit hundertfünfzig Österreichern und Reichsdeutschen war vor uns abgefertigt worden. Wie wir bekamen sie ihre Zettel und bis drei Uhr Urlaub.

Soeben wollte ich mit einem Österreicher, der sich mir angeschlossen hatte, zum Tor hinaus und in die Stadt gehen, da traf der dritte Trupp ein, aus Überlingen (wie ich hörte), fünfzig Gallier unter Führung eines bärtigen alten württembergischen Landsturmhäuptlings. Ihm zur Seite ging als Dolmetscher ein französischer Landwehrleutnant in fragmentarischer Uniform; am schwarzen Samtstreifen an grauer Hose erkannte ich den Artilleristen. Zwei Orden schmückten ihn: die Afrika-Medaille und das Kriegskreuz.

Vaterländische Frontkämpfer!

Ich sah dem Leutnant erregt ins Gesicht.

Zu meiner unsagbaren Überraschung war es Godefroi der Gascogner.

Oft, sehr oft hatte ich in den letzten drei langen Jahren seiner gedacht. Ihn auf schwäbischem Boden zu treffen, welche Fügung!

*

Godefroi strahlte, als er mich erkannte.

Nachdem er ebenfalls bis drei beurlaubt war, schlenderten wir, Arm in Arm, durch die trauliche deutsche Stadt.

Poet, sagte er im Ton inniger Freundschaft, komm mit uns! Wir wollen in kleinem Kreise im Insel-Hotel zu Mittag schmausen. Deutsche Küche par

excellence! Mein Capitaine wird erscheinen nebst einem italienischen Offizier, einem Apulier, einem Manne, der zu dir und mir paßt. Leider verfügt er über keine fremden Sprachkenntnisse, abgesehen von kärglichen Brocken Englisch. Tut nichts; wir schätzten ihn in Überlingen alle. Komm mit und lade auch deinen Capitaine ein!

Ich tat es. Der Kaiserjäger war gern bereit. Wir verschenkten unsre Gasthauszettel zwei kränklichen Leuten unsers Trupps, damit sie sich dafür bei Tisch Wein eintauschten.

Godefroi: Leutnant, Artillerist, Inhaber des Kriegskreuzes, Kriegsgefangener, Dolmetscher! Da gab es endlos zu erzählen.

Freund, begann er unterwegs, ich werde dir die Wendepunkte berichten; aber meiner Tradition bleibe ich treu: kurz und bündig!

Nach einer Pause fuhr er fort:

Wie du dir denken kannst: nachdem dieser verrückte Krieg ausgebrochen war, begab ich mich sofort nach Paris zu Joachim. Landsmann, sagte ich zu ihm, ich bin unabkömmlich. Wer sollte mein Museum verwalten?

Die vier Fayence-Suppen-Terrinen! warf ich verständnisvoll ein.

Godefroi wehrte meinen Spott ab.

Menschenskind, meinte er gutmütig, laß mich einfach die Tatsachen berichten! Höre! Ich blieb zunächst in meinem lieben Kloster als Unabkömmlicher. Aber nicht ganz ein Jahr später saß ich mitten in einem Toulouser Kasernenhofe kurbelnd und richtend auf dem Lafettenschwanz eines Schnellfeuergeschützes....

Was hätte Montesquieu dazu gesagt? flüsterte ich.

Mein Geschützführer, erwiderte mir Godefroi, der hieß weder Rabelais noch Montesquieu; und wenn er außer der Instruktion etwas Bemerkenswertes zu mir sagte, so waren das die historischen Worte: Godefroi, du taugst zum Kanonier wie ein Igel zur Türklinke!

Wie würde Bossuet sich ausgedrückt haben? fragte ich Unverbesserlicher.

Poet, ich fahre fort, erklärte der Gascogner. Wieder ein paar Wochen später war ich Telephonist in der Front. Am Pierre-Waast-Walde, der nur noch halbe Bäume hatte. Hundedienst: Telephonist dort in einem Artillerie-Unterstande zu sein! Acht Wochen hielt ich es aus; dann schrieb ich an Joachim, klagte und fragte: Ist Godefroi aus St. Molion nicht höherer mili-

tärischer Ehre würdig? Joachim antwortete nicht; aber vierzehn Tage darauf ward ich dem Beobachtungsoffizier unsrer Batterie zugeteilt, der vorn in einem Karnickelloche sein bedrohtes Leben fristete. Ich hatte Glück, avancierte; und eines Tages war *ich* der beobachtende *Leutnant* an Stelle meines ins Jenseits beförderten Vorgängers. *C'est la guerre!* Dann in der Somme-Schlacht, am Morgen eines Großkampftags, als seit Stunden alle Telephonstrippen zum Deibel gegangen waren, da trat ein Hüne im Stahlhelm der Germanen in unsern Drecktrichter, grüßte stolz wie ein Divisionskommandeur, obgleich er bloß Gefreiter war, und teilte uns auf Französisch höflichst mit, wir seien seine Prisonniörs. Wir unsrerseits, wir waren zu dritt, — hatten absolut nichts gegen diese Veränderung der Kriegslage ... Siehst du, Freund, so bin ich nach Überlingen an diesen wundervollen See verschlagen worden, habe die verflixte Sprache der Barbaren wie Ovid in Tomi erlernt, und bin nun schlecht und recht Dolmetscher. Ich denke: Besser konnte sich keinem Gascogner das Schicksal richten. Alles in allem, ich kann nicht sagen, daß es mir übel ergeht; Menschenskind, ich habe nur einen einzigen großen Wunsch: Schluß mit dem Massenmorde!

*

So kam es, daß sich punkt zwölf Uhr sieben, mit dem Augenblicke zufriedene, ja wahrhaft fröhliche, übernational gewordene Männer im vortrefflichen Insel-Hotel zum Mahle niedersetzten. Man schrieb den 28. August, Goethens Geburtstag; aber wer in der Welt feierte ihn? Es sah wüst aus auf Erden. Die Kriegsverlängerer triumphierten allerorts immer wieder.

Wir an unserem sorgsam gedeckten, mit vielen roten Rosen geschmückten Tische: zwei Franzosen, ein Italiener, ein Tscheche, ein Salzburger, ein Tiroler, ein Schwabe, — wir sieben, vom Zufalle Vereinten erwähnten die böse traurige Gegenwart nicht; das hatten wir uns gegenseitig versprochen. Und merkwürdig, es ergab sich von selber, daß wir — bis auf den Apulier — uns an diesem Mittag ein und derselben Sprache bedienten, der der Hunnen, wie man unter Diktat der Presse der Alliance noch immer im Trotte des Hasses zu sagen pflegte. Sie ist eine schwierige, harte, kampflustige Sprache, die einigermaßen zu beherrschen, dem Romanen insbesondere, ein eigenartiges Gefühl einflößt; ich vermag es nicht anders zu

nennen als den *Geist der Zukunft.* Wir haben uns bei Tisch auch darüber nicht ausgesprochen.

Nur Godefroi, der Sohn der Natur, konnte nicht umhin, gottlob ohne sich daran festzuhaken, zu bemerken:

Freunde, liebe Freunde, so friedlich wie wir sieben heute wird man in hundert Jahren immer zusammensitzen, wenn es in ganz Europa kein Zollhaus, kein Paßamt und keinen Frankenkurs mehr gibt. Freunde, was haben wir für diese Glücklichen leiden müssen!

Stumm leerten wir unser Glas. Nur der Kaiserjäger war aufgestanden, trank den Rheinwein seines Römers aus, setzte ihn nieder und fuhr dann mit der freigewordenen Rechten in seltsamer Geste langsam hin über die fernen Zacken der schneebedeckten Hochalpen drüben über dem See hinter den grünen Vorbergen.

Sich wieder setzend, sagte er zu mir als seinem Nachbar: Angesichts der weißen Wunder da hat es schon dem Drusus geschaudert. Heilige Dinge und Orte gibt es auf unserem Festlande, die nie europäisch werden.

Damals verstand ich den Sinn seiner Rede nicht. Heute ist mir das Wort nicht mehr dunkel.

Wir kamen auf andere Gedanken. Über Friedrichshafen erschien im grellen Sonnenlicht ein Zeppelin.

*

Der französische Trupp verließ den deutschen Boden zuletzt. Der Dampfer mit den Österreichern schimmerte schon fern in Höhe von Romanshorn über dunkelblauer Flut. Die Italiener waren nach Lugano abgefahren. Und Godefroi der Dolmetscher landete wohl soeben wieder im Hafen seiner alten Reichsstadt.

Als ich im Kasernenhofe in Reih und Glied stand, meinen Rucksack auf dem Buckel, — meine Bilder und Skizzen waren bereits drüben im Schweizer Bahnhofe — da ward uns vom Feldwebel verlesen:

Ankunft des Transports morgen früh um fünf Uhr in Biel-Bienne. Ankunft in Pontarlier....

Ich überhörte die Zeitangabe. Ich hatte mit einem Male Herzklopfen. Du lieber Gott, war ich nicht soeben noch Europäer unter Europäern gewesen?

Wird in hundert Jahren kein Franzose und kein Deutscher mehr so

dummes Herzklopfen haben, wenn er, drei Jahre fern gehalten, die Erde seiner Heimat endlich wieder betreten soll?

*

## ZWÖLFTES KAPITEL

Seit unsrer unerwarteten letzten Begegnung am Schwäbischen Meer sind nun auch wieder bald zwölf Jahre verflossen. Das Leben rast dahin. Bossuet, der mir einfällt, weil ich heute Abend, ehe ich mich an den Schreibtisch gesetzt, lange an meinen lieben alten Freund Godefroi gedacht habe, Bossuet hat eine klassische Seite über den Wettlauf der Menschen mit der Zeit geschrieben, den so lächerlichen Wettlauf, in dem nur siegt wer Unsterbliches vollbracht. Und kein Zeitgenosse kann einem sagen, ob man für den Tag oder die Nachwelt gelebt, geschaffen, in den Tod gegangen ist.

Bossuet, wer liest heute noch Bossuet?

Wer außer unserm Godefroi?

Am liebsten möchte ich die unvergleichlich schöne Stelle hier wiederholen; aber schließlich weiß jedermann auch ohne Bossuet, was er im Rückblick auf sein eigenes Dasein sich selber zu sagen hat. Für mich ist es das Herrlichste an der Vergangenheit, das wir in ihrer Betrachtung trotz allem und allem immer wieder genug Gottvertrauen und Mut finden, um weiterzulaufen bis an den Ort, wo die ewige Zeit uns zuruft: Halt, Menschenskind! Jetzt gehe ich allein weiter. Die weiße Säule dort am Wege, das ist dein Grabmal! Ruhe dich da aus!

In der vorigen Woche habe ich von Godefroi einen kurzen Brief bekommen; er schreibt noch immer keine langen Episteln. Dieser lakonische Brief ist Anlaß, daß meine Erinnerungen an den Freund eine Nachblüte erleben. Ihm zum Gedächtnisse ist dies kleine Buch niedergeschrieben; und ich gestehe: fast in Melancholie schließe ich es heute ab.

Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, Godefroi den Gascogner im dichterischen Bilde wiederzugeben. Ich bin nicht Meister Daudet, von dem ich im ersten Kapitel gesprochen habe; ich bin Maler. Leider. Mein Hauptwerk hängt in Luxembourg: Tristans Insel. In dieser bretonischen Landschaft zelebriert meine Heimatsliebe ihr Requiem. Und ich will mit meinem einmaligen Ruhme zufrieden sein.

*

Stets wenn ich aus St. Molion einen Brief bekomme — es widerfährt mir aller Jahre einmal —, betrachte ich mir eine Weile die gleichmütige schöne Handschrift auf dem auffällig großen Umschlage. Godefrois Buchstaben stehen steil, klein, abgerundet; sie weiten sich mehr in die Breite als in die Höhe. Das Ganze wirkt wie gestochen und unsagbar liebenswürdig. Ecken kennt diese Schrift nicht; nie ist etwas korrigiert, auch nicht drinnen in den Briefen, den immer kurz und knapp gefaßten. Merkwürdig kommen mir die Punkte über dem i vor. Es sind winzige Ringe, eigentlich gar keine Punkte. Ich bin kein Graphologe; aber ich glaube: diese Punkte stellen kleine Teller vor und verraten den gern Schmausenden, den Gourmet, wie wir Pariser sagen. Immer muß ich bei diesen Symbolen an die vielen Gänselebernäpfe denken, die sich mein Freund nach exquisitem Rezept bereitete und mir mit unnachahmlicher Grandezza aus seiner reichen Speisekammer auf unsern Frühstückstisch brachte.

Godefroi ist nach wie vor ein glückliches Menschenskind. Im letzten Briefe meldete er mir die Geburt seines zweiten Sohnes. Getauft wird er auf Pius. Der ehemalige Eremit hat vor sieben Jahren eine Gefährtin in sein Kloster geführt, eine Siebzehnjährige, ein frisches Mädel, wie er sich das so als Junggeselle erträumt hat. Ich habe seine Herzallerliebste noch nicht gesehen. Arm ist sie nicht.

Nun weiß ich auch, schreibt er, was ein schöner Hausrat ist. Solange ich Diogenes in der Tonne war, hätte mich diese Kenntnis gestört. Denke dir, in unserm kühlen Eßzimmer — du kennst es mit seinem wunderbaren Gewölbe; hinten in der Ecke speit der Delphin noch immer kreuzvergnügt sein Wasser in das alte grüne Römerbecken — da leuchten jetzt freudige Zitronenholzmöbel aus der besten Pariser Werkstatt an handfester bernsteingelber Tapete.

Denke aber nicht, ich hätte den Thronos des Diderot in die Rumpelkammer gestellt. Gott bewahre mich davor! Es wäre undankbar und gegen die Tradition.

Barbazange, mein Kastell, mein kleines Gut, ist schon lange wieder wohl hergerichtet. Es sind keine Hypotheken mehr darauf. Alles dort gedeiht. Und der letzte Jahrgang meines Muskatellers wird süperb.

Das Museum? wirst du fragen.

Täglich fast treffen neue Schätze ein. Etliche Sonder-Sammlungen wachsen. Ein besondrer Saal birgt die antiken Porträts. Glaube mir, es sind Stücke darin, um die das Louvre uns beneidet. Kürzlich war eine Autorität aus dem Britischen Museum hier; er hielt mich für so urgescheit und erzgelehrt wie sich selber. Wenn Poupoun es gesehen hätte!

*

Zu meiner Afrika-Medaille und dem Kriegskreuz gesellt sich demnächst die Ehrenlegion. Der Sekretär im Departement hat es mir verraten.

Sage mir, Freund, glaubte nicht jeder antike Mensch an seinen persönlichen Dämon? Der meine macht sich den Spaß, mir bei jeder Anerkennung oder Ehrung ins Herz zu flüstern: Verzeihe das kleine Versehen! Nicht du, sondern der Nachbar, der verdienstvolle Herr Warteweiter, sollte Ritter werden. Wie kämst du auch dazu? Aber nun muß es dabei bleiben. Wir können den Landrat nicht blamieren. Trage das rote Band nach Lust und Laune! Du wirst auch darum wundervoll beneidet werden.

Godefrois alte literarische Pläne? Wie steht es damit? Um diese Frage drückt er sich in seinen Episteln lautlos wie die große weiße Katze im Kloster von St. Molion um ihren Milchtopf.

Weißt du, Poet, so schrieb er einmal, was für Werke soll ein begnadeter Mann hinterlassen? Bücher, Bildsäulen, Dome, Luftschiffe? Ich meine: einen gesunden, lebensfreudigen, klugen Sohn. Oder zweie. Die können ja alles nachholen, was der Alte verpaßt hat. Sag, kann ein Menschenskind mehr für die Welt tun? Und nicht jedem gelingt diese einfache Mission. Hat nicht sogar Goethe hierin gründlich versagt?

So schrieb er mir, der alte Pantagruelist, aus seinem Halkyone. Hat er Recht; hat er Unrecht?

Er hat ganz bestimmt recht, zum Mindesten in seiner Eigenschaft als Gascogner.

Mein Ältester (fügte er im Briefe hinzu), der Antonius, ist nun fünf Jahre alt. Mehr und mehr arbeitet sich Wesentliches an ihm heraus: die Römerstirn und das Gascognerherz.

Was will ich mehr?

*

Godefroi, deine römischen Väter und Vorväter sind in deinem Toulouse geboren. Was tut es? Jeder Weg führt nach Rom und umgekehrt.

Stendhal sagt einmal: Von den Pyrenäen nordwärts wandernd, kommt man in das glückliche Land, wo die Menschen an sich selber Freuden erleben, in die Gascogne.

Glückliches Land, glücklicher Godefroi!

*

Jüngst habe ich, zugleich mit dem fernen Freunde, die Vierzig überschritten. Ich bin Stoiker geworden; und wenig nur noch von dem, was mir zu erleben beschieden ist, bringt mich in Überschwang. Ach, längst meidet mich das *divin Imprévu.*

Das damals war ein göttlicher Zufall, daß Godefroi der Gascogner mir in den Weg meines Schicksals kam, der ewig Glückliche.

*

Mit Versen von Baudelaire will ich schließen:

Hüte deine Träume!
Von ihrer Schönheit weniger weiß der Weise
Als der Narr.

* * *

# HANNS MARTIN ELSTER / BÜCHERSCHAU

## KUNSTGEWERBE

DIE Bedeutung der kunstschöpferischen Art, die wir Kunstgewerbe zu nennen pflegen, ist in der Gegenwart ständig im Wachsen. Auch die Kunstwissenschaft räumt dem Kunsthandwerk von Jahr zu Jahr mehr Raum in ihrem Arbeitsbereich ein. Es ist drum an der Zeit, endlich nach früheren Versuchen, *die* große *«Geschichte des Kunsthandwerks aller Zeiten und Völker»* zu schaffen. Zu diesem Behufe haben sich *H. Th. Bossert* und sein an erster Stelle für die Aufgabe berufener Verlag, Ernst Wasmuth A.-G., in Berlin mit den hervorragendsten Fachgelehrten des Gebietes zusammengetan, um in sechs bzw. sieben stattlichen Lexikonbänden von je 400 Textseiten, mit je 1000 Textabbildungen, 28 Sondertafeln in bester Drucktechnik die große Schau von der vorgeschichtlichen Zeit an bis zur Gegenwart unter allen Nationen und Kulturen darzutun. Die vorliegenden ersten zwei Bände befriedigen die höchsten Ansprüche. Die prähistorischen und primitiven Kulturen werden von Herbert Kühn (ältere Stein- und Völkerwanderungszeit), F. Adama van Scheltama (jüngere Stein-, Bronze-, Eisenzeit Alteuropas), G. O. Boroffka (Skythen), P. Bosch-Gimpera (Spanien-Portugal vom Neolithikum bis zur Römerzeit), Elise Baumgärtel (Nordafrika, Kanarische Inseln), Fr. Matz (Alt-Italien), H. Th. Bossert (Kreta-Mykene, Griechische Inseln), P. Hambruch (Australien, Südsee, Indonesien), H. Meinhard (Vorder- und Hinterindien), A. Byhan (Nord-, Mittel- und Vorderasien), H. Baumann (Afrika), W. Krickeberg (Nordamerika), F. Krause (Mittel- und Südamerika), H. Ubelohde-Doering (Peru), Fr. Röck (Mexiko) knapp, aber völlig ausreichend, anschaulich und übersichtlich behandelt. Der Herausgeber hat mit glücklicher Einsicht seinen Mitarbeitern keine Definition des Wortes und Begriffes «Kunstgewerbe» gegeben, in dem durch die nachherige Leistung bewiesenen richtigen Empfinden, daß die Kenner für ihre Materie und Gebiete selbst die zutreffende Begrenzung finden. Die beiden ersten Bände lassen jetzt schon die innere Einheit erkennen, die sich aus dem Wesen des Stoffes ergibt. So rundet sich gerade die Geschichte des Kunstgewerbes bei den vorhistorischen, «primitiven» Völkern zu einer prähistorischen, primitiven Kulturgeschichte, wie wir sie bisher kein zweites Mal besitzen. Dankbar sind wir insbesondere dafür, daß Bossert in der Wahl seiner Mitarbeiter nicht etwa den trockenen Fachgelehrten um jeden Preis voranstellt, sondern unter den Fachgelehrten die Köpfe, die das künstlerische Element erlebnisfroh als Sinn des Kunstgewerbes empfinden; dadurch hat die «Geschichte des Kunstgewerbes» sofort jene innere Wärme, die ihre Lektüre auch dem Liebhaber zum Genuß macht. Wie der Text, so bieten auch die Abbildungen eine Fülle von bisher unveröffentlichten Stükken. Bosserts großes Unternehmen verdient also schon jetzt unsere vollste Zu-

stimmung; liegen die sieben Bände, die bis 1930 erscheinen sollen und deren Anlage begrüßt werden kann, erst einmal vor, dann ist Deutschland um ein Geschichtswerk reicher, um das uns die anderen Völker beneiden werden.

Von jeher war es für die Bearbeitung des Kunstgewerbes Sitte, nur ein Teilgebiet herauszugreifen. Auch *Eugen Weiß*, der in Stuttgart wirkende Architekt, ist weder in seinem ausgezeichneten Buch «*Die Entdeckung des Volks der Zimmerleute*» noch im soeben erschienenen «*Steinmetzart und Steinmetzgeist*» (beide bei Eugen Diederichts, Jena) von dieser Art abgewichen, wenngleich er aus der Einheit Volksgeist und Kunstgeist heraus arbeitet. Ihm kommt es darauf an, nicht so sehr Technik und Leistungen der Zimmerleute bzw. Steinmetze zu zeigen, als vielmehr ihr Brauchtum, ihre Sitten und Eigenarten, das, was den echten Steinmetz heute wie früher macht; er holt aus der lebendigen Gegenwart wie aus älteren Quellen in Sprache, Spruch, Vers und Sage den im Zimmermanns-, im Steinmetzgewerbe eingefangenen deutschen Volks- und Kunstgeist, entwickelt im Zusammenhang damit die Mysterien der Bauhütten und den Ursprung der Freimaurerei und legt im Steinmetz auch seine Anschauung von der Entstehung der Gotik aus der deutschen Art dar. Das Steinmetzbuch von Weiß ist also auch eine bedeutsame geistige Tat, die helfen will, deutscher Wesenheit in der Gegenwart zu ihrem vollen Rechte gegenüber der «lateinisch-welschen Geistesknechtschaft», wie er sagt, zu verhelfen.

Die Erde ist der Anfang der kunstgewerblichen Möglichkeiten: sie gibt das Material zur Formung der ersten Gefäße oder aus ihr wachsen Stein und Holz zu weiteren Handwerksarbeiten. Es war darum ein schöner Gedanke, *Adalbert Zöllners*, einmal «*Das Buch vom Porzellan*» (Klinkhardt & Biermann, Leipzig) zu schreiben und hier die Seele dieses Materials zu preisen. Dieses Buch eines Industriellen, Technikers und Organisators ist erfüllt von der Leidenschaft eines Menschen, der sein Material liebt und dieser Liebe dient, indem er dem Porzellan seine Seele läßt. In wundervollen Anekdoten, Stimmungsbildern, schlichten Geschichten enthüllt er das Werden und Wesen des Porzellans, und seine ewige Formfülle und Lebensfestigkeit vom Teller bis zur Lampe, vom «Porzellan und den Frauen» bis zur Vitrine, Fabrik, Versteigerung, vom Kleinkram und Modischen bis zu den Porzellankrankheiten. Nicht nur die Sammler, auch die Frauen sollten dies Buch lesen und lieben und sich zugleich noch die von *G. A. Mathéy* mit vierzig bunten Illustrationen ganz köstlich ausgestattete Fortsetzung «*Arkanum*» desselben Verfassers (ebenda) schenken lassen. So meisterhaft die buchkünstlerische Ausstattung des Buches ist, so tief reicht auch hier Zöllners porzellanliebende Innigkeit in das Geheimnis der Beziehungen von Mensch zu Material. Zöllner hat die Grazie und die bildungsfähige Art seines Stoffes mit Kenner- und Könnerschaft in sein Breviarium der Porzellanliebe übertragen und Mathey hat ihm auf seine Weise mit vollendetem Geschmack sekundiert. So ist ein Wunderwerk der Buchkunst entstanden und ein Denkmal des Porzellans, wie das Porzellan es sich in

seinen besten Werken nur geschaffen hat.

Das «Porzellan» hat im «unechten Porzellan», der Fayence, gewöhnlichem Ton mit deckender Glasur, wie man weiß, seinen Vorläufer und weltgroßen Konkurrenten. «*Die deutsche Fayencekultur*» haben jetzt *Eduard Fuchs* und *Paul Heiland* in einem prachtvollen Großquartband mit 150 Bildern der schönsten Fayencen in Farb- und Schwarzdrucktafeln (Verlag Albert Langen, München) glänzend zusammengefaßt. Paul Heilands berühmte Fayencesammlung, die größte private bei uns, und die meisten öffentlichen Museen haben die schönsten Stücke beigesteuert, durch die der Reichtum und die Schönheit der Formen, die größte Zahl der früher überall blühenden Fayencemanufakturen und -künstler vertreten sind. Die Einleitung von Eduard Fuchs entwickelt mit bekannter schriftstellerischer Kunst die Kulturgeschichte dieser keramischen Welt in ihren Zusammenhängen, und Heiland breitet in den Tafelbeschreibungen seine außerordentlichen Spezialkenntnisse hin. Eine der vielen früheren Fayencefabriken stellt *Richard Marsson* dar: «*Die Stralsunder Fayencefabrik 1757—1790*» (Richard Carl Schmidt & Co., Berlin); zwanzig Bilder geben gute Beispiele. Von der Gründung durch den Kaufmann Giese über den zweiten Besitzer Ehrenreich bis zur Neuordnung durch Giese und zu ihrem Untergang nach Gieses Tode erfahren wir hier die Geschichte einer pommerschen Fabrik nach den Akten als gute Spezialforschungsarbeit, wichtig für Forscher wie Sammler.

Eine Lücke füllt auch *Karl Gröber* mit seiner Geschichte des Spielzeugs «*Kinderspielzeug aus alter Zeit*» (Deutscher Kunstverlag, Berlin; mit 12 Farbentafeln und über 300 Schwarzbildern in Großquart). Gröber gliedert den reichen Stoff, für dessen besonderen Wert wir erst in neuerer Zeit wieder Sinn bekommen haben, in Antike, Mittelalter, die Bedeutung des Handwerks für das Spielzeug, das Puppenhaus, Puppe, das mechanische Spielzeug — also ebenso chronologisch wie auch sachlich, hier jeweils nach den kennzeichnenden Gebieten. Man sieht so die Beziehung zu Volkstum, Volkskunst, Kulturgeschichte. Ein Kenner der Materie, zu der er sich innerlich bekennt, schöpft hier die Bestände der Museen in Nürnberg, München, Stuttgart, Zürich, Sonneberg, Grünhainichen, Dresden aus. Aber auch das Ausland vom alten Ägypten bis Paris, London, Rußland, Holland, Skandinavien, Polen, Italien steuern viel Neues, bei uns Unbekanntes, bei. Der Spieltrieb der Ägypter wie Griechen, Römer wie Romanen, Germanen wie Slawen wird hier im Spielzeug Erscheinung. Wahrlich, dies Kunstgewerbe knüpft uns an die ersten Gestaltungswünsche jungen Menschentums in bisher nie so deutlich erschautem Umfang.

Kunstgewerbe möchte ich auch die Arheit des Bühnenbildners nennen. *Ludwig Wagner* widmet «*dem Szeniker Ludwig Sievert*» einen stattlichen, mit Farben- und Schwarzdrucktafeln reich ausgestatteten Band (Bühnenvolksbundverlag, Berlin), während eine zusammenfassende Arbeit über die Bühnenbildkunst der Vergangenheit und Gegenwart noch ganz fehlt. Das Szenische spricht heute bei der schau-

spielerischen und dichterischen Bühnengestaltung mehr als früher mit, ja bisweilen hat es, genau wie die Regie, schon ein überwucherndes Übergewicht erhalten, das man ablehnen muß. Ludwig Sievert gehört seit Jahren zu jenen Führern der szenischen Moderne, die von der Dichtung her das szenische Problem sehen: also vom schöpferischen Kern aus. Daher ist er ein ehrlich Dienender, dessen Gefühl und Phantasie in der malerischen Vision zur Synthese des Theaterkunstwerks streben. Ihm liegen alle Theatergattungen von der Oper bis zum Lustspiel, wenn auch seine Meisterwerke zu Mozarts Opern wohl aus der inneren Verwandtschaft seiner lyrisch-musikalischen Natur entstanden. Sievert, der seit fast zehn Jahren in Frankfurt a. M., seit 18 Jahren als Bühnenbildner tätig ist, spiegelt natürlich die Entwicklung der letzten zwei Jahrzehnte wieder. Wagner gliedert sein reiches Werk nach den Motiven malerisch-dekorativer, romantischer, phantastischer, tänzerischer, ironischer, malerisch-räumlicher, abstrakter, raumrhythmischer Inszenierungen und Figurinen. Das Buch ist für jeden Theater- und Szenenbildfreund wertvoll.

Das größte Kunstgewerbe ist von jeher die Baukunst. Wer ihren jüngsten Weg vom Handwerk zur Industrie, vom Architekten zum Ingenieur und dessen innere und äußere Gründe kennenlernen will, greife zu dem Handbuch *«Wie bauen?»* von *Heinz und Bodo Rasch* (Akad. Verlag Dr. F. Wedekind & Co., Stuttgart). Hier erhält man in sehr instruktivem Text und mit mehr als 600 Bildern eine ausgezeichnete, leichtverständliche Orientierung über die neue Bauindustrie, ihre Materialien an Stein, Metall, Holz, ihre Hilfsmaschinen, ihre Konstruktion beim Mauerbau oder beim Skelettbau und ihre Bezugsquellen. Eine gute Ergänzung dazu ist *Konrad Werner Schulzes* ebenfalls reich bebildertes Werk *«Das Glas in der Architektur der Gegenwart»* (Wissensch. Verlag Dr. Zaugg & Co., Stuttgart). Das Glas ist in der neuen Architektur in ständigem Vormarsch begriffen. Es ist sicher, daß die Zukunft seine Verwendung weiter ausdehnen wird. Schulze hat deswegen die Konstruktionsmöglichkeiten beim Bauen mit Glas in den Vordergrund seiner Ausführungen gestellt: Beton, Glas, Metall bilden die neue Einheit des neuen Baukörpers.

Der Sinn jeden Baukörpers ist der Raum, also des Wohnhauses der Wohnraum. Eine Einführung in die Geschichte des Wohnraums während der letzten zwei Jahrhunderte bietet *Hermann Schmitz* in seinem mit 99 sorgfältig gewählten Bildern geschmückten Werk *«der schöne Wohnraum»* (Verlag Ernst Wasmuth, A.-G., Berlin). Es war das Bestreben des Verfassers, in Wort und Bild «die gestaltenden Kräfte in der Wohnungseinrichtung vom Ausgange des Barockzeitalters bis zur Gegenwart, vorzüglich auf die stilbildenden Momente, auf die schöpferische künstlerische Grundstimmung» in einer mehr grundsätzlichen Betrachtung des Wohnungstils und seiner Wandlungen herauszuarbeiten. Was von den Werten der Vergangenheit uns lebt und uns Lehren für unsere Zeit gibt, insbesondere aus Deutschland und den in Beziehung stehenden Nachbarn wurde Gesichtspunkt der Darstellung, die am längsten beim Klassizismus und Biedermeier, der höchsten Stil-

form der bürgerlichen Wohnung, verweilt. Die Ausführungen leiten den Blick zu einer beruhigten Klärung der Schau und des Urteils gegenüber allermodernsten Experimenten, die kurz angedeutet werden.

Ein schönes Beispiel hoher Gartenkunst vermittelt uns Hamburgs berühmter Architekt *Fritz Schumacher,* indem er durch die Darstellung seiner Gestaltung des Hamburger Stadtparkes von der Planung bis zum fertigen Ausbau «*Ein Volkspark*» (mit 62 Bildern und Plänen bei Georg D. W.Callweg, München) einen Einblick in die Bedürfnisse des heutigen Großstadt-Parks und seiner Zusammenhänge vermittelt. Dies Buch ist natürlich nicht nur kunstgewerblich, sondern auch soziologisch, baupolitisch, verwaltungstechnisch wichtig und reich an Anregungen.

Parkartig sind auch die heutigen Friedhöfe angelegt. Im Auftrag des Reichsausschusses für Friedhof und Denkmal hat jetzt *Stephan Hirzel* unter Mitarbeit von Fachleuten «*Grab und Friedhof der Gegenwart*» (derselbe Verlag; mit 115 Bildern) als umfassendes Handbuch dargestellt. Das Grab wird nach den Symbolen der Kofessionen gesehen, der Friedhof als städtebauliches, architektonisches, gartenkünstlerisches Problem, nach der Verbesserung alter Friedhöfe, als Urnensammelstelle, und es werden auch die praktischen Aufgaben nach den Richtlinien des Reichsausschusses bekannt gemacht.

Von jeher hat das Kunstgewerbe die Auswüchse des Modischen und die Verirrungen des Geschmacks am deutlichsten gezeigt. *Hermann Sörgel* hat in einem mit 85 charakteristischen Abbildungen versehenen Heft «*Verirrungen und Merkwürdigkeiten im Bauen und Wohnen*» (J. M. Gebhardt's Verlag, Leipzig) einmal jene seltsamen Baulaunen, Stilentgleisungen, die oft erschreckend die Verlogenheit vieler Epochen enthüllen, zusammengestellt und dazu die merkwürdigen Wirkungsmöglichkeiten der architektonischen Phantasie in der laienhaften Vorstellung, dichterischen Phantasie, kunstgeschichtlichen Beschreibung, graphischen Darstellung, ausgeführten Wirklichkeit, historischen Ruine vorgeführt. Zum Schluß erörtert er noch die Phantasievorstellungen des Traumes.

Die übermäßig begeisterten Anhänger heutiger Kleidermoden sollten *Friedrich Wendels* stoffreiche Geschichte «*Die Mode in der Karikatur*» (mit 400 teils farbigen Tafeln und Textbildern bei Paul Aretz, Dresden) sorgfältig studieren. Wendel gibt eine wohlunterrichtete und -unterrichtende Darstellung der Modenkarikaturen seit dem 15. Jahrhundert in gutem kulturgeschichtlichem Zusammenhange bis zur Gegenwart; freilich stellt man überall Wendels linkspolitische, sozialistische Einstellung fest, die gegen «Mittelalterlichkeit» und «Bürgertum» ständig auch Sturm laufen zu müssen glaubt, wo man noch auf gesunde Tradition hält; die Karikaturbilder, die gezeigt werden, sind frei von jeder einseitigen Bindung und ergänzen drum Wenzels Text gut, ja Wenzels Text ist oft nur Begleitung zu den Meistern der Karikaturen. —

* * *

# DAS GEISTESLEBEN DER SCHWEIZ

(Schluß)

Die Schweizer Kunst hat seit einigen Jahren in den stets splendid ausgestatteten Monographien des Orell-Füssli-Verlages in Zürich eine prächtige Heimstatt. Im vierten Band behandelt *Walter Lüthi «Urs Graf und die Kunst der alten Schweizer»* in umfassender Weise (mit mehr als 100 Bildern, Tafeln usw.). Es ist das erste zusammenfassende Werk, das das wilde Leben Urs Grafs unter Kriegsleuten in wilden Zeiten schildert und sein erreichbares graphisches Schaffen beibringt. Für die Schweizer-Söldner ist Urs Graf in Leben wie Zeichnungen charakteristisch. Dazu urdeutsch. Urs Graf wird künftig in der Geschichte der deutschen Graphik einen beachteteren Platz als bisher einnehmen müssen. Ebenso wird auch der Tiermaler *Rudolf Koller,* dessen Biographie *Adolf Frey* in meisterlicher Formung sofort nach seinem 1905 erfolgten Tode schuf und jetzt zu seinem 100. Geburtstage von H. Uhde-Bernays wieder herausgegeben wird, einen besonderen Platz in der Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts erhalten müssen. In prachtvollen ein- und mehrfarbigen Tafeldrucken wird der Tier- und Bildnismaler Koller, Verist von künstlerischer Kraft, so lebendig, daß sein Ruhm zu neuem Leben erwacht. Darüber hinaus ist Adolf Freys geradezu klassische Biographie eine der wundervollsten, auch kulturell anschaulichsten Schilderungen der Schweizer Kunst von 1840 bis 1905, daß man über den Neudruck des Werkes nur Freude empfinden kann. Die Schweiz hat sich mit dieser Publikation Rudolf Koller für immer zurückgewonnen.

Da wir nun einmal bei den Reihenwerken verweilen, sei auch auf desselben Verlages Serie *«Das Bürgerhaus in der Schweiz»* hingewiesen, dessen 19. Band den *Kanton Thurgau* enthält. Hier werden jeweils die einzelnen Bezirke geschichtlich behandelt, zugleich architektonisch, um sodann die wichtigen alten Häuser chronologisch zu beschreiben und mit Orts-, Gesamt-, Teilansichten, Grundrissen, Details usw. abzubilden; auch wertvolle Inneneinrichtungen, Treppengeländer, Öfen usw., Brunnen, Torgitter werden gebracht, so daß sich ein unerschöpflicher architektonischer Reichtum hier ausbreitet. Wahrlich eine vorbildliche Art, die Schönheit der heimischen Baukunst zu bearbeiten und festzuhalten!

Das Leben in diesen Häusern vermittelt der Dichter oder der Memoirenschreiber. *Nanny von Eschers* stimmungsvolle *«Erinnerungen»* (Grethlein & Co., Leipzig) gruppieren sich um ihr Haus, um die Menschen, die in dem Haus auf dem Oberalbis sich ein Stück Heimweh holten; Karl Scheidemantel, Otto Devrient, C. F. Meyer, Gottfried Keller waren darunter, in fünfzig langen Jahren. Auch *Walter Siegfrieds,* des heute zu Unrecht fast vergessenen Verfassers des Künstlerromans «Tino Moralt», Erinnerungen *«Aus dem Bilderbuch eines Lebens»* (mit 23 Bildern bei Aschmann & Scheller, Zürich) beginnen mit einem alten Schweizer Hause, dem Elternhause in Zofingen, wo das Patrizier-Geschlecht der Siegfried seit 1498 saß; um 1870 geht der Weg nach Basel, unterbrochen vom Aufenthalt im Schinznacher

Pfarrhaus, mit Erlebnissen um Nietzsche und Burckhardt; nach kaufmännischer, vom Trieb zur Kunst erfüllter Lehrzeit kommen die Pariser Jahre mit dem Übergang zur Stickereifabrikation in St. Gallen und ersten Anknüpfungen nach Weimar, das 1883 zuerst besucht wird; nach zwei weiteren St. Gallener Jahren, mit Besuchen in Paris und München, reift endlich in Weimar der Entschluß zum Schriftstellerberuf und zur Übersiedlung nach München, von wo der Weg in freie geistige Arbeit erkämpft wird. Siegfried, der heute noch, ein Siebziger, in Oberbayern lebt, schildert seine ersten drei Lebensjahrzehnte: reiche Zeiten, deren kulturelles Bild für die Schweiz, Weimar, München, Paris von weitem Interesse ist. «*Aus jungen Tagen*» berichtet auch das Vermächtnis des uns zu früh entrissenen *Heinrich Federer* (mit Bild von Anton Stockmann und Einführung des Nachlaßverwalters bei G. Grote, Berlin). Noch einmal strahlt uns die wundersame Wärme dieses Dichterherzens menschlich beglükkend an, in Einzelerinnerungen, Bildern und Erzählungen um den ersten Gang in die Stadt, um das Mätteliseppi, um die Dorfenge, die erste Beichte, das erste Honorar, Gymnasialerlebnisse, besondere Gestalten und Ereignisse, einige frühere Gedichte bilden den Abschluß der Erinnerungen, die wie der erste Band «Am Fenster» allen, die dem deutschen Gemüt zugetan sind, ein bleibendes Geschenk sein werden.

Die lebendigen Schweizer Dichter kann man in zwei Gruppen einteilen: in jene, die sich wie C. F. Meyer, Keller, Federer ganz Deutschland zu erobern wußten, und in die auf die Schweiz Verbliebenen. Das strengere Schweizer Wesen ist es meist, das die Überschreitung der Grenzen gehindert hat. Und doch verdienten viele die Liebe aller Deutschen, die reines Volkstum und urwüchsige Sprachkunst bejahen. So der bald Siebzigjährige *Adolf Vögtlin*, dessen echtfarbiger Roman «Heinrich Manasses Abenteuer und Schicksale» einst bei uns Aufsehen machte, dessen neue Bücher «*Simujah, die Königsfrau*», das harmonische sonnen- und liebesfrohe Leben eines weißen Pflanzers und einer edlen Sumatranerin, und «*Der Scharfrichter von Eger*», ein eigenartiger Roman um Goethe, der einen Scharfrichter zur Menschlichkeit erzieht und dadurch bei seinem schweren Berufe festhält, auch bei uns Erfolg haben sollten (Verlag Ernst Bircher, Bern). Und ebenso sollte der nur wenig Jahre jüngere *Meinrad Lienert*, einer der besten bodenständigen Dichter der Schweiz, mit seinem ergreifenden Roman «*Der König von Euland*», der tragischen Geschichte eines greisen Bergbauern und früheren Söldners, und mit den zwei kernigen historischen Erzählungen aus Zürichs Kampf um Glanzenberg und um die Schlacht von Marignano «*Auf alten Scheiben*» (Huber & Co., Frauenfeld) bei uns durchdringen. Stärker ist dies schon *Johannes Jegerlehner*, besonders mit seiner wertvollen Marignano-Novelle, geglückt; auch sein neues Buch «*Günters Schweizerreise*», für jung und alt gleich wertvoll (H. Schaffstein, Köln) wird ihm als eine auch mit guten Bildern geschmückte Einführung in die Schweiz von Basel bis Genf, von der Urschweiz bis zum Engadin, in Landschaft, Volkstum, Kultur und Leben viel neue Freunde zuführen. Dagegen

ist *Guido Looser,* bisher nur mit einem Lyrikband «Nachglanz» gedruckt, noch völlig unbekannt. Sein erster Roman «*Josuas Hingabe*» (Huber & Co., Frauenfeld) fesselt uns ebensosehr durch die reine Schönheit seiner Sprache wie seiner Beseeltheit. Ein inneres Leben ringt sich hier durch manch äußere Enge und Qual durch zur beglückenden Harmonie. Man wird dies Buch lieben und auf Loosers Weiterschaffen achten. Weite Wirkung übt schon seit langem der edle *Albert Steffen,* der Rudolf Steiners Vermächtnis im Dornacher Goetheanum segensreich verwaltet. Er erzählt uns von seinen «*Begegnungen mit Rudolf Steiner*» (Grethlein & Co., Leipzig), vom Goetheanum, von Steiners letztem Lebensjahr, von der Christologie Steiners, von der Kunst im Zeichen Michaels. Seit 1907 war Steffen Steiner begegnet und gewonnen. Wer je den Sinn des Lebens im Seelischen sah, weiß um Steiners und Steffens verehrungswürdiges Wirken, das in chaotischer Zeit die schöpferisch beglückende Kraft der Selbstbesinnung wieder aufbaute. Aus dieser Treue zum Geiste, die im Philosophen, Künstler und Priester die Einheit sieht, schenkte Steffen uns jetzt die «*Lebensgeschichte eines jungen Menschen*» (Verlag für schöne Wissenschaften, Dornach), ein in seiner Schlichtheit und Menschlichkeit so außerordentliches Buch, daß man es in die Hände aller Eltern und Erzieher wünscht. Das Kind wächst auf dem Lande auf, der Jüngling kommt in das Landerziehungsheim, in die Großstadt, in Hörsaal und Laboratorium und findet schließlich nach dem Leid am Weltkriegssturm den Frieden in sich. Dies herrliche Buch ist ein Geschenk an die Welt, die es wahrscheinlich, wie heutzutage stets, zuerst ein Menschenalter übersehen wird, um es dann mit Jubel sich zu entdecken.

Auch *Otto Wirz* wird es schwer haben, mit seinem neuen Roman «*Die geduckte Kraft*» (J. Engelhorns Nachf. Stuttgart) gehört zu werden, nachdem dies bedeutende geistschöpferische Werk vom ersten Roman «Gewalt eines Toren» formal und inhaltlich abweicht, allerdings gradlinig in der Fortentwicklung der «Novelle um Gott» liegt. Aber die heutige Menschheit kann nicht mehr geistig, sondern nur noch materialistisch lesen. Sonst sähe sie, wie hier schöpferische Urkraft in zwingender Gestaltung jenen Weg zur höheren Individuation, der der Sinn des Menschenweges ist, zeichnet. In heutiger Welt zeichnet. Mit Ironie, Skurrilität, Phantasie zeichnet. «Die geduckte Kraft» ist das «Es» im Menschen, das eines Tages in ihm erwacht, ihn hellsichtig macht, zu höherer geistiger Synthese befähigt, kurzum Gott zu entwickelt. Die Auswirkung dieser Kraft wird nun in fabelhafter Phantastik geschildert. Wer Augen hat zu sehen, der sieht, daß hier der reine Geist sich weiterbaut in die Gottnähe und liebt dies Werk und seinen Schöpfer als die genialste Gabe, die uns die Menschheit durch die Schweiz derzeit schenken konnte.

* * *

# DIE ZWEI
## GROSSEN DEUTSCHEN KUNSTZEITSCHRIFTEN

# PANTHEON

ALTE KUNST

das führende Organ für alte Kunst, Monatsschrift für Freunde und Sammler der Kunst. / Diese in stattlichem Format erscheinende Prachtzeitschrift ist der alten und älteren Kunst aller Völker und Zeiten gewidmet und umfaßt alle Gebiete der Kunst und des Kunsthandwerks. Fülle und Schönheit des Bildmaterials verbindet sich mit höchster Qualität des Inhalts. „Pantheon" ist das unentbehrliche Organ für jeden Kunstsammler und Kunstfreund. Preis jährlich M. 30.–, vierteljährl. M. 7.50

# DIE KUNST

das führende Organ für neuzeitliche Kunst. „Die Kunst" mit ihrem Bildermaterial von außerordentlicher Fülle und Vortrefflichkeit und ihrer umfassenden Orientierung, ist der vollkommenste Spiegel des ganzen Komplexes der heutigen Kunst. Neben Malerei kommen als gleichberechtigt Wohnungskunst, kunstgewerbliche Arbeiten, Plastik, Landhäuser, Gärten, Frauenarbeiten zur Würdigung. Jährl. M. 28. –, viertelj. M. 7. –

NEUE KUNST

VERLAG F. BRUCKMANN A.-G., MÜNCHEN

Ende April erscheint:

*Günther Birkenfeld*

# Dritter Hof Links

*Roman*

*Geheftet 4.50 / In Ganzleinen 6.50*

Günther Birkenfeld erweist sich mit diesem Roman als eine besondere Hoffnung der neuen deutschen Erzählkunst. Die Zeitnähe und packende Handlung erwächst aus den heiteren und bitteren Erlebnissen proletarischer Großstadtjugend. Die Sprache ist schlicht, wie die der Menschen von einfacher Größe in ihren Empfindungen und Entschlüssen. Fern aller naturalistischen Kleinmalerei bedeutet dieser Roman eine neue dichterische Form des sozialen Romans.

Ausführliche Prospekte kostenlos!

BRUNO CASSIRER VERLAG / BERLIN W 35

# DIE HOREN

JUL 16 1929

MONATSHEFTE FVER KVNST VND DICHTVNG

HERAVSGEBER
HANNS MARTIN ELSTER
WILHELM VON SCHOLZ

1928/29 V. JAHRG. HEFT IX

HOREN VERLAG BERLIN

# NEUERSCHEINUNGEN

## EDUARD LACHMANN **Vier Jahre**

**Frontbericht eines Reiters** — **Geheftet RM. 3.—. In Ganzleinen RM. 5.50**

*Bericht eines Frontsoldaten. Eines Reiters. Der als Jüngling auszog und heimkam als Mann. Kein Schrei, keine Klage, kein Rechtsbuch, kein Linksbuch. Ohne Breite der Schilderung und Ausmalung ein Bericht knappster Prägung über das, was schwer war für den Menschen draußen, als einzelnen und als Kämpfer in Reih und Glied. Hier wird offenbar Wirkung des Krieges als Außen und Draußen auf ein Innen, auf die im großen Gewühl vereinsamte menschliche Seele. Sie hält fest und besteht Not und Prüfung, indem ihr nach und nach und klarer die Sterne leuchten der höheren Wirklichkeit. So tritt das Ewige und Göttliche tröstend hervor hinter den Schatten der Schlacht und dem grauen Einerlei des Daseins. Das Bleibende hat das Vorüberfliehende überwunden. Durch Wahrhaftigkeit und Treue formt sich ein Schicksal.* Die Sprache des Berichts spiegelt in ihrer Kargheit und Sprödheit den Umschwung. Aus dem Dokument wird Dichtung, höhere Schau.

## HERMANN ERIS BUSSE **Das schlafende Feuer**

**Schwarzwaldroman** — **Geheftet RM. 5.—. In Ganzleinen RM. 7.50**

Die Schwarzwaldheimat und ihre Menschen: *ein junger Dichter, seit langem in praktischer Lebensarbeit wie idealer Herzensgemeinschaft ihnen verschworen, formt sie hier zum* großen Schwarzwaldroman! *Nicht in enger, naturalistisch-ängstlicher „Heimatkunst", sondern im Sinne jener Epik, die in der besonderen Art des Heimatlichen Gottes Landschaft, das ewige Menschentum, das ewige Deutschtum erleben macht. Schlicht und klar stellt er das Leben des Uhrenmichelshofes hin: aus den Kräften des Stammes und der Landschaft, aus den Wallungen und Strömungen des Blutes, das wir immer zu unserem edelsten Stammesblut zählen werden. Es dringt in unser Herz und leiht unserem Pulsschlag höheren Schwung, zum beglückenden Segen der Gegenwart zu neuer, tiefer Bindung an unser Land und Volk.*

## GUTTI ALSEN **Requiem**

**Roman** — **Geheftet RM. 4.—. In Ganzleinen RM. 6.—**

*Ist es nicht merkwürdig, daß die Gegenwart kaum Romane kennt, die die Mutterliebe verherrlichen? Gutti Alsen schenkt uns solch Buch. Aus der tiefsten Liebe und aus dem tiefsten Leide ihres Mutterlebens mit ihrem Kinde, das die Hungerblockade allzufrüh hinwegriß. In zartester Innerlichkeit gewinnen die scheinbar nichtigsten Ereignisse aus dem kurzen Erdenwege des holden Mädchens sinnvolle Dauer, seligen Glanz und typische Gewalt. Die Treue und Trauer geben der Mutter und Dichterin Wort und Sprache von ergreifender Wahrheit und künstlerischer Schönheit.* Frauen, Mütter, Mädchen, die wissen, daß die Liebe zum Kinde ihr Schicksal ist, werden dies Buch immer lieben.

---

HOREN-VERLAG / BERLIN-GRUNEWALD

# DER DICHTER UND SEINE ZEIT

## VON HERMANN STEHR

NOCH im Mittelalter lebte der Mensch, der zwar gegenüber den Zeiträumen der antiken Kulturen schon rein äußerlich sein Weltbild erheblich erweitert, sein Wissen auf allen Gebieten sehr vervielfältigt hatte, in einer Welt, die er noch so ziemlich überschauen und sich geistig zu eigen machen konnte. Die uralte Sehnsucht jedes geistigen Menschen, sich ein möglichst vollkommenes Weltbild zu schaffen, vermochten zu jenen Zeiten ungleich mehr Menschen zu stillen als in unseren Tagen und dazu konnten sie es, verglichen mit den heutigen Bildungsgrundlagen selbst einfacher Volksschichten, mit einem ungleich geringeren Aufwand erlernten Wissens. Mit der von Jahrhundert zu Jahrhundert, ja von Jahrzehnt zu Jahrzehnt seitdem unaufhörlich fortgeschrittenen Erweiterung der Welt, sei es als Bereicherung unserer Sinnenwelt durch Erfindungen oder Entdeckungen, sei es durch Erschließung neuer Wissenschaftszweige, sind auch die sogenannten universalen Geister, die imstande waren, alle Wissenschaften in sich zu einem schöpferischen Weltbild zu vereinen, jene Männer, die den Menschen früherer Epochen selbstverständliche Erscheinungen waren, völlig ausgestorben. Der letzte, für unsere Begriffe, universalische Mensch war Goethe. Er würde es für unsere Zeit, lebte er heute, nicht mehr sein können. Was Historiker, Geographen, Techniker, Chemiker, kurz Gelehrte aller Wissenszweige in ihrem Fach Schöpferisches gedacht und geleistet haben, steht zwar in Tausenden von Büchern zu unserer Verfügung, doch dieses tausendfältige Wissen würde, selbst gesetzt den Fall, daß wir es uns restlos aneignen könnten, in uns nie zu einer sinnvollen Einheit sich zusammenschließen können. Dieser Sisyphusarbeit vermöchte selbst der größte Geist nicht Herr zu werden. Denn er griffe in eine Welt, deren verborgene Gesetze er ebensowenig verstehen könnte, wie die des göttlichen Planes der Weltschöpfung.

Wenn irgendwo, so gilt angesichts des in die Bücher eingefangenen Menschengeistes das Wort: der Buchstabe tötet, der Geist allein macht lebendig. Das der Menschheit, ganz allgemein gesprochen, verlorengegangene Weltbild bietet sich uns also nicht gleichsam gebrauchsfertig in einer möglichst alle Gebiete des Wissens sorgfältig berücksichtigenden Bücherei, es

kann überhaupt nicht aus einer Wissensstoff vermittelnden Bücherei zusammengelesen werden. Weltbildnerisch zu wirken vermögen nur solche Werke, die in unseren Seelenraum treffen, die zugleich aber schon das Ganze des Lebens enthalten und so darstellen, daß wir aus ihnen eine neue Welt- oder Lebensanschauung empfangen, also dichterische Werke. Man könnte und wird hier einwenden, daß dieses dichterische Weltbild wohl für den betreffenden Dichter von letzter Gültigkeit sein mag, aber darum noch längst nicht für eine größere Gemeinschaft oder gar für die Menschheit diese Geltung zu besitzen braucht. Ein solcher Einwand hieße jedoch das Wesen von Dichtung überhaupt verkennen, denn noch kein Dichter hat einen Anspruch darauf erhoben, eine Art Apostel der Menschheit sein zu wollen. Und doch lehrt uns ein Rückblick auf die Geschichte der Dichtung, daß gerade die dichterischen Genies immer wieder die «Wecker der schlafenden Jahrhunderte» gewesen sind.

Es ist etwas Merkwürdiges um die Stoßkraft eines dichterischen Werkes. Man kann wohl eher sagen, daß sich die Geister an dem hellen Glanz entzünden, den ein Dichtwerk dadurch ausstrahlt, daß sein Schöpfer dem Göttlichen tiefer verbunden ist als sonst ein Mensch, den Menschen wieder g a n z aus seiner vermeintlichen irdischen Enge löst und in seiner göttlichen Würde wiederherstellt.

Wir wissen, daß zu allen Zeiten Dichter hervorgetreten sind, die sich so ausschließlich an ihr Werk als an ein eigenlebendiges, den Sinn ihres persönlichen Daseins schon fast erfüllende Wesen hingegeben, sich gleichsam mit Leib und Seele so in ihrer Dichtung verströmt haben, daß sie sich schon im Leben von der Welt um sich, von ihrer Mitmenschheit und ihrem Glück und Wehe nahezu abkapselten, sich scheinbar g l e i c h g ü l t i g gegenüber ihrer Zeit verhielten. Wir wissen aber auch, daß gerade d i e s e Dichter vor allen anderen den vollen Strom des Lebens nicht nur i h r e r Zeit, sondern aller Zeiten auch der erst kommenden, vernommen und in ihren Werken eingefangen haben und darum die tiefste, nachhaltigste Wirkung, wenn auch oft nicht auf ihre Zeitgenossen, so doch auf die Nachwelt ausüben. Das, was wir an jenen Dichtern als zeitlos empfinden, ist gerade ihr Mitteninnestehen im Leben, ist das Gefühl, daß uns in ihrer Dichtung, in der wie in der Herzkammer ein volles Leben schlägt, das Ge-

fäß dargebracht ist, darin wir unsere aus Beseeligungen und Kümmernissen, aus Süchten und Wunschlosigkeiten seltsam zusammengefügte Menschlichkeit in einer höheren Ordnung wiederfinden, sodaß wir nur daraus zu schöpfen brauchen, um uns des rechten Weges im Dasein, also in der Zeitlichkeit, bewußt zu werden. Und dieses zum Bewußtseinbringen der über alles Getriebe der Zeit, etwa der politischen, beruflichen, ja der kulturellen Zielsetzungen und Kämpfe je und je gültigen Normen, macht allein den wahren Dichter aus.

Aber dieses Ziel, das zu innerst jedem Dichter bei seinem Schaffen vorschwebt, kann er nur erreichen, wenn er sich selbst, soweit als überhaupt menschenmöglich, entzeitlicht, sich entpolitisiert oder kurz: sich von den Problemen des Tages nicht gefangen nehmen läßt, sondern sich alles dessen begibt, was irgendwie einer individualistischen Einstellung gleichkäme. Der Dichter kann nur überindividuell schaffen, nicht zweckhaft, nur so, wie die Natur schafft: nach unergründlichen Gesetzen. Jean Paul hat in seiner «Vorschule der Ästhetik» ganz tiefe Einsichten über das Wesen des dichterischen Genies ausgesprochen, von denen ich Ihnen jene Sätze zitieren will, in denen er die besondere Artung der dichterischen Erscheinung in bezug auf die Kontinuierlichkeit ihrer eingeborenen Kräfte herausstellt: «Die höhere Art der Weltanschauung bleibt als das Feste und Ewige im Dichter und Menschen unverrückt, indessen alle einzelnen Kräfte in den Ermattungen des Lebens und der Zeit wechseln und sinken können. Ja, der Genius muß schon als Kind, die neue Welt mit anderen Gefühlen als andere aufgenommen und daraus das Gewebe der künftigen Blüten anders gesponnen haben, weil ohne den früheren Unterschied kein gewachsener denkbar wäre. Eine Melodie geht durch alle Absätze des Lebens-Liedes. Nur die äußere Form erschafft der Dichter in augenblicklicher Anspannung; aber den Geist und den Stoff trägt er durch ein halbes Leben, und in ihm ist entweder jeder Gedanke Gedicht oder keiner.»

Nicht der Dichter, der sich zum Richter seiner Zeit aufwirft, nicht der Gesellschaftskritiker, nicht der revolutionäre Rhapsode oder Dramatiker kann bei solchen Maßstäben auf jene höchste Stufe echter Dichtkunst gelangen, die, um nur einige Namen zu nennen, Sophokles, Dante, Shakespeare, Tolstoi oder Goethe erreicht haben. Alle diese dichteten nur, um

den überzeitlichen Sinn unseres Daseins sich selbst und der Menschheit zu gestalten. Und gerade um dieser Tat willen sind sie als die großen Lehrer und Ärzte der Menschheit anzusehen; denn nur durch sie wird den Menschen immer wieder das Wissen beigebracht, daß er die Kraft hat, sein Schicksal unter allen Umständen selbst in die Gewalt zu bekommen, da Schicksal letzten Endes nichts mit dem äußerlichen Wohlergehen, nichts mit materiellen Erfüllungen zu tun hat. Daß Zeit gleich Ewigkeit und Ewigkeit gleich Zeit zu setzen ist, wissen wir seit den Tagen der großen Mystiker. Dieses Wissen ist das Geheimnis unseres Lebens und nur der, dem es ganz sich entschleiert hat, wird sein Dasein sinnvoll leben, wird zu den Tiefen seiner Wesenheit zurückfinden können und in jenen Zustand leidensferner, Ich-gelöster Seligkeit schon bei Lebzeiten gelangen, von der einmal Christus sprach, als er lehrte: das Himmelreich ist in euch selbst.

Naturgemäß wird sich der Dichter als Sohn seiner Zeit, da er ja nicht anders geartet ist als jeder individuelle Mensch, mit ihr innerlich auseinandersetzen müssen. Denn der in jeden Menschen nach seiner göttlichen Bestimmung gepflanzte Trieb, den reinen, idealistischen Menschen in sich so herauswachsen zu lassen, daß er alle seine individuellen menschlichen Handlungen mit diesem reinen Menschen in Einklang bringt, das heißt, daß er aus einem Menschen in der Zeit sich zu einem solchen in der Idee veredelt, — dieser Trieb nach möglichster Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes in sich wird im Dichter am heftigsten brennen, ja wir wissen, daß er von dieser Flamme bis zur Verzehrung seiner selbst gebracht werden kann.

Aber nicht anders als wie zwei Menschen, die sich nach ihrem Temperament unterscheiden, als zwei völlig verschieden geprägte Persönlichkeiten erscheinen werden und doch gleich wertvolle Charaktere sein können, hat es von jeher zwei durchaus gleichrangige A r t e n von Dichtern gegeben. Die einen haben, umfangen von den Nöten und Verderbnissen der Zeit, das in ihrer Seele glühende Ideal in ihre Werke verdichtet und schweigend in die unendliche Zeit geworfen, mit dem Blick aufs Unbedingte. Für einen solchen Dichter gibt es keine zeitgenössischen Probleme, die eine augenblickliche Lösung verlangten. Die Zukunft wird ihm zur Gegenwart. Er will der Menschheit nur die Richtung zum Guten geben, dessen Entwicklung aber überläßt er dem ruhigen Rhythmus der Zeit.

Doch nicht jedem Dichter ist diese schöpferische Ruhe, dieser geduldige Sinn verliehen. Wir haben in Schiller und Lessing zwei Verkörperungen jener Dichter vor Augen, deren vom Ideal entzündeter göttlicher Bildungstrieb den einen, Lessing, in seinen Kritiken und Streitbriefen, ungestüm auf die Gegenwart und das handelnde Leben stürzen ließ, den anderen, Schiller, in seinen Briefen «Über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts», in allen seinen Dramen, der Wiederaufrichtung einer moralischen Welt dienen ließ. Aber vor beiden stand stets die Maxime, nie Zögling, nie Günstling ihrer Zeit zu sein, sondern wie Schiller sagt, ihr Urteil zu verachten, wohl mit dem Jahrhundert zu leben, aber nicht sein Geschöpf zu sein. Der Künstler, der dieser Grundforderung genügt, wird dann sehr wohl seinen Stoff aus der Gegenwart nehmen können, ohne daß er in Gefahr gerät, in den Problemen des Tages hängen zu bleiben. Kraft der absoluten, unwandelbaren Einheit seines Wesens wird er, wie Schiller einmal sagt, «die Form seiner Dichtung einer edleren Zeit, ja jenseits aller Zeit entlehnen" und so in die Freiheit einer überindividuellen Wertung vorstoßen. Letztes Ziel und letzter Sinn des Schöpferischen, dieser zeugenden Kraft, ist eine innige Verschmelzung des Willens zur Gemeinschaft, der Liebe zum Du, zur Gesamtheit mit dem gesteigerten Erlebnis des Ich. In dieser Dichtung wird die Sprache, dieses Gut der Gemeinschaft, ideell veredelt, wird die Volksgemeinschaft selber Gestalt und zwar reiner, lebendiger, geistiger als im Doppelgefüge der bürgerlichen und der politischen Ordnung.

Unser Zeitalter des unabsehbaren technischen Fortschritts, der unablässigen Veräußerlichung und Verleiblichung des menschlichen Daseins, unser Zeitalter, das kaum noch Erschütterungen durch ein Kunstwerk kennt, ruft merkwürdigerweise seit geraumer Frist die Dichter zu stärkerer Aktivität, zur stärkeren Zurschaustellung ihres Selbst und Dokumentierung ihres Schaffens durch Zusammenschließung, durch Tagungen und ähnlich werbende Unternehmungen auf. Und das Bedenklichste an dieser Erscheinung ist die Bereitwilligkeit, mit der diesem Rufe des offenbar seiner selbst immer unsicherer und auswegloser gewordenen Publikums von seiten vieler dichterisch Schaffender Gefolgschaft geleistet wird.

Es ist Zeit, einmal offen auszusprechen, daß es dem wahren Dichter, dessen

innerste Sehnsucht es immer gewesen ist, sich selbst anonym zu werden, nichts anderes als der D u r c h g a n g zahlloser Mächte außer ihm zu sein, niemals daran gelegen sein kann, anders zu wirken als durch sein Werk, sein unmittelbarstes Bekenntnis. Wenn es zu allen Zeiten Dichter gegeben hat, von deren lebendiger Persönlichkeit wir wenig mehr als ihr Geburts- und Todesdatum wissen, so sollte uns diese Tatsache zu der Einsicht führen, daß hier dem Genie, das sich selbst stets ein Geheimis bleibt, das seinem Schaffen gleichsam naturnotwendige Mimikry in der Vollendung geglückt ist. Und wenn in unseren Tagen das dichterische Pseudonym wieder öfter in Erscheinung tritt, und andererseits manche Dichter in völliger Zurückgezogenheit leben, was freilich leicht mit stolzer Überheblichkeit verwechselt werden kann, so sehen wir darin nur eine zwangsläufige Folge, eine Reaktion gegen die durch Publikum, Presse und Radio immer erneut aufgestörte schöpferische Einsamkeit des Dichters. Im gedruckten Buch allein lebt das, was der Dichter an Einsichten, Träumen oder seelischen Erschütterungen zu geben hat. Das Buch, dessen Inhalt nicht verklingt in einer flüchtigen Stunde, das Buch, das, wie es der Dichter hofft, möglichst vielen Menschen Begleiter, Wegbereiter, Freund und köstlicher Besitz sein sollte, das Buch a l l e i n muß der vornehmlichste Vermittler dichterischen Gutes bleiben. Mit dem Buch ist der Menschheit so etwas wie ein geistiges Grammophon geschenkt worden, aus dem sie die Stimmen ihrer Dichter, selbst ihrer längst verstorbenen, unverfälscht vernehmen und in sich eindringen lassen kann. In jeder Verszeile Goethes, in jeder dramatischen Szene Shakespeares, in jeder Prosaseite Stifters tönt unverwechselbar die spezifisch goethische, shakespearische oder stifterische Wesenheit.

Nie darf ein Dichter seiner Zeit hörig werden, nie sich zum Sprachrohr für irgendwelche Kollektivwünsche hergeben. Denn nicht die Allgemeinheit einer Vielheit von Köpfen vermag etwa in die Nöte der Zeit, die sie erleidet, soweit einzudringen wie der Dichter, der sie t i e f e r versteht und h ö h e r deutet, weil in seiner Brust der Instinkt des Göttlichen deutlicher und lauter spricht als in jener.

Daß der Dichter heute nur dann gehört wird, wenn er dem Geschmack der Menge, den Strömungen der Zeit möglichst entgegenkommt, also das Element seines besonderen Wesens, das ihn zum Dichter vorbestimmt, so

gut wie preisgibt, — dieser schmachwürdige Zustand kann nur geändert werden, wenn die Zeit, oder vielmehr ihre Menschen, gelernt haben werden, g e i s t i g e Kräfte wieder zu a c h t e n. Unsere Zeit, in der die Mittelmäßigkeit, die Uniformierung der durchschnittlichen Geister genau so triumphiert, wie die Serienfabrikation oder die Vertrustung in der Wirtschaft, diese Zeit hat von der Erscheinung des Genies, das im Dichter wirksam ist, kaum etwas vernommen oder verstanden: Ist es nicht so, daß man heute nahezu auf allen Gebieten, nicht nur auf dem des Sports, des Glaubens ist, jedermann könne durch Training und abermals durch Training zur Höchstleistung sich hinauftrainieren. Von Berufung und Talent, oder gar Genie weiß man nur noch wie vom Hörensagen. Wäre es anders, als eben behauptet, so wüßte die Welt noch um ihre Pflicht, dem Genie zu vertrauen, wüßte sie noch, daß allein das Genie uns so über die Schlachtfelder des Lebens zu führen imstande ist, daß wir sie frei überschauen. «Das Genie macht überall das Leben frei und den Tod schön», sagt Jean Paul. «Auf seiner Kugel sehen wir, wie auf dem Meer, die tragenden Segel früher als das schwere Schiff. Auf diese Weise vermählt er, wie die Liebe und die Jugend, das unbehilfliche Leben mit dem ätherischen Sinn, so wie am Ufer eines stillen Wassers der äußere und der abgespiegelte Baum aus einer Wurzel nach zwei Himmeln zu wachsen scheinen.»

* * *

# TE DEUM

## VON HANS THYRIOT

Manchmal muß man zitternd in die Kniee brechen
Und zum namenlosen Gott, den niemand nennt,
Darum, daß die wilde Welt noch Wunder kennt,
Heißen Herzens Dankgebete sprechen.

Daß uns Nacht für Nacht ein Traum erscheint,
Den wir lieben und nicht deuten können,
Daß wir ewig, ewig im Geheimnis brennen,
Welches dich mit mir und uns mit Gott vereint.

Daß im Unbewußten Funken überspringen,
Welche magisch, über Berg und Strom,
Herz im Niederland und Herz in Rom
In den einen großen Takt der Liebe zwingen.

Daß im Grenzenlosen Wellen fließen,
Die, von keinem Sender ausgegangen
Und von keinem Hörer aufgefangen,
Zauberhaft uns in den Stromkreis schließen.

Daß es Dinge gibt in unserm Leben,
Die gesponnen sind aus Engelshaaren,
Wie vom lieben Gott vor vielen Jahren
Menschenkindern zum Geschenk gegeben.

* * *

# HÖLDERLIN UND DER DEUTSCHE GENIUS

VON WERNER DEUBEL

INNERHALB unserer abendländischen Spätkultur ist Hölderlin der erste, der die Alarmglocke schlägt und damit den Anbruch einer Weltstunde einläutet, in der wir noch heute mitten darin stehen, einer Weltstunde, die vielleicht — aus sogleich darzulegenden Gründen — über das Schicksal der deutschen und damit der europäischen Seele entscheidet.

Die furchtbare Krisis, in der wir uns befinden, ist keineswegs politischer Natur. Der Weltkrieg hat nicht wie ein Gewitter eine Atmosphäre gereinigt, er hat uns nur blitzartig und mit unüberbietbarer Gräßlichkeit die mörderischen Tendenzen im Wesen unserer Zivilisation enthüllt und bedeutet in seinen gesamteuropäischen Folgen einen mächtigen Ruck dem Abgrund zu. Daß Schranken eingerissen wurden, die in Vorkriegszeiten das Leben hemmten, daß Vorurteile, beschränkte Institutionen und täuschende Masken fielen, das scheint uns geringer Vorzug gegenüber einer rapid einsetzenden Mechanisierung, Verkrämerung, Verflachung und rastlosen Tempobeschleunigung. Unheimliche Weltbeglückungsprogramme aus dem

Osten fangen mit täuschendem Humanitätsgerede haltlose Schwärmer in Masse, aber lauter noch lockt Amerika. Ratloser Wahn glaubt, es handle sich um ein Entweder-Oder, während in Wahrheit Bolschewismus und plutokratischer Kapitalismus feindliche Brüder und im Grunde eines Wesens sind, genau so wie die jahrzehntelang blutig verzwisteten Religionen des Katholizismus und Protestantismus nur Parteien einer gemeinsamen Sache und Wesensart sind. Unsere Zeit gleicht einem Betörten, Besessenen, der, von einer Fata Morgana geblendet, im Begriffe ist vom heimatlichen Gestade hinauszuspringen ins blütenlose Wasser der ozeanischen Abgründe. Wehe aber dem Antäus, dessen Fuß die kraftspendende Erde verließ! Ins Bodenlose, Kalte hinausgetrieben, wird ihn die Welle immer weiter schleudern. Das Land, woher er kam und das er verachtete, wird hinter ihm versinken, und keine Rückkehr wird mehr möglich sein.

Aber übersehen wir auch nicht das andere Zeichen der Zeit und lesen wir uns daraus nicht rosenroten Optimismus und das bequeme Schlaflied, daß alles halb so schlimm sei, sondern vielmehr die gefährliche Dringlichkeit der Weltstunde. Dies andere Zeichen der Zeit ist aber, daß der Genius unserer Lebensküste, der Genius unserer Kultur, unserer Heimat, der Genius D e u t s c h l a n d s so nahe herantritt, wie noch nie zuvor. Er tritt uns entgegen als Schatten jener letzten, großartigen Gestalt, wie sie sich vor einem Jahrhundert aus den Wesenstiefen unseres Volkes heraus geformt, verkörpert und dargelebt hat: jener eigentümlich deutschen, janusköpfigen Gestalt, die wir als Doppelphänomen der Klassik und Romantik zu bezeichnen gewohnt sind. Gerade indem nämlich über die öde, materialistische und positivistische Wüste des 19. Jahrhunderts die plötzlich grabentstiegenen Seelen der Romantik, der Jean Paul, Hölderlin, Kleist, Novalis, Eichendorff, C. D. Friedrich, Carus zu uns herdrängen, so daß wir sie jetzt erst eigentlich zu Gesicht bekommen, gerade dadurch treten auch die großen Gestalten unserer Klassik in ein neues Licht. Ergreifen wir jetzt nicht ihre Hand, errichten wir ihnen jetzt nicht die Altäre lebendiger Verehrung, so ist für lange, vielleicht für immer die Stunde verpaßt, so schwinden sie wohl endgültig in den Abgrund der Vergangenheit. Dies ist der geheimnisvolle Ernst, die verantwortungsschwere Bedeutung dieser Jahre.

Will man eine Wesensschau dieses klassisch-romantischen Genius geben und wählt man dazu Goethe und Hölderlin aus, so drohen sogleich Mißverständnisse. Man muß diese Wahl begründen. Natürlich könnte man ebensogut Kleist neben Schiller stellen, um das Dioskurische jener großen typenprägenden Epoche darzutun. Nun ist Goethe zwar gewißlich ein Klassiker, aber unter den sogenannten Klassikern gerade derjenige, der überdies auch noch das Romantische in sich trug und dessen seelisch-geistige Weiträumigkeit am meisten davor behüten kann, den Begriff des Klassikers zu eng und einseitig zu fassen. Hinwiederum ist Hölderlin unter sämtlichen Romantikern das geradlinigste und eindeutigste Gleichnis des Schicksals der deutschen Seele und durch seinen Griechentraum wiederum so nahe bei Goethe, so fern jeder Doktrin einer «romantischen Schule», daß er der rubrizierenden Literarhistorie von jeher eine Verlegenheit war.

Es sei ferne, unsere Ausführungen auf eine Gegenüberstellung von Goethe und Hölderlin zu stimmen oder gar einen gegen den anderen auszuspielen. Im Mittelpunkt der Betrachtungen stehe durchaus Hölderlin allein; wir bedürfen einiger Seitenblicke auf die Klassik nur, um das rechte Verständnis für die Situation des romantischen Dichters zu gewinnen. Denn diese Situation ist allerdings von so säkularer Einzigkeit, daß wir sie aus nichts Vorangegangenem ableiten könnten, wir müßten denn schon tief in die Antike zurückgehen. Die Klassik dagegen paßt durchaus in den Zusammenhang der christlich-europäischen Geistesgeschichte, ja sie scheint nicht mit Unrecht für deren Vollendung zu gelten, eine Vollendung freilich, die in vielen Punkten schon eine Überwindung ist.

Unsere abendländische Kultur ist ganz wesentlich, ja fast ausschließlich eine Geistkultur. Das will heißen, daß innerhalb der leib-seelischen Einheit des Menschen der Geist, das Ich-Prinzip des Wissens und Wollens, die Herrschaft an sich gerissen hat und nicht etwa wie in der chinesischen Kultur drei Jahrtausende lang der Diener dieser leib-seelischen Einheit geblieben ist, in der sich das Leben in allen geschaffenen Wesen verkörpert. Diese Hypertrophie des Geistes, entstanden unter einer Religion des Geistes (und was dasselbe ist: des Willens), führte die christlichen Völker und sie allein zu der eigentümlichen Auffassung, die Mächte des Lebens, wie sie

sich in Trieben des Leibes, in Wallungen der Seele äußerten, seien unlautere Anfechtungen, die es zu unterdrücken gelte. Zu jener anderen, nicht minder merkwürdigen Auffassung, daß die Erde nicht ein lebendiges Glied des Weltorganismus, sondern ein toter Klumpen und ein Teil des Weltmechanismus sei — nicht mehr die Magna Mater, die Große Mutter aller Lebewesen, sondern der Willkür des Menschen, seiner Wissenschaft und seinen Machtwünschen preisgegeben. Diese Entwicklung gipfelte bekanntlich in der sogenannten Aufklärung, und es ist wieder einer jener ganz großen Beweise für die entscheidende Rolle der Deutschen unter den europäischen Völkern, daß sie nicht nur wie das Frankreich Rousseaus und der großen Revolution gegen die Hypertrophie des Geistes protestierten, sondern dem alten rationalistischen Kulturideal ein n e u e s W e l t b i l d entgegensetzten: das Weltbild Goethes.

Die Weltschau, die unsre Klassik, beziehungsweise die Stürmer und Dränger, die später Klassiker wurden, vorfanden, könnte man folgendermaßen ausdrücken: «Götter gibt es nicht. Unser Geist hat uns bewiesen, daß Schwungkraft und Schwerkraft, Ursache und Wirkung, die Welt regieren und daß die Götter höchstens erdichtete schöne Wesen aus dem Fabellande waren. Einen Geistgott gibt es auch nicht. Er wäre ja doch nur ein Abbild unseres eigenen Geistes, das wir uns als unsresgleichen über Wolken zurechtdichten.»

Die entscheidende Frage lautet nun: «Wie kann ich mich unter götterleerem Himmel auf der Erde möglichst heimisch machen?» Und die klassische Antwort lautet: «Ich darf von den drei Substanzen, die den Menschen ausmachen, keiner mehr einseitig die Übermacht geben, weder dem Leibe, noch der Seele, noch dem Geiste. Da der Geist sich bisher am ungebärdigsten durchgesetzt hat, muß ich ihm den friedlichen Anschluß an Leib und Seele wiedergeben. Er darf nicht mehr gegen die beiden Lebensrepräsentanten wüten, er soll sich von ihnen tragen und belehren lassen. Ich darf nicht mehr zugunsten eines dieser drei Menschenteile die beiden anderen unterdrücken, ich muß alle drei zum Gleichgewicht ausbalancieren, ich muß zum ganzen Menschen Ja sagen.» — Dies ist «Humanismus» in der alten, schweren und sinnvollen Bedeutung des Wortes, ein gewaltiges Programm, das erst unter dem Blick des sogenannten deutschen Idealismus auf

so kleine und philiströse Ausmaße zusammenschrumpfte. Man bemerkt sofort, daß die Schilderung dieses «gleichgewichtigen» Weltbildes nur auf Goethe paßt und daß jene verkleinernde, vereinseitigende Wendung, es sei eben doch der Geist das Höchste und er erst baue sich den Körper, nicht zuletzt dadurch möglich wurde, daß der deutsche Idealismus weit mehr an die christlich gefärbte Ethik Kants und Schillers anknüpfte als an Goethe. Denn die Harmonisierung der drei menschlichen Substanzen Leib-Seele-Geist bedeutet, daß der Geist aus seinem Primat heruntergeholt und mit den beiden Lebensmächten in Reih und Glied gestellt wird, was allerdings als durchaus unchristlich gelten darf.

Wir sagten soeben, das klassische Weltbild ziele auf Harmonisierung, Ausbalancierung der drei Grundkräfte, die das Wesen des Menschen ausmachen. — Wir zeigen an diesem Persönlichkeitsideal noch einen einzigen kennzeichnenden Zug auf, und wir werden mit einem Schlage begriffen haben, worin sich dies Weltbild von der Lebensauffassung des Romantikers unterscheidet. Dies ist der Zug der Ichbewahrung. Das ganze Weltbild des Klassikers ist um den Menschen aufgebaut. Vom Menschen geht es aus und von der Frage, wie man als Mensch sich möglichst sinnvoll, möglicht harmonisch auf der Erde einrichte. Diese Frage ist nur möglich auf dem Hintergrund der Anschauung, daß das Menschsein etwas zwar Schwieriges, aber Unumgängliches, Natürliches, Gegebenes, Wichtiges und Wertvolles sei. Mithin ist erste Bedingung und letzte Tendenz dieses Weltbildes, den Menschen zu sichern gegen Gefährdungen, gegen Erschütterungen, erst recht aber gegen Untergang. Hierher rührt das optimistische Licht, das über diesem Weltbild liegt, hierher rührt es, daß die Klassik der Tragödie fernblieb. «Ich kenne mich zwar nicht selbst genug, um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte; ich erschrecke aber schon vor dem Unternehmen und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte» schrieb Goethe an Zelter. Natürlich gibt es in Goethes schriftlicher und mündlicher Hinterlassenschaft Dutzende von Sätzen, die deutlich beweisen, daß — wenn je ein Mensch und ein Klassiker dazu — dann e r Einblicke in Sphären getan hatte, von denen aus gesehen nun freilich der Mensch in seiner ganzen

Fragwürdigkeit, ja unheilbaren Tragik erkannt werden konnte. Aber er trat in diese Sphären nicht ein, er erschrak davor, und gerade vor den Umdüsterungen dieser Blicke in die Weltnacht steht um so heller das Leuchten seines nie flach optimistischen, sondern h e r o i s c h e n Jasagens zum Menschentum.

Auch Hölderlin leuchtet, obwohl er nach dem düster warnenden Shakespeare im Fortschrittszuge der nachchristlichen Geistesgeschichte der erste tragische Mensch ist. Aber dies Leuchten rührt nicht von menschlichen Herden, nicht aus der allesverstehenden Milde eines Goetheschen Herzens. Es ist vielmehr ein kosmisches Leuchten. Und gleicht das Werk und Leben Goethes einem weiträumigen, hochgetürmten Palast, in dem ein Fenster nach dem anderen aufstrahlt und Kunde gibt von einem hohen und rastlosen königlichen Leben, so ist das Licht über Hölderlin der wehende Silberrauch der Sterne oder der sehnsuchtweckende Schimmer jener Seen und Rosengärten, zu denen man niemals hingelangt, weil sie in der Abendröte liegen. Nicht ein reiches, königliches, überhaupt kein menschliches Leben drückt sich darin aus, sondern es zieht und lockt darin ein göttlicher Glanz den Menschen von der Erde weg zu sich herauf und herüber. Es grüßt eine Wirklichkeit, die nur urbildlich ist, grüßt nicht den Geist, nicht die «Persönlichkeit», nicht den Charakter, nicht die Bildung, auch nicht das Bewußtsein im Menschen, sondern allein seine Seele. Was aber so an echt inspirierter Dichtung entsteht, ist niemals Gelegenheitsvers, biographisches Selbstbekenntnis, oder wie Goethe seine poetischen Werke nannte: Teil einer großen Konfession.

Goethe kannte diese kosmische, urbildliche, außermenschliche, mithin göttliche Wirklichkeit; mehr als einmal hat sie ihn überflutet, und die seltenen Male, da dies geschah, entstand auch unter seinem zur Weisheit vorbestimmten Griffel die magisch funkelnde Rune echter Dichtung.*) Aber er fürchtete die Bedrohung der Person, die Auslöschung des Ich, die Preisgabe der Haltung — er fühlte, daß, wenn er sich völlig der Brandung

*) Wir stützen uns bei dieser Schilderung und der Bewertung der wichtigsten später angeführten Hölderlin-Zitate auf die unvergleichliche Studie «Über die Schranken des Goetheschen Menschen», von Ludwig Klages in seinem Buche «Mensch und Erde» (erschienen bei Eugen Diederichs, Jena).

dieser aufflutenden Ströme überließe, er sich auflösen würde, wie ein Stück Zucker im Wasser seine Gestalt verliert. Und so baute er einen Wall um sich, um seine Bestimmung zu erfüllen. So wurde er der große Mensch, den wir alle bewundern. Und wo ihm eine Seele begegnete, die keinen Wall baute, die sich jubelnd in den Feuerstrom des Außermenschlichen warf, auf die Gefahr hin, als «Ich» und «Person» darin zu verbrennen und zu schmelzen, — da sah er hinfort nur eben diese Zerstörung der Gestalt, der Persönlichkeit, die er für das «höchste Glück der Erdenkinder» erkannt hatte. Da riet er zur Mäßigung, zur Selbstbewahrung, da wetterte er gegen die «Krankhaftigkeit» der Romantiker. Denn das Grunderlebnis seiner Klassizität war die Forderung, die schicksalsgegebene Dreiheit von Leib, Seele und Geist zum Gleichgewicht zu bringen, sie als Notwendigkeit zu achten, an der sich nicht rütteln ließ. In dieser seiner wundervollen apollinischen Menschengestaltung brachte er die Enwicklung unserer christlichen Geistkultur, die eben bei Rationalismus und Aufklärung angekommen war, zum Stehen, sammelte er gleichsam die ins Flache auseinanderstrebenden Gewässer im Staubecken eines breiten, tiefen Sees.

Wir werden aber die Romantik nie verstehen, wenn wir sie aus geistesgeschichtlichen Gründen zu begreifen suchen als eine Gegenströmung nun gegen diese Klassik. Die Entstehung Goethes mag aus erdgebundenen geistesgeschichtlichen Prozessen noch zu begreifen sein, nämlich aus dem Protest des Sturms und Dranges gegen die Aufklärung, aus dem Zusammentreffen des Humanismus der Renaissance mit dem deutschen Genius, der nach dem Italien Lionardos, dem Spanien Calderons, dem Frankreich Racines und dem England Shakespeares als letzter davon erreicht wurde, um in Goethe die späteste, herrlichste Blüte der Renaissance hervorzubringen.

Die Romantik hat mit dieser ganzen Entwicklung nichts zu schaffen. Wollten wir Ähnliches wie die Romantik auf der Erde suchen, so müßten wir weit vor die Renaissance, ja weit vor das Hellas eines Plato und Sokrates zurückgehen. Es ist, als ob kosmische Ätherschwingungen von den Sternen her wieder über die Erde fluteten und den Seelen der für solche Nachricht Bereiten ihre kosmische Kunde raunten, dieselben Schwingungen, die einst die Seelen der Frühgeschichte zum Beben gebracht hatten und deren Raunen wir aufbewahrt finden in den Urreligionen, in den Mythen und

Sagen, Märchen und Volksliedern, in der geheimnisvollen Symbolsprache der vorsokratischen Philosophie. Oder — weniger physikalisch und darum noch deutlicher gesprochen: in den Romantikern redet nach 2000jährigem Verstummen der Gott des Lebens wieder, der einst allein die Welt regierte, der dann vom christlichen Jehova vertrieben, nun auf einmal wieder seine ferne Stimme tönen läßt, der alte Gott der echten Dichter, den Hölderlin als erster in seligem Erstaunen erkennt: Dionysos. Derselbe Dionysos, der dann im letzten Romantiker, in Friedrich Nietzsche, aus der Dichtung heraus auf den Kampfplatz der Philosophie tritt.

Dies wären die großen Zusammenhänge. Menschliche Begriffssprache ist so arm, daß sie davon nur zu stammeln vermag. Wie man den Unterschied von Dur und Moll keinem begreiflich machen kann mit der Erklärung, daß die Durtonart eine große, die Molltonart eine kleine Terz habe, — wie vielmehr alles einzig und allein davon abhängt, daß einer die Wesensverschiedenheit von Dur und Moll hörend erlebe —, so kann man über Goethe und Hölderlin hundert dumme oder kluge Worte sagen — die irdisch-menschliche Substanz des einen und die kosmisch-göttliche Substanz des anderen kann nur erlebt werden. Es leuchtet ein, daß man mit den Mitteln der alten Literaturgeschichte und Ästhetik nie weiter kommt, sobald es gilt ein wirkliches Lebengeheimnis zu enthüllen. Eine Metaphysik der Dichtung, die allein dies leisten könnte, hat bis heute noch keiner zustande gebracht. Ein Lebensgeheimnis aber spricht sich in folgendem Satze aus, den der Romantiker Hölderlin dem klassischen Menschen entgegenhält:

«Wir sind ein Feuer, das im dürren Aste oder im Kiesel schläft; und ringen und suchen in jedem Moment das Ende der engen Gefangenschaft. Aber sie kommen, sie wägen Äonen des Kampfes auf, die Augenblicke der Befreiung, wo das Göttliche den Kerker sprengt, wo die Flamme vom Holze sich löst und siegend emporwallt über der Asche; wo uns ist, als kehrt der entfesselte Geist, vergessen der Leiden, der Knechtsgestalt, im Triumphe zurück in die Hallen der Sonne.»

Hier wird das gleichgewichtige Persönlichkeitsideal der Klassik als Kerker empfunden, in dem die träumende Seele an das wache Ich-Bewußtsein gefesselt ist. Mit diesem Satze Hölderlins schwingt sie sich endgültig hinaus in eine elementare Wirklichkeit, die über den engen Zellen des

Menschlichen, des Bewußtseins und alles Planens, Strebens und Handelns waltet. Für diejenigen, die für Unterschiede auch im Reiche dieser elementaren Substanz noch Organe haben, sei ein weiteres Wort gewagt. Jenseits des Menschen liegt nicht etwa eine große, anonyme, gestaltlose Masse: «das Leben»—etwa wie die erinnerungslose Neutralität traumlosen Schlummers. Daß es dort Urmächte gibt, die sich voneinander unterscheiden, — das ist ja gerade das religiöse Grunderlebnis aller echten Lebensreligionen des Heidentums. Der Dichter ist derjenige Mensch der späteren geschichtlichen Zeit, der dies Grunderlebnis noch hat, der diese Urmächte erfährt und sieht und der sie verkündet, indem er sie nennt. Hölderlin nennt viele davon: er nennt den alles durchwaltenden Äther, er nennt die große Mutter, die Erde, er nennt das zwischen beiden webende und rinnende Licht.

«Du aber über den Wolken, mächtiger Äther, und du,
Erd und Licht, ihr einigen Drei, die walten und lieben,
Ewige Götter! Mit euch brechen die Bande mir nie.»

Wie es aber unter den Menschen Vaterkinder und Mutterkinder gibt, so gibt es auch unter den Götterkindern, den Dichtern, eine rätselhafte Beziehung zu Vater oder Mutter, zu Tag oder Nacht, zur siderischen Höhe der Gestirne oder zum gebärerischen Schoß der dunklen Tiefe. Wagen wir uns noch einen Schritt weiter, wagen wir zu sagen, daß Eichendorff ein Dichter tellurischer Substanz gewesen sei, der Nacht verwandt und dem dunklen Rauschen der Bäume, den Stimmen der Tiefe lauschend, so steht außer allem Zweifel, daß Hölderlin von einer magnetischen Sehnsucht zur Höhe getrieben wurde. Er ist ein Vaterkind, er ist der Sohn des Äthers. Er wußte dies:

«Ich verstand die Stille des Äthers,
Des Menschen Wort verstand ich nie» —

und

Keiner, o Vater Äther, mich auf,»
«Treu und freundlich wie du erzog der Götter und Menschen

Nichts in der gesamten europäischen Dichtung gleicht dieser Innigkeit, dieser kindlichen Vertrautheit.

Wunderbar — das ist keine Frage — hat Schiller die Götter Griechen-

lands geschildert. Aber den Klassikern war diese ganze göttliche vierte Dimension in der Gegenwart unerlebbar. Griechenland war ihnen ein historischer Begriff, griechische Kultur ein moralisches Ideal des heidnischen, vom Christentum gestörten Gleichgewichtes zwischen «Sinnenglück und Seelenfrieden», griechische Heiterkeit ein pädagogisches Beispiel des Maßes und der Haltung, die edle Einfalt und stille Größe griechischer Kunst ein Vorbild der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts. Nie werden wir Schiller jenen tiefdeutenden Vers vergessen, mit dem er, der Schüler Kants, der monotheistische Jünger des einen Geistgottes, den weltgeschichtlichen Verlust beklagt, der mit der Heraufkunft des Christentums die Erde betroffen hat:

«Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick.
Ach von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.
Alle jene Blüten sind gefallen
Von des Nordes schauerlichem Wehn;
EINEN zu bereichern unter allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn.»

Aber für Schiller ist dies alles endgültig versunken und verdorben. Keine Gottheit zeigt sich seinem Blick, jene Götter sind ihm nur noch Sage und Märchen, «schöne Wesen aus dem Fabellande». Für Hölderlin aber sind die Götter gegenwärtig, und darum nicht pädagogisch-moralisches und ästhetisches Ideal, sonder r e l i g i ö s e s E r l e b n i s. Wir müssen uns endlich angewöhnen, die Romantik nicht als eine literarhistorische Bewegung, als ein ästhetisches Programm anzusehen, sondern als eine religiöse Epoche, als die Wiedergeburt der antiken Naturreligion. Hölderlin also, der erste, den die Stimme des wiederaufwachenden Dionysos erreichte, hat seine Stelle nicht neben den Pseudoromantikern Schlegel, nicht neben Fichte, Schelling oder Hegel, sondern neebn dem großen, ehrwürdigen Bachofen.

Hier sei noch auf einen ganz großen, tiefen Zusammenhang hingewiesen, demzufolge alles gegenwärtige Leben gespeist wird aus dem Brunnen

der Vergangenheit. Der Fortgang der christlich-abendländischen Kultur scheint seit der Renaissance an das geheimnisvolle Gesetz gebunden, sich jeweils zu vollenden in der Entdeckung und Erneuerung eines immer tiefer ergrabenen Teiles heidnischen Lebens der Vorzeit. Unsere Kultur schiebt sich in ihrer noch von der christlichen Willensreligion her bestimmten Oberschicht nach vorwärts. Dies ist gleichsam die geistige Oberströmung. Sie hat ihren Ursprung im katholischen Mittelalter dergestalt, daß der Mensch die beiden Wunschattribute des Geistgottes, die Allmacht und Allwissenheit, zu verwirklichen trachtet, geleitet von dem Zielgedanken, einst am Ende alles Fortschrittes alle Kräfte der Natur zu unterjochen und auszubeuten, Raum und Zeit durch Maschinen und Erfindungen zu überwinden, damit wirklich die Erde seiner Allmacht untertan gemacht zu haben und alle Rätsel und Geheimnisse zu wissen.

Unter dieser Oberströmung unserer Kultur aber fließt eine Unterströmung der Seelen in genau entgegengesetzter Richtung. Das Phänomen dieser Doppelströmung aber stammt aus der Renaissance, in der sowohl das Weltbild des Fortschritts entstand als auch die heidnische Antike Stück für Stück und zwar wortwörtlich aus dem Erdboden emportauchte. Die Renaissance, soweit sie diese Antike entdeckte und erneuerte, stieß zuerst auf die spätantike Schicht des Seneca und Plautus. Winckelmann und Goethe entdeckten den weltanschaulichen und künstlerischen Bildungswert der mittleren Antike, der Antike des Sophokles und Phidias. Vor Hölderlins und Bachofens Blick tauchten aus noch früherer Ferne die Lebensreligionen der Vorzeit auf, die um die Lebenspole der Nacht und des Tages kreisten. Die Nachtreligion ist mutterrechtlich. Der Weg geht nach unten, die Erdtiefe ist der Sitz der Mütter. Die Erde gebiert alles Lebendige aus ihrem Schoß und zieht alles Geborene wieder hinunter in die Gräber. Die Mutter ist heilig. Erbberechtigt ist ihre am weitesten ins Leben hinausragende Geburt: die jüngste Tochter. Das unsühnbare Verbrechen ist der Muttermord. Neben diese Erd-, Nacht- und Mutterreligion tritt die lichte Tagreligion. Sie ist vaterrechtlich. Erbberechtigt ist die erste Erneuerung des Vaters: der älteste Sohn. Sitz der Götter ist auf olympischer Höhe der Äther. Der religiöse Weg geht nach oben. Erst seit wir die Polarität dieser beiden Religionsformen des Altertums kennen,

können wir die äschyleische Orestie verstehen. Der vordem unsühnbare Muttermord des Orest wird von dem olympischen Lichtgott zwar verziehen, zuvor aber müssen die mütterlichen Erd- und Nachtgöttinnen versöhnt werden. Die mütterliche Nachtreligion wurde bekanntlich von Bachofen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts (um 1850) entdeckt. Damit vollendete sich die ungeheure Bestimmung der Romantik. An ihrem Ende stand Bachofen. An ihrem Beginn aber Hölderlin, der nun den religiösen Gehalt und die Kultformen der olympischen Tagreligion nicht wie Bachofen als archäologischer Forscher fand, sondern in einer viel engeren, geheimnisvolleren Beziehung verwirklichte, verkörperte und darlebte. Von diesem neuen Blickpunkt aus verstehen wir nun auf noch viel tiefere Weise, was wir vorhin über Hölderlins Seelenrichtung ausgesprochen: daß er ein Vaterkind, ein Sohn des Äthers sei, daß eine magnetische Sehnsucht ihn zur Höhe treibe, kein romantisch Fliehender, kein haltloser Schwächling, sondern ein zu den Göttern in den lichten Äther, zu den Hallen der Sonne aufschwebender Ganymed.

Allein hiermit halten wir erst e i n e n Schlüssel zu Hölderlins Dichtung in Händen. Hiermit haben wir erst e i n e Seite seines Wesens erschlossen. Bis jetzt nämlich dürften wir erwarten, daß Hölderlins Lieder Triumphgesänge des Aufwärtsschwebenden seien. In der Tat ist der strahlende Klang in seiner Dichtung häufig, schwingend zwischen der zuversichtlichen Fröhlichkeit der Götterkindschaft und dem jubelnden Frohlocken kerkersprengenden Aufschwungs. Warum aber vernehmen wir noch häufiger die verdunkelte Melodik des Elegikers, schwingend zwischen klagender Sehnsucht und wühlendem Heimweh? Indem wir diese Frage beantworten, bereiten wir erst das eigentliche Verständnis für Hölderlin vor. — Auch die Literaturgeschichte hat sich diese Frage vorgelegt und darauf zunächst die flachste Antwort gegeben: Hölderlin trauere einem versunkenen Geschichtsabschnitt, eben der hellenischen Kultur, nach.

Wir sagen nicht, daß diese Antwort falsch wäre, aber sie ist flach. Nach unserer Wesenskennzeichnung des romantischen Menschen überhaupt, wie wir ihn vorhin dem klassischen Menschen gegenüberzustellen suchten, und nach dem, was wir als das Ganymedische an Hölderlin gefunden hatten, halten wir die Mittel in der Hand, eine viel tiefere Erklärung für unseres

Dichters Qual und Klage zu geben. Wir brauchen uns bloß mit Hölderlins eigenen Worten die einzelnen Phasen des religiösen oder — wenn man will — des ekstatischen Erlebnisses vor Augen zu führen, so treffen wir ganz von selbst auf die Stelle, wo Göttliches und Menschliches zusammenstoßen, wo sich der menschlichen Seelensehnsucht, und sei sie die adligste, wo sich der menschlichen Erfüllung, und sei sie die schrankenloseste, ein ehernes Gesetz entgegenstellt, und wir werden die Stelle gefunden haben, wo sich die brennendsten Funken der Qual entzünden, die Stelle, die den tiefsten Entstehungsgrund der Tragik überhaupt und damit der Tragödie bedeutet, die Stelle, wo wir nun wirklich an den «Grenzen der Menschheit» stehen. Die Zitate, die wir wählen, sind beliebig herausgegriffen. Man könnte ihrer jedes um Dutzende von gleichbedeutenden vermehren; das macht: diese Zitate sprechen Erlebnisse aus, um die Hölderlins ganzes Sinnen und Dichten kreist.

Die erste Stufe wäre etwa bezeichnet in den folgenden Versen:

> Warum schläft denn
> Nimmer nur mir in der Brust der Stachel?
> Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf;
> Unzählig blühen die Rosen, und ruhig scheint
> Die goldene Welt; o dorthin nehmt mich
> Purpurne Wolken! und möge droben
> In Licht und Luft zerrinnen mir Lieb und Leid.»

Hier ist noch unten der Mensch und oben das glühende Bild, hier und unten das sehnsüchtige Ich, — getrennt davon, dort und oben die ersehnte übermenschliche Wirklichkeit. — Nun folgt die zweite Stufe:

«O selige Natur! Ich weiß nicht, wie mir geschiehet, wenn ich mein Auge erhebe vor Deiner Schöne, aber alle Lust des Himmels ist in den Tränen, die ich weine vor Dir, der Geliebte vor der Geliebten. Mein ganzes Wesen verstummt und lauscht, wenn die zarte Welle der Luft mir um die Brust spielt. Verloren ins weite Blau, blicke ich oft hinauf an den Äther und hinein ins heilige Meer, und mir ist als öffnet' ein verwandter Geist mir die Arme, als löste der Schmerz der Einsamkeit sich auf ins Leben der Gottheit.»

Hier schmilzt das Ich im mystischen Tiegel der hingegebenen Anschauung; Gedanke und Bewußtsein schwinden vor der Überwältigung des glühenden Augenblicks. Aus dem engen Gefäß der Person schwankt und

wallt die Seele über in den Ozean des fluidalen Lebens. Oder denn in einem anderen Bilde — denn anders als im Bilde können wir uns über den geheimnisvollen Vorgang überhaupt keine Rechenschaft ablegen —: Wie ein großer Traumvogel spannt die Seele des Begeisterten die Flügel und fliegt «im Triumphe zurück in die Hallen der Sonne», oder noch darüber hinaus in Weltgegenden, die der menschlichen Seele nur mit der äußersten Schwingenkraft erreichbar sind. An dieser Stelle kann von Begreifen und Erfassen unsererseits nicht mehr die Rede lein. Es wird sich nun erweisen, ob wir in gebundener Stumpfheit unseres denkgewohnten Hirns nur phantastische Worte vernehmen, oder ob wir blitzartig das ungeheure Erlebnis ahnen, weil wir es mindestens als Ansatz, Traum und Sehnsucht von uns selber her kennen.

Gerade an dieser heiligsten und schwierigsten Stelle sei nur schnell ein immerhin mögliches Mißverständnis aus dem Wege geräumt. Wir fanden zwischen den beiden Polen der antiken Religiosität, zwischen tellurischer Nacht und olympischem Tag eine Entsprechung in den Substanzen der Dichter. Wir sagten, Hölderlins Substanz sei nicht tellurisch-nächtlich, sondern lichtätherisch. Beachten wir aber: Wenn Hölderlin von der Nacht singt, so ist dies nicht ein Widerspruch. Es ist nicht die Nacht der Höhlen und Abgründe, nicht die Nacht, die in der mütterlichen Urreligion dem dunklen Schoß der Erdtiefe entspricht, sondern es ist «über Gebirgeshöhn die Fremdlingin unter den Menschen», es ist der dunkle Äther, und darum singt Hölderlin nie von der Nacht, aus der nicht fernher das Silberlicht der Sterne von kosmischen Heimaten selig-wehe Botschaft brächte. Dies sei Hyperion auftönen lassen, die von der vollendeten Seelenausfahrt Kunde geben.

«Der Bäume Gipfel schauerten leise. Wie Blumen aus der dunklen Erde sproßten die Sterne aus dem Schoße der Nacht und des Himmels Frühling glänzte in heiliger Freude mich an. — — Da flogen wir, da wanderten wir wie Schwalben von einem Frühling der Welt zum andern, durch der Sonne weites Gebiet und drüber hinaus, zu den andern Inseln des Himmels, an des Sirius goldene Küsten, in die Geistertale des Arkturs.»

Hier steht in Hölderlin die Seele in ihrer größten Menschenferne, die Erde und die kleinen Geschäftigkeiten des Tages liegen tief unter ihr. Sie

schwimmt weit draußen im Kosmos auf dem Ozean des Allebens, sie wandert über die Heimatinseln der Sterne, fern von dem engen Menschen-Ich, zu dem sie gehört, nahe den Göttern, selber vergöttlicht in seliger Freiheit. Man sollte meinen, hier sei romantische Sehnsucht am Ziele angekommen. Aber nun begibt sich folgendes:

«Wie aber am Strahle des Morgenlichts das Leben der Erde sich wieder entzündete, sah ich empor und suchte die Träume der Nacht.. Sie waren, wie die schönen Sterne, verschwunden, und nur die Wonne der Wehmut zeugt' in meiner Seele von ihnen.»

Und noch deutlicher:

«Eines zu sein mit allem was lebt! Mit diesem Wort legt die Tugend den zürnenden Harnisch, der Geist des Menschen den Szepter weg, und alle Gedanken schwinden vor dem Bilde der ewig-einen Welt ... Auf dieser Höhe stehe ich oft, aber ein Moment des Besinnens wirft mich herab. Ich denke nach und finde mich, wie ich zuvor war, allein, mit allen Schmerzen der Sterblichkeit, und meines Herzens Asyl ist hin; die Natur verschließt die Arme und ich stehe wie ein Fremdling vor ihr und verstehe sie nicht.»

Hier dunkelt wie eine riesige Granitwand das Schicksal auf, das Schicksal: Mensch sein zu müssen mit allen Schmerzen der Sterblichkeit und ein Gott nicht sein zu dürfen.

«Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, selige Genien,
Schicksallos wie der schlafende
Säugling atmen die Himmlischen.
Doch uns ist gegeben
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen
Jahrlang ins Ungewisse hinab.»

Dies Schicksalslied singt nicht Hyperion, nicht Hölderlin, nicht ein Einzelner, — es singt der trauernde Genius der ganzen Menschheit. An dieser

Granitwand schlägt sich jede Seele wund, in ihrem Schatten düstert Urtragik auf, aus dieser Nacht lodert das heilige Fanal der Tragödie. Hier klirren die Ketten des äschyleischen Prometheus, hier liegen die Schlüssel zu «Robert Guiscard», dem

«Auf seinem Fluge rasch, die Brust voll Flammen»

die Seuche grauenhaft in den Weg tritt und ihn niederzieht. Hier auch die Schlüssel zum Verständnis von Penthesileas Untergang, die in vulkanischer Raserei den Kerker des Menschentums sprengen, die den Ida auf den Ossa wälzen möchte, um «Helios bei seinen goldenen Flammenhaaren» zu sich herniederzuziehen.

Dies ist die granitne Schranke, die Goethe von ferne sah, aber an der er sich nicht wundstieß. Er beschied sich dabei, ein Mensch zu sein. Er feierte das Glück, eine Persönlichkeit zu werden, als das höchste Glück der Menschenkinder. Wohl kennt er die Sehnsucht, über das Menschliche hinauszufliegen. Faust klagt: «O daß kein Flügel mich vom Boden hebt», Faust rüttelt an den Ketten: «Das verfluchte Hier! Das eben leidig lastet mir!» Aber er bescheidet sich gewaltsam:

«Tor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen.»

Er flüchtet sich in das Narkotikum der Arbeit, der Tüchtigkeit, des strebenden Bemühens, ob er schon weiß, dies alles «ist nur ein Tand und wird so durchgetandelt.»

«Stell deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer, was du bist.»

Darum:

«Was euch nicht angehört, müsset ihr meiden,
Was euch das Innre stört, dürft ihr nicht leiden,
Dringt es gewaltig ein, müssen wir tüchtig sein.»

Allein: hier erhebt sich nun eine dringliche Frage. Wenn die menschliche Seele kosmischer Natur ist, weshalb sollte sie nicht ungestört in ihrer Heimat weilen dürfen? Und gehört denn nicht auch die Erde zum kosmischen Leben? Weshalb ist sie nicht unsre Heimat? Und weshalb sind wir nicht glücklich wie andere Kinder der Erde auch, wie Bäume und

Blumen, Berge und Tiere? Unter den Klassikern stellten wir ja gerade Goethe dem Hölderlinschen Genius entgegen, Goethe als den Frömmsten, den Heidnischsten, den Naturverbundensten. Und so müssen wir nun fragen: ist nicht auch der Mensch ein Geschöpf der Götter, ein Glied des Lebens, und ist es dann nicht höchste Frömmigkeit, dies kreatürliche Leben in der von den Göttern geschaffenen Gestalt einfach zu leben wie die andern demütigen Kreaturen auch? Ja, ist es angesichts der ruhigen Selbstverständlichkeit, mit der die Vögel und Blumen, die Gräser und Bäume ihr Dasein erfüllen, nicht ein unreligiöser Frevel, eine eigenwillige, also unfromme Rebellion gegen die Götter, wenn der Romantiker bewußt oder unbewußt die von Göttern gewollte Organisation seines Leibes und Lebens zerstört, es anders haben will, aus dem Kerker des Menschentums herausbegehrt? Ist nicht der klassische Mensch, ist nicht ein Goethe gerade der Fromme, ein Hölderlin aber der Frevler?

Dieser gewichtigste Einwand gegen den romantischen Genius ist uns nach allem Vorangegangenen leicht zu widerlegen. Der Mensch ist eben nicht eine allein vom Leben durchströmte Form des Daseins; er ist nicht eine Kreatur, welche die Schöpfung preist und bejaht, indem sie sie ausdrückt und ein lebendiger Teil von ihr ist. Alle kreatürlichen Lebewesen leben in Zeit und Raum, im Strom des Urgeschehens, und alles dieser Art Lebendige beruht auf der Polarität von Leib und Seele. Im Menschen aber ist als Dritter der Geist hinzugetreten, und der erst ist die Kraft der Hybris, die den Menschen losreißt aus dem «Kreis der Notwendigkeit», aus dem «heiligen Einklang aller Wesen». Das ist ja gerade die Entdeckung der Romantik, daß der Geist eine lebenstörende, lebenvernichtende Macht ist, das macht- und eigenwillige Ichprinzip, das mit dem Toben der Willkür die Bahnen der Natur verläßt. Diese Entdeckung gibt der Romantik ihr tragisches Grundpathos. Diese Entdeckung ist es, die Nietzsche befähigt, das ganze Wahn- und Lügengewebe der Geist-Kultur und Geist-Religion zu zerreißen. Und die überragende Bedeutung eines Philosophen wie Ludwig Klages besteht ja darin, diese Entdeckung vom Grundzwiespalt zwischen Geist und Leben mit den mächtigsten Gedankenmitteln zum philosophischen System verfestigt und endgültig sichergestellt zu haben. Mit dem Geist innerhalb der Natur zu verharren, ist unmöglich. Mit dem Geist gibt es nur

ein Paktieren, einen Waffenstillstand und den mit unsäglich viel Mühe und Qual verbundenen Versuch, ein Gleichgewicht herzustellen. Dies Gleichgewicht, diesen Waffenstillstand nennen wir «Persönlichkeit» im Sinne Goethes. Und es ist die lächerlichste Vergötzung, die es gibt, zu behaupten, diese sei ihm so leicht gefallen und habe ihn zum glücklichsten aller Menschen gemacht. Nicht aus Religion also geht Goethe nicht den Weg Hölderlins, sondern aus dem klugen Instinkt der Selbstbewahrung und aus dem Gefühl einer Bestimmung heraus, die es ihm aufgab, sich im Menschlichen zu vollenden und den Fluch des Geistes, der unabtrennbar vom Wesen des Menschen ist, zu tragen und sich, so gut es geht, damit abzufinden. Nicht aus frevelhaftem Eigenwillen strebte ein Hölderlin aus der Ebene des Menschentums hinaus, sondern aus unüberwindlicher Seelensehnsucht gerade nach dem reinen, unbescholtenen, vom Geistfluch noch nicht getroffenen Leben.

Erinnern wir uns noch einmal der Worte Hölderlins:

«Auf dieser Höhe stehe ich oft. Aber ein Moment des B e s i n n e n s wirft mich herab. Ich d e n k e n a c h und die ewig einige Welt ist hin.»

Aber darin gerade besteht das Wesen der Seelenfahrt, der Ekstase, des tiefen Erlebens: daß der Geist dabei ausgeschaltet, daß er verlassen wird. Da aber der Geist das Auszeichnend-Menschliche ist, so sind wir ewig wieder zum Aufwachen, zur Besinnung verurteilt, und sofort zerklafft die Welt wieder in Subjekt und Objekt, in ein Ich und die Dinge der Welt, von denen es sich unterscheidet und abgetrennt sieht. Dies ist das «blütenlose Wasser», auf das der Mensch hinausgetrieben wird, wenn in ihm der Geist zu erwachen beginnt und in die Schule genommen wird. Nun «verschließt die Natur ihre Arme und ich stehe wie ein Fremdling vor ihr und verstehe sie nicht. Ach wäre ich nie in eure Schulen gegangen. Die Wissenschaft, der ich in den Schacht hinunterfolgte, von der ich, jugendlich-töricht, die Bestätigung meiner reinen Freuden erwartete, die hat mir alles verdorben. Ich bin bei euch so recht vernünftig geworden, habe gründlich mich u n t e r s c h e i d e n gelernt von dem, was mich umgibt, bin nun vereinzelt in der schönen Welt, bin ausgeworfen aus dem Garten der Natur, wo ich wuchs und blühte.»

Also erreicht die Menschenseele nicht nur in seltenen Augenblicken des Überwallens die Harmonie, den seligen Einklang, sie weilt nicht nur in jenen glühenden Sekunden dort, wo dies Ich hinschmilzt vor dem leuchtenden Bilde der Welt, sie war wirklich einmal dort, sie weilte darin, in der Kindheit nämlich. Aber im Verlauf des Alterns wächst der Geist heran, der unterscheidende, Begriffe setzende, und an das Paradies bleibt nur die Wehmut der Erinnerung.

«Wohin könnt' ich mir entfliehen, hätt' ich nicht die lieben Tage meiner Jugend?»

So erhält das göttliche Leben im menschlichen Leben eine Stätte: die Jugend, die Jugend des einzelnen sowohl als die Völkerjugend, da auch der begriffliche Geist noch nicht erwachte, der Mensch noch mit Göttern und den Genien des Lebens unmittelbar verkehrte. Dies und dies allein ist der Sinn von Hölderlins Erglühen für die hellenische Antike. In der heidnischen Frömmigkeit und in der Jugend manifestiert sich das vom Geist noch nicht zerstörte Leben, der von keiner Unterscheidung gespaltene Einklang aller Wesen. Schiller fühlte etwas davon, wenn er dies Wesen der Vorzeit als verlorene «Naivität» bewunderte, und Goethe wußte dies und sagt es mit der ruhigen Trauer, mit der er solche Dinge auszusprechen pflegt, — sagt es fast mit denselben Worten, mit denen es Hölderlin, tiefer verwundet, beklagte:

«Die früheren Jahrhunderte hatten ihre Ideen in Anschauungen der Phantasie; unseres bringt sie in Begriffe. Die großen Ansichten des Lebens waren damals in Gestalten, in Götter gebracht; heutzutage bringt man sie in Begriffe. Dort war die Produktionskraft größer, heute die Zerstörungskraft oder die Scheidekunst.»

Hölderlin aber lökt wild gegen diesen Stachel, er bescheidet sich nicht, er schleudert den Göttern die Armut des Menschen hin, er rüttelt an den Ketten der Menschheitstragik. Und dies ist der edle Zorn, mit dem er den klassischen Kompromiß stolz zurückweist:

«Das ungeheure Streben, alles zu sein, das, wie der Titan des Ätna, heraufzürnt aus den Tiefen unseres Wesens — wer wollt' es nicht lieber in sich fühlen wie ein siedend Öl, als sich gestehen, er sei für die Geißel und fürs Joch geboren. Ein tobend Schlachtroß oder eine Mähre, die das Ohr hängt, was ist edler?»

Auf die Sehne dieses ungeheuren Strebens legt Hölderlin seine Seele wie einen Pfeil, um sie in die Höhe abzuschnellen. Sie steigt auf, schon

scheint sie der Schwerkraft der Erde entflohen, da wird sie noch einmal zurückgezogen. Es begibt sich das Seltsamste. Ihm, der die ganze Tragik der Menschheit aufgerissen hatte, der sich an den Kerkerwänden des Menschseins wundgestoßen hatte, ihm, dessen Blick weit über dem Getriebe dieser fragwürdigen Doppelwesen hoch im Äther seine Götter suchte, ihm begegnete das Göttliche hier auf Erden, es trat ihm in einer menschlichen Gestalt entgegen, in der Gestalt Diotimas. Wir alle wissen, daß dies wahrhaftig keine Sinnenliebe war, daß diese Liebe fast nur aus dem b e s t a n d, was eine Liebe erst zur echten Liebe macht, aus seelischem Aroma. Noch jeder Sterbliche, der so liebte, fühlte sich durch solche Liebe erhoben. Wir verstehen aber nun, daß einzig ein Hölderlin über seine Liebe das Rätselhafte sagen konnte:

«Hochauf strebte mein Geist, aber die Liebe zog
Bald ihn nieder.»

Nun ihm Diotima entgegentritt als eine gegenwärtige Manifestation des Göttlichen im Menschenleben, werden wir uns nicht wundern, wenn er sofort an die beiden andern Manifestationen erinnert wird, die er schon kannte: an die Kindheit und an die Griechen. Seine «Griechin», seine «Athenerin» nennt er sie:

«Und mit jedem Stundenschlage
Werd ich wunderbar gemahnt
An der Kindheit stille Tage,
Seit ich sie, die eine, fand.»

Nur mit dem höchsten Schwung der eigenen Seele können wir uns eine Vorstellung machen von dem Glanz und Adel dieser Leidenschaft zu Susette Gontard, der Frau des Frankfurter Bankiers.

«Ich hab es einmal gesehen, das Einzige, das meine Seele suchte, und die Vollendung, die wir über die Sterne hinauf entfernen, die wir hinausschieben bis ans Ende der Zeit, die hab ich g e g e n w ä r t i g gefühlt. Es war da, das Höchste, in diesem Kreise der Menschennatur und der Dinge war es da! Sie sind der Worte nicht wert, die Tage, da ich noch Dich nicht kannte — O Diotima, Diotima, himmlisches Wesen! — daß man werden kann wie die Kinder, daß noch die goldene Zeit der Unschuld wiederkehrt, die Zeit des Friedens und der Freiheit, daß doch e i n e Freude ist, e i n e Ruhestätte auf Erden!»

Mit einem klirrenden Schmerzensschrei mußte diese Melodie zerspringen. Wir alle wissen, wie diese Liebe zerrissen wurde.

«An das Göttliche glauben die allein, die es selber sind.»

Das aber sind unter den Menschen nur wenige, die Schmeißfliegen sind häufiger. Hölderlin floh nach Homburg und erwartete seinen Untergang, denn er wußte:

«Fern von dir spielen zerreißend bald
Alle Geister des Todes
Auf den Saiten des Herzens mir.»

Für Diotima aber dichtet er das seelenaufwühlendste Klagelied, das je ein Sterblicher einer Frau und einer zersprungenen Liebe gesungen hat: jenes Gedicht, das wohl der Roheste nicht unerschütterten Herzens und trocknen Auges lesen kann: Menons Klage um Diotima. Aber nun ist es wunderbar, wie er das Haupt der Geliebten mit immer helleren Strahlen der Göttlichkeit umkränzt, wie er selbst wie trüber irdischer Rauch vergehen will, wenn nur sie im Schimmer des Friedens thront.

«Heilig Wesen, gestört hab ich die goldene
Götterruhe dir oft, und der geheimeren
Tieferen Schmerzen des Lebens
Hast du manche gelernt von mir.
O vergiß es, vergib! Gleich dem Gewölke dort
Vor dem friedlichen Mond, geh ich dahin, und du
Ruhst und glänzest in deiner
Schöne wieder, du süßes Licht. —»

Was aber kommt nun? was m u ß nun kommen? Ikarus hatte die Schwingen gehoben, um von der Erde weg in die ätherische Seelenheimat zu fliegen. Liebe hatte ihn noch einmal zurückgerufen. Liebe zerriß — und nun hebt er sich, dem Gesetz seiner menschenfremden Seele folgend, in steilem Fluge empor, ob er schon ahnt, dies sei Sterblichen nicht erlaubt und werde mit gräßlichem Sturze enden, und zwar bald. Ihm ist nicht mehr lange Zeit gegeben.

«Nur einen Sommer gönnt, Ihr Gewaltigen!
Und einen Herbst zu reifem Gesange mir,
Daß williger mein Herz, vom süßen
Spiele gesättiget, dann mir sterbe.»

So fleht er und beginnt den «Tod des Empedokles», jenes Drama, das er bereits nicht mehr vollenden sollte. Über den Sinn und Gehalt dieser Tragödie kann hier nur weniges gesagt werden. Es ist wohl das symbolischste Drama, das wir besitzen, symbolisch für Hölderlin selbst, symbolisch für unsere ganze christliche «Geist»-Kultur. Diese wird darin verkörpert durch jenen Empedokles, der auch Hölderlin einmal war, als er in Jena bei Fichte lernte und sich tief in die Kantische Philosophie hineinwühlte. Nicht mit Unrecht hat man seinen Hyperion als einen glühenden Protest gegen Kant aufgefaßt. Dieser Punkt sei kurz geklärt, damit man deutlich sehe, was Hölderlin an Kant so zuwider war. Kant ist der philosophische Vollender des Protestantismus. Zwei Hauptwendungen der Kantischen Philosophie sind es, die Hölderlin empört zurückweist. Das ist einmal die christliche Beargwöhnung des Lebendigen, wie es ist, und das Weiterschreiten zu der Folgerung: Das dürfe aber nicht so sein! Denn was lebendig in der Seele des Menschen ist, Trieb, Gefühl und Wallung, sei fragwürdig, sündig, schlecht und bedürfe der Bezwingung durch das Vernunftgesetz. — Darin sieht Hölderlin eine Zerstörung der Unschuld der Welt und die Antastung der Urheiligkeit des Lebens. Mit dem Sündenbegriff beschmutzt der Priester die Unschuld des Lebendigen. Den Typus des asketischen Priesters vertritt in Hölderlins Drama Hermokrates. Wenn man nachliest, wie Hölderlin diesen Priester charakterisiert, so wird man mit Staunen gewahr werden, daß Hölderlin ein psychologischer Entdecker von feinstem Spürsinn war, und es mag ein Beweis mehr sein für Einheitlichkeit und Übereinstimmung aller derjenigen großen Verkünder und Errater, die dem mit der Romantik erstmals auftauchenden L e b e n s strom unserer Kultur angehören, daß bei dem Dichter hier ein charakterologischer Entwurf auftaucht, der drei Vierteljahrhunderte später von Nietzsche vollendet wurde in seiner Psychologie des asketischen Priesters, in seiner Entlarvung der Herkunft aller asketischen Ideale aus dem Lebensneid der Lebensohnmacht.

Die zweite, vielleicht noch wichtigere Wendung, die Hölderlin bei Kant bekämpft, ist die Umsetzung der jüdisch-christlichen Geistreligion in eine scheinbar nur mit sachlichen Denkmitteln arbeitende Philosophie. Gott ist Geist, heißt es in dieser Religion. Er erst hat alles Lebendige erschaffen;

aber er hat es sündhaft und schlecht erschaffen, damit es sich wieder zu Geist hinauf entwickeln könne. — Von einer Welt außerhalb unseres Bewußtseins wissen wir nichts, heißt es bei Kant. Dies fragwürdige Ding, das uns als Ding an sich «gegeben» ist, ist nur ein amorpher Stoff für unsere ordnenden Geisteskräfte. Welt, Leben und Natur — ein gestaltloser Stoff der erst durch unser Bewußtsein Form und Dasein erhält, — ein Nichts ohne ein solch formendes Bewußtsein. Dies mußte Hölderlin als die grauenhafteste Hybris des Menschengeschlechts empfinden, das die ganze erschaffene Schöpfung nicht nur dem eigenen Ich opfert, nein sich selber sogar für den ordnenden Regenten, ja für den Erschaffer dieser Welt hält — ein Schritt, den dann bekanntlich Fichte mit aller Deutlichkeit über Kant hinaus tatsächlich vollführte.

Diesen rationalistischen Philosophen im Stile Kants repräsentiert im Drama Empedokles selbst.

«Recht! Alles weiß ich, alles kann ich meistern,
Wie meiner Hände Werk erkenn ich es
Durchaus und lenke, wie ich will,
Ein Herr der Geister, das Lebendige.
Mein ist die Welt, und untertan und dienstbar
Sind alle Kräfte mir. Zur Magd ist mir
Die herrnbedürftige Natur geworden.
Und hat sie Ehre noch, so ists von mir.
Was wäre denn der Himmel und das Meer
Und Insel und Gestirn', gäb ich ihm Ton
Und Sprach' und Seele nicht.»

Wir vernehmen dies nicht ohne Erschütterung, bedenken wir, daß eine so wichtige Gestalt, die Zentralgestalt von Hölderlins einzigem Drama, diese Worte spricht. Bekanntlich geht mit Empedokles nun die dramatische Wandlung vor, daß er dieses Frevels sich bewußt wird und im Selbstopfer zurückkehrt in die Arme der beleidigten Götter. Es kann dies bedeuten einen großen Aufruf Hölderlins an die Führer unserer Kultur, eine fürchterliche Warnung zur Umkehr. Es kann aber auch bedeuten, daß er damit sich selber meinte, daß er selbst sich entehrt und als einen Abtrünnigen empfand, als einen, der als Schüler Fichtes in seinem Geiste zweifelte

an der Götterwelt, die seine Seele mit ihrem Blute nährte. Vielleicht eine Sekunde nur, aber das würde schon genügt haben, um den zarten Adel dieses ätherischen Sängers mit einem Schmerz zu überwallen, der nicht mehr wegzutrösten ist. Wir stehen hier an einem Geheimnis, das jeder für sich achtungsvoll ahnen mag, an dem mit plumpen Worten herumzutasten sich nicht ziemt. Einen Ausblick nur möchten wir geben, den weitesten und gewaltigsten, der sich von Hölderlinischer Höhe auftut, das ist der Ausblick auf das unergründliche Symbol des Opfers. Jede Religion kennt den Mythus vom geopferten Gott. Wir finden ihn bei den Germanen, wir haben ihn bei den Griechen in der bekannten Gestalt des zerrissenen Dionysos, wir kennen das geheimnisvolle Symbol in den Bräuchen aller Zeiten, das Symbol des Erstlingsopfers. Es ist ja schließlich das Symbol, welches das Christentum am sichtlichsten aus den heidnischen Religionen sich angeeignet hat, wohl wissend, daß dies auf den Instinkt der Völker die größte Werbekraft ausübe. Bedenken wir aber den Sinn von Hölderlins Untergang, den Sinn von des Empedokles Selbstopfer im Ätna, so soll nichts gesagt, erklärt, festgestellt werden. Dies Motiv klinge nur an für diejenigen, welche wissen, daß hinter und unter der Schicht des Faßlichen und Sagbaren noch eine Schicht der Geheimnisse liegt, mit der verglichen vielleicht alles, was wir aussprechen können, nur die helle Haut eines Leibes über den dunklen Schlägen eines unsichtbaren Herzens ist.

Sind aber wir Menschen ein dumpfes, trottendes Geschlecht, mit Arbeit, Nahrungssorge und nahen und nächsten Zwecken gebunden, die Augen am Boden, bohrend und polternd, Kunst und Wissenschaft, Handel und Wandel betreibend, — und erhebt sich nun aus unseren stumpfen Reihen in leuchtend steilem Flug ein Mensch, ein lichtumsprühter Jüngling, — was verschlägt es, mag auch das übermenschliche Geschehen in tragischem Sturze enden, so haben doch einmal wieder die Blicke nach dem Himmel geschaut, so werden alle doch, nachsinnend diesem Geschick, des Magneten in der eigenen Brust gewahr und damit ihres adligsten Wesens und der Göttlichkeit der Welt.

Beachten wir nun, was wir bereits andeuteten, daß seit der Renaissance deutsche Kultur geheimnisvoll an das Gesetz geknüpft ist, sich jeweils in

der seelischen Erneuerung antiker Lebensphasen zu vollenden und so durch mystischen Trunk aus immer tieferen Grundgewässern das heilige Abendmahl des Lebens zu feiern, beachten wir, daß nicht zufällig es ausschließlich Deutsche waren, die sich in immer mächtigere Tiefen der Vorwelt den Weg bahnten, nämlich Winckelmann, Schiller, Goethe, Hölderlin, Bachofen, Nietzsche, Klages, um nur die großen Namen zu nennen, so verstehen wir, daß es sich hier um Dinge handelt, weit weg von archäologischer und philologischer Befassung mit dem Griechentum, daß nicht vergangene Formen zur Aufreihung in einem Museum heraufgeholt werden, sondern daß sich im immer wiederholten Akt einer geheimnisvollen Befruchtung der deutsche Genius erneuert und entfaltet. Reiner und herrlicher aber hat sich dieser deutsche Genius nie verwirklicht als in Hölderlin. Jedes Leben von andern großen Deutschen ist reicher an verwirrender Vielfältigkeit, hohe und tiefe Töne klingen durcheinander, Persönliches und Werkgewordenes durchdringen sich, widerstreiten sich, und alles arbeitet nur an der Verdeutlichung und Bereicherung einer geprägten, imposanten oder zerrissenen Physiognomie. Hölderlins Lebensgang ist wie sein Wesen demgegenüber von epigrammatischer Kürze, von beispielhafter Klarheit, von symbolischer Durchsichtigkeit, von einer auf knappsten Ausdruck gebrachten Notwendigkeit, und darum wie kein anderer eindeutig und ohne jede Zutat die magische Verwirklichung des deutschen Genius, — nämlich nicht deutschen Geistes, deutscher Vielspältigkeit, deutscher Breite, deutscher Organisation und deutschen Irrens, sondern schlechthin Verwirklichung deutscher Seele, — nun aber nicht jener Seele, die sich gutwillig und gutgläubig das Gefährlichste noch zum Ideal umfärbt, auch jener Seele nicht, die in den Gemütstiefen der Behaglichkeit ihr warmes Nest baut, sondern der unbedingten, der kompromißlosen Seele in ihrem stärksten, sehnsüchtigsten Schwingenschlag, — mit einem Wort: es ist die deutsche Seele in ihrem höchsten Adel und in ihrer letzten Tragik, die in Hölderlin ihr kometenhaftes Abbild findet. Sein Leben ist das letzte Kapitel deutscher Mythologie.

Kenner haben von einer W a n d l u n g Hölderlins gesprochen, einer Wandlung von griechischem Traum zu deutschem Erwachen, von heid-

nischer Anbetung des urheiligen Lebens zur Anerkennung des Christentums, von schmerzlichem Heimweh zu gläubig begeisterter Bejahung. Aber wir glauben nicht, daß man das sagen darf. Im Feststellen und Begrüßen dieser angeblichen Wandlung scheint uns sich gerade wieder jener philiströse Hang des Deutschen auszuwirken, der sich nur im Optimismus wohlfühlt, der Tragödie ausweicht und vor beunruhigend Dunklem die Augen schließt.

Der Umstand, daß Hölderlin erst jene beiden furchtbaren Deutschlandbriefe am Schluß des Hyperion schrieb und später die hoffnungsvollen und begeisterten Deutschlandgedichte, scheint der Meinung recht zu geben, als sei hier eine Wandlung geschehen. Aber noch in jedem großen Deutschen lagen Zorn und Liebe zu seinem Vaterlande nebeneinander. Hölderlin hat die Deutschen nicht gründlicher verachtet, nicht wütender geschmäht als Goethe, als Nietzsche. Aber unter diesem Verachten und Schmähen glüht bei allen Dreien der rätselhafte Glaube, daß das Lebensgeschick der Völker in der deutschen Seele verwaltet und entschieden werde.

Der Zusammenhang bei Hölderlin aber zwischen Griechenland und Deutschland, der Zusammenhang zwischen Dionysos und dem deutschen Genius, soweit er nicht feineren Ohren bereits aus dem Hyperion vernehmbar wurde, stellt sich in Kürze folgendermaßen dar: Götter können ihren Glanz in ein bestimmtes Zeitalter, auf eine bestimmte Menschenrasse, auf ein bestimmtes Volk werfen. Sie können verweilen, wo man sie achtet und liebt, sie können zürnend sich von unserem Planeten entfernen, aber eines können sie nicht: sie können nicht sterben, da sie vielmehr das Leben selber sind. Leben sie aber, und sei es in Siriusferne, so können sie wiederkehren. Hölderlin zürnte der jüdischen Geistreligion, denn Christus war es ja, der die Götter des Lebens vertrieb. Und das denn freilich ist eine Wandlung, daß Hölderlin später erst in jene überlegene Religiosität aufwächst, die auch nicht mehr haßt. Denn a l l e s Geschehen ist ja Fügung, und derselbe Äther umfängt die Erde noch, was auch auf ihr geschieht. Und er, Hölderlin selbst? Wurde nicht auch er von Christus erzogen im Maulbronner Kloster? Hatte man ihn in seiner Kindheit nicht auch zu Christus beten gelehrt? Und hatte ihm das die Augen blind gemacht für die Götter? Hatte er dadurch wesentlichen Schaden genom-

men? Und so begrüßt er Christus nun auch unter den heiligen Gestalten der Vorwelt als jenes Göttergeschlechts Letzten, der die Aufgabe hatte, eine zweitausendjährige Nacht über die Völker heraufzuführen, vielleicht, daß sie im Schlummer sich neue Kräfte holten zu einem schöneren Erwachen.

Dies Erwachen nun freilich ist nahe. Die Zeichen mehren sich, daß die alten Götter ihre Boten schicken, die Rückkehr anzumelden. Jetzt wird sich das Schicksal der Welt entscheiden. Wenn nun die Völker erwachen, werden sie die göttliche Botschaft hören, werden sie ahnen, was sich begeben will? Werden sie mit ihrem Blut den gewaltigen Schatten neues Leben geben? Oder werden sie, für Göttliches völlig erblindet und ertaubt, die erwachten Kräfte nur verwenden, um in wilder Selbstzerstörung in den Untergang zu taumeln? Würde aber einer fragen, welches jene Zeichen und Vorzeichen sind, die Hölderlin in seiner Zeit aufleuchten sah, so kann man hier wiederum nichts beweisen. Man muß das fühlen. Die vergangenen Jahrhunderte scheinen verhältnismäßig eintönig widerzuhallen vom Gesang der Dichter und vom Erzklang der Kriege, von Leistungen des Geistes und vom Zwist der Völker. Man muß es aber hören, daß nun auf einmal diese verworrene historische Musik erregenderen Klang bekommt, einen synkopisch aufreizenden Rhythmus, aus dem noch alles werden kann: ein Triumphgesang oder ein weltweites Totenlied.

Wem das aber zu hören schwer fällt, der werfe einen Blick über die Geschichte allein der Literatur, und er greift mit Händen, daß nach den Zeiten eines Hutten und Hans Sachs, eines Opitz und Hofmannswaldau sich plötzlich im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts etwas begibt, was mit nichts vordem kann verglichen werden. Es wimmelt auf einmal in Deutschland von schöpferischen Menschen. Poesie und Religiosität, Naturphilosophie und Geschichtskunde, das Volkslied und die Sage — alles wacht auf. Und nicht nur in Deutschland. Dem trägen Boden Rußlands entspringt plötzlich und fast ohne Vorgeschichte die leuchtende Doppelblume: Puschkin und Gogol; die Geburt Italiens bereitet sich vor; die französische Revolution leuchtet auf wie ein Fanal, und ein Goethe wußte sofort, daß dies den Beginn einer Weltwende bedeute — ganz zu schweigen von Napoleon,

dem unbegreiflichsten Kometen, der je durch den Himmel der Geschichte brauste. Zeichen genug. Voll Verheißung und Drohung. Eine weltgeschichtliche Entscheidung liegt in der Luft, vergleichbar nur der Weltstunde zur Zeit Constantins, da eben jene Epoche der christlichen Jahrhunderte anbrach, die nun zu Ende geht. Die Götter senden den Adler, ihren Boten, zu den Völkern. Welches wird er finden, welches wird er auswählen? Indem Hölderlin diese Frage an das Weltgeschick richtet und das Wesen der Völker bedenkt, fühlt er's rätselhaft gewiß, daß — wenn überhaupt ein Volk die Heimkunft der Götter begreifen solle — dies nur Germanien sein kann. Denn dies Germanien bewahrte all die Jahrhunderte hindurch ein geheimnisvolles Geschenk, dem heiligen Gral vergleichbar: die Sprache, diese tiefe, schöne Sprache, die so reich ist und doch so gar nicht gemacht zur höflichen Glätte oder zum selbstgenügsamen Wohllaut. In ihrer bilderreichen Fülle vielleicht ist es möglich, die alten Götter neu zu benennen, doch im dichterischen Wort, damit die Genien des Lebens dem Anruf stehen und nicht vorm verstandesmäßigen Zugriff fliehen. Dann vielleicht hebt ein neuer Mittag der Zeit an, da Äther und Erde wieder als Gottheiten gastfreundlich verweilen

«Bei deinen Feiertagen,
Germania, wo du Priesterin bist
Und wehrlos Rat gibst rings
Den Königen und den Völkern.»

Mit diesen Versen schließt Hölderlins Gedicht «Germanien», das eine Prophetie ist und zugleich ein Testament, der letzte Abschnitt der großen Verkündigung der Götter, die sein Werk in unerhörter Einheitlichkeit darstellt.

Nun aber, da das Werk erfüllt ist, vollendet sich mit derselben schicksalsmäßigen Eindeutigkeit sein Leben. Er wußte das.

«Es offenbart die göttliche Natur
Sich göttlich oft durch Menschen, so erkennt
Das vielversuchende Geschlecht sie wieder.
Doch hat der Sterbliche, dem sie das Herz
Mit ihrer Wonne füllte, sie verkündet,

O laßt sie dann zerbrechen das Gefäß,
Damit es nicht zu anderm Brauche dien'
Und Göttliches zum Menschenwerke werde.»

Dies erfüllte sich nun. Durch nichts Irdisches mehr gehalten, geht der ikarische Flug «ins All zurück die kürzeste Bahn».

Denn dies ist die Wahrheit des tragischen Menschen, daß gerade, wer die heiligste Fackel trägt, am ehesten verlöschen muß.

«Huldige dem Genius einmal, und er achtet dir kein sterblich Hindernis mehr und reißt dir alle Bande des Lebens entzwei.»

Dies ist es, was Goethe meinte, als im Gespräch mit Eckermann die Rede auf den frühen Untergang von Byron, Napoleon, Raffael und Mozart kam, mit dem befremdlich düsteren Wort: «Der Mensch muß wieder ruiniert werden.» Wenn wir den Jünglingstod durch Krankheit, Selbstmord oder Wahnsinn überdenken, der die Gestalten von Novalis, Kleist, Shelley, Schubert, Lenau, Nietzsche vernichtete, so müssen wir endlich die bourgeoise Überheblichkeit verachten lernen, die urteilt, das habe an der Krankhaftigkeit, Lebensfremdheit und Schwäche der Romantiker gelegen. Wenn aber einer mit solch läppischem Dünkel der bornierten Normalität einem Hölderlin entgegenzutreten wagt, so sollte man ihn erschlagen dürfen. Denn Hölderlins Leben sollte uns ein heiliges Gleichnis sein für Herkunft, Adel und höchste Sehnsucht der Seele. Wer sich zur Gottheit aufschwingt, wer sich den kosmischen Lebensströmen öffnet, der folgt einem lebendigsten Triebe der Menschheit, der ist unter Millionen ein Auserwählter und Geweihter, mag hundertmal das göttliche Abenteuer mit dem ikarischen Sturze enden, und mag die Flutung aus dem All das enge Gefäß der Persönlichkeit in Stücke reißen —

«E i n m a l lebt' ich wie Götter und mehr bedarf's nicht.»

* * *

# DIE FRANZÖSISCHE LYRIK NEUERER ZEIT

## AUSGEWÄHLT UND ÜBERSETZT VON WALTHER PETRY

### ARTHUR RIMBAUD

Geboren 1854, gestorben 1891

Bibliographie:

*Une Saison en Enfer,* Brüssel, Alliance typographique Pool & Cie, 1873. — *Les Illuminations,* Editions de la Vogue in 200 Exemplaren, 1886. — *Le Reliquaire,* bei Genonceaux, Paris 1891. — *Les Illuminations, Une Saison en Enfer,* bei Vanier 1892. *Poèsies complètes,* bei Vanier 1895. — *Oeuvres complètes de Arthur Rimbaud,* bei Mercure de France 1891. — *Les Mains de Jeanne Marie,* bei Au San Pareil, 1919. — *Un coeur sous une Soutane,* bei Ronald Davis, 1924. —

### VIERZEILER

Ins Herz deiner Ohren träuft Glanz der gestirnlichen Küste
Weiß rollt das Unendlich vom Nacken hinab zu den Lenden
Meere umperlen den purpurnen Glanz deiner Brüste
Der Mann muß an deiner unfehlbaren Hüfte verenden ...

*

### VOKALE

A schwarz E weiß I rot U grün O blau, Vokale,
Ich werde kommenden Tags eures Werdens Geheimnis sagen.
A: schwarzer Zottenpelz gleißender Fliegenplagen
Aufkreiselnd um der Stänke grausame Schandenmale,

Dust-golfe; E: der Glanz von Dämpfen und Linnenlagen,
Der Gletscher schroffe Grate weiß herrschend, Doldenfahle;
I: Purpur, Blutgespei, Lachen schönlippiger Baale
Die zorntoll oder in Rausches reuwütigem Verzagen;

U: Zyklen aller Meere göttliches grünes Schwanken,
Frieden der Trift und der Heerden und Frieden der Gedanken
Die hinter stolzen Stirnen um dunkle Künste schwingen;

O: höchsten Hornes Ton, zerspellt von Mißlautstaufen,
Schweigebenen durchquert von Stern- und Engelhaufen —
O Omega, lila Strahl, ihrer Augen Abschiedssingen!

* * *

## JULES ROMAINS

Geboren den 26. August 1885

Bibliographie:

*L'Ame des hommes*, bei Crès 1904. — *La Vie unanime*, bei Abbaye, 1908 und Mercure de France, 1913. — *Premier livre de Prières*, 1909. — *A la foule qui est ici*, 1909. — *Un Etre en Marche*, bei Mercure de France, 1910. — *Deux poèmes*, bei Mercure de France, 1910. — *Odes et Prières*, Mercure de France, 1913 und Nouvelle Revue française 1923. — *Europe*, bei Nouvelle Revue française 1916. — *Les Quatre Saisons* 1917. — *Le Voyage des Amants*, bei Nouvelle Revue française, 1920. — *Cromedeyre le Vieil*, N. R. F. 1920. — *Amour couleur de Paris*, N. R. F. 1921. —

### EUROPA

Ich danke der Wohnung
Daß sie klein und verloren ist,
Und singe der vier Wände
Lob ob ihrer Kahlheit.

Ich fülle mich bis zum Rande
Mit einem wachsenden Gedanken,
Kein Eintritt für euch
Vergänglichkeitsläufte!

Alles tönt wieder ohne Glauben
An des Meeres Verwirrung.
Schweigen blüht im Grunde
Des friedlichen Raums.

Ich werde euch draußen lassen
Windschwingend, meerleer,
Und mit Erinnerungen
Die Donner betäuben.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wärend die Rhone hingeht zwischen Feldern von Mais
Gehemmt von Schilfen, von Inseln Schlammes träge,
Von goldnen Insekten zerritzt, gekämmt vom Mistral:
Es ist Europas zu reiches Herz das hier abströmt,
Es ist eine Stauung von Macht die nach Ausgängen ruft,
Zentrale Schwünge der Liebe die die Geschwindfahrten sättigen,
Der Strom in den Schilfen, der Wind in den Maisähren,
Der Zug unter dem die klingende Brücke jäh einsinkt
Und wir, aus Fernen entsprungen wie kühne Geständnisse ...
Und hinter uns Lyon, von sanften Regen verhangen,
Zitternd, vom Aufschwung der Sonne ergriffen,
Es kauert sich hin, um schöne Bewegungen zusammengefaltet,
Seine Boulevards heimlich und seine Flüsse genießend,

Von Wirbeln verhüllt; die gewundenen Kurven der Bahnen,
Hinausschwingend in das Leuchten der Hügel die lange
Seillinie, der träumende Menschen folgen bis zu
Flügen der Möven hinauf die ihre Kreise, sinnvollen Worten gleich,
In eine Ebene zeichnen, verhangen von Nebeln und Aufruhr.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe in feindlichen Tälern die Apfelbaumblüte gesehen,
Und in dem Juniwind die Banner hoch hoch an den Schiffen
Wie Zungen eines durstigen Frühlings herausgestreckt.

Ich war in der Menge die stundenlang im Abend
Den Rhein nationenbeladen ins Meer strömen sah,
Auf seinen Fluten die zerrissenen Grenzen wie Wracke führend.

Ich habe die Schiffsbrücke in Cöln sich öffnen sehen
Für einen schreienden Dampfer der nach Rotterdam abfuhr.
Ich war schon auf der Brücke, stand schon auf den Planken
Und hörte die Bohlen krachen im Anschlag der Wasser;
Und ich sah im gleichen Augenblick eine andere berühmte Gebärde:
Die Towerbrücke zerrissen, die Hälften zum Himmel flehend.

*

## PALAST DER WELT

Der Azur erstrahlt ohne Grenzen
Über eilenden Wolken,
Das ist wohl Jubelrausch
Doch schon krank vor Vergehen.

Und nicht dieser Trugdunst
Der die Abenteuer
In die Himmel emporträgt, —

Es fehlt uns ein Sommer
Gebaut auf vier Säulen,
Tage wie Kuppeln
Wo der Schritt noch rückklingt.

Ach, wer wohl von dort
Erschaut und grüßt noch
Die erweckenden Donner?

*

## DER HERBST

Wartet die Welt vielleicht
An der Tür des Schläfers,
Ohne Gnade für die Träume
Und heimlichen Ausweg?

Alle Grenzen verdampft
Und die Kerker nur Rauch,
Heimstatt und Pfad
In der Macht Aurorens.

Und Bewegungen wogen
Am Rain deiner Einsamkeit,
Schauernd von Freudengefühlen
Der neuen Geschöpfe.

Aber dort statt des Herrn
Grüßt ungeahnte
Erlösung, von Nebeln
Nächtlich gesponnen.

Durch Abgrund und Zweifel
Rührt dich ein Mensch an.
Wie zwei flüchtige Sterne
Streift einer den andern.

Doch bevor du sie bannst
Der Verbannung Gefährten
Tauchen sie mit sanften Sprung
Zurück in den ewigen Schlamm.

*

## ODE

Ich bin nicht glücklich
Wie an diesem Abend
So viele andere, ob meine Seele
Auch ganz in Reinheit strahlt.

Da bin ich nun, lichtlos,
Die Arme still aufgestützt,
In der bitteren Nacht
Die mich nicht kennt.

Es war eine Dämmerung
Tiefstill und rührend;
Es war ein Dorf ganz
Zärtlich einem Kinde,

Und wozu sind Tränen sonst
Als sie zu weinen
Vor der Leere und Einsamkeit
Und verdunkelnden Sorgen,

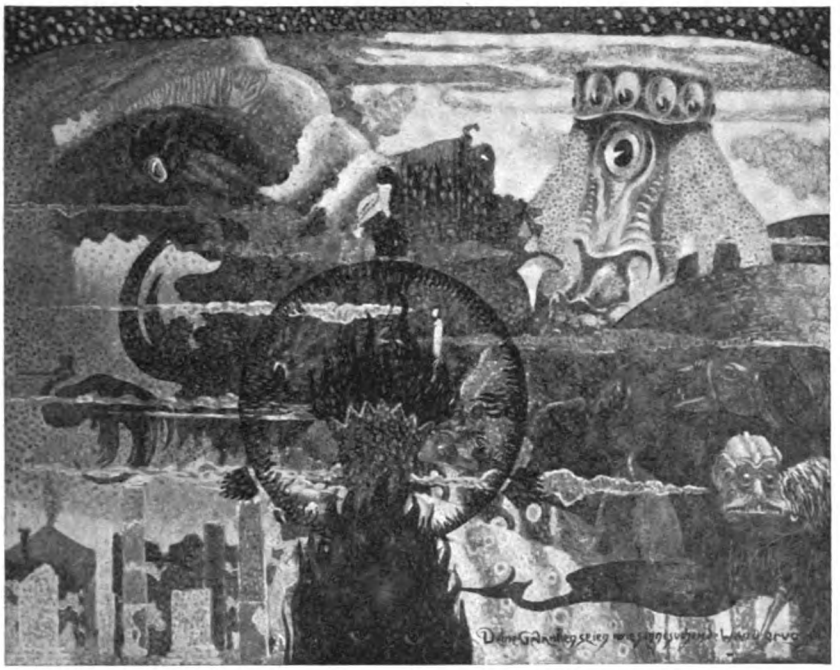
Während ich träumte
Von manchen Mißgeschicken,
Stürzte ich meine Lampe um
Und brach sie in Stücke.

Ich vermisse ein Dorf
Am Berghang Mezenc;
Dort als ein Fünfzehnjähriger
War ich einst glücklich.

Daß wenn ich die Kraft
Enthübe mich ganz zu erinnern,
Ich lange weinen würde
Die Hand auf dem Herzen.

Da man nichts mehr besitzt
Seine Schmerzen zu sagen,
Als einen Löschblattfetzen
Im Schein des Mondes.

* * *

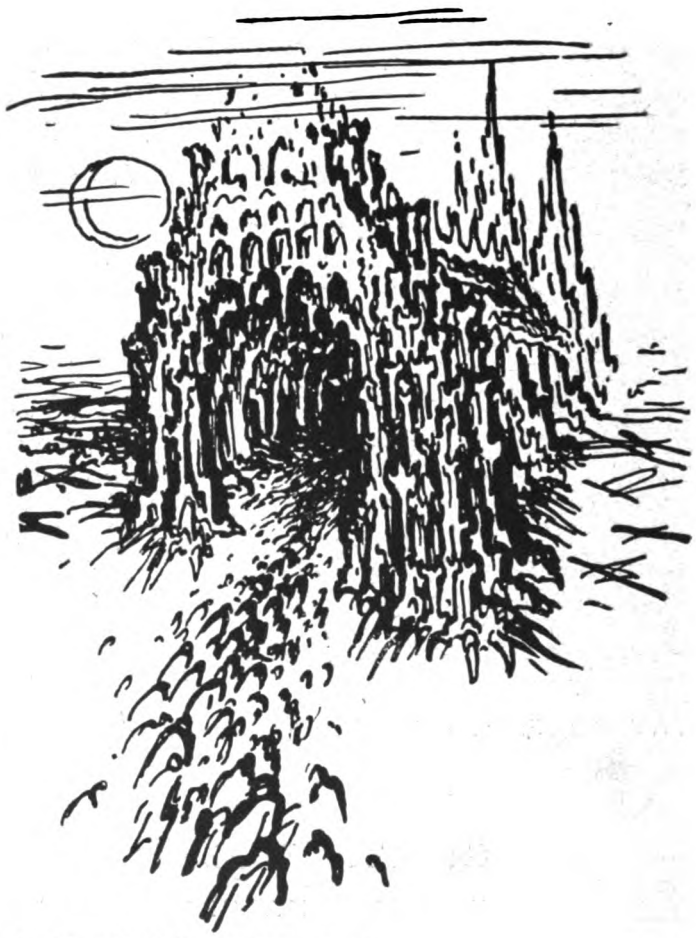


GUSTAV WOLF: *Deine Gedanken seien wie sonnesuchende Wandervögel*

# GUSTAV WOLF

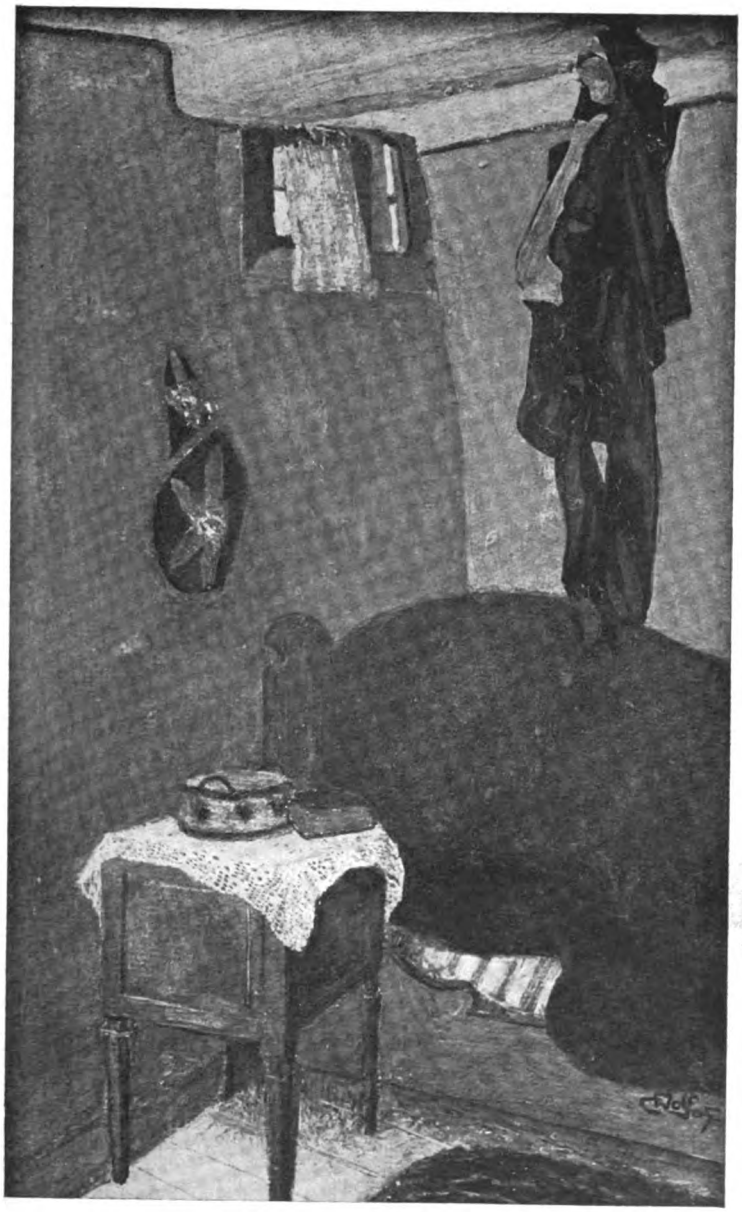
## VON KURT MARTIN

ALS er noch auf der Schule war und nicht wußte, daß Kunst auch berufsmäßig geübt wird, malte er einen Winkel des elterlichen Hauses. Erstaunlich an diesem kleinen Bild ist der Einsatz und der Zugriff, die geltend werden trotz allem Dilettantismus und anschaulich machen, welche Bedeutung und Anziehung von dieser selten bewohnten Kammer ausgingen. Später, als der Beruf gewählt war, trat Gustav Wolf in Beziehung zu Thoma, der ihn von der Akademie fernhielt und nur durch persönliches Interesse auf seine Entwicklung wirkte. Thomas landschaftliche Lyrik wurde ebenso erlebt wie seine religiöse Symbolik, die man damals für eine Wesensform allgemein deutschen Ausdruckes hielt. Gustav Wolf wurde



GUSTAV WOLF: *Nimmersatt*

vom Symbolischen stärker berührt, da es ihm ausdrucksmäßig lag; er suchte Gedanklich-Bedeutungsvolles und malte Bilder, die als Zeitdokumente bestehen bleiben, als Spätäußerungen des Jugendstils. Ein falscher Ton, der zeittypisch ist von Böcklin bis Stuck, ein illustrierender Idealismus des Gedachten, der sogar ins Literarische abgleitet, denn nicht zufällig bedarf das Bild der erläuternden Beischrift. Bei Gustav Wolf kommt eine weitere Strömung hinzu, die Natur als Kunstform, wie sie Haeckel und Bölsche als naturgeschichtliche Parallele zum Jugendstil propagierten.



*Zimmer im Elternhaus*

*Vorsintflutliches Tier*

GUSTAV WOLF: *Unweltlandschaft*

Künstlerisches Eigentum ist die schemenhafte Gegenstandswelt, die sich noch dekorativ ausspricht, das Phantastische der Gestalten, jener Gedankenvögel und Drachen, die vorbeiziehen, vor allem aber, daß Dinge dargestellt werden, die an der Grenze des Bildhaften stehen. Das Zweiseitige, Janushafte liegt schon im frühen Werk. «Kunst fängt im Handwerk an und endet im Handwerk» schreibt Gustav Wolf neben dem eigenen Gegensatz: «Kunstwerke schaffen heißt Hinstellen des Erhabenen in die Wirklichkeit: Vision.» Handwerklichkeit und visionäre Wirklichkeit wurzeln bei ihm in der gleichen Resignation eines Wissens von den Dingen.

Vom Stilisierten befreit sich Gustav Wolf zum Gegenstandsnäheren, sogar zum Gegenständlichen selbst, das nicht nur einem Ausruhen oder lernender Übung gleichkommt, sondern als Geschlossenheit, als Handwerklichkeit im Sinne malerischer Kultur erstrebt wird. Die Nachkriegszeit förderte ihn darin durch Reisen in Holland, in Spanien, im Orient, die in zahllosen Zeichnungen und raschen Ölstudien aufgenommen wurden. Bezeichnend, daß die schönsten dieser Studien nur Meer und Himmel sind,

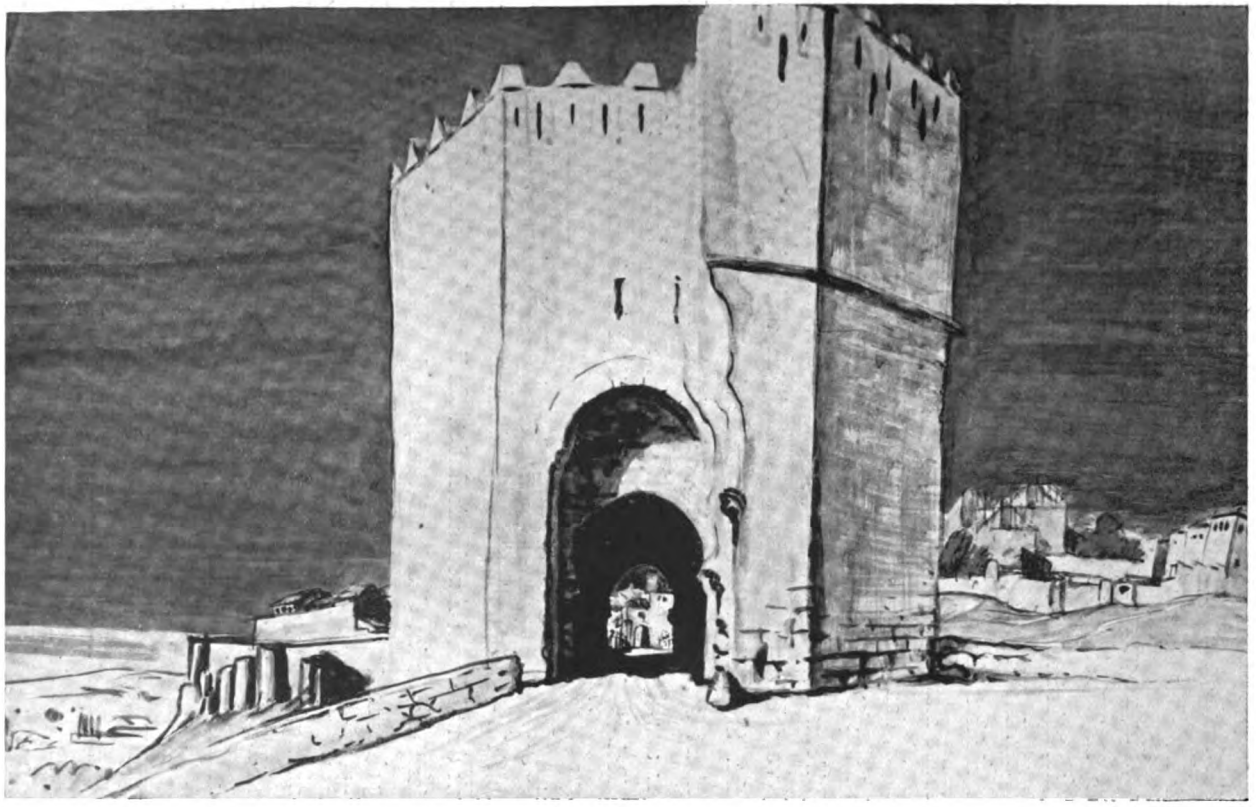
fast übergegenständlich in der hauchhaften Farbigkeit der verschmelzenden Weiten. Daneben entstehen stärker gehaltene Bilder, holländische Landschaften, gebaut mit breitem Pinsel, wie ihn die zweite Generation des Impressionismus führt, ernste, gerundete Arbeiten, künstlerische Übertragung eines Gegenüber, das bildhaft begegnet, das erlebt wird und sich doch distanziert. Die Entwicklung, vielleicht auch die südlichen Reisen bewirken eine Lockerung des Vortrags, der sich dadurch intensiviert, Sättigung der Farbe, auch wenn sie nur in wenigen Tönen koloriert, stärker, wenn sie sich in breitgemalten Skizzen löst. Das festigt sich weiter in Bildern der letzten Zeit, die sich geschlossener sammeln, ruhiger halten und nicht mehr sein wollen als sie wirklich sind: gute Bilder, gute Malerei. So sind die Palmen bei Locarno, ein Bild, das sich ganz dieser kräftigen Haltung versichert, der differenziertere Blick aus dem Fenster des Ateliers, schließlich der einfachste Gegenstand, ein Stilleben, nah in der Farbe, nicht nur Abbild, sondern Äußerung, Darstellung ohne Geheimnis.

Daneben besteht die Welt, in der sich Traum und Wirklichkeit verwischen, die Welt der Vision, des Wunders, der Inkarnation, wie Gustav Wolf sie nennt. Auch hier öffnet sich die Stilisierung zum Belebteren, Näheren, vor allem zu unmittelbarer Bewegung. Denn alles in diesen Bildern ist bewegt, das Gärende, der Flug vorweltlicher Vögel, das peitschende Schnauben der Ungetüme, die aus dunstigen Sphären von Wasser oder Luft enttauchen, das kreisende Gestirn von Sonnen und Sternen, die neu entflammt Weltnebel durchbrechen. Gustav Wolf hat viele Bilder dieser Art gemalt aus Sehnsucht nach großem Geschehen, nach heroischer Haltung, nach Schöpfung. Aber die Tage der Schöpfung sind durch das Geschaffene unwiderruflich vorbei, Weltschöpfung ist durch ein Weltgefühl, durch ein Nacherlebnis verdrängt. Aus ihm entstand nach der Genesis und dem Gesetz die apokalyptische Stimmung, die mehr oder weniger in jede Wendezeit einströmt und heute noch von einzelnen als Auseinandersetzung des Geistes mit der Zivilisation erlebt wird. Bei Gustav Wolf liegt dieses Apokalyptische außerdem in der Tradition.

Der Ausdruck solchen Weltgefühls muß nicht einseitig bildhaft sein, denn er steht ebenso mächtig im Wort wie im akustischen Ereignis. Wird er aber bildlich gefaßt, dann stellt sich als Mittel der Holzschnitt ein mit

*Holländische Landschaft*

*In der Kathedrale zu Toledo (Aquarell)*



*Maurisches Tor*

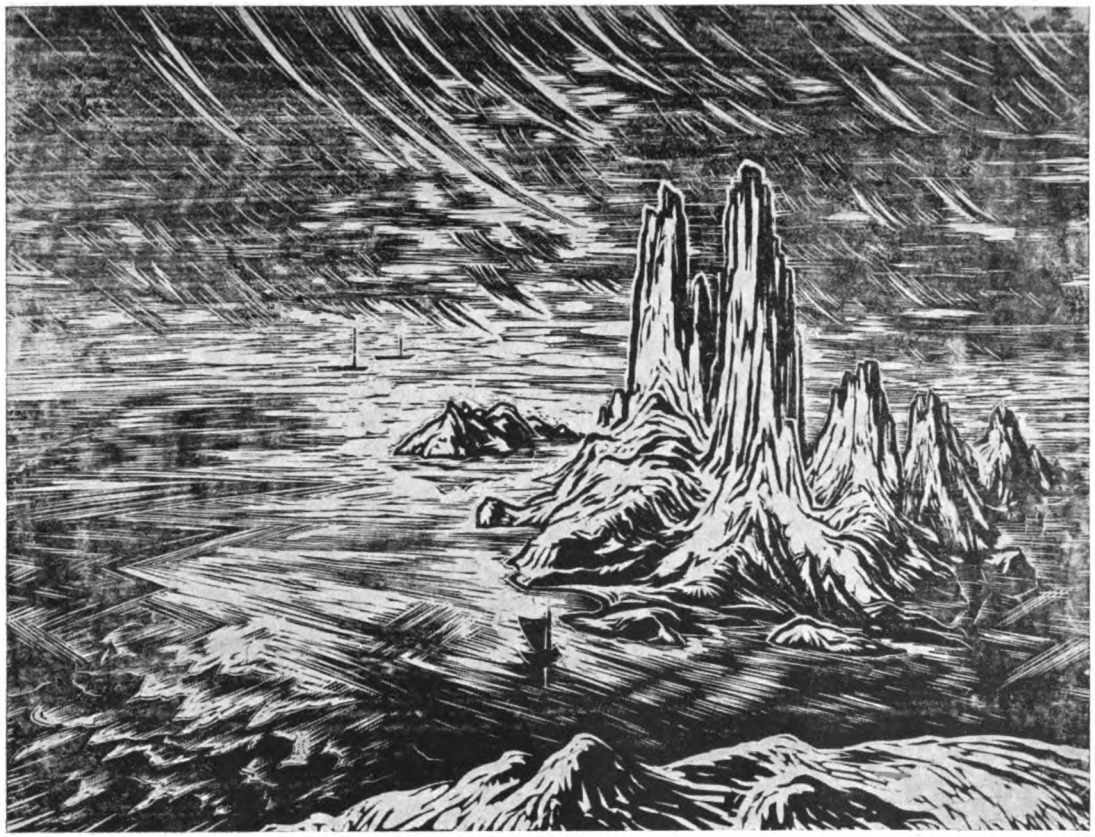
seiner Notwendigkeit der Vereinfachung auf große Form, mit der Wucht geschlossener Schwarz-Weißwirkung, die eine Vermeidung der Nuance, des Details bedingt und Entschiedenheit jeglicher Angabe fordert. Es kommt dazu daß das Graphische Form ist für einen charakteristisch deutschen Zug, während andere Techniken sich leichter anderen Gemütsbewegungen fügen. Daß Gustav Wolf seine Visionserlebnisse auch dem Holzschnitt übertrug, ist kein Zufall, die Bereitwilligkeit dazu lag bereits im Material seines Erlebens. Noch weiter: «Die Werke des Künstlers sind Schriftzeichen.» Also nicht mehr das Illustrative des Holzschnittes ist gefühlt, sondern die Nähe zum Sinnbild, die Nähe zur Schrift, gleichsam als Parallele zum Erlebnis, das sich auf der Grenze zwischen Bild und Wort ereignet. Deshalb kann Gustav Wolf auch schreiben, über sich selbst, von der «Reise nach Tetuan», «Aufzeichnungen», «Zeugnis», in denen er von seinem Ewigen, vom Unendlichen, vom Lebendigen und nie von seinen Visionen spricht. Sie bleiben ihm bildlich, wie sie aus ähnlichem Grund bei Alfred Mombert sprachlich erstehen, bei Martin Buber gehaltener und gebändigter aus dem Gut der Tradition sich formen. Dennoch: «Das Letzte und Reinste ist nicht auszusagen; es liegt in einer anderen Sphäre des Seins.»

Die großen Holzschnittzyklen, Genesis, Confessio, die Blätter vom lebendigen Sein — schon die Titel umreißen die geistige Welt, die von Werk zu Werk deutlicheren Ausdruck findet. Es liegt nicht am Inhaltlichen allein, sondern ebenso im Gestalterischen, das den Rhythmus in den Zusammenhang eines Blattes zwingt, das den stärksten Wirbel klärt, das sich zu außergewöhnlichen Wirkungen des Graphischen sammelt. Wenn sich solche Spannung lockert, führt sie bei Gustav Wolf zur Groteske, zur eigentümlichen Belebtheit der Dinge, zum Ungeheuerlichen, das sich breit macht: «Documenta spiritus humani, gedruckt zwischen Pfingsten und Durlach.» Wechselbälge, Nimmersatte, Schweinepriester und Fratzen hausen auf diesen Blättern, sorgloser, eigenbrötlerischer als bei Kubin, denn sie haben nichts von dessen Alpdruck und Verängstigung.

Kommen wir nochmals auf die Bewegtheit dieser Bilder und Blätter zurück, so ist sie nicht Geste, sondern Geschehen, zeitlicher Ablauf, die allgemeine Richtung einer Äußerungsmöglichkeit, die sich im Künstle-

GUSTAV WOLF: *Stilleben*

rischen vorzugsweise als reproduzierende Darstellung, als Literatur, als Musik, auch noch als Malerei, aber nur selten als raumbestimmte Plastik und Architektur ausspricht. Daneben aber steht eine große, überzeitliche Tradition, die Schrift, die nach der Sage schon vor der Erschaffung der Welt im Thron Gottes bewahrt war. Es ist das Erlebnis des Schriftbildes, des Zeichens, die Empfindung, daß das Wort leer wird ohne bildhaften Gehalt, daß es nur Geräusch ist, «wenn die Welt fehlt im Zeichen». Europa steht solcher Tradition fremd gegenüber, die sich nur berührt mit der großen Schriftkunst des fernen Ostens, den Gemälden einzelner Schriftzüge, in denen wie im Orient nicht das Symbol, sondern das Sinnbildhafte erfaßt wird, nicht das abstrakt Enthobene der begrifflichen Schrift, son-



*Unweltlandschaft*

dern die letzte Wurzel eines bildhaften Ursprunges, lebendiger Deutung. Aus solcher Tradition hat Gustav Wolf seine «zehn Worte» in Holz geschnitten, die stärkste Verwirklichung dieser Art, die mir in neuerer Kunst bekannt ist, großartig in der Kraft des Bildlichen, in der unmittelbaren Belebung des Sinnes, in der Auswahl des Bedeutungsvollsten.

* * *

GUSTAV WOLF: *Meteor*

# JUNGE DEUTSCHE KUNST

VON WILLI WOLFRADT

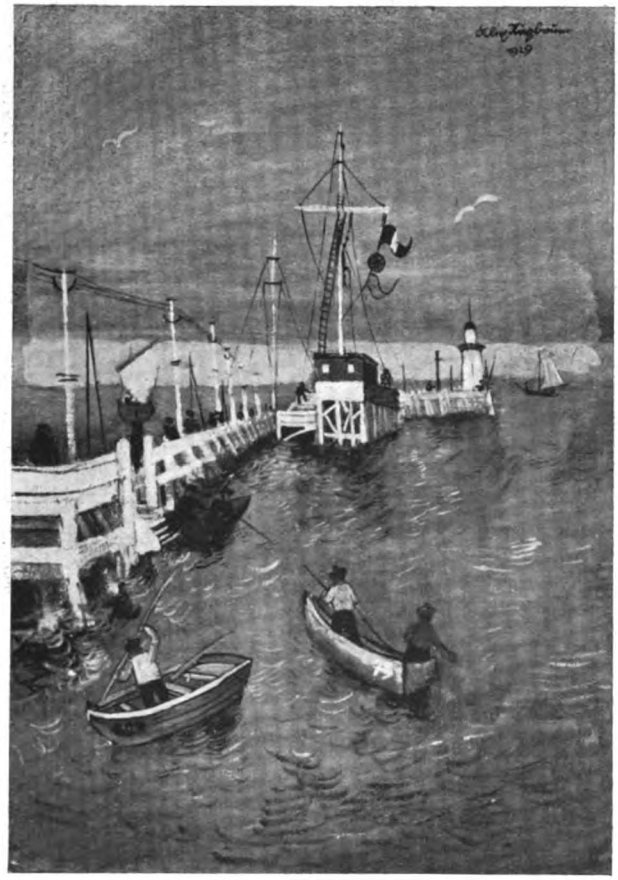
## IX. FELIX NUSSBAUM

UNVERKENNBAR die Neigung zum anmutigen Bildchen, zur Harmlosigkeit in der zeitgenössischen Malerei. Es bereitet den mit einem pathetischen Begriff von Kunst und vollends von Jugend Behafteten viel Verdruß, daß gerade die Talentiertesten aus den Reihen des Nachwuchses, anstatt gehörig überzuschäumen, nach den Sternen zu greifen und was des

FELIX NUSSBAUM: *Zigeuner*

jünglingswilden Gebarens mehr ist, sich dazu bescheiden, ruhige, hübsche Kleinformate herzustellen, die ein schlichtes Stück Welt oder Leben beschaulich und intim wiedergeben. Delikatesse der Farbenfindung und der Handschrift kann die Enttäuschung über den Mangel an großartigeren Impulsen nur verschärfen. Wenn sogar die Jugend Wagnisse und heiße Träume meidet, dann darf man sich freilich nicht wundern, daß die Tendenz zur Gefälligkeit, zum Idyll, zur Unproblematik kaum mehr auf Widerstand stößt, — schelten sie.

Etwas ist schon daran. Aber gerade angesichts der überaus reizvollen kleinen Bilder des jungen Nußbaum, die ja offensichtlich von solcher Kritik



FELIX NUSSBAUM: *Seesteg Ostende*

einer Generationserscheinung mitgetroffen werden, wird man sich überzeugen, daß in dieser Wendung als etwas doch recht Positives die Absage liegt an künstlerische Renommisterei und Deklamation. Man will aus dem geistigen Hochmut heraus,flüchtet aus dem Schwulst ins phrasenlos Banale, aus der großen Bekenntnisarie in die Wahrhaftigkeit freundlichen Schilderns, aus der Rhetorik ins Leichte. Man brüstet sich nicht geheimer Zwiesprache mit Erzengeln, sondern freundet sich kindlich heiter mit Briefträgern an.

Läßt sich aus ihren Überzeugungen diese stillvergnügte, zarte, anspruchs-

lose Bilderkunst sehr wohl rechtfertigen, so kommt bei Nußbaum nun eine ganz eigene Grazie der Anschauung hinzu, die unmittelbar entzückt. Hinter irgendeiner Mauer turnen ein paar Jungen emsig an Barren und Reck, — kranzgeschmückt hält der siegreiche Rennradler sich bereit, bewundert und wohl gar abgemalt zu werden, — geschäftig eilen die Postboten über den Hof des Postamtes, ihre Austragetaschen sind dick und die Stadt wartet schon: Poesie und Possierlichkeit dieser einfältigen Szenen ist mit fröhlicher und sachter Hand eingefangen. Und es ist keinerlei Kokettieren mit simpler Empfindung dabei. Eine sprühende Formerregung kann diese Bildchen durchzucken, gesteigert durch den hellen Esprit der Farben. Mitunter erinnert die Verbindung von elektrisiertem Strich und offener Markanz der farbigen Fläche an den van Gogh der pariser Jahre, der nur zum Leichteren noch und ins Spielerische variiert erscheint. In aller Selbstbeschränkung ist Nußbaums Beginn durchaus verheißungsvoll.

* * *

FELIX NUSSBAUM: *Postboten*

# VIER GEDICHTE

## VON WILHELM LEHMANN

### DER HEILIGE

Sein Bart ist lang wie Webervogelnest,
Er schweigt, da er das All sich selber zeugen läßt.

Im Fallen knarren auch die Bucheneckern,
Er schweigt, wenn Menschen sprechen, Elstern schäckern.

Der Hedrich, der wie Schwefel brennt, ist ihm vertraut
Und eigene Stimme jedes Wesens Laut.

Die Starenschwärme nähn die Bäume wie mit Stichen an die Erde,
Er steigt auf ihren Rücken wie zu Pferde.

Wo seine Finger deuten, glüht die Fliederbeere schwarz
Und fließt aus Kiefernzapfen honiggleiches Harz.

Er streckt sich auf dem Aschenrest des Dreschmaschinenfeuers aus,
Er ist an jedem Ort zu Haus.

Und starb er, sprengen Blätterhände
Und Brust der Steine, Mund der Kerfe seines Sarges Wände.

Der heiligen Form des toten Kopfes wächst der Kürbis, die Melone zu,
Die aufmerksame Ruhe seines Hirns füllt alle Ruh.

So grau wie seine Haare waren, fliegen jetzt die Heringsmöwen,
Sein Schweigen auszurufen brüllen lauter jetzt die Löwen.

Aus der erfrischten Mitte zackt sich lieber jetzt das Hirschgeweih,
Krümmt lieber ihren Sporn die Akelei,

Bläst Wind auf hohlem Schierlingsstengel, platzen Kiefernsamen
Und hören die Geschöpfe ihre Namen

Und zeugen Männer und gebären Weiber
Und kreisen die Planetenleiber.

*

## ALTJAHRSABEND

Aus der durchhöhlten Rübe springt die Maus,
Der steife Wind zwingt das Hollunderblatt zu tagelangem Purzelbaum —
Die leere Rübenbacke klafft,
Die Tauben peitscht der Wind ans Haus.

Den Bauernpferden wächst das Haar wie Moos so dicht.
Das Jahr geht hin. Kein Anfang ist und Ende nicht.
Die Eichel fällt — die Einsamkeit erschrickt, und Öde schluckt den Ton,
Sie schluckt auch meiner Sohle Lärmen, sie vergaß mich schon.

*

## VERZWEIFLUNG

Die verstreute Weizenähre gleicht geflochtner Pferdemähne
Und die Haferspelzen blecken durch den Schnee die gelben Zähne.

Winterwasser gurgelt plump im Grabenschlunde,
Fliehenden Himmel trägt es, drosseleiergrün, im Munde.

Wenn ein Ammernhahn mit brünstigem Flügel um die leere Hecke flattert,
Zittere ich wie wenn ein Donner knattert.

Nur noch Wieselfüße gehn die ungebrauchten Wege, die ich flüchte,
Auf der Böschung knicken grau Leichen alter Klettenfrüchte.

Ach! der Weg selbst stirbt, den umsonst die Vogellosung weißt,
Die vermummte Eule schweigt, die den armen Tag in Stücke reißt.

Stoppeln starren wie ein schlecht gerupfter Hühnerleib
Keine Stimme hör ich trösten: «Bleib»!

Schmatzend haben sich die Grabenlippen sattgetrunken. Da ihr letztes Wort
verrann,
Oben ist und unten nichts mehr, was mir helfen kann.

*

## EINIGUNG

Für meine kleine Tochter Agathe

Aller anderen Wesen
Schweigender Tumult,
Habt ihr mich zu tragen
Länger noch Geduld?

Brennt euch nicht die Flamme
Meines Auges wund?
Scheucht euch nicht der laute
Habesüchtge Mund?

Bebt nicht eurer Schönheit
Ruhende Gestalt
Unter solchen Drängens
Hastiger Gewalt?

Doch der Lilie Pollen
Bleibt dem Finger bloß,
Liebesdruck des Knöchels
Quellt den offenen Schoß.

Da der Chor der Mücken
Siedend mich umraucht,
Wird mein Blut von ihnen
Willig mit verbraucht.

Ungestümes Tagsgefühl
Darf sich Nachts bedenken,
Dumpf erbrausendem Gehör
Als ein Wohllaut schenken –

Und so kann ich dem Tumult
Wie den Mücken mich gewähren
Und die schweigende Geduld
Mit mir selbst ernähren.

* * *

# WIE DOKTOR EISENBART AUF SCHLAUE ART DIE FUGGERIN HEILTE

VON JOSEF WINCKLER

Im gleichen Mond schrieb diskret eine vornehme Patrizierin von Augsburg an Eisenbart um Hilfe in sonderbarer Krankheitslag. Eine Frau Fuggerin, er solle auf ihre Kosten absteigen in einem der berühmtesten Gasthöfe Deutschlands, «Den drei Mohren» und warten, bis Botschaft käm . . . Er reiste zum erstenmal hin. Die zwischen dem Spiegel von Wer-

tach und Lech hügelig angetürmte Stadt schimmerte in schräger Abendstrahlung wie ein phantastisch buntes riesiges Schaugericht auf der Tafel der schwäbisch-bayerischen Hochebene klar und deutlich, wie mit Fingern zu greifen. Aber die vielen statuengeschmückten Brunnen rauschten schon in tiefer Nacht, als Eisenbart anlangte; voller Lebensgier aus Tannenwäldern, Bergschluchten, weiten Horizonten taumelte er nach langer Einsamkeit seiner letzten Fahrten in Herrgottsfrüh schon in die dreigeschiffte Pfeiler-Basilika, betrachtete die Bilder Holbeins, vermochte sich kaum loszureißen vom Erzguß der Bronzepforten mit rätselhaften Fabeltieren — was hätt' er gegeben für eine Unze Einhornmilch, eine Unze Phönixblut! besah das Rathaus mit rot poliertem Marmorportal, drüber zwei Greife das metallene Stadtwappen hielten — 2000 Gulden hätte er gegeben für die Leber solcher Greife! — ließ sich den goldenen Saal zeigen, die Fürstenzimmer, trug seinen Namen in ein großes Buch (allwo er heut noch stehen soll) — schlenderte trunken von Lärm und Menschen zum Perlachturm, dessen Windfahne noch die Cisa darstell', die heidnische Schutzgöttin — wanderte zur Fuggerei in die Jakobivorstadt, wo in hundert kleinen Torbögen-Häuschen arme Bürger gegen geringen Zins hausten, hier roch es nach warmen Ölkrapfen, Geranien und vielen Katzen — schlenderte durch steinerne Lauben, alle gepflastert, staunend vor der bischöflichen Pfalz, darin der Augsburger Konfessionsfrieden geschlossen, und sog sich ganz voll Atem dieser nächst Nürnberg blühendsten Handelsstadt, die aus dem Warenumschlag zwischen Italien und dem Nord zu außerordentlichster Bedeutung gewachsen, hochmütig, mächtig und prächtig, wie oft von Kriegsvolk umdüstert, von Kaiserlichen besetzt, wiederum von Wrangel bestürmt, von Kaiserlichen abermals entsetzt, im spanischen Erbfolgekrieg von noch größerer Drangsal bedroht, dann vom bayerischen Kurfürsten beschossen, der vier Tonnen Goldes als Kontribution eintrieb — — und doch: die alle Not überwunden, es ginge nunmehr langsam bergab, neue fabelhafte Handelsstraßen liefen weltrund fern von Deutschland ... die Meere fraßen an Augsburg — — erst in der Dämmerung des zweiten Abends wagte er sich zum Fuggerhaus, erspähte kein Lichtlein droben und klirrte zu den «Drei Mohren» zurück.

Aber in den Augsburger Trinkstuben herrschte noch «fein Kurzweil»,

wie der schlesische Ritter Hans von Schweinichen sattsam es geschildert hatte: «Man ward gar bald als Gast poniert und mußt wiederum andern Gästen spendieren: gab man von der Person 18 Wssgr., so ward man mit 20 Essen gespeiset und dabei den besten Reinfall und Rheinwein, bis man all voll ist. Aber für einen Taler pro Person wurde man fürstlich tractiret.» Und da war nun ein Edelmann aus dem Osten abgestiegen, der gar noch die «pommerischen Tränke» einführte und erzählte: »Am sächsischen Hofe ist Vollsein in wachsender Übung und item in Berlin an der Hoftafel verschmähet man nimmer mehr den Rausch!» Ergo trank denn auch bald Eisenbart mehr als das Deputat eines Kriegsknechts und schmauste und zechte, zumal er jeden Posten auf Kreise setzte, bereits anderthalb Wochen, ohne daß ein Zeichen kam. Plötzlich durchzuckte ihn: «Ha, sie läßt mich etwan erst beobachten —?» und wurde vorsichtiger, vermeinte manchmal, jemanden heimlich folgen zu sehen, wartete vor einer Barchent-Manufaktur, drehte sich jäh um — doch wieder war's Täuschung gewesen. So wuchs Unruh, Gekränktsein von Tag zu Tag.

Als es bereits in die dritte Woche zog, gedachte er einen gesulzenen Brief zu schreiben, daß er kein Storcher sei, die armseligen Zehrpfennig ihr schenke und ohne Ästimierung wieder abreise, denn Ulrich von Hutten habe ihre Wucher- und Knauserei bereits richtig gegeißelt, die Fugger möchten wohl mehr als die Frankfurter ihre Dukaten beschneiden und drum einem Kaiser schön die Wechsel ins Herdfeuer werfen, summa: er, Eisenbarten, stehe in noblerer Reputation . . . da klopfte ein großbehuteter Mann in bebänderter Pluderhose und überreichte ein Brieflein mit dem Reichsgrafensiegel in rotem Wachs.

Es ging an seiner Seite durch Nebengassen an eine Hintertür mit schrägen Prellblöcken. Man öffnete ihm wie einem Verschworenen. Im erleuchteten Gobelinsaal wartete auf dem Nachtstuhl eine schmalwangig blasse Frau gesegneten Leibes, verhangen von Scheu, sehr einsilbig und auch der schwarzbehutete Mann blieb während der ganzen Konsultation zugegen.

«Ich bin fünfmal purgieret und muß Euch auf dem Nachtstuhl empfangen, denn ich hab' groß Unglück —» begann endlich die Dame Wort für Wort aufzubröckeln — «ich werd' scharf bedrängt von einem schlaufüchsigen Liebhaber, einem Hungar, der mein Eh' zu Fall bringen möcht! Kleine

Gnad erwies ich wohl hie und da, als er aber merkt, daß ich keiner Possen zugängig, da sann er auf Rache und schenkte mir als Galanterie ein vergiftet oder verzaubert Ohrgehäng! Seit ich es eingekneipt, ist mein link Gehör verloren — es schmerzt sehr — fließet zuweilen und ich träum entsetzlich. Keinem Doktor Medicinae trau ich mich an — weil es bald schon ein Geschwätz in ger ganzen Stadt gäb' . . . und da ich hört, wie kundig vieler Heilart' Ihr wäret, bat ich um Eure Diskretion und Obligation!»

«Herentgegen wär ehrbar zu sagen, daß kluge Galaninnen in kein Augenzwinkern fallen, eh sie nit reichlich den Charakter studieret —» konnte Eisenbart sich eine gelinde Zurechtweisung nicht ersparen.

«Ich bin gar zu froh, daß es kein Schopfband gewesen, weilen alles Haar ausfallen könnt und ich heut bereits kahlköpfig säß —» entgegnete die Dame pikiert, die Schulter tiefer senkend:

«Auch romanische Handschuh wollt er schenken, so daß ich heut vielleicht schon verdorrte Händ hätt!»

«Dann weiset die Ohrenreliquie mal vor!» trat Eisenbart näher.

«Er sagte, wenn ich sie auskneipte, geschäh großes Malheur und so trag ich das vermaledeite Gehäng heut noch!»

Eisenbart nahm ihr Ohrläppchen zwischen zwei Finger: Es waren kostbar geschnitzte, gemalte Elfenbein-Berlocken mit je drei Korallen.

«Meine Wissenschaft ist —» begann Eisenbart gewichtig — «der Saphir gilt als Weisheit, stärkt das Auge; deshalb trag ich einen Saphirenring (und zeigte ihn gespreizt am Finger) heilsam wirkend bei meinen Star-Operationes — der Smaragd ist der Stein der Keuschheit (und zeigte ihn an seinem Finger) und dienet zur Dämpfung des Geschlechtstriebes; in Sonderlichkeit Perlen (und spreizte seinen kleinen Perlenfinger) helfen gegen innere Erkrankung, wie Gold gegen Melancholia, wie Quecksilber gegen Impotenz, aber —»

Er schwieg. Die Fuggerin, erglühend: «Bitte — lehret mich weiter!»

«Wie's aber mit der Gorgonide steht, das ist die Koralle, weil sie aus Blutstropfen des abgeschnittenen Gorgonenhauptes entfielen, o, liebe gnädige Frau, ich muß es bekennen: die weiße Koralle, Isis, sie nennt schon Paracelsus einen Talisman gegen Versuchung des Teufels und Blitzschlag . . . aber Eure Koralle ist rot!»

«Oh, oh — Ihr werdet mich doch retten —?»

«Ich lasse keinen scheintot liegen —» schmunzelte Eisenbart zweideutig.

Die Fuggerin sank beinahe vom Nachtstuhl. Eisenbart bedeutete, erst morgen nähere Auskunft erteilen zu können, dazu solle der Bote pünktlich gegen 10 Uhr ihn abholen und zog sich mit tiefem Bückling zurück. Er wußte, sie stak ihm sicher wie die Fliege im Bernstein.

Denn mit einem zarten Druck auf den Tragus der Ohrmuschel hatte er bereits die wahre Ursach erkannt: es dürfte irgendein Fremdkörper in den Gehörgang geraten sein und so mußte er erst angestrengt auf in Mittel sinnen, ihn überraschend fein zu entfernen. Mit einem Haken, wie bei einer Polypenoperation, wagte er nicht einzufahren aus Furcht, durchzustoßen ins Innerste! Aber gegen Morgen hatte er Plan und Instrument fertig und folgte dem Boten. Die Fuggerin hatte kein Aug geschlafen. Sie saß jetzt angekleidet in der Bibliothek und Eisenbart ließ ihren seidenen Arm-Sessel dicht ans Rauten-Fenster rücken, öffnete das Oberlicht des dämmrigen Saals dem vollen Schein und begann aus den Ohrgehängen die kostbaren roten Korallen (die er famos nach schwäbischem Rezept zu Medizin gegen «Bösen Blick» zerstoßen konnte!) — kunstvoll abzulösen, steckte sie schweigend ein und entnahm einem anderen Schmuck der Fuggerin zwei Perlen und punzte diese fest. An den schmalen rosigen Ohrläppchen der vornehmen Frau arbeitete er mit henkelnden Armen filigranen wie der Steinmetz an der Kreuzblume der Domspitz. Dann tat er ein gebogen Metall-Röhrchen vorsichtig ins Ohr, kittete rundherum die ganze Muschel mit Wachs und Betonienharz ab und murmelte einige Gesundheitsformeln: «Haltet fein still, ich besprech jetzt den eingefahrenen bösen Geist, daß er von Euch lasse —» und saugte etwa ein Viertelstündchen durch das Röhrchen Luft aus dem Ohr — und siehe: das Stückchen einer Flaumfeder huschte ihm auf die Zunge, er drückte es heimlich mit der Zunge zur Wange, löste den Wachs aus der Ohrmuschel ab und sprach mit tiefer Reverenz, den Galanteriedegen wippend im Schniepelfrack:

«Gratuliere — Ihr seid gerettet —!»

Wahrhaftig, mit vollem Klang tönte seine Stimme durch ihr Ohr, sie brach in überströmende Tränen aus: „Gottbegnadeter Meister! Wie ängstet ich mich schon, Ihr würdet mich verlassen, denn ich mußt' erst vorsichtig die

Fortreis' meines Gemahls abwarten, der von all dem nichts ahnt; doch keinen Tag länger hätt ich mich solvieren können! Welches ist Euer Salär —?»

Eisenbart wehrte: «Bestimmt es selbst —»

Dann möge Er sich eine ganz besondere Belohnung erbitten!

«So möcht' ich einmal in Eurem hochberühmten Renaissance-Marmorbad ein Düschlein nehmen!» reckte sich Eisenbart stolz in die Perück.

Die Fuggerin mußte hellauf lachen, aber die Bitt' ward ihm gern gewährt und so wenigstens e i n m a l im Leben badete der Kurpfuscher Eisenbart 3 Stunden lang w i e e i n r e g i e r e n d e r F ü r s t.

Dann überreichte der Mann mit der Pluderhose ihm unter tiefster Reverenz noch einen perlgestickten Extrabeutel mit Gulddukaten . . .

«Meister, wie hieß denn eigentlich jene hohe Dame und wie gabt Ihr dieser das Gehör zurück —?» frug daheim bei der Wandertruppe der Baccalaureus voll peitschender Neugier. ‚Was soll ich all' und jedes verraten —' dachte Eisenbart und entgegnete barsch: «Sie hieß Mamsell Pimpernell und ich — ich spannt' ihr nur ein Pergament vors Ohr!» Der Baccaleureus vertraute es Coromandel, ob's möglich sei, dieser notierte sich's schmunzelnd: «Man müßt' ein Lied drüber machen — eine schöne Stroph gäb's wieder — eine sehr schöne Stroph gäb's von der Mamsell Pimpernell — — —»

* * *

# JOSEF WINCKLER

## EIN UMRISS SEINES SCHAFFENS

VON HEINZ LUDWIG RAYMANN

Ein kleines lustiges, in seiner Art aber bezeichnendes Erlebnis veranlaßt mich, diesen Umriß zu schreiben. Vor dem letzten Weihnachtsfest empfahl mir ein Buchhändler den mir schon aus seiner Entstehung bekannten «Tollen Bomberg» von Josef W i n c k l e r mit dem Hinweis, es handle sich um ein Jugendwerk — und Jugendwerke seien immer die besten. Ich konnte mich leicht davon überzeugen, daß der Buchhändler von den vor

dem «Tollen Bomberg» erschienenen Werken Wincklers: «Eiserne Sonette»; «Mitten im Weltkrieg»; «Mythische Zeit»; «Ozean»; «Der Irrgarten Gottes»; «Ruf des Rheins»; «Das Rheinbuch»; «Trilogie der Zeit» und «Der chiliastische Pilgerzug» keine Ahnung hatte. Da ich der begründeten Ansicht bin, daß es manchem Liebhaber des tollen Barons ähnlich ergeht, halte ich es für an der Zeit, auf das gesamte bisherige Schaffen Wincklers hinzuweisen.

Es ist für einen Dichter von dem Ausmaße Wincklers sicher nicht angenehm zu wissen, daß sein Name durch eins seiner weniger bedeutenden Bücher in die weitesten Kreise drang. Der als Befreiung vom Druck der Kriegs- und Nachkriegszeit herausgelachte Schelmenroman des historischen westfälischen Barons schlug wie eine schwerkalibrige Lachbombe in die trüben Gewässer unsrer notvernebelten Zeit und brachte alles lang versteckte Lachen zur Explosion — und wurde dadurch der größte Bucherfolg des Jahres 1924/25. Dies Buch brachte es in kurzer Zeit fertig, daß man vom Zugspitzengrat bis zur Kieler Bucht und von Aachen bis Beuthen von dem verrückten Romberg (wie der tolle Baron richtig heißt) sprach. Der Name Winckler war mit einem Schlage bekannt. Doch vermochte der Erfolg dieses Buches es nicht, die vorher erschienenen Werke Wincklers ins Helle zu rücken.

Im urwüchsigen Westfalen, in Hopsten (wer kennt es?), geboren, verlebte Winckler seine ganze Jugend auf dem Dorfe. Er wuchs, wie er selber sagt, wie Apoll unter den Ziegenhirten heran. Um das spitzgegiebelte Dach seines großelterlichen Hauses, des Hauses Nyland, rauschten hohe Ulmen. Der Mond hing groß über dem pelzigen Strohdach des Nachbarn. Ruch brünstiger Ackererde und warmer Kuhställe füllten Nase und Lunge des frechen Dorfbengels, der schon früh das «Lügenjöbken» (Lügenjosef) hieß, weil er seine Phantasie maßlos schweifen ließ und den biedern Landkindern alle Phantasie nichts als Lügenschaum war.

Dieses Landleben und der katholische Mystizismus der frommen Westfalen beeindruckten seine Jugend am stärksten. Daneben läuft schon früh die Erkenntnis von der erbarmungslosen Härte des Lebens, die er im niedergehenden Betriebe des Großvaters kennen lernte. Er besuchte das Gymnasium in Rheine und studierte in Bonn — Zahnheilkunde, weil er einen

streng sachlichen, von allen philosophischen und philologischen Spekulationen unbeschwerten Beruf haben wollte, somit Brotberuf und dichterischen Beruf reinlich scheidend. Einige Jahre vor dem Kriege ließ er sich als Zahnarzt in Mörs am Rhein, inmitten der Schwerindustrie nieder, wo er auf manchen hohlen Zahn fühlte und manchen Mund durch ein goldenes Gebiß verzierte. Heute wohnt er in der Stille des Hauses «Pumpernickel» am Fuße des Siebengebirges am Rhein.

In diesen an sich belanglosen äußern Lebensgang pressen sich geistige und dichterische Erlebnisse, Entwicklungen, die mit eruptiver Gewalt aus ihm hervorbrachen, die wie Flammenregen über ihn herfielen. Dieser Sohn der nüchternen westfälischen roten Erde ist ein glühender Ekstatiker, ein Mensch-Vulkan, ein faustischer Sucher, ein Weltenverschlinger. Alles, was oben und alles, was unten ist, will er in sich aufnehmen und im tiefsten Grunde erkennnen. Neben sachlich beherrschter empirischer Lebenskühle spukt in seinem Blut der westfälische, heidnische Spökenkieker, der kühne Korsar ins maßlos Phantastische. Beides aber wird überdonnert vom homerischen Gelächter über die menschliche Komödie.

In Mörs entstanden zwischen den ragenden Schloten, den klirrenden Fördertürmen und dem Flammenbrausen der Hochöfen die «Eiserne Sonette» (Insel-Verlag 1914). Sie sind der Triumphgesang der Industrie. In diesen Sonetten ist zum erstenmal die sachliche Schönheit der Werke der Schwerindustrie in ihrer ehernen Größe erkannt und gestaltet worden. Frei von aller Sentimentalität und Nachläuferei entstanden glühende Bilder der Werkstätten Hephästos, die in der deutschen Literatur allein dastehen. Zwar haben Dichter wie Lersch, Engelke, Bröger, Barthel und andere ebenfalls die Industrie besungen, aber sie haben anderes gewollt und geformt. Winckler malte Bilder, die bei knapper Form voll Musik und herber Romantik sind, eine Romantik, die jedoch mit jener der stillen blauen Blume nichts zu tun hat. Das Romantische bei Winckler liegt mehr im Bildhaften, Hinübergreifen ins Mythische, Sagenhafte. Auf den wenigen Seiten des Bändchens hat man in starker Kompression und gebändigter Realität das Erlebnis der Industrie. Auf dem grauen Hintergrund des Molochs Industrie erblühen Farbeneffekte rembrandtischen Feuers. Ich stehe nicht an zu erklären, daß

Wincklers «Eiserne Sonette» von seinen Versbüchern künstlerisch das einheitlichste, wenn auch nicht das tiefste ist.

Der Weltkrieg, der Winckler im Tiefsten aufwühlte, ließ die Bücher: «Mitten im Weltkrieg» (Insel-Verlag); «Die mythische Zeit» (Diederichs, Jena) und «Ozean» (Diederichs) erstehen. Von diesen Büchern, von denen das Wertvollste demnächst gesichtet und zusammengedrängt in einem Bande erscheint, ist der Band «Ozean», der das gewaltige Ringen des deutschen Volkes zur See schildert, bei weitem das stärkste. Dieses Buch, das den Seekrieg in unerhört dramatischer Größe und meerweiter Vision bildhaft und eindringlich gestaltet, hat nichts ähnliches neben sich. Es wirkt neben dem romantisierenden Singsang gewisser Kriegslyriker wie das Meer neben seichten Lagunen. Auch im Band «Mitten im Weltkrieg» stehen Stücke von bleibendem Wert.

Nach dem grauenvollen Erlebnis des Krieges, dem Zusammenbruch und dem Zerfließen aller bisherigen Begriffe war Winckler mit gefährlichen Spannungen geladen, dem Irrsinn nah. Groll mit Gott und Verzweiflung mit dem Leben schlugen meerhoch über ihm zusammen. Aus diesem Chaos der Gefühle und vor dem Versinken ins Irrationale befreite er sich durch das Hinausschreien dessen, was ihn titanisch bedrängte. Er schrie den «Irrgarten Gottes» (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) aus sich heraus, der ein Berg des Haderns mit allem Erschaffenen ist. Winckler zeigt in diesem «Irrgarten», daß sich Gott mit der Erschaffung der Welt geirrt hat. Sie ist seinen Schöpferhänden entglitten, und alle Kreatur tobt sich aus in Haß und Vernichtungswut.

Dies Buch ist der Niederschlag einer grenzenlosen Enttäuschung mit allem Sein; es zeigt, daß überall das Gegenteil von dem herrscht, was sein sollte. Der Titel gibt die Erlebnissphäre des Inhalts nur unvollkommen wieder. Er will besagen, daß Gott mit seiner Schöpfung gleichsam in einen Irrgarten geriet, aus dem es keinen andern Ausweg als den der endgültigen Vernichtung gibt. Deshalb hat er das Universum sich selbst überlassen und läßt die Weltenkugeln und die Menschengeschlechter sich austoben bis zur Rückkehr ins Chaos, bis der erhabene Anfangssatz der Bibel in der Umkehr alles Gestaltete beschließt: «Am Ende ist alles wüst und leer!» — Ein grausam hartes Buch, das mit unerbittlicher Logik bis zur letzten Konse-

quenz durchgeführt ist, voll prächtiger und grausiger Bilder, ungeheuer aufgefächerter Phantasien und spukhaften Beschwörungen der oberen und unteren Mächte.

Dann aber lachte er sich seine Weltnot mit dem «Tollen Bomberg» Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) vom Halse. Wenn es eines Beweises bedurft hätte, daß Winckler — was man nach den obigen Büchern hätte annehmen können — kein schwermütiger, gallenbittrer Schreibtischklügler ist, so ist er mit diesem Buche erbracht. Als Winckler den «Tollen Bomberg» schrieb, haben er und der Verfasser dieser Zeilen manche Nacht aus goldenen Pokalen (Geschenke Großindustrieller) Wein schlürfend, durchgelacht bis zum Morgengrauen, uns an seinen Figuren und Szenen berauschend, wild lachend auf Teppichen uns wälzend, unaufhörlich, bis alle Muskeln des Kopfes schmerzten und wir vor Lachtränen nichts mehr sehen konnten. Dann erschien wohl in der weißen Nachtjacke die alte Mutter: «Chosef, chest du noch nicht zu Bett?» Chosef ging nicht. Aber wenn einige Stunden später mit geschwollener Backe Patienten kamen, starrte ihnen an seiner Tür ein Schild entgegen: Keine Sprechstunde! Verreist!

Der «Tolle Bomberg» ist leider kein Roman, wie ihn Winckler im Untertitel nennt, sondern der chronologische Ablauf der verrückten Streiche dieses vollsaftigen Barons. Winckler hat hier die dankbare Aufgabe, eine zeitüberragende Charaktertype zu entwickeln und aus dem innern Zwang und der äußern Gebundenheit zu gestalten, außer acht gelassen. Trotzdem muß man das Buch als einen anderen Eulenspiegel begrüßen.

Gleichzeitig mit dem Bomberg erschien der «Chiliastische Pilgerzug» (Deutsche Verlangsanst.), ein Menschheitsapostelbuch, von dem sich Winckler eine außerordentliche Wirkung versprach, das aber neben dem schellenklirrenden Zwillingsbruder fast unbeachtet blieb. In diesem Buch entschließt sich ein sagenhafter, immens reicher asiatischer Fürst, in alle Welt zu ziehen, allerorten die Kranken, Bresthaften, Armen und Verlorenen zu sammeln, um sie einem bessern Dasein entgegenzuführen. Also eine andre Art messianischer Menschenerlösung. In dem Buche tut sich eine gewaltige Völkerschau auf, eine turbulente Arena alles Geschaffenen, ein riesenhaftes

Weltkino an Prunk, Pomp, Massenauftritten, Geld, Pest, Kot und Aussatz. Was es auf der Erde im dinglichen und begrifflichen Dasein gibt von Bedeutung, holte Winckler heran, um dem Buch den gewaltigen Hintergrund zu geben und um seine These unerhört eindringlich zu gestalten. Dabei tat er des Guten zuviel. Man erstickt fast in dieser zusammengeballten Welt. Der Blick verwirrt sich schließlich vor Geschautem. Die klare Linie des Vorwurfs wird ganze Strecken weit zugedeckt von ungeheurem Bilderprunk und gigantischen Wortblöcken, die an sich schön und überraschend sind, die aber gegen das Elementargesetz aller Kunst verstoßen, gegen das der künstlerischen Beschränkung, der weisen Mäßigung.

Trotzdem ist diesem Buch sein großer ideeller und ethischer Wert nicht abzusprechen, vor allem der des heißen menschbrüderlichen Wollens, der Menschbefreiung von Not und Qual. Sein Wert liegt eben mehr auf der ethischen als auf der künstlerischen Seite. Doch hat es auch dichterisch ganz wundervolle Stellen, die neben der besten Epik unserer Großen stehen.

Einen großen Schritt vorwärts tat Winckler mit dem folgenden Buch, dem «Pumpernickel» (Deutsche Verlagsanstalt). «Pumpernickel» ist, gerade heraus gesagt, sein bestes Buch. Gesang paradiesischer Kindheit, voll ländlichen Behagens, durchduftet vom süßen Geruch frischen Pumpernickels. In diesem Band, in dem Winckler seine Jugend im westfälischen Dorfe schildert, gibt es wundervolle Stücke, die ebenbürtig unserm besten Schrifttum sind. Ein Buch von echten Humors, Spökenkiekerei, Glauben und Aberglauben. Gestalten wie Schnieder Börnebrink, de olle Venhüser, Nyland, Ras Lucks und andere sind blutvolle Typen, deren Bilder sich dem Leser plastisch einprägen. Dies Buch ist aus dem Vollen geschöpft, ist durch und durch erlebt; voll Geruch saftiger Wiesen und fetter Äcker, warmer Kuhställe und reifen Korns. Jedoch ist es keine freundliche sanfte Pastorale, sondern ein urkräftig derbes Gericht, wie jener westfälische Buchweizen-Speckpfannkuchen oder wie Pumpernickel, das tiefschwarze westfälische Nationalbrot, das nichts gemein hat mit süßem Weißbrot oder gar Teegebäck. In diesem Buch spiegelt sich der Rest einer merkwürdigen Zeiterscheinung, die der Tödden, der Kiepenkerle, die Napoleons Kontinentalsperre ins Leben rief, wider. Es waren herumziehende Händler, die sich

die Sperre nutzbar machten, die meist zu großem Vermögen kamen und deren Reste Winckler noch erlebte. Merkwürdig berührt in dem Buch auch die starke Beschäftigung des westfälischen Volksmundes mit dem Alten Fritz. Der Geschichten über diesen Preußenkönig sind so viele, daß Winckler davon ein besonderes Bändchen: «De olle Fritz» (Schünemann, Bremen) zusammenstellen konnte.

Von allen Büchern Wincklers scheint mir, wie gesagt, gerade der «Pumpernickel» wegen seiner Bodenverwachsenheit, Wärme und Plastik der geschilderten Gestalten Wincklers bestes und blutvollstes Buch zu sein. Frühere Bücher Wincklers (Irrgarten; Chiliastischer Pilgerzug) sind in der Idee tiefer, im Vorwurf größer und gedanklich reicher. Aber beim Pumpernickel wirkt die größere Einfachheit der Konzeption, die Lebensnähe der Gestalten und Bilder. Ich bin davon überzeugt, daß der «Pumpernickel» zu den langlebigen Büchern Wincklers gehört.

Nach dem «Pumpernickel» erschien ein Band mit südtiroler Novellen: «Im Teufelssessel». Diese Novellen sind Episoden, dem Gebirgsland um Eppan entnommen. Sie sind alle kleine Kabinettstücke. Sehr reizvoll wird in der ersten die Einführung des Porzellangeschirrs geschildert. Eine weinlaunige humorvolle Erzählung ist «Die Traubenkur des Herrn von Rottmann-Gudmann», während die dritte: «Lehrer Tobias Oberkofel» in die augenblickliche politische Lage in Südtirol eingreift und den Kampf der Tiroler um ihr Deutschtum eindringlich schildert. Das beste Stück ist die vierte Novelle: «Die Magd», in der die grausige Rache einer verschmähten Bauernmagd geschildert wird. Diese Magd vergiftet den kleinen Jungen des Bauern, der sie verschmäht hat, dadurch, daß sie ihm nur die Milch einer tuberkulösen Kuh zu trinken gibt. Diese Erzählung besticht durch die Einfachheit ihrer Diktion und durch die klare Plastik ihrer Gestalten, wie überhaupt von diesem ganzen Buch zu sagen ist, daß es erzählungstechnisch und künstlerisch, wie auch rein menschlich einen bedeutenden Fortschritt zum Wesenhaften, zum in sich gerundeten Weltbild bedeutet. Besonders die letzte Novelle hinterläßt beim Leser einen sehr starken bleibenden Eindruck.

Als letzte Arbeit kam kürzlich der «Doktor Eisenbart» (Deutsche Verlagsanstalt) heraus. Mit diesem Buch holte Winckler erneut zu

einem großen Schlag im Stile des tollen Barons aus. Wieder ist es eine historische Figur des übermütigen Humors, des unbändigen Lebensgefühls, ein Ritter des Witzes und der Klistierspritze, ein Scharlatan um einer bessern Sache willen, die Winckler mit Lebensodem füllt. Ein ruheloser Geist, den es in Jahrmarktswagen durch die Länder treibt, überall kurierend, schwadronierend, der es vor allem auf die eingebildet Kranken abgesehen hat, unerschöpflich im Ausdenken radikaler Kuren. Es sind: «Des verwegenen Chirurgus weltberümbt Johann Andreas Doctor Eisenbart, Zahnbrechers, Bänkelsängers, Okulisten, Steinschneiders Tugenden und Laster sambt vielen Orakeln, Mirakeln, Spektakeln . . .», wie es launig auf dem Titelblatt heißt.

Winckler liebt diese vollsaftigen vitalen Kerle, die keine geistreichelnden Spaßmacher oder plumpen Witzbolde sind, sondern hinter deren Witz und Satire überlegene Weisheit und Wissen um die Schwächen der menschlichen Natur steckt. Kerle, hinter deren buntfunkelnder Witzfontäne abgründiger Schmerz finstert oder ahasverische Ruhelosigkeit. So einer ist Wincklers Eisenbart, ein genialer Arzt aus Berufung, nicht durch Approbation, der fast unfehlbar in der Diagnose ist und der einen glücklichen Griff mit dem Skalpell und mit Kuren hat. Dieser Eisenbart, der seine Kunst mit einem ganzen Wandertheater anpreist, sich stets von den approbierten Nichtskönnern verfolgt sieht, der maßlos eitel und verzagend zugleich ist, steckt voll barocker Einfälle und Späße und ist immer aufgelegt, irgendeinem Hohlkopf einen Schabernack zu spielen.

Diese wirblige, kribblige, quicke Gestalt des kleinen Doktors in mächtiger Allongeperücke und zeisiggrünem Staatsfrack agiert auf dem gewaltigen Hintergrund des Barock wie eine wunderliche Marionettenfigur vor phantastischen Kulissen. Es ist, als sei dieser Eisenbart einer jener wesentlichen Schnörkel des Barock, gehöre zum Stil und zum Ausdruck dieser bunten lebensprühenden Zeit. Ein Vollmensch, besessen von seiner Mission, ein weitblickender Deutscher, voll Spotts über die Lächerlichkeiten und Gespreiztheiten des Duodezfürstenwesens im damaligen Deutschland. Winckler hat hier richtig erkannt, daß diese Figur nur auf dem großen Hintergrunde seiner Zeit wirksam werden konnte, und so spielen wesentliche Personen, Ereignisse und Ausdrucksformen des Zeitalters des Barock bestim-

mend mit hinein. In das tollwirbelnde Geschehen lodert die Brandröte der französischen Raubkriege am Rhein, schlagen die Flammen des Heidelberger Schlosses. Mit vielen Fürsten, Bischöfen und Mätressen treibt Eisenbart seinen offenen und versteckten Spott.

Winckler hat diesen fahrenden Arzt, der voller Widersprüche und undurchdringlich in seinen seelischen Abgründen ist, mit all seinem Wirrwarr, seiner Sperrigkeit und bizarren Verschnörkelung lebendig gemacht. Er steigert Eisenbarts Wirken sogar ins Mythische, das darin gipfelt, daß er Eisenbart dem ruhelos wandernden Ahasver beide Beine amputieren läßt, um Ahasver von der Qual des ewigen Wanderns zu befreien. So rollt Abenteuer an Abenteuer in bunter Fülle vorüber, den dicken Band leider etwas stark ins Breite dehnend. Das Buch setzt gleich in vollem Furioso ein, sich fast stets auf gleicher Höhe haltend, ohne eigentliche Steigerung oder Gipfelung.

Das Kolorit des zeitlichen Hintergrundes unterstützt Winckler durch die stilistische Form und die barocke Sprache, die bei aller Wortkürze voller Schnörkel ist. Sie versieht den weitschweifigen Bau mit Erkern, Fensterbögen und Zierat. Winckler liebt es, die Worte fast bis zur Wurzel zu kürzen. Diese Tendenz ist schon in den «Eisernen Sonetten» zu erkennen. Um so erstaunlicher ist diesen Wortkürzungen gegenüber sein Ausschweifen in der Gesamtanlage einiger seiner Bücher, wie auch im «Eisenbart».

Im ganzen ist dieser «Doctor Eisenbart» ein kräftiges Volksbuch, das neben Till Eulenspiegel, Don Quichote, Simplizissimus ebenbürtig steht. Es wird in der Literaturgeschichte einen hohen Rang einnehmen.

Es lohnt sich, sich mit Winckler und seinem Werk zu befassen. Der «Tolle Bomberg» allein genügt nicht, die hinter diesem Buch stehende Dichterpersönlichkeit zu erkennen. Alle Bücher Wincklers sind groß angelegt, ideenreich, interessant und wertvoll. Wer es mag, gehe die Reihe seiner Bücher chronologisch durch. Er wird auf einen erstaunlich vielseitigen Dichter stoßen.

* * *

# HERAKLES

## VON ALBRECHT SCHAEFFER

(Fortsetzung)

### DIE SIEBENTE ARBEIT

Eine besonders schlimme Plage der Menschen waren im Lande Arkadien große häßliche Vögel, Störchen ähnlich, die in den Sümpfen von Stymfalos hausten. Unter ihren Federn waren solche, die eherne Spitzen hatten und sich abschießen ließen; wo sie trafen, gab es nur eine winzige Schwäre, die aber größer und schwarz wurde wie das ganze Glied, endlich der Leib des Menschen, und dann starb er. Aber auch, wen er berührt hatte, starb an der gleichen Krankheit. Die Vögel kamen einzeln und auch in Scharen, ganze Dörfer oder Volksversammlungen überfallend und verpestend; aber auch die einzelnen Pflüger auf dem Acker, Hirten und Jäger waren nirgend sicher. Herakles umwand seine ganzen Glieder zum Schutz mit erzbeschlagenen Riemen. Es dauerte lange, bis er in den Sümpfen watend das Vogelheer fand, wie es einen großen Weiher füllte mit Flügelschlagen, Schreien und Stelzen. Die ersten Pfeilschüsse jagten es auf, und nun verfinsterte sich der Tag von einer brausenden Wolke, die über ihm hin und her wogte, und aus der ein Hagel von Federn fiel. All den Tag lang sah Herakles das Himmelsblau nur durch die Löcher der Pfeilschüsse, die sie in die Wolken rissen, da die wütenden Vögel, unbekümmert um ihre Toten, unablässig über ihm schwenkten. Als die Nacht einfiel, stoben sie davon, und anderen Morgens begann an andrer Stelle der gleiche Kampf. Allein die Mühsal zog sich durch Wochen hin, weil die Sümpfe unendlich waren und schwer zu durchdringen, auch Herakles seine wenigen Pfeile stets wieder suchen und aus den Leichen ziehn mußte; und beinah ein Jahr ging hin mit Verfolgung der letzten kleinen Scharen. Als aber Herakles glauben konnte, daß der letzte erlegt war, seufzte Arkadien auf; und das Herz in ihm erwarmte.

### DIE ACHTE ARBEIT

Von Arkadien brach Herakles gleich nach Thrakien auf, dem zu oberst im Norden gelegenen wilden Lande. Der Herrscher Diomedes warf jeden Fremden, der sich zu ihm verirrte, seinen drei unbezähmbaren Stuten vor;

aber Herakles fing sie und brachte sie in Ketten zu Eurystheus, bevor er sie tötete.

Diese Stuten, sagte Eurystheus, und jener Bulle, und ich glaube auch diese scheußlichen Vögel waren sehr leichte Arbeiten.

Du vergissest, sprach Herakles freundlich, die weiten Wege. Nun bin ich gar in Thrakien gewesen. Wie der Vogel der Wanderung schweife ich über die Länder, und ich habe doch keine Flügel und keine Heimstatt. Meine Sohlen sind Horn geworden.

Ich habe es nicht bedacht, fuhr Eurysthenes fort, sonst hätte ich dich von Thrakien aus gleich weiter ostwärts an das Meer gehen lassen, das sie das wirtliche heißen, weil es so unwirtlich ist. Über das Weiber-Volk der Amazonen gebietet da eine Königin namens Hippolyte, die einen Gürtel hat, den ihr Ares schenkte. Es heißt, daß er von Gold und Bernstein ist und dem, der ihn trägt, eine übermännliche Kühnheit verleiht. Hole mir diesen Gürtel.

Herakles empfing diesen Auftrag ungern, denn wem — fragte er sich — ist die Arbeit nütze, ausgenommen Eurystheus? Allein sein Schicksal wußte es anders und hatte ihm den langen Weg nicht umsonst beschlossen.

Noch bevor er aufbrach, kam aus Arkadien Nachricht, daß eine Schar der Kentauren dort eingefallen war. Eben hatten sie sich nach der Verheerung von zwölf Dörfern in die Klüfte des Foloë-Berges zurückgezogen, als Herakles mit Iolaos ihnen nachkam. Da erwartete er sie am Ausgang einer tiefen Felsschlucht, in die sie ihre Beute geschleppt hatten und die sonst keinen Ausgang hatte. Grad einen Pfeilschuß weit ihr gegenüber war ein Gehäuf von Felsen, auf den er sich hinsetzte, den Bogen auf den Knien, und er hatte diesmal nicht einen, sondern drei Köcher voll Pfeile mitgenommen. Als frühmorgens der Vortrupp der Wilden erschien, die nackten braunen Mannsleiber vor den struppigen braunen und roten Roßleibern, erhob er sich zu seiner Größe und winkte, ein riesiger Schatten vor der Sonne, die sich hinter ihm allüberflutend über die Ebene erhob. Apollon gleich mit erhobenem Bogen stand er so eine drohende Weile lang, ehe er sich wieder setzte und die Sehne zum ersten Male klang. Dann hielten die Pfeile Gericht, Flüchtende anspringend, wohin sie auch flogen, die Leiber gestreckt, mit rasenden Hufen. Sie wichen in die Schlucht zurück, aber Iolaos rollte Felsen herunter. Dann kamen sie geschlossen hervorgestürmt,

Felsblöcke als Schilde vor sich haltend, ein Gießbach von Roßleibern und wirbelnden Hufen, allein die Pfeile durchzischten sie schneller, über die stürzenden vorn stürzten die spätern, vor Herakles türmte sich ein Knäuel von rasenden Leibern, umrollt von sterbenden, die sich bäumten. Dreimal scheuchte Iolaos sie aus der Schlucht, und die Letzten, die hinter dem Berg der Leichen entrinnen wollten, wurden noch in der Ferne ereilt. Der Gießbach der Kentauren war versiegt, ehe die Sonne eine Handbreit höher stand am entflammten Himmel.

*

Allein hiernach geschah Herakles wider seinen Willen ein großes Unglück.

Cheiron des einzig Gerechten Aufenthalt war gar nicht fern, und Herakles suchte ihn auf, weil er ihn lange nicht gesehn hatte. Er fand ihn nicht weit von seiner Hütte am Waldrand bei einem hohlen Baum, wie er mit murmelnder Stimme die wilden Bienen besänftigte, daß sie ihm einen Teil ihres Honigs ließen. Herakles und Iolaos erblickend, winkte er ihnen, still in der Ferne zu stehn, aber Herakles verstand es falsch, weil er die Bienen nicht sah, und kam voll großer Freude ganz nahe. Da spürte er einen Stich am Hals, und seine Hand fuhr erschreckt nach der Stelle mit solcher Hast, daß der eine Köcher den er trug, angestoßen die meisten Pfeile ausschüttete. Zu ihm sagte Cheiron sanft verweisend: Herakles, nur eine Biene ... da verzerrte sich sein eigenes Gesicht. Es wurde todbleich, seine Augen drückten sich zu, er wankte, er brach in die vorderen Knie, er lag ächzend am Boden, und nun erst sah Herakles, an der Befiederung kenntlich, über dem einen Huf einen der Pfeile stecken, die er in die ausgeschnittene Galle der Hydra getaucht hatte und dadurch mit tödlichem Gift versehen. Schreiend warf er sich hin, riß den Pfeil aus, sog an der Wunde, aber Cheiron wehrte ihn ab. Ich werde nicht daran sterben, sagte er; du weißt, daß ich unsterblich bin.

Aber die Schmerzen! schrie Herakles.

Die Schmerzen sind auch unsterblich, sprach Cheiron und schloß stöhnend die Augen. Herakles weinte schrecklich. Endlich hob der Gepeinigte die Lider; er blickte weitäugig an Herakles vorüber und sagte:

Das war die Weissagung: Hüte dich vor der Biene! Ich hatte sie vergessen. Und der andere Spruch sagte:

Aber der Schmerz wird enden,
Wenn der Köcherträger nach Norden geht
Und den Adler erlegt.
Unsterblichkeit hinüber und herüber,
Lösung um Lösung.

Cheiron verstummte; sein ganzer Leib flatterte von Schmerzen, bis der Wille ihn stillhielt. Er faßte Herakles' nasse Hand, hob noch einmal das todesbleiche, schweißüberströmte Gesicht und sagte mit lächelnden Augen:

Unsterblich zu sein und kein Gott, das war niemals eine Freude. Das irdische Auge sieht mehr als es fassen kann. Hoffen wir nun, o mein Freund, daß du der Köcherträger der Weissagung bist, und sieh zu, daß es nicht zu lange währt, daß ich leide.

O Cheiron, rief Herakles aufspringend, ich bin ja schon auf dem Wege nach Norden.

Der erwiderte nichts, sondern winkte nur mit den Lidern. (Forts. folgt.)

* * *

## AUF EINEN BAUM

VON RICHARD O. KOPPIN

Hineingestellt in einsam-stilles Feld,
aus Uridee geoffenbarter Wille,
in Vollkraft edel ausgeglichener Fülle
ragst du ins Licht aus körperloser Welt.

Raum trägt nur dich. Was gilt noch außer dir?
Berg ist und Dorf nur ferne Traumkulisse,
und blasser Farbgrund, Wurf ins Ungewisse,
nur Wirkungsmaßstab, dir zum Dienst nur hier.

Du bist Gestalt, greif-fühlbar festes Sein,
geworden Werk aus Wurzelwirklichkeiten.
Du lebst! Du wächst! Du strebst nach allen Seiten!
Bist rings im Raumfeld Kraft und Form allein!

* * *

# HANNS MARTIN ELSTER / BÜCHERSCHAU

## NEUE LYRIK

DER erste Erfolg der langsam wiedererwachenden Teilnahme an der Lyrik zeitigt Anthologien. Man kann die aus stofflichen Anlässen entstandenen Sammlungen von der reinen Freude an der lyrischen Seelenoffenbarung noch ausnehmen, denn sie dienen vielfach auch praktischen, literarhistorischen, sozusagen außerlyrischen Zwecken. *Peter Supf's* Sammlung deutscher Flugdichtung *«das hohe Lied vom Flug»* (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Berlin) fesselt durch den geschichtlichen Rückblick wie die Gegenwartswirkung des Fliegens. Hölty, Götz im 18. Jahrhundert, Goethe, Schiller, Novalis, Hölderlin, Eichendorff, Rückert, Kerner, Keller, C. F. Meyer, Wagner, Nietzsche, Dehmel, Dauthendey, Schickele, Vollmöller zeigen den Traum des Fluges im dichterischen Bilde, bis mit unserer Zeit, mit dem reich vertretenen Peter Supf, mit Will Vesper, Wolfenstein, Kneip, Lochmüller, Heynicke, Schmidtbonn, Adelt, Zweig, Lersch, Winckler und vielen andern dann die moderne Fliegerlyrik einsetzt, ohne daß sie lyrische Gipfel aufweist; auch die Gruppe Spott und Scherz ist mehr unterhaltsam und unterrichtend, als originell. Eine kurze Abteilung Nachdichtung bringt zum Schluß noch eine knappe Auslandswahl. Diese Lyrik hat also mehr «fachliches» Berufsinteresse.

Wertvoller werden die Anthologien, die mit dem lyrischen Urstoff an sich, aus der Bindung der Seele an das Ewige und Göttliche erwachsen. Wir haben hier zwei sehr schöne Sammlungen zu begrüßen: *Richard Zoozmann* vereint in *Laudate Dominum* die altchristlichen Kirchenlieder und geistlichen Gedichte lateinisch und deutsch (München, Georg Müller) auf fast 1000 Dünndruckpapierseiten, also die gesamten Brevierhymnen, Meßbuchhymnen und -sequenzen, viele geistliche Gesänge, Kirchenlieder, Erbauungsgedichte, eine große Zahl Marienlieder von Hilarius (um 300) bis Leo XIII. († 1903). Die Herrlichkeit dieser religiösen Lyrik ist den Katholiken ja längst vertraut; Zoozmann führt sie nun allen Konfessionen zu, in einer treuen, geschmacksicheren und sorgfältigen Übersetzung, zusammen mit den lateinischen Originalen. Auf *«die moderne Mariendichtung»* hat *Erich Bockemühl* sich in seiner mit sechs Bildern vom Verlage Leopold Klotz in Gotha beschränkt, damit eine Ergänzung zu der ebenda von *Karl Röttger* herausgegebenen Anthologie *«der modernen Jesusdichtung»*, von mir bereits früher besprochen, und auch zu Zoozmanns Arbeit spendend. Bockemühl beginnt mit Hölderlin, Novalis, Brentano, Schenkendorf und schreitet dann mit Eichendorff, der Droste, F. W. Weber schnell zur Gegenwart, die glücklich reich grade mit den schöpferischen Geistern wie Mombert, Otto zur Linde, Rilke, Däubler, Röttger, Kneip usw. vertreten ist. Bockemühl ist, wie auch viele Abdrucke aus Manuskripten selbst unbekannter Dichter erweisen, ein wirklicher Kenner; seine eigenen Verse, sein

schönes Vorwort beweisen seine innige Verwobenheit mit dieser religiösen Lyrik, dieser christlichen Seelengestaltung. So ist hier ein außerordentlich erhebendes Buch entstanden, das große Verbreitung verdient. Wie lebensnah die Mariendichtung uns heute ist, beweist außer Bockemühls Anthologie *Victor Meyer-Eckhardts* feine Gedichtsammlung »*Das Marienleben*« (mit gut gewählten Bildern bei Eugen Diederichs, Jena). Meyer-Eckhardt weitet die Marienlegende zur hymnischen Huldigung der mütterlichen Frau und hüllt ewige Heiligkeit mit dem neuen Blut unserer Gegenwärtigkeit auf magisch-sprachschöne Weise.

Der Verlag Leopold Klotz in Gotha hat auch mit einer dritten Anthologie eine glückliche Hand gehabt, weil er sich in dem Querschnitt durch die Arbeiterdichtung der Gegenwart «*Das proletarische Schicksal*» von *Hans Mühle* nicht mit einer Auswahl aus nur im Druck bekannten Veröffentlichungen begnügte, sondern der Herausgeber aus seiner genauen Vertrautheit mit den Arbeiterdichtern diese aus dem Manuskript, aus unveröffentlichten Arbeiten sprechen ließ. Hier handelt es sich um *wirkliche* Arbeiterdichtung: Lyrik von Arbeitern geschaffen, nicht um Lyrik über Arbeiter von Nichtarbeitern. Infolgedessen kommt das Arbeiterschicksal auch voll und packend zum Ausdruck: in Leid und Freud. Max Barthel, Paul Bröger, Dortu, Engelke, Graf, Grisar, Klaeber, Krille, Lersch, Lessen, Petzold, Preczang, Schenk, Frenzel, Mellen, Nowotny, Riebold, Schönlank, Thaszyk, Thurow, Wieprecht, Wohlgemuth, Woike, Zech, Zerfaß sind die oft schon durch ihre Werke bekannten Namen der 25, die ein Recht haben, die Arbeiterdichtung unserer Zeit zu repräsentieren; Mühle gibt auch zu seiner Auswahl ihre Bio- und Bibliographien. Seine Anthologie hat er nach dem Arbeitertag angeordnet, vom frühen Morgen bis Feierabend, dann in Gruppen: der Sonntag, Liebe, Zu Hause, Heimat und Volk, Revolution, das neue Reich, vom andern Ufer und somit den Lebenskreis der Arbeiter umgriffen als «ein Bekenntnis der Not, der Gemeinschaft und der Hoffnung», darüber hinaus aber als eine wundervolle Offenbarung vom reinen, dem Ewigen verbundenen Menschentum des Arbeiters, der aus dem Dunklen ins Helle strebt, nicht aus materialistischem Klassenegoismus sondern aus seelischem Idealismus.

Es ist ja nicht nur in der Arbeiterdichtung, sondern in aller Lyrik der Jetztzeit zu beobachten, daß sie sich von politischer Tendenz und zweckbewußtem Schrei abwendet und wieder dem Ewigen, Menschlichen, Organischen gehört, wieder Anschluß nimmt an die edelste Jahrtausendtradition. Unter den jungen Dichtern sind die Zeiten des expressionistischen Aufruhrs vorbei. Das beweisen drei Anthologien, die den Jüngsten Gelegenheit geboten haben, an die Öffentlichkeit zu kommen. Die bescheidenste: «*Stimmen der Jüngsten*», von *Kurt Virneburg* herausgegeben (Verlag der Aufbruch, Berlin NO 43) wird von den größern Brüdern, obwohl sie gut gewählt ist, von der *neuen* Folge der «*Anthologie jüngster Lyrik*», die diesmal mit einem Geleitwort von *Rudolf G. Binding* wieder von *W. Fehse* und *Kl. Mann* betreut wurde (Ge-

brüder Enoch, Hamburg), und von *Otto Heuscheles* Sammlung *«Junge deutsche Lyrik»* (Philipp Reclam jun., Leipzig) übertrumpft. Wie aber in allen drei Bänden die gleichen Namen wiederkehren, so atmen sie auch alle den beruhigten Geist. Am weitesten zurück greift Heuschele: er bringt mit M. Kaubisch, Max Reuschele, Georg von der Vring sogar Vierzigjährige, während seine Mitarbeiter sonst zwischen 1895 und 1906 geboren sind, also wirklich allein schon durch das andere Kriegserleben einer anderen Generation angehören. Trotzdem wählte Heuschele richtig, denn auch diese älteren Dichter haben den gleichen Tenor wie die jüngeren: das Beruhigte des Nach-Innenlebens. Auffallend ist, daß eine größere Zahl dieser jungen Lyriker sich bereits einen Namen auch in weiteren Kreisen durch andere Werke gemacht haben oder Anerkennung gefunden haben: ein Kennzeichen dafür, daß es diesen jungen Dichtern schon wieder vergönnt war, ihre guten Schaffensjahre von 1924 ihrem Werke und Vorankommen zu widmen, was den wenig älteren, den zwischen 1885 und 1890 geborenen in den Jahren 1914 bis 1924 verwehrt war. Ich nenne nur aus allen Anthologien Beheim-Schwarzbach, Billinger, Brües, J. Friedenthal, P. Crogger, M. Hausmann, Heuschele, Lernet-Holenia, Paula Ludwig, David Luschnat, Max Sidow, Manfr. Sturmann, E. W. Süßkind, Vring, M. L. Weißmann, Zollikofer, Belzner, Carsch, Diettrich, Kalenter, Kästner, Kesten, Seidler, Th. Kramer, O. Rombach, Heinz Zucker (dieser als jüngster 1910 geboren!). —

Das Wissen um die junge Lyrik erweitert sich durch die selbständigen Gedichtbände der an den Anthologien Beteiligten bedeutsam. Man ist über die Fülle echter Talente erstaunt. Es zeigt sich, daß die Kraft des Innenlebens auch in der sogenannten jungen Generation unvermindert neu erblüht, auch wenn sie in der älteren, eigentlichen Kriegsfrontgeneration zerstört oder verschüttet ist. Welch ebenso elementar wie formal eigenartige große Kraft ist z. B. *Emil Belzner*, der Karlsruher. Er legt keine Gedichtsammlungen vor, vielmehr ein lyrisches Epos *«Iwan der Pelzhändler»* oder die Melancholie der Liebe. (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.), ein Epos, in dem die Handlung, der Stoff nur dazu dient, das Leben der Seele in der Beziehung zum Absoluten der Liebe und zum Relativen der Zeit bzw. zum Chaotischen der Gegenwart ungehemmt zum Ausdruck bringen zu können. In der Tat: es gelingt ihm durch die zwingende Gegenüberstellung der Dämonie und der Seligkeit der Liebe, wodurch diese Liebe, die blühen möchte, sich selbst vernichtet. Höchstes Glück und tiefstes Grauen wohnen hier in der Einheitsmitte des Herzens, des Hirns, des Menschen, der um die letzte Melancholie des Daseins weiß. Da Emil Belzner zugleich über die Magie der Sprache rhythmisch wie in der Wortfülle verfügt, ein Künstler von innerer Getriebenheit ist, ist ihm als Erstling ein Meisterwerk zugewachsen, das große Hoffnungen für die Zukunft erweckt. Neben Emil Belzner verglichen ist *Otto Brües* durch eine Reihe Dramen, vor allem aber auch durch die Novellen «Klaus Pottbäcker» und den Roman «Jupp Brand»

schon ein publikumsbekannter Name. Seine *Gedichte* (Bühnenvolksbundverlag, Berlin) zeigen in reicher, ja überreicher Vielfalt das rheinische Singtemperament des lebensfrohen, volksliedtreuen, heimatliebenden Jünglings und Jungmannes im Volkston des verliebten Auftakts, in der Kantate oder episch-balladischen, berichtenden Schilderung im Kampf um die deutsch-treue Weltanschauung, in der Wander- und Geistunruhe der Oden, in dem verklärten Leben der Religiosität, Liebe, Kunst und wachsenden Männlichkeit, in der Teilnahme an den Zeitereignissen, in der Huldigung für Köln, für Hans Thoma, für die Toten des Krieges und in der Sammlung um die hohen Ideale aus der Vergangenheit und Waldnatur. Brües weitgespannte, aber in unserm Wesen tief verwurzelte Geistigkeit und Beseeltheit beherrscht die lyrisch wie episch-balladische Aussprache in jener beglückenden Mannigfaltigkeit und reinen Schlichtheit, die sich die Herzen gewinnt. Ihm verwandt ist *Arthur Fischer-Colbrie* in «*Musik der Jahreszeiten*» (F. G. Speidel, Wien), nur ins Österreichische gewandt, also musikalischer und noch naturinniger. Das Büchlein ist mit Sinn Felix Braun gewidmet; seiner Art steht dieser Lyriker, von dessen Entwicklung wir viel erwarten können, nahe. Das Gefühl eines gewissen Entwicklungsabschlusses haben wir bei *Kurt Gröbe:* «*Wir müssen noch viel leiser werden*». (Horenverlag.) Der Titel ist ein Programm, das der Inhalt erfüllt. Wir müssen noch viel leiser werden, um zu hören aus jedem Ding, wie Gott in dunklen, wunderbaren Gesängen seine Weisheit singt. Gröbe, der dem Otto zur Linde- und Karl Röttger-Kreis nahesteht, holt das Leben der Seele in Raum und Zeit als Ewigkeitskind aus Wort und Bild. Ganz reine Lyrik offenbart sich so. Am schönsten vielleicht in den Liedern um Gott und in den Liedern um Frau und Liebe. Hier ist die ungewollt aus innerstem Erleben emporquellende Stimme der Seele in Leid und Sehnsucht, Glück und Erfüllung klarer Klang und leuchtende Schau geworden, hier tönt die Stille der Innerlichkeit. Von ganz anderer Art ist *Theodor Kramer.* Seine Gedichte mit dem seltsamen Titel «*Die Gaunerzinke*» (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) hat eine Leidenschaft, eine Ursprünglichkeit und Ungewöhnlichkeit der Wort- und Bildwahl, eine packende Art, nicht Stimmungen, sondern die Veranlassung zu Stimmungen, eben die Landschaft, das Leben des Landvolks, das Wandern des Landstreichers, den Ruch der Erde unmittelbar zu gestalten, daß man schon nach wenigen Zeilen die Neuheit und Eigenkraft dieses Talentes spürt. Kramer ist Naturalist in Wort und Bild. Er sucht das Volk bei der Arbeit auf, den Bauern im Lößland, im Marchfeld, im Traubenjahr, den Vagabunden, der Arbeit nimmt aus Hunger, den Steinbrecher, den Bauarbeiter, den Tagelöhner, Wagner, Zimmermaler, Bäckerbub, Weinhändler, er ist ein Schilderer in knapper Derbheit, mehr episch als lyrisch, männlich und lebenshart, aber voll Schwermut und Wissen. Er erhielt den Lyrikerpreis Wiens mit Recht. Ein anderer Österreicher, *Alexander Lernet-Holenia,* durch Lustspiele bereits bekannt, gehört zur besten süddeutschen Bildungskultur. Seine

Lyrik «*Das Geheimnis Sankt Michaels*» (S. Fischer, Berlin) ist erfüllt vom Aristokratischen und Historischen in Haltung und Schau, Rhythmus und Sprache. Letzte Bindung ist das Göttliche der Bibel und des Griechentums, ist der Gral Sankt Michaels, den zu hüten ritterliche Pflicht ist. Der Weg geht von den Briefen Gottes an die sieben Gemeinden, Petrarca, Sappho zu Sand und Rilke, zur Gegenwart, die immer wieder in die historischen Erinnerungen der Antike, der Kreuzzüge des Mittelalters versinkt. Es ist ein Leben in einem weiten Zeitraum von einem, der die Romantik des Gottrittertums auch heute noch leben muß, ohne je ins Billige der Romantik verfallen, sondern mit aller Kraft heutigen Intellekts. Zarter Romantiker ist auch *Iwar von Lücken*, dessen «*Gedichte*» Kokoschkas Porträt schmückt (Horenverlag). Es ist die Romantik der Seele, die sich die innere Freiheit erobert hat und zur Weisheit durchgedrungen ist. Lücken kennt das Leben und die Menschen. Er hält sich nur an die Liebenden, an die Träger der göttlichen Reinheit. Er ist kein jugendlicher Stürmer mehr, als Fünfzigjähriger ist er durch alle Dunkelheiten des Seins hindurch, um nun im Licht des Wissens einzig der großen Schlichtheit zu dienen. Hierin sind seine Gedichte Köstlichkeiten. Auch *Paula Ludwig* ist in ihrem neuen Gedichtbuch «*Der himmlische Spiegel*» (S. Fischer) derselben Reinheit und Weisheit Botin, hier ganz süß und weh ins Weibliche, Mütterliche, Urmütterliche gewendet. Die Hingabe beherrscht den Tenor der Verse, die Hingabe an die Natur, die Nacht, den Geliebten, die Gnade. Oft vollendet schön in der Zartheit des Liebens, das nicht dem Schatten des Geliebten wehtun will. Beide, Lücken und Ludwig, lieben die reimlose, hymnische, musikalisch auf- und abschwellende Form, die von Wort und Wortklang sich tragen läßt. Zur festen, strengen Form wendet sich *David Luschnat* in seinen «*Sonetten der Ewigkeit*» (Paul Stangl, Verlag, München.) Im Sonett fängt er eine Musikalität, die aus tieferen Gründen aufsteigt. Luschnat kommt von Rilke her, an den er aber nur noch selten erinnert. Vielmehr zeigt er bereits eine Selbständigkeit und Reife in Form und Gehalt, so daß man aufmerkt. Dieser Dichter ist ein Wissender und ein Künstler von seltener Tiefe, Klarheit, Schönheit und Echtheit. Neben ihm ist *Otto Rombach* mit seiner «*Gazettenlyrik*» (Merlin Verlag, Baden-Baden) nur das, als was er sich gibt: Journalist, Reporter; er gibt in losen Rhythmen ohne besondere Sprachkunst Berichte aus dem Leben, wie ein smarter Reporter, der im amerikanischen Zeitungsartikel sein Ideal sieht, es anschaut; Sport-, Boxer-, Feuerwerk-, Flugzeug-, Bauhausberichte, das Modernste vom Modernsten und Romantik nur gegenüber dem Alten; es ist Material zum Studium des Kulturniveaus eines Teiles der jungen Generation, mehr nicht. *Karl Röttger*, der bereits Fünfzigjährige, schwingt dagegen im großen Ewigkeitssang reiner Dichtung. Sein «*Buch der Mysterien*» (Horenverlag) ist gewiß die reichste Frucht seines so reichen lyrischen Lebens. Hier spricht er zu den Menschen, «die bei sich einkehren und nach innen leben», «die sich verlassend in den Raum

entschweben», die in sich selbst vergehen und außer sich geraten, die den namenlosen Dingen entbrennen, die sich selbst entstiegen endlos gehen, die der Dinge Herz sehen und den Mut haben, «nachts steinkalt im Raum zu stehen». Das Leid ist des Lebens Sinn «und jedes Dinges und Geschehens Innenheit»; für die, die so dem Schmerz verbunden sind, öffnet Röttger die Mysterien der Mutter, der Kindheit, Gottes, der Wunder, der Nächte, des Hauses im Walde, des Raumes Seele und des Traumes Sinn, des Gottsuchertums in einzigartiger Schlichtheit und Melodik. Röttger ist der Lyriker der Besinnung, des sinnvollen Lebens, der beseelten Innerlichkeit, der echten Religiosität, der Ewigkeitsverbundenheit, der Alliebe. Es wird die Stunde kommen, da man die Größe und den menschlichen Wert dieser Lyrik voll erkennen wird. Dies kann ich auch von *Georg Seidlers «Gedichten»* (ebenda) sagen: Georg Seidler, als Sechsundzwanzigjähriger Nachkriegsjugend, ist vielleicht das stärkste Talent aller bisher genannten jungen Lyriker. In Wort und Bild, Gedanke und Schau ist er völlig ursprünglich; ich wüßte ihm kein Vorbild; schwer ringend ward hier eigenes inneres Leben Gesicht und Ton, Vision und Geist, Wort und Rhythmus, oft noch überströmend in der Fülle und Vielfalt, stets aber voll erschütternder Kraft und menschlicher Hingabe. Wenn das heutige Deutschland noch das geringste Verständnis für die Ursprünglichkeit einer lyrischen Wesenheit hätte, würde es hier rufen: Ecce poeta! Und helfen. Helfen, daß dies Talent sich voll entwickeln kann und nicht im Lebenskampf sich aufreibt. Seidlers Innenwelt gibt sich, weil sie jede andere Form vor innerer Fülle sprengt, in freien Rhythmen aus, in Gesängen, überreich an Bildern, Gefühlen, Erkenntnissen. Dabei ist diese Leidenschaft geistigen, seelischen Seins nirgends dem Affenkram des Alltags, der Mode überantwortet, sondern gehört ganz dem Ewigen, Unendlichen, Menschheitlichen, Göttlichen, jenen Kräften, die die Welt schufen und bildeten, formten und umformten; er gehört diesen Kräften, als entdeckte er sie erst, in voller Ursprünglichkeit, Bekenntnisneuheit, Ergriffenheit. Sicher wird dies lyrische Phänomen Seidler, wie man sagen möchte, zuerst übersehen und verkannt werden, aber wenige werden sich um ihn sammeln und ihm von Werk zu Werk Begleiter sein, weil solch beglückende Erscheinung selten ist und das Leben lebenswert macht. Neben Seidler ist *Manfred Sturmann*, dessen Gedichte *«Die Erben»* die Dichterkommission der Stadt München förderte (ders. Verlag), der Traditionsgebundene; in doppelter Weise: als Jude fühlt er das Erbe des Ahasverus und sieht ringsum Bauern und Ritter, Städter und Dörfler im Erbe des eigenen Landes wohnen. Daher stammt seine zarte Melancholie, die als Unterton seine wohlgeformten Verse durchtönt. Diese Schwermut erlöst sich im Glück der Einsamkeit, der Landschaft, der Gottestreue, der Liebe. Die Bibel wie die Berge, das Wandern wie die Frau tragen ihm Wahrheit zu. Leidenschaftlicher aufgewühlt vom Zwiespalt des Gefühls und Verstandes ist *Ilse Weiß*. Ihre ersten Gedichte *«Gesicht und Maske»*, die der

Künstlerdank (im selben Verlag) betreut hat, ringen mit einer Wortschärfe sondergleichen um die Einheit von Herz und Hirn, ohne sie vorerst zu erobern. Gottfried Benn hat der Dichterin sicher manches gelehrt, aber ihre heiße Frauennatur reicht über Benns männliche Hirngebundenheit hinaus in die völlige Hingabe, die die Welt der Dirne aufsucht, nur um von der Verzweiflung des «fühlend zu sein» und Lustdurstes, der Nichterfüllung im Erfüllungsahnen befreit zu werden. Dann, wenn Rilke Ruhe brachte, ist einmal Harmonie in ihrem Innern. Sonst: «Geist ist: Wunde!» Und diese Wunde bringt Leid, und Leid schreit auf. Schwermut über das verlorene Kindheitsparadies nächtet den Tag der Erwachsenen. «Wandern — weit, weit in die Ewigkeit» — Ahasverus ist auch hier Urgefühl der Unruhe; Liebe allein erlöst, Liebe schließlich auch als Körperlichkeit. Ilse Weiß ist eine bisher nicht gehörte eigene Stimme im Chor heutiger Frauenlyrik. Sie bringt die Problematik heutigen bewußten Frauentums zum Ausdruck; das Bewußte mehrt das Leid und reißt zurück in das Unbewußte des Rausches der Liebe. Diese Dichterin wird besonderen Weg gehen.

Hält man neben diese jungen Dichter, zu denen auch noch die Produktion im Leben älterer, aber jetzt erst hervortretender Lyriker wie *Wilhelm Niemeyer* mit seiner «*Bornholmer Hymne*», seinen «*Liedern der Einmut*», seinen «*Sanggesprächen*», wie *Carl Albert Lange* «*Im Netz der Gestirne*» (alle Horenverlag), über die noch in besonderen Aufsätzen in «den Horen» zu sprechen sein wird, gehört, das neu erscheinende Schaffen älterer Dichter, so begrüßt man die Erneuerung durch frisches Blut, die trotz der Zeitenungunst wieder in Gang gekommen ist, doppelt, weil das ältere lyrische Schaffen auch im neuen Vers kaum neue Klänge noch Inhalte zeigt. Man verlangt dies ja nicht, wenn eine Auswahl aus dem bisherigen Schaffen geboten wird, wie W. G. Oschilewski sie aus der Lyrik *Paul Zech's* «*Rotes Herz der Erde*» (Arbeiterjugendverlag, Berlin) vornimmt. Zech, heute fast fünfzigjährig, gehört zu den echten Arbeiterlyrikern der Vorkriegszeit und gibt dem proletarischen Erleben, Fühlen und Wünschen realen, leidenschaftlichen Ausdruck in hoher Wortkunst. Aber wenn Dichter, die auf anderen Gebieten die Besonderheit ihrer Kraft erwiesen haben, Versbücher darbieten, verlangt man doch auch hier Besonderes von ihnen. *Börries Frhr. von Münchhausen* ist gewiß ein außerordentlicher Balladenkünstler, aber kein Lyriker. Wenn er jetzt seine sämtlichen lyrischen Gedichte in ein dem «Balladenbuch» gleich gedruckten «*Liederbuch*» (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart), in das auch die meisten der ein Jahr zuvor erschienenen «*Idyllen und Lieder*» (ebenda) aufgenommen sind, so fesseln die Verse mehr durch den Inhalt, durch die Persönlichkeit des Dichters und dessen offene Subjektivität, als durch die Kraft und Kunst. Münchhausen weiß dies auch, so daß man also mit menschlicher Teilnahme an diesem Edelmannsleben, das sich in schlichten Gefühlen und Träumen, im Stolz auf Ahnen und Stand, Besitz, Schloß und Hausglück, Familie, Gesinnung, Heimat und Deutschtum ohne besondere Eigenart offenbart, dem Bal-

ladenmeister kein Unrecht tut. Ein Mensch aus der landadligen Kaste spiegelt sich hier ehrlich wieder: das ist das Gute des Bandes. Er lebt auf einem wunderhübschen, acht Jahrhunderte alten Thüringer Schloß, das er in seiner Heimatliebe oft andichtete; diese «*Lieder aus Windischleuba*» hat *Wilhelm Harwerth* mit reizenden Federzeichnungen geschmückt und der Verlag Wilh. Gerstung in Offenbach a. M. in der Koch-schen Frühlingsschrift sehr hübsch gedruckt, so daß ein bibliophiles Bändchen für alle Schloßlyrikliebhaber entstanden ist. Auch *E. G. Kolbenheyers* «*Lyrisches Brevier*» (Georg Müller, München) enttäuscht als Lyrik, so stark es als Bekenntnis packt. Wie beim Balladendichter Münchhausen das epische Element das lyrische überwand, so bei Kolbenheyer das philosophische, das gedankliche, das ethische. So bietet hier ein Formbeherrscher in Versform die gedankliche, die sittliche Frucht seiner Innenwelt, seines Fühlens, nicht das Innen, das Fühlen selbst. Ein Mann schrieb dies Brevier seines Lebens, darin er sein Fühlen betrachtend niederlegt, anschaut, bekennt. Dieser Mann ist ein Wissender der Urkräfte, Gottes, ist ein Unbeirrbarer im Sturm der Zeiten, ist ein Weiser und ein Vorbild, eine Persönlichkeit, die dem besten deutschen Wesen zugehört. Sein Gedichtwerk ist Realität und wirkt in die Realität. Wie anders man aber, ebenfalls als Persönlichkeit, nur als echte lyrische Natur, die gleiche Lebensspanne erleben kann, zeigen *Hermann Hesses* Gedichte, die jetzt um die Sammlung «*Trost der Nacht*» (S. Fischer) vermehrt wurde. Der neue Band bringt Hesses Verse seit 1915. Also die Kriegs- und Nachkriegszeit, in denen Hesse als Liebender für Friede und Güte wirkte, und die Zeit seiner langjährigen Krankheit, den Beginn des Alterns, hier bisweilen ein bißchen wehleidig und nur stark, wenn das Leiden in das Reich des Geistigen emporsteigt, wenn das allgemeine und persönliche Leiden die «Krisis» des Menschseins an sich offenbart. Hesse ist unerbittlich wahrhaftig: so wird hier aus Lied und Bericht das wirkliche Innen- und Außenbild eines Menschendaseins unserer Zeit gemalt, ohne Rücksicht noch Scheu, erschütternd und verführerisch, dämonisch-sündhaft, göttlich-teuflisch, kein Brevier, sondern ein lyrisches Dokument. Hesse ist nicht mehr Idylliker, am Alten Hangender: er hat den Anschluß an das Heute, das Jetzt, damit die Jugend, die Zukunft, wenn sein Alltag auch in die Jahre kommt.

Ich will diese Übersicht nicht abschließen ohne die beiden stärksten Lyriker unserer Epoche mit ihren neuen Werken angezeigt zu haben. *Johannes R. Becher,* den Chaotische, und *Stefan George,* den Klassiker unserer Zeit. Von Joh. R. Becher liegen drei Bände von: «*Im Schatten der Berge*» (Roderich Fahner, Berlin), Erinnerungen an die Kinderzeit in München, verbunden mit dem Denken, den Erkenntnissen, dem Leben in der Gegenwart, in Berlin, packend in ihrer klaren und wahren Gegensätzlichkeit; «*Die hungrige Stadt*» (Agis-Verlag, Wien), Gedichte der Zeit, auch aus dem Gegensatz der ländlich verbrachten Kindheit zur proletarischen Massenexistenz in der Großstadt geboren und zwar von einem Er-

wachten, der das Ideal des vollendeten Menschen besitzt und an diesem Ideal die Lüge heutiger Menschenart mißt, freilich zugleich auch den Fehler begeht, nun in Lenin, im Kommunismus den Weg zum vollendeten Menschen und Leben zu sehen, statt in der Vergeistigung, im religiösen Erleben jedes Einzelnen. Aber von Bechers Tendenz abgesehen: er ist einer der Wenigen, die die Wahrheit sehen. Das beweisen auch seine gesammelten Gedichte «*Ein Mensch in unserer Zeit*» (Greifenverlag, Rudolstadt), mit denen sich alle Menschen, die es ehrlich meinen, auf das Ernsteste auseinandersetzen sollten. Diese Lyrik ist die menschliche Abrechnung mit dem Krieg und seinen Folgen. Jede Abrechnung ist nicht nur Liquidation, sondern auch Zukunftsbeginn. Man versteht die heute Vierzigjährigen nicht, wenn man Bechers Lyrik nicht kennt.

Ebenso wie man die ältere Generation nicht versteht, wenn man Stefan Georges Werk nicht kennt. Die hier schon mehrfach angezeigte endgültige Gesamtausgabe wurde um den Band «*der Stern des Bundes*» (Georg Bondi, Berlin) vermehrt; Ludwig Thormaelens Büste wird abgebildet, drei Handschriftenproben und eine neue Vorrede gegen das Mißverstehen des Bandes ist beigegeben. Es bedarf keiner Worte über diesen Band. Die seitdem entstandenen Gedichte, zum Teil schon aus den Blättern für die Kunst in den Jahren 1914—19 bekannt, zum Teil wie «der Krieg» und «der Dichter in Zeiten der Wirren» mit zwei anderen Gedichten in gesonderten Heften schon veröffentlicht, mit «Goethes letzte Nacht in Italien» bis 1908 zurückreichend, werden in einem weiteren Band der Gesamtausgabe unter dem Titel «*Das neue Reich*», der auch mehrere Handschriftproben enthält, vereint. Den Inhalt bilden achtzehn große Gedichte, eine große Zahl Sprüche an die Lebenden und an die Toten und zwölf Lieder. Unsere Kenntnis von Stefan George wird hier gleichsam nur stofflich erweitert. Was im «Stern des Bundes» erobert war, das neue Reich: es lebt hier nun im Zusammenhang mit der Zeit und dem Fortgang des Lebens.

* * *

## LÄNDER, STÄDTE, REISEN

DIE Welt ist den Deutschen wieder offen. Man merkts an den zahlreichen neuen Reisebüchern. Die Dichter, die Schriftsteller, die Kunsthistoriker beeilen sich zuerst, Bericht zu geben. Es ist manches Reizvolle, Liebenswerte darunter. Wenn *Alfred Kerr* «*die Allgier trieb nach Algier*» (Entzückend durch Franz Taussig für S. Fischer ausgestattet), so erhält man köstliche impressionistische Spiegelungen von Menschen, Landschaft, Zuständen eines genießerischen, gegenwartsfrohen, geistfrischen, dichterisch beschwingten, einfaltsreichen, blickklaren, urteilsjungen, weltmännischen Ferienausflüglers, der Algier, Tunis, Biskra, Constantine, Karthagisches Ufer, Kabylen und Araber auch schon vor dem Kriege wiederholt sah und der treffende Vergleiche anstellen kann. Wenn *Arthur Holitscher*, der ahasverisch Unruhvolle, der ein Meister der Reisebeobachtung

rund um den Erdball wurde, die Ergänzung zu seinen großen Reisebüchern in einer Sammlung von Aufsätzen «*Reisen*» (Gustav Kiepenheuer, Potsdam) bietet, so sind wir gewiß, den Drang in die Ferne sich nicht nur epikuraisch-ästhetisch, impressionistisch-glossierend, sondern politisch, ökonomisch, soziologisch, moralisch erfüllen zu sehen. Zuerst war auch Holitscher mehr auf das Malerische eingestellt, aber dann vertiefte sich rasch sein Reisen zum Willen der Weltanschauungs-, Lebensinstinkte erkennen, zum Durchdringen gemeinsamen Menschentums. Engadin — Gibraltar — Berlin — Stockholm (1917) — Monte Carlo — Mitteldeutschland — Karlsbad — Palästina — Petschuga — Südwesteuropa — Rußland sind die Etappen dieser dreißigjährigen Fahrten, deren Ergebnisse auch in der leichteren Aufsatzform durch die menschliche Reinheit und Vornehmheit der Grundgesinnung immer befriedigen. Auch *Josef Ponten* bleibt in seinem ersten Reisebuch innerhalb Europas: er nennt es drum einfach «*Europäisches Reisebuch*» (mit 16 Bildern, Carl Schünemann, Bremen). Er fährt durch die russische Landschaft, die Städte des Ostens, die Dörfer an der Wolga, das heutige Sowjetrußland, durch Bosnien, Herzegowina, Montenegro, Albanien, in die Abruzzen, in die Schweiz, studiert die russische, die französische Landschaft flicht die Reise des Gajus Silius Germanikus durch Umbrien, ein prächtiges Stück Prosa, ein, erzählt von der ältesten europäischen Architektur, sieht Skandinavien, Spitzbergen und kehrt in die Eupener Kindheitsheimat zurück. Ponten, ebenso berühmt als Geologe wie als Dichter, weiß Landschaft aus geologischen Beständen uns neu schauen zu lassen. Sein kunsthistorisches Wissen durchdringt seine Intuition in der Ergründung von Menschen und Zuständen. Man bereichert sein Raumgefühl, seine Erdbindung und sein Kulturverstehen bei ihm, besonders weil Ponten auch in Landstriche gefahren ist, die abseits von den großen Karawanenstraßen der Modereisenden liegen. In solche Abseitigkeit führt auch der Schweizer *Hugo Marti*, denn wer reist je außer in Geschäften nach Rumänien. Ich sah das Land im Kriege: seine Schönheit und Eigenart ist so reich, daß es längst schon Ziel der Globetrotter sein könnte. Aber «man» fährt lieber von Wien im Expreß direkt nach Konstantinopel und der Türkei, das man heute freilich nicht mehr mit den Augen *Moltkes* ansehen kann, dessen «*Briefe aus der Türkei*» Max Wieser in guter Auswahl für die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel neu herausgab. *Hugo Marti* hat sein rumänisches Erleben in einem Buch der Erinnerung «*Rumänisches Intermezzo*» und in zwei Novellen «*Rumänische Mädchen*» (A. Francke A.-G., Bern) niedergelegt: mit sicherer Eindringlichkeit Stadt und Kloster, das Zigeunertum, die Sonnenglut, die ganze eigenartige Leidenschaftlichkeit der Rumänen gestaltend. Man spürt, Marti ist in schicksalsreichen Wanderjahren ein unvergleichlicher Kenner Rumäniens geworden, seine schriftstellerische Kunst und dichterische Kraft sind groß genug, uns das Spezifische der rumänischen Menschenart erleben zu lassen. Dalmatien ist gegenüber Rumänien

bereits modisches Reiseland geworden. So dient denn *Manfred Schneiders* Schilderung «*Durch Dalmatien*» bis zu den Schwarzen Bergen (Mit 63 Bildern bei Walter Haedecke, Stuttgart) bereits praktischen Zwecken. Wer nur für einige Frühjahrs- oder Herbstwochen nach Dalmatien geht, wird Manfred Schneiders ebenso gründlicher wie anmutiger Information über alle Möglichkeiten, Inseln, Küsten, Städte, Buchten, Berge zwischen Fiume und Ulcinj, zwischen der Insel Vis im Süden und Mostar im Norden kunst- und kulturhistorisch, durch Schilderungen, Erlebnisse, Erfahrungen dankbar begrüßen. Da es an guten Büchern über Dalmatien noch mangelt, ist Manfred Schneider beim wachsenden Zustrom der Reisenden in das schöne Küstenland der Erfolg gewiß. Außer Dalmatien kommt auch Südfrankreich bei uns mehr und mehr in die Reisemode; damit ist natürlich nicht die französische Riviera gemeint, sondern eben das größere Südfrankreich. *Wilhelm Hausenstein* erzählt uns in seiner blendenden, wissensreichen Fülle von seiner «*Reise in Südfrankreich*» (mit 47 Bildern bei Roland & Berthold, Crimmitschau). Aus dem Herbst im Elsaß wird aufgebrochen und über Besançon, Lyon geht es südwärts nach Avignon, dessen Schwermut tief ergreift, nach Orange mit seinem römischen Theater, nach Nimes, Arles, zum Haus van Goghs, ins französische Provinztheater; Aiguesmortes, Marseille, Aix, Pavillon Cézanne, Villeneuve-lez-Avignon, Saint-Gilles, Les Baux werden besucht, ehe die Fahrt in den Alyscamps endet. Das Schönste an diesem Buche ist die unbedingte Wahrhaftigkeit in den Schilderungen der Eindrücke und die Sicherheit, die kunsthistorischen Überraschungen und besten Tatsachen in Landschaft und Kulturgeschichte einzubetten. Ein anderer Kunsthistoriker *Emil Waldmann* bietet in einem hübschen Bande «*Stätten von Einst*» (mit 18 Bildern bei Franz Leuwer, Bremen) seine Zeitungsaufsätze von seinen Reisen zu Tizian, zum altsumerischen Königsgrabe in Ur in Chaldäa, zu Malatesta, nach Ägypten, Salzburg, Griechenland, Florenz, Jerusalem, Pompei, ins Pelizaeus-Museum von Hildesheim, an den Bosporus, zu Palladio, nach Venedig, nach Potsdam. Wohlunterrichtet, wohlunterrichtend, schönheitsfroh, hochgebildet, anschaulich, liebenswürdig. Man frischt an Hand von Waldmanns Berichten gerne seine Erinnerungen und sein Wissen auf.

Alle diese Reisebücher sind erfüllt von der Wanderunruhe und Fernesehnsucht, die keine Heimat entstehen läßt. Fernesehnsucht, die aus der Heimat wächst, ist aber das Grundgefühl des Kolonisten. Sein Dichter ist *Hans Grimm*. Er formt uns soeben in seinem «*Deutschen Südwester-Buch*» (Albert Langen, München) das koloniale Leben, wie es ist. Es ist ihm nur um die Wahrhaftigkeit zu tun. Er erreicht sie nicht durch Beschreibung, Schilderung, sondern indem er zwölf Kolonistenleben, unerfunden, wirklichkeitsgetreu, wie sie gewesen und wie sie sind, in Kampf und Schaffen, Not, Leid und Freud hinstellt: Gustav Voigt, Hälbig, deutsche Farmer, deutsche Kaufleute, Missionare, der Tierarzt, die deutsche Frau, Minenarbeiter statt Farmer, die Farm im Sandfelde, der junge Deutsche,

Hans Kierkers Anfang in Südwest, das ehemalige, das heutige, das ewige Südwest, das den Deutschen Heimat wurde und ist, auch wenn England es jetzt raubte, — unser Südwest ist hier kernig und fest, grausig und schön, hart und klar abgezeichnet in einem Buch des Lebens und des Deutschtums, wie wir nur wenige in Deutschland haben. Wir sollten es vor allen Reisebüchern zuerst lesen, da es unser Schicksal gestaltet und Schicksal bildet . . .

Eben jenes deutsche Schicksal, um das weiß, wer je in deutsche Vergangenheit nicht nur historisch-gelehrt, sondern lebenswissenschaftlich zurückblickte. So etwa, wie *Ricarda Huch* uns ins alte Reich und ihre Städte sehen läßt. Ihrem ersten Bande «Im alten Reich» fügt sich jetzt «*Neue Städtebilder*» (Grethlein & Co, Leipzig) hinzu, von denen wieder nur in Liebe und Dankbarkeit gesprochen werden kann. Diesmal erzählt Ricarda Huch ebenso gelehrt wie dichterisch intuitiv von Köln, Trier, Manderscheid, Aachen, Oppenheim, Bacharach, Oberwesel, Xanten, Dortmund, Osnabrück, Lemgo, Braunschweig, Marburg, Fritzlar, Hannover, Münden, Würzburg, Ochsenfurt, Wertheim, Eßlingen, Maulbronn, Rottweil, Freiburg, Überlingen, die Reichenau, Innsbruck, Hall in Tirol, Straubing, Amberg, Dinkelsbühl, Halle, Zerbst, Neu-Brandenburg, Prenzlau, Breslau. Es ist merkwürdig, von welch flutender Wärme und von welch innerlichem Glanz das alte, liebe, ewige Deutschland durch dies Buch plötzlich neu durchstrahlt wird.

Aus gleich tiefer Heimat-, Landschafts- liebe und Schicksalsverbundenheit sind auch zwei andere Dichterbücher entstanden? *Gustav Frenssens* prachtvolle «*Chronik von Barlete*» (mit 27 Bildern bei G. Grote, Berlin) und *Alfons Paquets* Lebensbild «*der Neckar*» (mit vierzig entzückenden Zeichnungen in Kupfertiefdruck und 15 Textbildern von *Joachim* Lutz bei J. Hörning, Heidelberg). Frenssen, in Barlt geboren, und seit langem wieder lebend, erzählt die Geschichte seines Dorfes und seiner Bewohner von der Urzeit an, von der Landbildung des Meeres aus, formt das Menschenschicksal von den Teutonen, Sachsen, Dithmarschen bis die neuen Jahrhunderte an die Gegenwart heranführen. Reifste epische Kunst bildete diese Chronik zu einem in deutscher Literatur einzigartigem Buche von volkstümlicher und volkstumerhaltender Kraft; ein Dorf wird hier zur Schicksalsanschauung für das ganze deutsche Volk. Im Bilde des *Neckar* von *Alfons Paquet* fehlen natürlicherweise die heroisch-monumentalen Farben. «Der Neckar ist das wandernde Idyll der Hügellandschaft, der glückliche Bruder von Saale und Weser, Lahn und Mosel, der deutscheste der deutschen Flüsse.» Und zugleich der liebenswürdigste. Paquet malt seinen Lauf, sein Leben, seine Geschichte und Landschaft als liebender, genießender Wanderer, gegenwartsfroh, sommerwarm und weinlaunig. Und der Maler zeigt in bunter Schau die Lust der Städte, Dörfer, Hügel mit meisterlichem Können, dem der Verlag durch vorbildliche Ausstattung gerecht wurde.

(Fortsetzung folgt.)

* * *

# INDIVIDUALITÄT

*Herausgeber: Willy Storrer und Hans Reinhart*

Mit dem dritten Jahrgang stellt sich auch die Redaktion ein weitergreifendes Programm als früher: die Einstellung auf die anthroposophische Geistesrichtung erweitert sich zu einer Gesamtschau aller intellektuellen Strömungen der Gegenwart; ohne Beschränkung auf die Schweiz werden die geistigen Entwicklungen und Zusammenhänge von internationalem Gesichtspunkte aus betrachtet.

*Buch IV des dritten Jahrgangs:*

## *Die Welt des Kindes*

*ca. 200 Seiten Text, 16 Seiten Abbildungen in Autotypie. Geheftet ca. RM. 4.—*

Aus dem Inhalt: W. Storrer: Die Welt des Kindes / Aussprüche von Novalis, Nietzsche, Jean Paul etc. / Erinnerung und Gestaltung mit Beiträgen von Maxim Gorki, Leo Tolstoi, Hans Reinhart und anderen / Kinderarbeiten: Gedichte, Klassenbücher, Aufsätze und Märchen / Kinderarbeiten: Malereien und Zeichnungen.

# Drei Romane von großem Format

## *John Knittel*

### *Die Reisen des Aaron West*

*Roman. 3. umgearbeitete Auflage. 429 Seiten. Format 8°. Broschiert RM. 4.80, Leinen RM. 6.40.*

„Wuchtigkeit der Handlung verbindet sich mit Feinheit der Zeichnung in einer Weise, die Knittel seinem Vorläufer, dem Südseeschilderer R. L. Stevenson, durchaus ebenbürtig erscheinen läßt." *(Neue Züricher Zeitung, Zürich)*

### *Der Weg durch die Nacht*

*Roman. 566 Seiten. Geheftet RM. 6.40, Leinen RM. 8.40.*

„Dieses Werk, dessen geistiger Inhalt so mächtig wirkt, daß das Künstlerische nebensächlich scheint, ist ein vollgewichtiges Kunstwerk. Die Handlung ist breit angelegt, folgerichtig und beschaulich ausgeführt, mit einer dramatischen Wucht, die nie ins Sentimentale oder Sensationelle fällt . . ." *(C. Mothander, Darmstädter Ztg.)*

### *Therese Etienne*

*Roman. 476 Seiten. Broschiert RM. 4.80, Leinen RM. 6.40.*

„‚Therese Etienne' ist ein hervorragendes Werk. Es ist mit einer Einfachheit und einem Ernst geschrieben, die sich Bewunderung erzwingen." *(Daily Express, London)*

---

**Orell Füssli Verlag · Zürich und Leipzig**

**Generalvertretung für Deutschland: Müller & Kiepenheuer, Berlin**

*Soeben erscheint*
*zum 60. Geburtstage des Künstlers am 10. Juni*

PAUL SCHULTZE-NAUMBURG

# KULTURARBEITEN

NEUE AUSGABE BAND IV:

## Das Gesicht des deutschen Hauses

Lex.-Oktav. 200 Seiten Kunstdruck mit 210 Abbildungen
Kartoniert M. 11.—, in Ganzl. M. 13.—

*Inhalt: Einführung. I. Die Wege des heutigen Hausbaues. II. Das Gesicht des deutschen Hauses. III. Geschichtliche Entwicklung. IV. Die handwerkliche und wissenschaftliche Grundlage. V. Die Haustypen. VI. Das Haus in seiner Umgebung. VII. Die Lebensformen.*

Dieser 4. Band der neuen „Kulturarbeiten" umfaßt die früheren Bände I: Hausbau, III: Dörfer und Kolonien, V: Kleinbürgerhäuser, und ist, den heutigen Zeitverhältnissen entsprechend, völlig neu geschrieben. Er will vor allem den Laien dazu anleiten, sich über das Gesicht klar zu werden, das einem Bauwerk eigentümlich ist und den Grund der Wirkungen zu untersuchen, die sein Ausdruck auf den Betrachter ausüben muß. Bei Schultze-Naumburgs Einstellung zur guten künstlerischen und handwerklichen Tradition konnte es dabei ohne scharfe, aber sachliche Kritik gegen die Auswüchse und Einseitigkeiten der modernsten Baurichtung nicht abgehen. Auch aus diesem neuen Bande spricht Schultze-Naumburgs hohe ethische Auffassung von baulicher Gestaltung, spricht der Geist der Liebe zum Gesicht des deutschen Hauses und der deutschen Landschaft.

*Prospekte auf Wunsch*

VERLAG GEORG D.W.CALLWEY-MÜNCHEN

# DIE HOREN

AUG 15 1929

## MONATSHEFTE FVER KVNST VND DICHTVNG

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

HERAVSGEBER
HANNS MARTIN ELSTER
WILHELM VON SCHOLZ

1928/29 V. JAHRG. HEFT X

HOREN VERLAG BERLIN

# Die Neuerscheinungen im ersten Halbjahr 1929:

GUTTI ALSEN
**Requiem**
Roman / In Ganzleinen RM. 6.–

MAX HALBE
**Die Auferstehungsnacht des Doktor Adalbert**
Erzählung / Kartoniert RM. 3.60 / In Ganzleinen RM. 4.80

CARL HAUPTMANN
**Aus meinem Tagebuch**
Dritte Auflage / In Ganzleinen RM. 7.50

EDUARD LACHMANN
**Vier Jahre**
Frontberichte eines Reiters / In Ganzleinen RM. 5.50

FR. ALFR. SCHMID-NOERR
**Wie Sankt Antonii Altar zu Isenheim durch Meister Matthias Grünewald errichtet ward**
2. erweiterte Auflage / In Ganzl. RM. 12.–

HERMANN STEHR
**Nathanael Maechler**
Roman / In Ganzleinen RM. 7.50

MANFRED STURMANN
**Der Gaukler u. das Liebespaar**
Zwei Novellen / In Ganzleinen RM. 5.80

HERMANN ERIS BUSSE
**Das schlafende Feuer**
Schwarzwaldroman / In Ganzleinen RM. 7.50

MAX HALBE
**Die Traumgesichte des Adam Thor**
Schauspiel / In Halbpergament RM. 4.–

HANS KYSER
**Das Gastmahl des Domitian**
Roman / In Ganzleinen RM. 7.50

WILHELM NIEMEYER
**Sanggespräche**
Auf Bütten in Pappband RM. 7.–

ARTHUR SCHURIG
**Godefroi, der Gascogner**
Eine Epikureade / In Ganzleinen RM. 5.80

ILSE WEISS
**Gesicht und Maske**
Gedichte / In Halbleinen RM. 5.–

MANFRED STURMANN
**Die Erben**
Gedichte / In Halbleinen RM. 4.–

HOREN-VERLAG / BERLIN-GRUNEWALD

# LÖSUNG UND BINDUNG

## DIE SAKRAMENTALEN AUFGABEN DES DICHTERS

VON RICHARD BENZ

1.

DIE Macht, zu binden und zu lösen, war einst dem Priester gegeben. Bindung in Buße und Strafe, Lossprechung von Schuld hatte für die christliche Menschheit zweier Jahrtausende einen völlig eindeutigen Heils-Sinn. Wir stehen nicht mehr unter der Herrschaft des Priesters; aber: ist das Amt, das er übte, nicht ein ewiges menschliches Amt? ist das Gesetz von Bindung und Lösung, vielleicht mit verändertem Sinn, nicht heute noch ein Lebensgesetz der Seele, wie Ein- und Ausatmen ein Lebensgesetz des Leibs?

Wir wären, als einzelne und als Volk, wahrscheinlich auf einer höheren geistigen Stufe, in einer harmonischeren Seelenverfassung, wenn es uns gelänge, die großen religiösen Begriffe und Heilstatsachen früherer Zeit nicht als historisch, sondern als lebendige, obgleich veränderte, Gegenwart zu empfinden. Denn der historische Sinn, zu einseitig zu objektiv kultiviert, wird zum Mörder lebendig-gegenwärtigen Lebens: der abendländische Mensch, der Religion nur als bestimmtes Phänomen der Vergangenheit versteht, wird irreligiös, weil er erkennt, daß er im Sinne der Vergangenheit Religion nicht mehr besitzt — er verzagt an den ewigen Schöpferkräften und gewahrt sie nicht in profanerer Verhüllung; wo doch Historie, recht verstanden, nur lehren sollte, daß das, was einmal dem Menschengeiste vergönnt war, in immer neuen Wandlungen ihm immer wieder vollbringbar und erreichbar sein wird.

2.

Historische, oder wie man heute sagt: geschichtsmorphologische Erkenntnis ist höchstens imstande, das Lebendige im G l e i c h n i s mit dem Vergangenen zu begreifen: als V e r f a l l s form eines Seelentums, das eben das nicht mehr wirklich und wesentlich i s t, dem es in höherer Vergangenheit analogisch entspricht. Denn auf kurzen Optimismus, ja Hochmut historischer Haltung in Aufklärung und Klassik, da der Mensch sich als Ziel und Ende des Weltprozesses verstand und alle Vorwelt als dumpfe unklare Entwicklung zu ihm hin verachtete, ist, durch die Fülle eindringenden histo-

rischen Wissens, ein Erkenntnispessimismus gefolgt, der alle Gegenwart nur noch als Anhängsel an die Geschichte betrachtet, und nur noch im Betrachten und Beurteilen des Gewesenen und Gewordenen sein Heil sucht.

Dieser Aspekt des Niedergangs hat wohl gewisse Analoga früherer religiöser Phänomene in unserem Leben begriffen; aber er entwertet sie durch sein Gleichnis mehr, als daß er sie damit erhöht und zu neuen Normen erhebt. Dies geschieht, wenn etwa die dichterische Konfession eines Goethe, das Selbstbekenntnishafte protestantischer Dichtung überhaupt, als Ersatz der Ohrenbeichte verstanden wird; denn sofort tritt der Makel des Niedergangs hinzu: da die selbsterteilte Absolution ersichtlich nicht dasselbe ist, wie die Lossprechung durch den Priester im Namen einer höheren übermenschlichen Macht. Durch solche hoffnungslose Oberflächenschau wird gerade die tiefere Erkenntnis verhindert: daß das priesterliche Amt tatsächlich weiterlebt, und daß der Dichter heute allein es ist oder doch sein kann, der es verwaltet. Allerdings aber ist dieses Amt ein anderes geworden; und der Vergleich mit dem Sakrament der Beichte trifft für die höchste priesterliche Funktion des Dichters eben nicht mehr zu — das Sakrament einer anderen Lösung und Bindung, die nichts mit Sünde und Buße mehr zu tun hat, liegt in seinen Händen: die Begriffe Lösung und Bindung erleiden durch ihn geradezu eine Umkehr ihres Sinns: Lösung ist nicht mehr Erlösung, absolutio, der heilige und erstrebenswerte Zustand; sondern bedeutet Auflösung, dissolutio, Bezweiflung und Zerfall überlieferter Werte und Normen; Bindung dagegen, einst als ligatio die Bannung des Sünders, wird nun schlechthin als religiös, als Verhaftung im neuen göttlichen Daseinssinn verstanden, und bedeutet in aller notwendigen Zerlösung die neue schwer errungene Harmonie.

Das Sakrament der Beichte beruhte auf der Annahme, daß Handlungen des Menschen einem höheren Wesen mißfallen und seine Gebote verletzen konnten. Dieser christliche Sündenbegriff, der drei Viertel alles Menschlich-Natürlichen entwertete und vergiftete, um es durch den Segen des Priesters erst nachträglich wieder zu heiligen und zu weihen, ist gerade das, was durch die Dichter überwunden ward: sie haben deutlicher und mutiger als die abstrakten nur allzu kompromißbereiten Philosophen die wesentliche Unschuld und Heiligkeit alles natürlichen Daseins gepredigt, weil der ganze

Umkreis wirklichen Lebens ihre Betrachtungs- und Darstellungssphäre war — dies eben war ihre neue Religiosität, die mit der alten in tiefstem Widerspruch stand, und in deren Symbolen deshalb nicht mehr erfaßt wird.

3.

Dabei soll allerdings nicht geleugnet werden, daß dieses Neue nur allmählich, und selten rein, sondern vermischt mit den überlieferten Anschauungen hervortrat, und noch nicht überall ans Ziel kam, sondern vorzeitig in unzulänglichen Formen ermattete.

Hierher gehört, daß beim protestantischen Dichter, wie bei seinem Vorfahr Luther selbst, die neue geistige Bindung eine so persönliche Errungenschaft war, daß sie sich eigentlich der Mitteilung an andere entzog und deshalb der priesterlichen Verkündbarkeit zunächst ermangelte. Sie war gleichsam etwas Unsichtbares, dem Individuum, das sie erfuhr, oft selbst in ihrer letzten Wesenheit verborgen, und nur als Gefühl ihm unmittelbar lebendig, nicht als vollkommene Erkenntnis eines religiösen Urphänomens von ihm erfaßt, sondern mit den unzulänglichen Namen früherer Dogmen mißverständlich ausgelegt. Diese Bindung an ein Unsichtbares, dieser Halt an eine unnennbare Kraft ward darum nicht als Lehre und Erkenntnis wirksam, sondern als Handlung und Tat — Luthers «Hier stehe ich, ich kann nicht anders", ist nicht weiter zu definieren; das innere Erlebnis, das diesem weltbewegenden Wort zugrunde liegt, bleibt unerkannt, und wird weder mit dem religiösen Dogma, das Luthers Bewußtsein einnahm, noch mit dem Begriff der Souveränitätserklärung des Individuums in seinen tiefsten Tiefen ergründet. Das eigentlich Positive daran bleibt unsichtbar, nur die Negation ist sichtbar und mitteilbar, die aus ihm folgt. Und dies ist für lange Zeit hinaus auch das Schicksal der neueren Dichtung gewesen: ihr Positives, ihre höchste Schau, ihre gefühlte göttliche Bindung, aus der alle Lösung vom Überkommenen erst zu verstehen ist, war im Worte nicht mitteilbar, blieb unsichtbar; aber in Tönen sang es die M u s i k — Luthers Tat-Geheimnis offenbart sich erst in Bach: hier wird das Erlebnis eines ungeheuren metaphysischen Halts, einer überindividuellen Bindung an wirkende Gesetze des Alls gekündet, das bei Luther in die Grenzen der Persönlichkeit unsagbar eingeschlossen war; und so ist es mit Händel und Gluck,

mit Mozart und Beethoven: sie alle verkünden und gestalten positiv in einer sinnlich erlebbaren geistigen Überwelt, woraus die Dichter unbewußt lebten und schufen, ohne es doch in Wort und Gestalt allgültig bannen und binden zu können.

4.

Hieraus erklärt sich die Resignation, die über dem Leben Goethes schwebt, wenn man es rein als Dichterleben betrachtet; erklärt sich die Tragik aller Bestrebungen von Hölderlin bis Nietzsche, die neue Bindung im Dichter- und Denkerwort zu fassen.

Es ist das durchaus profanierte, durch Renaissance und Aufklärung zum Medium des Verstandes gewordene Element der Sprache, mit dem der Dichter mühselig zu ringen hat, um ihm vielleicht am Ende eines Lebens oder in der orphischen Nacht der Verstandes-Blendung etwas von der Heiligung zum göttlichen Elemente zu verleihen, wie es die Musik, fern von der Herrschaft des Verstandes und der Not praktischer Verständigung, als Voraussetzung ihrer mythischen Gestaltung in langer Überlieferung, in langer Entwicklung zu rein symbolischem Ausdruck so mühelos und gnadenvoll besitzt.

So kann es geschehen, daß der Dichter, von der mythischen Zielsetzung als von etwas Unerreichbarem fast geschieden, mit der magischen Funktion des Wortes sich begnügt: das heißt, daß er in der Tatsache der Aussprache, im Sagen-können irdisch-kunsthafter Art schon Befriedigung findet, und, seine Sehnsüchte und Erkenntnisse, seine Leiden und Schmerzen in die magischen Formen und Formeln der Dichtkunst bannend, einen Anhauch des Göttlichen verspürt. Das Wort des Tasso: «Und wenn der Mensch verstummt in seiner Qual, gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide" ist kein triumphierendes Schöpferwort, sondern, von der Höhe der Menschheitsmission des Dichters gesehen, ein resigniertes Wort: denn es setzt als Aufgabe des Dichters nicht Vision und göttliche Schau, sondern die irdische Konfession, die Selbsterlösung durch die Beichte des Erlebnisses. Und hier könnte allerdings moderne Bekenntnisdichtung als protestantische Variante des alten Sakraments der Ohrenbeichte verstanden werden: der Dichter Bekenner, Absolutionsbedürftiger und Zuhörer, absolvierender Priester zugleich — das wäre in anderer Form, auf geistigerer Ebene,

das Laienpriestertum Luthers: eine Parodoxie schlechthin, wie sie allem l'art pour l'art zugrunde liegt; da eben die wesentliche priesterliche Aufgabe, andern das Heil zu spenden, hier nicht mehr erfüllt wird. Aber, was schon für Luther gilt, gilt auch für Goethe — das Tassowort enthält als eigenes produktives Geheimnis dieselbe unsichtbare Kraft, wie das Lutherwort auf dem Reichstag zu Worms — auch bei Goethe ist die höchste Bindung und auch für andere erlösende und beispielhafte Haltung nur aus Tat und Leben erratbar, nicht ausgesprochen in Wort und Werk: keine einzelne Dichtung will hier als Selbsterlösung gelten und sein letztes Wort bedeuten — man faßt ihn nur in seinem ganzen gestalteten Leben, dem die Dichtung nicht wichtiger ist, als die Wissenschaft, ja dem die Schau des naturwissenschaftlichen Urphänomens eine tiefere religiöse Erkenntnis bedeutete, als er sie je als Dichter zu gestalten versuchte.

Eine andere Frage aber ist die W i r k u n g dieser Art von Bekenntnisdichtung, wo sie, gelöst von einem höheren Leben, als reines Vorbild künstlerischer Form für andere Schaffende und Empfangende verbindlich ward. Da ist denn wirklich der Aberglaube an die Magie des Worts, an das Heilsame der Aussprache schlechthin, in einem verderblichen Maße durch sie verbreitet worden. Und nicht nur echte Dichter wurden, in der Lyrik zumal, ihre eigenen Priester und Selbsterlöser; sondern Menschen, die bestimmt gewesen wären, dem großen Dichter Empfangende zu sein, denen aber das Element der Kunst als Wortgestaltung und Wortbeseelung selbst nicht gegeben war, sie wurden ihre eigenen Dichter und Selbstbefriediger, die sinn- und zwecklos in privaten Versen sich ausströmten.

## 5.

Es giebt aber noch eine andere Wirkung der Bekenntnisdichtung als die ansteckende der poetischen Selbsterlösung: sie gründet darin, daß ihr Positives unsichtbar und unübertragbar, ihr Negatives aber erschütternd deutlich und offenkundig war und tatsächlich eine religiöse Verkündung von revolutionärer und reformatorischer Kraft bedeutete. Blieb alle Bindung persönlich-unerforschliches Geheimnis, so ward die L ö s u n g, die Auflösung in den Händen des Dichters zum eigentlichen Sakrament von unendlicher Seelenbewirkung: unzulänglich noch zwar im höchsten Sinne des priester-

lichen Amts, aber doch nicht zum Unheil, sondern zum Heil: in der notwendigen Zerstörung alles Abgelebten, wie es Nietzsche in die religiöse Formel der Umwertung aller Werte gebracht hat.

Allerdings ist diese Mission der Dichtung zunächst nicht bewußt geübt worden — sie war ein Nebenergebnis des Willens zur Selbsterlösung, der eben, erkennbar, nur persönliche und private Bindungen fand; was aber zugunsten jener persönlichen Bindungen in Frage gestellt ward, das war die Fülle überlieferter sittlicher und geistiger Normen, von denen mit jedem dichterischen Werke eine der allgemeinen Skepsis und Kritik zum Opfer fiel. Ob Schillers Freiheitsidee den vorhandenen Staat, ob Lessings Allfrömmigkeit die historischen Formen der Religion, ob Goethes subjektive Liebes-Wahlverwandtschaft die objektive Form der Ehe fragwürdig erscheinen ließ: überall ward hierbei wirksam allein die Erschütterung der vorhandenen Normen und Formen, nicht der individuelle Ausweg, den der Dichter zwischen Verneinung und Bejahung fand.

6.

Was also heute als Entbundenheit von allem Gesetz, ja als Entfesselung der Triebe zutage liegt — es begann damit, daß der Dichter als höherer Mensch, aus einer nur ihm bewußten göttlichen Legitimation, sich den überlieferten Normen nicht mehr verpflichtet fand, und für sich, den Ausnahmemenschen, etwas verwarf, was für den Durchschnittsmenschen noch seine volle Bedeutung besaß und ewig hätte behalten können. Aber der Souveränität der Lösung entsprach nicht die Macht der Bindung — auch hierin ist die geistig-sittliche Revolution der protestantischen Dichtung des 18. Jahrhunderts die rechtmäßige Nachfolgerin der kirchlichen Reformation Luthers, die wohl zur Lösung vom alten Glaubensgrunde die Kraft fand, aber einen neuen ebenbürtigen Bau nicht aufzuführen vermochte. Und wie die Reformation in Wortstreitigkeiten verebbte, so verlor sich die Dichtung in verstandesmäßige Beschreibung und psychologische Diskussion: sie übte gerade in den großen Formen, die ihr zur Verfügung standen, den bindenden Zauber des Wortes nicht — sie vertraute nicht auf ihr sinnliches Element, auf ihre formende Kraft. Denn nur die Lyrik war im höchsten Sinne Form, und deren Gefühls- und Sinnengewalt ward

nur als Aufforderung zur Nachahmung wirksam. Roman und Drama hingegen blieben im Worte ungeformt, und wurden daher nicht künstlerisch-dichterisch, sondern im auflösenden Sinne des Verstandes intellektuell und ethisch wirksam. Es ist eine Ausnahme, wenn es Kleist gelingt, den Jambus zu geheimer dynamischer Musik zu steigern, wenn Jean Paul die Prosa zu reiner Melodik erhöht — Roman und Drama sind im eigentlichen Verstande sonst nicht Kunstformen gewesen und geworden und als solche zu bewerten: sie sind eine geistig-ethische Auseinandersetzung, die durch Schreiben und Drucken erfolgt, weil sie nicht mehr, in Lehre und Gespräch, von Mensch zu Mensch erfolgen kann. Sie bedeuten vorerst die einzige echte Form von Seelsorge, die die neuere Welt noch kennt: allerdings eine merkantilisierte und vergiftete, oft ohne Verantwortung, zu Vergnügen und Erfolg, und nicht vom echten Priester, sondern vom Winkelpropheten ausgeübt.

Aber man bedenke nun, was diese literarischen Formen für eine Welt von Stoff umfassen, und welche Wirkung von ihnen ausgeht! Sie stellen ganz eigentlich eine Beispielsammlung dar von dem, was die Menschheit zu leben noch nicht den Mut hatte, woran sie sich aber als an einer Lebensmöglichkeit, an gesetzloser Norm erbaute, ja berauschte.

Mit dem Postulat der sittlichen Idee fing es an, die sich aber, aus bloßer Vernunft geboren, bald als ohnmächtig vor der Seelen- und Sinnengewalt der Lebensmächte erwies; und mit dem psychologischen Verständnis, mit der Milieu-, Vererbungs-, Verdrängungs-Rechtfertigung jeder Handlung, jeder Leidenschaft, jedes Verbrechens endete es — eine scheinbar unheilbare Auflösung, deren Wortführer der Dichter war; und die doch tatsächlich eine neue andächtige Schau des Menschen und des Lebens in all seinen Möglichkeiten bedeutete: eine religiös-ehrfürchtige Schau, die den Menschen nackt und ehrlich in seiner göttlichen Tierheit und tierischen Göttlichkeit begreift, und angesichts der scheinbar völligen Verlorenheit im All, der Preisgegebenheit an alle Mächte, einer neuen schöpferischen Bindung bereit ist.

7.

Was also der Dichter der neueren Menschheit gebracht hat, ist nicht Kunst und Kunstbewirkung, sondern Lebenserkenntnis, Lebensbewirkung im

Sinne chaotischer Vielgestalt und Vielfalt. Die Leistung des Dramas von den Klassikern bis zu Hebbel, Ibsen, Strindberg; die Leistung des Romans von Goethe und Gottfried Keller bis zu den Franzosen und Russen und den Nachzüglern unserer Zeit könnte verlorengehen, und es wäre für die echte sinnlich-künstlerische Durchdringung des Lebens, für die wahre geistige Erhebung des Menschen wenig verloren — man vergleiche, was eine Beethovensche Symphonie an Vision und Ekstase, an geistiger Überwelt und Geistesglück erschließt; und was dagegen ein klassisches Drama oder ein Roman von Weltbedeutung an bloßem rohen Lebensstoff, an nackter Daseinsproblematik, an rein verständiger Diskussion und Psychologie vermittelt.

Es giebt Zeiten, da auch der höchste Dichter nur Kärrnerdienste tun kann und in den Marmorbrüchen sich selber mühen muß, die ihm sonst das fertige Material für seine souveräne Gestaltung bieten. Im 19. Jahrhundert, dem Jahrhundert der Wissenschaft, ist auch die Dichtung zu einer großen wissenschaftlichen Unternehmung geworden; sie ist am meisten der Naturwissenschaft verwandt, denn ihre wichtigste Methode war und ist das E x p e r i m e n t : sie ist eine theoretische Chemie und Physik der Lebensvorgänge, der Lebensbegegnungen und -verstrickungen, der Weltanschauungen — scheinbar um ihrer selbst willen als freies Spiel der Erfahrung und Beobachtung unternommen; und doch, wie die Naturwissenschaft selbst, mit dem ihr unbewußten metaphysischen Ziel einer praktischen Verwendbarkeit — hier einer Ethik, dort einer Technik —: eines neuen Handels nach experimentell erprobten Gesetzen. Es sind in dieser dichterischen Wissenschaft und wissenschaftlichen Dichtung Elemente der Seele entdeckt, Verbindungen und Reaktionen geistiger Art sichtbar gemacht, mikroskopische Befunde festgestellt worden, die auf die Lebensführung der Menschen nicht ohne Einfluß sein konnten. Unser scheinbar ganz willkürlich gewordenes, von keinem geistigen oder sittlichen Gesetz ersichtlich mehr beherrschtes Handeln ist mehr als wir ahnen bestimmt von den schnell vergessenen und doch im Unbewußten weiterwirkenden Bildern, die die Stunden unserer Lektüre von früh auf uns immer wieder zugeführt haben. Wir können dies kontrollieren, wenn wir etwa das Leben der Generation betrachten, die einst Jean Paul las, im Gegensatz zu der, die Goethe und Kleist wiederent-

deckte, oder der, die Hebbel, die Ibsen und Dostojewski in sich aufnahm. Der Wandel der ethischen Bestimmtheit ist hier rapid; man kam aus dem sittlichen Bildungsgrad — nicht dem geistigen und künstlerischen — eines Menschen fast ablesen, bis zu welchem Schriftsteller er gelangte, welche experimentelle Seelenchemie und -physik zuletzt zu seiner Kenntnis kam.

Denn wie in der Wissenschaft selbst, herrscht in dieser Literatur ein schnelles Aneignen, aber zugleich ein schnelles Vergessen des Urhebers einer Entdeckung — wie niemand mehr beim Gebrauch von Gas und Elektrizität, bei der Benutzung von Telephon, Telegraph und irgendwelcher Maschine an deren Erfinder denkt, so denkt auch der Mensch, dem etwa die Theorie der Ehe zu dritt oder die Psychologie eines Mordes eingegangen ist, nicht mehr an den ersten Entdecker und Darsteller dieser Probleme: all die differenzierten Verständnisse und Betrachtungsarten, die dem heutigen Menschen selbstverständlich sind, waren ja irgendwann neu und epochemachend; sie sind nicht mit ihren Urhebern vergessen, aber sie sind übergegangen in eine Gesamtatmosphäre, die den Menschen als feine Reaktionsschicht seelischer Emanation umgiebt, und die Art der Einwirkung aller von außen kommenden groben Motive des Lebens unwissentlich bestimmt.

Es ist eine geheime und anonyme Bedingtheit, die den modernen Menschen regiert — das Lesen, zumal das Lesen von Romanen, ist die Form, ein Ethos anzunehmen, der wir allein noch zugänglich sind; und man wird in früheren Zeiten nichts dem Vergleichbares finden. Antike und Mittelalter sind ethisch durch offene göttliche Symbole, Gestalten, Dogmen bestimmt, die als Wort und Bild sich nur in immer neuer seelischer Anpassung wiederholen. Was derart noch von alten Normen durch Kirche und Schule vererbt wird, ist im Verhältnis zur Bildung durch wahlfreie und zufällige Lektüre vollkommen wirkungslos und giebt den Menschen, auch denen, die sich ehrlich dem Überlieferten verpflichtet glauben, nicht die wahre innere Richtung mehr. Denn die Religion, die heute abstrakt und ohne die Bilderfülle einer echten Jenseitsimagination gelehrt wird, läßt die menschliche Phantasie ohne Tätigkeit, durch die allein etwas dauernd geistbeschäftigend und seelennährend sein kann. Hingegen zwingt die Suggestion des schlechtesten Romans dazu, bildhaft ein Stück Leben nachzuleben: notwendig muß die

Phantasie sich an die Stelle und in die Seele des Handelnden versetzen, und wird dadurch, mag höherer Sinn sich sträuben und das Ganze verwerfen, doch berührt und innerlich trächtig, und gebiert irgendwann das noch so winzige Ebenbild als Vergleich mit eigenem Leben, als Anwendung auf eigenes Leben, und trägt damit zur Gesamtstruktur der Lebenserfahrung und Lebensanschauung bei.

8.

Die Auflösung überkommener Werte, welche die Dichtung der neueren Zeit bewirkt, bedeutet also zugleich einen geheimen Aufbau neuer Werte, oder doch wenigstens die Grundlegung zu einem solchen, die in der völligen Vorurteilslosigkeit und wiedererlangten Unschuld in ethischen Dingen besteht. Die Historie bestätigt, wie grundlegend Gefühle und Anschauungen sich wandeln können, und kann Mut geben, eine Verwandlung religiös zu bejahen, wenn sie auch zunächst, in Verfall und Auflösung, als das Widergöttliche erscheint.

So scheint etwa die Wandlung im Verhältnis der Geschlechter seit dem Ende des 18. Jahrhunderts zunächst reiner Verfall, Auflösung aller Bindungen, aller Volk und Menschheit erhaltenden Instinkte zu sein. Aber in der Abnahme der Fähigkeit zur Beherrschung und Zähmung der Triebe, die geistig gebundenen und in strengen Normen lebenden Zeiten so selbstverständlich war und im Grunde dem Menschen unendliche Schmerzen ersparte, kann sich das Gegenteil von Niedergang erzeigen: kann sich ein Mittel der Natur erzeigen, uns zu verjüngen, indem sie organischen Urmächten wieder zur Herrschaft über die Seele verhilft, die in Gefahr war, einer vollkommenen Mechanisierung und Rationalisierung zu verfallen. Die vielen Seelen-Berührungs-Möglichkeiten, die der Mensch plötzlich erblickt, der Wert, der dem E r l e b n i s in der Liebe seit Goethes Tagen wachsend beigelegt wird, eröffnet Perspektiven, die über bloßen Untergang hinausweisen. Was viele als Rückfall in Vormenschliches Untermenschliches deuten, mag Anbruch einer neuen Urzeit sein, aber einer göttlichen, die in einem Allgefühl auch das Irdischste in unmittelbarer kosmischer Beziehung heiligt. Doch das schöpferische Urwort, das hier die Wertungen in einem Nu vom Negativen ins Positive wendet, kann nur vom Geiste gesprochen werden; das Ursymbol, das aus dem Dämon Weib die Göttin schafft, wird

nicht aus der bloßen Realität entwickelt und in der nackten Lebensdarstellung gefunden. Und deshalb scheint es allerdings, daß das Amt des Dichters als des Lösenden heute vorüber sei, und Bindung wieder erfordert und ersehnt wird.

Schon zeigt sich, daß auch das bisherige Amt des Dichters in Verfall ist, da er immer seltener v o r a u s d e n k t und v o r b i l d e t, sondern immer häufiger n a c h a h m t und n a c h g e s t a l t e t, was an zufälliger Vielfalt bereits im Leben vorhanden ist. Die bloße Spiegelung des Lebens-Chaos aber ist ohne Sinn, künstlerisch wie geistig-ethisch; und eine Zeit, die sich mit ihr begnügt, hat aufgehört, die priesterliche Wirkung des Dichters auch in der verborgensten Verhüllung und Verkleidung zu spüren.

Denn immer noch ist in jeder Dichtung, die sucht und versucht, die Theorie zu einer künftigen oder möglichen Praxis sein will, etwas Vorbildhaftes, Symbolisches enthalten, sogar das Ursymbol der Lebensgöttlichkeit, das Symbol von Brot und Wein. Als Nahrung und Berauschung kann alles Leben gedeutet werden; Hunger und Liebe sind ein uraltes Thema, und seine unendlich gestaltete Abwandlung braucht nicht Bejahung der Materie, sondern soll und kann Sinngebung organischen Lebens sein. Wenn aber das Gleichnis von Brot und Wein nur noch die Doppelsehnsucht nach Geld und Vergnügen bedeutet; wenn die bloße Erfüllung dieser Sehnsucht in allen erdenklichen Möglichkeiten dem Menschen vorgegaukelt wird, ohne Frage nach einem Sinn: so ist die Erde erst entgöttert, und ein Chaos ist da, das kein Schöpferwort mehr in Gestalt ruft.

9.

Aber nicht nur durch die innere Entwicklung der Dichtung selbst, sondern durch Einbrüche, die von außen in ihr Gebiet erfolgen, wird die bisherige Mission des Dichters in Frage gestellt — die Technik und die Wissenschaft sind es, die hier ein Ende besiegeln.

Die T e c h n i k hat mit der Ausbildung eines mechanischen Verfahrens sich durchaus der bloßen seelenlosen Wiedergabe des Lebens gewachsen gezeigt, zu der auch die Literatur in vielen Erscheinungen herabgesunken war. Aber der Film kann nun ganz ohne Zweifel nicht mehr Vorbildung, Vorwegnahme einer Lebensanschauung sein; seiner mechanischen Herkunft

nach kann er dargestelltes Leben bloß abbilden: das Bild des Lebens wie es ist, vielmehr: wie es gemimt sich wunschhaft darstellt, gelangt durch ihn zu tausendfacher Wiedergabe. Es ist die Lebensgier des kümmerlich lebenden und erlebenden Menschen, die durch ihn gereizt, gesteigert und nie befriedigt wird. Der Hunger nach Anschauung, der das Volk in die Lichtspielstätten treibt, könnte Hunger nach dem Bilde sein, und eine weise Kulturpolitik könnte auf geistige Befriedigung dieser Sehnsucht denken. Was aber tatsächlich als Bild hier gegeben und empfangen wird, dient der bloßen Illusion der Befriedigung von Geld-, Macht- und Vergnügungsgier; die ohne den Schimmer einer Symbolik und also einer menschlichen Sinngebung hier ihre nutzlosen Orgien feiert.

Zugleich aber hat die Wissenschaft die auflösende Tendenz der Literatur überholt und übertrumpft, und hat in der Psychoanalyse das Erbe der dichterischen Seelsorge in aller Form angetreten. Das protestantische Amt der Umwertung aller Werte wird von ihr dem älteren Amt der katholischen Beichte dienstbar gemacht — sie verleugnet in einem seltsam primitiven Rückfall in christliche Instinkte gerade die Errungenschaft der moralischen Freiheit und Unschuld, die jene protestantische Lösungsbewegung errang. Die magische Wirkung wird jetzt nicht mehr dem kunsthaften Wort, der Darstellung oder Gestaltung zugesprochen, sondern wieder dem rationalen Alltagswort des Bekenntnisses. Und der bekennende Mensch ist nicht mehr Selbsterlöser auf Grund irgendeiner privaten Metaphysik, sondern er bedarf wieder des wirklichen Priesters, und hat ihn im Arzt gefunden, der ihn das Wort der Aussprache finden lehrt, die schon in sich, als Rede zu einem andern, ihn erlöst.

Die Psychoanalyse ist die Ohrenbeichte des gebildeten Menschen, vorab der gebildeten Frau, die heute an die Stelle des deutschen Jünglings getreten ist, der einst in persönlicher lyrischer Konfession sich aussprach. Trotz aller rationalistischen und freigeistig sich dünkenden Kasuistik ist ihre Voraussetzung die durchaus christliche der Sündhaftigkeit der Triebe, die durch die Zensur einer aus dem wachen Leben stammenden Moral in «erlaubte» Bilder und Begriffe, in Traumvorstellungen, in Hemmungen und Fixationen, «Bindungen» alt-ethischer Art, umgedeutet werden, von denen nur das schamlos-ehrliche Nennen, das Sünde-Bekennen erlöst.

Wohl übernimmt der Arzt jenen Sündenbegriff nur, weil er in der Praxis noch mit ihm zu rechnen hat; wohl heilt er nicht im Namen einer göttlichen Macht; jedoch überträgt er nun diese Not-Methode als Allheilmittel auf alles Geistige, und spricht im Namen einer Macht, deren Glaubensforderung nicht weniger suggestiv ist: der Wissenschaft; welche ein echtes magisches Abstraktum ist, dem die Begriffe der Kunst und Dichtung nicht gleichwertig gegenüberstehen. «Im Namen der Kunst» — das würde auch der Halbgebildete als eine Phrase belächeln; «im Namen der Wissenschaft» — da horcht noch ein jeder auf; und den Eingeweihten, den Fachmann, den Arzt, der in diesem Namen löst und bindet, umgiebt ein Nimbus, wie er einst den mittelalterlichen Priester umgab, zugleich aber auch, in seiner Eigenschaft als Beichtvater, jene zweideutige erotische Atmosphäre, die auch seinen mittelalterlichen Vorfahr umhüllt. Wie früher die Todsünden, so werden jetzt die Komplexe und Hemmungen und Fixierungen benannt: mit den magischen Formeln willkürlicher oft ganz zufälliger wissenschaftlicher Namengebung, die das unbegrenzte und unteilbare Seelische in ein scholastisches System gezwängt haben.

Wie alle jungen Glaubenslehren ist auch die Psychoanalyse aufs äußerste intolerant; und ihr ganzer Haß, so sehr er sich unter den höflichen Formen einer überlegenen nachbarlichen Interessiertheit verbirgt, muß der älteren Rivalin, der Kunst, vorab der Dichtung gelten. Dem Arzt genügt es nicht, den Dichter als Priester verdrängt und abgelöst zu haben: er macht ihn selbst zum Objekt und Schulbeispiel seiner Analysen — er untergräbt und verdächtigt seine Autorität, ja die Tatsache seines Schaffens, indem er nachweist, daß seinen Motiven, Problemen und Symbolen, selbst der Not seines Ausdrucks verdrängte Triebe und uneingestandene Begierden zugrunde liegen. Die Kunst der Menschheit, die ohne es zu wissen nichts anderes als Sexualmotive verherrlichte, steht einigermaßen beschämt vor einer Wissenschaft, die dies erkennt und in jedem Kunstwerk besser als der Schöpfer Bescheid weiß — sie wird dem analytisch Gläubigen nicht länger als Künderin irgendwelcher tieferen Wahrheiten, nicht als Gestalterin echter Werte mehr gelten können; sie würde sich, nach seiner Meinung, samt der Kultur, die von ihr ausging, als die überflüssige Kranke κατ' εξοχην am besten selbst in dauernde ärztliche Behandlung begeben, die mit Sicherheit das

Schöpferische zugunsten einer triebsichern gesunden Normalität eskamotiert.

10.

Und dennoch will es eine seltsame Ironie, daß die Dichtung, um demgegenüber ihre Selbstberechtigung zu erweisen, nur an eine der wirklich wichtigen Entdeckungen der Psychoanalyse zu erinnern hat. Was nämlich diese Wissenschaft, trotz aller Versuche die Kunst zu degradieren und auf höchst bedenkliche «eigentliche» Gehalte zu reduzieren, immer wieder hat feststellen müssen, das ist der wunderbare Mechanismus, vermöge dessen das dichterische, mythische oder Traum-Bild überhaupt an die Stelle des «latenten» Traum- und Seeleninhalts tritt. Man staunt bei der Lektüre der psychoanalytischen Schriften, wie diese merkwürdige Umschaltung, die ein völlig Neues Schöpferisches bei der Hemmung des normalen Triebablaufs einspringen läßt, als die selbstverständlichste Sache von der Welt behandelt und keiner weiteren Erklärung bedürftig erachtet wird; während sie doch in Wahrheit das einzige Wunder darstellt, über das man nicht genug erstaunen kann, und in dessen Unerklärbarkeit also das geistige Schöpfungsmysterium so unangetastet wie nur je erhalten ist. Die Richtigkeit der Libido-Theorie und des Verdrängungs-Axioms einen Augenblick vorausgesetzt, würde das Bestehen dieses Bildmechanismus, vermöge dessen ein verklärendes heiliges Bild für eine profane allzumenschliche Sache eintritt, geradezu die symbolische Urfähigkeit des Menschen erweisen und seinen Charakter als den des Bild-erschaffenden dichtenden Geschöpfes hiermit von aller normalen nichtverdrängenden Tierheit scheiden.

Nur darf man sich unter Menschen, die die Sprache zu deutlicher Bezeichnung und Charakteristik von Wesenheiten gebrauchen, nicht einreden, daß über den W e r t eines Bildes etwas ausgesagt ist, wenn ich erklären kann, woher es stammt. Denn der sublimierte, in Bild oder Symbol, Gedicht oder Ton oder Dogma übergegangene Trieb, i s t eben nicht mehr Trieb; sowenig das Blut, das in meinen Adern kreist, die Nahrung i s t, die ich dem Körper zuführe, und aus der eben gewisse Organe und Mechanismen einen neuen Stoff bereiten. Diesen Übergang von einem Element ins andere zu ignorieren und die scheinbar gefundene erste Substanz als bestimmendes Wesen aller Transsubstantiation festzuhalten, wäre in aller Naturwissen-

schaft, aber auch in aller Historie ein unerlaubtes, ja lächerliches Verfahren. Mit der so viel mißbrauchten überlegenen Konstatierung, daß ein Gedichtmotiv ein verdrängter Trieb, Dichtung selbst verdrängte Libido sei, ist so wenig gewonnen, als wenn ich den Frieden einen verdrängten Krieg und den Krieg einen verdrängten Frieden nenne — das Fundamentale im Unterschied des Wesens wird eben durch unterschiedene Worte ausgedrückt, und es ist im Grunde müßige Spielerei, vollkommen verschiedene Zustände und Qualitäten wegen eines vielleicht zwischen ihnen bestehenden Kausalzusammenhangs zu identifizieren. Die Dichtung ist also mit der Feststellung, daß ihre Symbolik erotischen Sinnbildern entstammt, mit nichten degradiert, sondern als geistige Sphäre erst anerkannt und gerechtfertigt; und sie kann beinahe nichts Besseres tun, als sich auf ihre rein symbolische bilderschaffende Eigenkraft wieder zu besinnen, da sie sich in der rationalistischen und psychologischen Erklärung der Welt, die sie eine Zeitlang zur geistigen Befreiung und Lösung der Menschheit übte, in grotesker Weise überboten sieht.

II.

So ist es denn keine Frage, daß heute der reine Dichter, der Sänger, der Bild-Erschaffer wieder der Dichtertypus ist, auf den es ankommt — nicht der Lyriker des privaten persönlichen Bekenntnisses, sondern der Seher und Sänger einer neuen kosmischen Bindung: den die Welt so bitter notwendig braucht, wie sie ihn einstweilen — es ist nie anders — in Acht und Bann hält und «überwunden» zu haben glaubt.

Angesichts des täglich wechselnden Romankonsums, der so schnell veraltenden Saisonzelebritäten, der Schlagerfabrikation und Auslandsimitation kann es vom Dichter gar nicht anders heißen und gefordert werden als «Seine Zauber binden wieder, was der Mode Schwert geteilt».

Dieses Wort ist zwar von der göttlichen Macht der Freude und nicht von irgendeinem Menschen und Menschenwerk gesagt; aber dort, wo es sich in seinem vollen Sinn bisher allein verwirklichte, im Freudengesang der Beethovenschen Symphonie, aus der wir es zitieren, ist ja der menschliche Schöpfer ersichtlich zum Spender der göttlichen Freude aufgestiegen: und dies eben heißt Bindung, daß dem Menschen das Ja eines alles durchdrin-

genden geistigen Glücksgefühls wieder zuteil wird, eines Höhengefühls, eines kosmischen Gefühls, das alle auseinanderstrebende und in ihrer Unzulänglichkeit und Fragwürdigkeit erkannte Welt doch in einer tiefsten Harmonie als gerechtfertigt begreift und in einem vollen geistigen Klang zusammentönen, zu einem letzten Bild sich schließen läßt.

Diese Harmonie ward in unsrer Kultur bisher nur als Ton, als Musik erlebt; und es mußten hundert Jahre vergehen, bis der Ruf des größten Musikers an den Dichter, und die symbolische Beschwörung des Dichterworts, uns wirklich vernehmbar und verständlich ward.

Wenn aber Dichtung hier beschworen wird, so kann es nur eine solche sein, die den Sinn der Welt, den Musik vieldeutig-orphisch ausspricht, eindeutig wieder in heilige Namen und sichtbare symbolische Gestalten faßt; zugleich aber auch eine solche, die, wie die Musik, den Sinn der Welt als Harmonie im Durchgang durch alle Disharmonie, durch alle Bedrohung, Bezweiflung, Entgötterung e r r i n g t, ihn nicht von vornherein als überliefert-geglaubtes Gottgebot bloß verehrt und verherrlicht.

Hier wird die Symphonie zum Prototyp einer neuen dichterischen Form. Denn allerdings ist auch eine frühere Musik, die kirchliche, reiner Dienst am gegebenen Gottes-Sinn der Welt gewesen. Erst die Symphonie hat, um zu neuer Bindung nach der verlorenen altdogmatischen zu gelangen, auch die Bezweiflung und Zerlösung aller Werte erleben lassen müssen — alle ersten Sätze unsrer Instrumentalmusik zeigen den Zwiespalt auf und stürzen das Erlebnis in einen dialektischen Prozeß, der zwar in Wohlklang erdentbunden tönt, aber erst im Jubel des Finale nach heiliger Norm zu letzter Harmonie sich findet.

Was aber die Musik an Zweifeln, Leiden und Erschütterungen in ihrem geläuterten Medium reinen Seelenklangs immer als obere Sphäre, als Inbegriff aller Sublimierungen des Irdischen darstellen konnte, das war dem körperbildverhafteten und verstandgebundenen Wort nur in langer mühevoller Leistung sagbar, und nicht als Schönheit, kaum oft mehr als Kunst — die Arbeit eines Jahrhunderts, die wir als priesterliches Amt der Lösung zu begreifen suchten, war in der Wortwelt notwendig, damit der Aufschwung zur Bindung nun über alles Irdische wieder möglich sei —

das Erlebnis der Auflösung, der Durchgang durchs Chaos ist Voraussetzung der neuen Bindung und Schöpfung.

12.

Es kann deshalb nicht das höchste Amt der Dichtung heute mehr sein, ein bloßes neues Ethos aufzurichten, das sich bewußt der bisherigen Auflösung aller Ethik entgegenstellt — es ist voreilig und reaktionär zugleich, die strömende Welt in eine Norm noch zwingen zu wollen, sei sie nun alter Religion oder neuerstandener antiker Mythik entnommen. Solche Versuche, allzu verstandgeboren, mögen im Augenblick für einzelne heilsam sein — auf die Dauer und fürs Ganze bedeuten sie die Schwäche des Abseits; sie gedeihen nur als Abwendung, Abgrenzung vom wirklichen Leben: sie heilen und binden das Chaos nicht, wenn sie es für ihre Person und für einen Kreis von Gleichgesinnten nur «ablehnen» und ihm fluchen. Was heute das Amt des bindenden Dichters, nachfolgend der Führerin Musik, allein noch sein kann, ist Aufrichtung der Vision über dem Leben: Beschwörung nicht der ethischen Norm, die auf allen Gebieten zersetzt und durchschaut ist, sondern der oberen Musik der Welt, der kosmischen Harmonie, die allein, wie Beethovens Freudenbotschaft, als Sphärenklang den irdisch ratlosen Menschen ein seliger Klang ins Herz noch sein kann.

Wenn ich deshalb den Namen Alfred Momberts als den des Visionärs, des Traumbewirkers, des Sängers der Musik der Welt, der romantischen Abseitigkeit und dem königlichen Ethos-Willen Stefan Georges entgegenstelle, so ist dies nicht bloß persönliches Bekenntnis, das andere zum Erlebnis rufen möchte — sondern es soll Symbolisierung sein eines neuen, nicht mehr normativen, vielmehr musikalischen Weltgefühls, das heute auch in vielen andern zukünftig lebt, in den Jungen zumal, soweit sie nicht der Phrase und der Geschäftigkeit der Zeit oder dem Irrsinn vermeintlicher Sachlichkeit verfallen sind. Dieses Weltgefühl wirkt sich nicht, wie der Wille zur Lösung, in Experimenten aus; aber auch nicht in sittlichen Geboten und Imperativen, die zu spät kommen und niemanden mehr, kein Volk und keine Menschheit mehr, binden: es gestaltet visionär eine höhere Menschheit, ein seliges Sagenalter voraus, wie einst die Musik — es be-

gehrt ein Geisterglück zu spenden, das der Erdverstrickung unsres Geschlechts allein noch Aufblick zu Gewalten und Gestalten sein kann, da es unbedingt ist, und den wahren Punkt außerhalb der Welt gefunden hat, diese Erde zu bewegen.

Um freilich je wirksam zu sein als Weltgestaltung und Volksdurchdringung, muß es hundert- und tausendfach nachgehallt sein und eingegangen in Lebens-Schicksal-Bindung — Nachfolgen innerer Musik kann dann wohl einst auch neues, nicht historisch-konstruiertes sondern allgegenwärtig-kosmisch verankertes Ethos erzeugen, und wieder Normen, dem Verstande unzerstörbar, unserm Leben eingestalten.

* * *

## GEDICHTE

### VON ALASTAIR

Bin ich auch ganz zu Schanden und zutiefst
Erniedert — jeder Freude bar und bloß
Und schäumt das meerersehnende Gebild
des Herzens stetig der Gesetze Pein —
der Zeiten Hohn — des Raumes schwere Qual —
Mußt ich auch allen Glanz nun von mir tun
Den Blick verschließen der vertrauten Glut
klugen Gepränges — Saphir und Rubin
Karfunkelsaum des festlichen Byzanz —
liegt meiner Gärten Unschuld auch zerstampft
Von dumpfer Wut der ungefeiten Brut
Ist das bedrohte Tor auch unbewacht
Von Panzerscharen deren Blut vertropft
Als Opfer hochgemuter Liebeswahl —
Bin ich auch landlos — namenlos — gejagt
Nutz ich der alten Weisheit Rune kaum
Geh lächelnd klanglos durch die Trümmerwelt
Unter dem weitgeschwungnen Firmament
Wo sich von Osten goldne Wetter nahn —

Der Liebe Blitz — der Gnaden Hagelschlag —
So hat die Enge mich zu dir gepreßt
Du kanntest wieder mich trotz Maskentracht
Du schützest herb und gütig meine Fahrt
Des Vaters Wille rührt durch dich mich an
Und sollt ich sein wie blinde Nachtigall
Die dunkel unscheinbar in Wald sich hüllt
Schluchzend gottahnende Erschütterung
Aus Finsternis gewinnt — dann sei gewiß
daß ich im Traum dein wahres Antlitz schau —

* * *

Wo blau die Berge sich den Lüften einen
Die Fernen sieden wie des Seegrunds Wunder
Geballter Stürme nächtlicher Holunder
Bezwungen wallen bei der Winde Weinen
Aus Farben die der Sehnsucht Hort entkommen
Die sich des Friedens Botin wählt zum Bade
Als sie den Ölzweig pflückt am Lichtgestade
Eh sie zum Sternenwald zurückgeklommen —
Strebt aufwärts der Versöhnung Regenbogen —
So stand er auch am Tag der Flutenwende
Da Feuchte nicht mehr würgt die Altarbrände
Gehorsam wichen die gestillten Wogen —
O laß uns eilen denn die Zauber enden
Unschuldger Strahl der nur die Keusche duldet
Die alle Erdentrübsal überhuldet
Abtrünngen Kindern winkt mit Mutterhänden
Sieh — buntes Paradiestor will entschweben
Schon rührt es schillernd den verträumten Schnitter
Wie er sich feiernd neigt der müden Zither
Beperlter Grille in den kühlen Reben —
Mit Händen die sich ineinanderschlangen
Sich liebend faßten oft und immer wieder

Laß uns dort suchen wo zum Rasen nieder
Der Götterbrücke selge Pfeiler schwangen —
Laß nach der flachen Schale Gold uns spähen
Ein Seraph barg sie tief im Blumenhügel
Den Blitzen flocht sein Lächeln er zum Zügel
Sein Flügeln ließ die Winden neu erstehen —
Zu spät — die Dämmerung pflückt Vogelrufen
Wir schlürfen nicht Vergessen aus dem Schimmer
Es wartet unser vor verhangnem Zimmer
Die Sorge auf den ausgetretnen Stufen —

* * *

Du zwingst mich hin zu Menschlichkeit
Zu Gram — zu Sehnsucht — tiefer Lust
Dir zugetan hab ich gewußt
Von süßer Fessel Ewigkeit
Ach halt mich nicht wenn Nacht mir winkt
Und aus den Tälern Hornruf gellt
Vergeßner Küsse Nebel fällt
Des großen Schnitters Sichel blinkt
Denn was sich einst um mich geregt
Der bleichen Schwestern Mondentanz
Beperlt mir neu den Elfenkranz
Wie lindernd Schläfen er umhegt
In Wassern — Flammen — Wehewind
Kenn Fluch wie Fried ich leiser Schaar
Die Liebespfeilen neigt das Haar
Vor Benedeiter mit dem Kind —
Die wache Augen gnadenlos
Erlösungsflehend hingewandt
Ob Seele ihnen zugesandt
Heilsrose aus der Himmel Schoß.

* * *

## HAUPT DES ORPHEUS

In Blättern die ein Wehen hingetrieben
Und rötlich gleiten über stumpfen Fluten
Verfärbt sich fahlen Hauptes lässig Bluten
Vom Sang gesalbt ist ihm noch Glanz geblieben
Die abendliche Glut durch Herbstesschleier
Beträntt ihr Knistern neben öden Schläfen
Der Iris Grämen taut in Wiesenhäfen
Aus Trauerhecken taucht die Schar der Reiher
Es neigen Weiden sich in frommem Grauen
Um in des Mundes Dunkel zu erkunden
Wie er des Klanges Zauber einst gefunden
Die selge Sämung der gebannten Auen.
Dumpf hallen an den Ufern zwischen Zweigen
Geleit und Wehlaut bös befreiter Tiere
Der Falken Flattern und der Ruf der Stiere
Dem Götterkinde letzte Gunst erzeigen.
In grüner Inbrunst halten schwül umwunden
Der Waldesgeister panische Gestalten
Des Opferaltars mähliches Erkalten
Von Wein beschweißt und Seim der Hochzeitswunden
Im Ried verebbt das Lispeln der Cicaden
Schon rührt die Nixe mit den klammen Lippen
Versunknen Saitenspiels entweihte Rippen
Ernüchtert winseln flüchtende Mänaden

* * *

Laß mich als Saite deiner Silberleier
O Nacht erklingen unter Geisterhänden
Der starre Tag tropft ab von Gartenwänden
Im Schwanenteich wäscht ihre roten Schleier
Die Sonnengottheit deren Liebesbränden
Zu Mord sich wandelt an befleckten Spenden
Der Tauben Gurren wird zum Schrei der Geier —

Wie sich im Osten nun die Schicksalsbänder
Der frommen Tänzer sterngetrost entrollen
Was die Erwachten niemals hören wollen
O halle durch die schlafbewölkten Länder
Daß nicht der Wollust Kriegsruf Beifall zollen
Die tauben Völker bis mit Donnergrollen
Der Himmel fordert die verspielten Pfänder —
Entfalte Nacht mit feierlichem Finger
Des Friedens Zelt über der Menschheit Herden
Laß das Gebot von unbeschwerten Erden
Sich mild ergießen hoffnungsarmem Zwinger
Auf daß vom Liebessturm zerbrochen werden
Gesetzestafeln und mit Holdgeberden
Sich in die Seelen schmiegt der Gnadenbringer

* * *

# HERAKLES

## VON ALBRECHT SCHAEFFER

(Fortsetzung)

### DIE NEUNTE ARBEIT

Von dem stillen gequälten unsterblichen Greis im Rücken wurde Herakles durch die Länder nach Norden gehetzt, so daß Iolaos Wagen und Rosse nehmen mußte, um ihm zu folgen. Mit der Geißel und unablässigem gellendem Zuruf trieb er durch die Tage und bis in die Nächte sein Gespann, dem Athene insgeheim Unermüdlichkeit verlieh, sonst wäre es hundertmal niedergebrochen. Herakles, die gellenden Hetzrufe hinter sich vernehmend, meinte, sie gelten ihm; seine Seele kniete noch neben Cheiron. So stürmten sie durch Thessalien, an der Küste Pieriens hin, über Chalkidike hinweg und wollten quer durch Thrakien das gastliche Meer erreichen, an dessen Süd-Ufer das Amazonenvolk wohnen sollte. Da aber kam Iris zu ihnen, die Flügel-Botin. Ein farbiger Streifen, so schoß sie mit Blitzesschnelle herab und landete über Herakles' Haupt hinweg auf dem Joche des Rossepaares, zierlich und zart und nicht schwerer, schiens als ein

Pfauenauge. Ihre Botschaft war: Herakles solle sich südwärts wenden und über den Hellespont gehen zu einer neuen Stadt namens Ilios, wo er das Weitere sehen werde. Herakles hob die Faust zum Himmel und sagte wütend zu seinem Vater hinüber: Du! Du! Mich kannst du ja quälen, weil du mich gemacht hast! Aber andre verwunden, das ist meine eigene Sache, und du fahre mir nicht dazwischen! — Dann weinte er kindisch; Iris tröstete ihn, indem sie ihm in Ilios sehr Gutes verhieß, aber er jammerte noch lange: O Cheiron! o Cheiron! Du gabst mir Honig, und ich habe dich gestochen! Die Nacht kam, er schlief aus Tränen ein und war am Morgen gefaßter.

*

Laomedon war bisher König über ein unbekanntes Volk gewesen, das mit unermeßlichen Herden wandernd in Frygien hin und her zog. Älter geworden bekam er aber das Schweifen satt, und einmal, beim Anblick des milchglatten Hellesponts gefiel es ihm dort so, daß er zu bleiben beschloß. Das Land war fast unbewohnt, aber die Bewohner, Hirten, glaubten auch an die olympischen Götter, und da Laomedon hörte, daß Apoll und Poseidon bei ihnen die meiste Ehre genössen, so gelobte er beiden ein schönes Heiligtum und den Zehnten der Herden, wenn sie ihm eine Stadt bauten. Das taten sie, und sie erhielt nach Ilos, dem Vater Laomedons, den Namen Ilios. Die versprochenen Häuser erhielten die Götter wohl, denn sie erbauten sie selber mit der übrigen Stadt; was aber den Zehnten anging, so schwor Laomedon, er habe nicht den zehnten Teil von allen, sondern nur von seinen eigenen Herden zugesagt. Die aber hatte er mittlerweile an seine Söhne und Schwiegersöhne, deren er unzählbare hatte, verschenkt, mit Ausnahme einer einzigen, zehn Stück Ziegen; davon bot er Apoll und Poseidon je eine halbe.

Doch hatte der schlaue Barbar die achaiischen Götter unterschätzt. Derselbe Tag ward eben zum Abend, da sahen die Städter eine schreckliche Erscheinung im Grau des südlichen Himmels. Auf dem unfernen Schneegipfel des Ida-Gebirges saß wie auf einem Schemel Foibos Apollon in riesiger Gestalt, auf seinen Knieen den silbernen Bogen. Er schoß; Jedermann hörte den lauten gellenden Klang der Sehne und das schaurige Pfei-

fen des Pfeils. Niemand sah den Flug. In der Ebene aber, wo es wimmelte und tausendfältig blökte und schrie von Ziegen und Schafen und Rindern, großen und kleinen, wo Hengste hinter den Stuten jagten, Heere über Heere wanderten und ruhten, da begannen sie zu fallen. An keinem Stück erschien eine Wunde, eine Krankheit zerwühlte sie innen, daß sie wie Kupfer vom innen wütenden Feuer glühten. Tagelang wich die Erscheinung des Rächers nicht aus dem Himmel, und in den Herden fiel mehr als der Zehnte.

Ein anderes Schrecknis brachte der andere Morgen. Der stille Spiegel des Hellesponts zerbrach und klaffte, Wogen rollten schallend an die Gestade, ein Ungeheuer wälzte sich heran mit riesig gezahntem Rachen. Poseidons Stimme wurde alsbald laut, der den Städtern Schonung versprach, wenn das Ungetüm Hesione erhielte, die jüngste jungfräuliche Tochter Laomedons. Drei Tage ließ er zum Besinnen; aber Zeus faßte Erbarmen für das zarte Kind und sandte Herakles. Ihm, als er nach Ilios kam, verschwieg Laomedon die Ursache der Schickung, sondern zeigte ihm nur das Seetier hier und Hesione dort und versprach sie, weil Herakles sie ausschlug, dem Iolaos. Als dann Herakles den Seedrachen mit einem seiner Giftpfeile in die Tiefe versenkt hatte, war Laomedon freilich mit Hesione und allen anderen Verwandten in die Berge entwichen. Herakles wollte dem Iolaos zu Ehren die Stadt verbrennen, erbarmte sich aber der Menschen und eilte weiter nach Osten zu den Amazonen.

*

Herakles glückte es am letzten Abend, bevor sie den Fluß Iris erreichten, das Amazonenheer vom Gebirge aus zu sehn, vielmehr die glühende und blitzende Staubwolke, in der es durch die Ebene zog. Sie begannen ihr Lager von ledernen Zelten aufzuschlagen, als Herakles und Iolaos am diesseitigen Ufer anlangten und sie im hohen Schilf stehend belauerten. Vom jenseitigen schrägen Sandufer herab ritten sie scharenweis ihre bunten und gescheckten Rosse zur Schwemme in den goldenen Strom, alle nackt und in fliegenden Haaren; sie pflegten nur mit Speer und Bogen und kleinen runden Schilden zu kämpfen. Unter ihnen war Hippolyte leicht an dem strahlenden Gürtel zu erkennen; sie war auch größer als die andern und trug allein

einen goldenen Helm mit roten Roßschweifen. Herakles spürte aber geringe Lust sich mit den glatten schlüpfrigen Gestalten einzulassen. Darum warteten sie die letzte Stunde vor Morgen ab, wo der Mensch am tiefsten im Schlaf ist, gingen durch den Fluß, der sehr flach war, und schlichen sich an das Zelt der Königin, das sie sich gemerkt hatten, mitten in der dunklen schlummernden Stadt der Zeltgassen. Iolaos kroch hinein, um der Schläferin mit einer Binde den Mund zu verschließen; unterweil löste Herakles leise die Pflöcke des Zelts aus dem Boden, dann raffte er die Boden-Teppiche und das ganze Zelt mit Hippolyte und Iolaos und was sonst noch darin war, zusammen, lud es sich auf den Rücken und trug es viele Meilen weit in die Ebene davon. Als es hell wurde, legte ers nieder, und Iolaos kam hervor mit dem Gürtel. In dem Bündel regte sich nichts, und so ließen sie es liegen. Herakles schämte sich dieser Sache sehr, die doch häßlicher hätte ausgehen können. Aber auch Iolaos war, als sie weiter nach Osten zogen, den ganzen Tag mürrisch, und zuletzt fing er an:

Du bist schuld, Herakles, daß diese Königin durch mich ihre Unschuld verloren hat.

Ja wie denn das? fragte Herakles.

Wie wir auf deinem Rücken lagen. Du hast sie mit grausamer Gewalt mir in die Arme geworfen, da wußte ich mir nicht anders zu helfen.

Herakles lachte überlaut und meinte, der Schaden sei wohl nicht so groß, aber Iolaos ereiferte sich: Der gegenwärtige nicht, aber der spätere. Denn wenn sie nun eine Tochter gebiert, so wird sie eine raubende Amazone werden; aber schlimmer, wenn es ein Sohn wird, denn dann werden sie ihn töten. — Er jammerte um den toten Ungeborenen laut, allein Herakles gab keine Antwort mehr; sein Herz war bei Cheiron.

Von dem Gürtel sei hier gesagt, daß Eurystheus sich, als ihn Herakles nachmals brachte, erst sehr an dem Glanze freute; aber dann wurde er mürrisch und sagte:

Das ist ein ganz unnützes Geschenk. Unter den Männern ist außer mir keiner, der ihn tragen könnte, denn ich bin so dünn. Aber meine Seele trachtet nicht nach unmeßbarer Kühnheit, die nur meinen meßbaren Kräften Schaden brächte. Was soll vollends ein Weib damit?

Darauf lachte er und gab ihn Herakles, ihn seinem Weibe zu schenken

bei der Hochzeit, damit sie ihn weniger fürchte. Indes hielt Herakles es für das Beste, ihn dem Gotte zurückzugeben, und er trug ihn in seinen Tempel.

*

Um in den Norden zu gelangen, zogen sie ostwärts viele Tage lang an der Küste einher und sie gelangten endlich in das Bergland des Kaukasos. In einer Nacht weckte Herakles seinen Bruder und sagte: Wie kannst du schlafen, wo es so stöhnt? Iolaos sprach schlaftrunken: Es ist die Brandung fern; es sind Felsen, die in der Brandung stöhnen. — Aber in der folgenden Nacht wurde er wieder von Herakles geweckt, der unwillig fragte: Kannst du keine stöhnende Brust von einem stöhnenden Fels unterscheiden? Vom Meer sind wir allzufern, höre, wie laut es ist! — Da hörten sie beide in langen Pausen das tiefe blutige Stöhnen, das aus der Höhe kam. Wagen und Rosse hatten sie lange zurückgelassen; nun stand Herakles auf und begann mitten in der Nacht die Felsen zu überklettern, Iolaos helfend, bis der Morgen kam und die Sonne glühte. Sie schliefen, bis es Nacht ward und das Stöhnen wieder begann, lauter als zuvor, und sie stiegen ihm nach über Felsen. Als sie sich am nächsten Tag kurz vor Mittag ausstreckten, hörte Iolaos im Einschlafen Herakles selber stöhnen und richtete sich wieder auf. Herakles saß und hielt den Kopf in den Händen, und wie Iolaos ihn anrührte, sagte er: Weh mir, weh! Nun weiß ich, wer hier so stöhnt. Es ist Prometheus, der Titan. Weil er die Gebote meines Vaters übertrat, hat der ihn hier auf dem Kaukasus anschmieden lassen, aber seine unsterbliche Seele in den Tartaros geworfen. Ein Geier frißt ihm täglich die Leber heraus.

Iolaos sagte: Wenn es so ist, wollen wir eilig umkehren, denn ihm zu helfen wäre Frevel.

Ich kann nicht umkehren, ächzte Herakles, darum stöhnte ich so. Cheiron stöhnt und Prometheus stöhnt, und auch ich stöhne mein Leben lang, aber wo ich es enden kann, will ich es enden. Ich werde den Geier töten und Prometheus losmachen und mir einen schlimmeren Zorn des Vaters herabziehn als vorher, aber ich kann es nicht lassen. Ach, daß Frevel nur immer mit Frevel zu enden ist, und wenn das Weib den Mann erschlug, muß der Sohn nicht die Mutter ermorden? — Er klagte und wälzte sich

lange, ehe er ein wenig entschlief. Abends stiegen sie höher empor, über Zacken, Abgründen vorbei, über Klippen und Schründe aufwärts dem Stöhnen nach, das nun wie ein Sturm über ihnen heulte. An diesem Morgen endeten sie unter einer Felswand in einem Tal, die lotrecht und bergeshoch über ihnen stand, und nun sahen sie ihn; sehr klein hing er oben unter dem Rand mit Klammern über Beinen und Armen. Aber ein Schatten glitt über die Schauenden; ein ungeheurer Geier schwebte mit klafternden Schwingen heran. Da lag schon der Pfeil auf der Sehne, klang die Sehne, stak der Pfeil oben im Hals des Vogels, und ausgebreitet wie ein heruntergeworfener Mantel segelte er in die Tiefe.

Als Herakles dann, auf vielerlei Umwegen emporgestiegen, den nackten Leib des Titanen befreit hatte und niedergelegt und mitleidvoll über ihm kniete, schlug der die Lider auf und Herakles erschrak, weil zwei Sterne ihn anblickten. Er mußte den Blick abwenden wie das Tier vom Auge des Menschen. Überdem hörte er ihn sagen: Du bist Herakles. Ich kenne dich, weil ich dich wußte. Wie hast du hergefunden?

Herakles, der die Sterne zu ertragen begann, erwiderte: Ich hörte dich stöhnen bei Nacht. Aber warum nur bei Nacht?

Weil ich bei Nacht heile. Der Schmerz der Zerfleischung macht mit Übermaß stumm; wenn die Heilung beginnt, spannt die Kraft des Ertragens ab und ich stöhne. Sohn des Zeus, kannst du mir auch sagen, wo der ist, den die neunhäuptige Biene stach?

Herakles fragte: Die neunhäuptige Biene? Da aber wußte er Cheiron, und er berichtete dem Titanen alles von ihm und sich selbst und der Hyder, die Cheiron stach durch ihr Gift im Pfeil.

Prometheus sprach: Es ist gut. Richte mich nun auf. Herakles tat es und saß dann mit ihm am Rande des Abgrunds; der Kopf des Titanen lehnte erschöpft mit geschlossenen Augen an seiner Brust wie der eines vom Ertrinken geretteten Knaben, sehr schmal; die linke Hand lag auf der tausendmal zerrissenen Brust. Herakles löste den Blick des Mitleids von ihm und blickte gradaus.

Aber er taumelte dieser Blick, wie von einem Hiebe getroffen. Die Erde schien wegzustürzen, so wirkte der Anblick der Tiefe. Unten war die Unendlichkeit. Maßlos hingeschwungen wiegte sich die Bläue des gastlichen

Meeres, ein ganzer Himmel dort unten, und von Süden herauf strömten die Länder Asiens, Ewigkeit atmend. Blicklos schauderte ihn das Wesen der Irdischkeit an und mundlos sprachs: überall Götter!

Herakles erhob entsetzt eine Hand und sah, daß sie klein war.

Wie er wieder neben sich blickte, saß dort der nackte Titan, das Gesicht in den Händen und schütternd, daß es Herakles überlief. Dann hörte er ihn fragen: Und du, mein rettender Bruder, was tust du sonst für die Brüder?

Erst stürzten Tränen aus Herakles' Augen, aber darnach brach aus seiner Tiefe ein Jubelsturm, der seinen Leib auf die Füße emporwarf. Er stand und er schrie:

Vater, mein Vater, sieh her, Dank dir, Allkönnender, durch den ich lebe! Dank dir für den Löwen und die Hyder, für Stier und Geier, für alle Greuel, die ich gesäubert habe aus diesem Leibe der Erde! Dank für die Peinen, Dank für Unter- und Aufgang, Dank für Nacht und für Licht, für Milch und für Brot, Dank für die Lüfte und für diese Brust, die sie atmet!

Er verstummte vor Unmaß. Er sah, unter sich blickend, wieder den Titan, der jetzt steil dasaß, die Fäuste auf den Knien. Er sagte finster: Schweigst du jetzt endlich, du Zeus-Knecht, mit deinem Dank? Ah du Armer, als ich die Menschen machte nach meinem Bildnis, da habe ich auch dich gemacht. Was dankst du dem? Er wird dirs nicht danken, daß du mich löstest.

Herakles erwiderte: Wir werden sehen.

Ja du wirst sehn, sprach Prometheus bitter, auf dem Oita.

Herakles fragte betroffen: Was ist auf dem Oita?

Du wirst dort sein. Frag nicht zu viel. Sondern geh jetzt, dein Werk ist verrichtet, und hier sehe ich bereits Hermes nahn. Dabei zu sein, wenn Unsterbliche reden, wäre dir unpassend. Gib mir deine Hand.

Er nahm sie und legte sie an seine Stirn. Herakles stieg zutal.

In dieser Nacht erschien ihm der gerettete Titan, freundlich menschenhaft blickend und sagte: Ja, es war Cheiron. Um sein Leiden zu enden, das er von dir hat, willigte er ein in den Hades zu gehen und seine unsterbliche Seele mit hinunter zu tauchen. Dafür steigt nun die meine empor in den geretteten Leib, den ich von dir habe. Lösung um Lösung. Aber ich werde dirs einmal gedenken.

## DIE ZEHNTE ARBEIT

Herakles, Traube der Taten, wer zählt deine Beeren? Damals warst du reif. Noch räumtest du, Thessalien wieder betretend, Kyknos weg, den Giganten, Sohn der Gaia, den Hasser Apollons; von den noch rauchenden Trümmern der Gottes-Wohnstatt schmetterte deine Faust ihn herunter, und nun zogst du, der südlichen Wiederkehr innig froh, durch Thessalien das geräumige, felderreiche, luftige Land, selber im Innern sonnenhaft weit und kühl, und das Erz deines immer jungen Gesichts schmolz klarer als je durch das innere Feuer. Deine Siege prangten an dir, dankbare Götter und Genien der geretteten Länder lächelten, wo du vorüber kamst, und dein Augenstern — fern dem Dunkel, das hinter dir war, noch fern dem Dunkel, das vor dir war, grüßte er unbeirrbar den Himmel des Vaters. Die Gefilde umkreisten dich friedevoll, die Gestirne zogen den Reigen freudewinkend durch das Firmament deines Schlafs. Jeder Morgen sah dich verjüngter wach, schon tönte die Straße, schon schwang dein Fuß, du wandertest stille, aber deine Seele war darin, wenn der Gesang deines Bruders, der in der Wagenmuschel hinter dir stehend die morgengelben Rosse dem Maß deiner Füße zurecht zügelte, sich Thessaliens Lerchen nachwarf.

Der dreiköpfige Riese Geryon, der auf der entlegenen Insel Erytheia hauste, konnte so hoch wachsen, daß er in Wolken griff und Blitze herausriß, die er auf die nahenden Schiffe schleuderte, ewig in Angst um seine kostbaren Rinder-Herden. Das konnte er freilich nur, wenn Wolken am Himmel waren, und sonst überließ er die Hut seinem riesenhaften Diener Eurytion und dem Hunde Orthros, der so groß wie ein Ochs war, während er selber in eine Höhle kroch. Nachdem Athene den Himmel von den Wolken gereinigt hatte, zog Herakles ihn am Fuße heraus, zwang ihn zum Zweikampf und tötete ihn. Den Knecht Eurytion zwang er, mit dem Hunde die Herden schwimmend nach Tiryns zu treiben, wobei auch Athene ihm half in Gestalt des Iolaos, der auf dieser Fahrt nicht dabei war.

## DIE ELFTE ARBEIT

Die Hesperiden waren sieben Töchter des Atlas und der Themis; sie wohnten am letzten Rande des Okeanos auf einem Eiland, das jedem Sterblichen zu betreten versagt war und hüteten dort jene Äpfel, die Zeus einst

der Gaia raubte, um sie Heren bei seiner Hochzeit zu schenken. Da ihr Genuß Unsterblichkeit verlieh, auch kein Genuß sie vertilgen oder vermindern konnte, wollte sie Zeus nicht in die Hände der Menschen geraten lassen und gab sie den Atlas-Töchtern zur Verwahrung. Pallas Athene ließ sich von Herakles versprechen, daß er die Früchte Eurystheus nur zeigen würde, und riet ihm dann, sich an Atlas, den Vater der Hesperiden zu wenden Herakles bestieg mit Iolaos ein Schiff, denn der riesige Atlas stand auf einem Gebirge der Insel Thrinakia im äußersten Westen, wo er mit seinen Schultern das Gewölbe des Himmels trug.

Sie gerieten jedoch in einen Sturm, der ihr Schiff mit reißender Schnelle viele Tage lang in den südlichen Westen trieb. Als der Wind sich in einer Nacht plötzlich legte, befanden sie sich in einer Todesstille, die sehr warm war, so daß sie auch im Schlaf schwitzten und mühsam atmeten. Morgens griffen sie, weil kein Hauch sich regte, zu den Rudern, aber das Wasser war schwer wie Blei, ihre Leiber trieften nach wenigen Schlägen, dann aber brannte die Sonne mit einer solchen Glut, daß die Bordwände sich krümmten und ihre Leiber verdorrten. Da sah Herakles emporblickend ganz nah und deutlich Helios mit dem Sonnenwagen über ihnen stehen; die vier gleißenden Rosse zogen gelassen im Schritt den flammenden Wagen, und rundum brodelte der Himmel in weißen Stürmen der Glut. Aufgebracht schwang da Herakles seine Fäuste gegen den mörderischen Gott und brüllte: Weißt du nicht, daß ich Herakles bin? Treibe deine Rosse an oder ich werde ihnen helfen mit meinen Pfeilen! — Der Gott erwiderte nichts; statt aller Antwort nahm er seinen Bogen, und sieben Pfeile hatten das dürre Schiff rundherum mit solcher Schnelle in Brand geschossen, daß Herakles kaum Iolaos und seine Waffen aus den Flammen in die Flut retten konnte. Die war beinahe siedend, Iolaos verlor die Sinne, Herakles schwamm mit ihm auf den Schultern, aber sein Hirn fing an zu kochen, und er kam nicht von der Stelle. Da wäre der Halbgott denn gegen das Maß des Schicksals umgekommen, hätte nicht Pallas Athene aufgemerkt und den kühlen Ostwind gesandt, der ihn erfrischte und durch rieselnde Wellen an ein Gestade trieb.

Es war eine grüne Insel voll bunter Vögel und mit vielen klaren Quellen. Sie verweilten da viele Tage und Nächte, indem sie nur wechselten zwi-

schen Schlafen und Trinken. Als sie endlich wieder bei Kräften waren, gab es doch kein Entrinnen, denn auf der Insel wuchsen keine Bäume, sondern nur hohe fedrige Sträucher. Sie saßen niedergeschlagen am Ufer, als es wieder Nacht ward, und jetzt fanden sie keinen Schlaf. Eine Stunde der Nacht mochte vergangen sein, als sie auf dem Wasser einen schwachen Lichtschein gewahrten; von Westen her kam er und schien sich zu bewegen, und bald erkannten sie die Umrisse eines Schiffes, das flach war wie eine Schale. Inmitten stand der Sonnenwagen darauf, verhangen mit einem dunklen Tuch von Veilchenfarbe, das nur wenig Licht durchsickern ließ, so daß es eine runde Höhle von mildem Dämmerschein in der Nacht war. Vorn standen die weißgelben Rosse, die im Stehen nur dämmerten nach Art der Rosse; hinten am Steuer saß der Gott, der auch zu schlafen schien. Ohne Segel und Ruder trug das Sonnenschiff den Gott und das Gespann durch die Nacht über den Okeanos nach Osten.

Rufe ihn an! raunte Iolaos.

Rufe du, gab Herakles zurück, ich habe ihn bedroht, mich wird er nicht hören.

Iolaos rief und flehte, und der Gott erwachte und sprach:

Du bist es, Herakles, und da sitzest du in deiner schamlosen Kühnheit für alle Tage deines Lebens. Aber für deine Unverschämtheit hast du nun die Erniedrigung, und so bliebe die Kühnheit, die ich anerkennen will, wenn du nicht hingehst und dich überall rühmst. Ich werde dich mitnehmen.

Das Schiff bewegte sich auf das Ufer zu, und sie stiegen ein.

Eben zog es unweit dem Schatten einer Insel unter den Sternen vorüber, als Herakles etwas Weißes auf den dunkelklaren Wellen herantreiben sah. Es war der schöne Leib eines toten Jünglings und Helios sagte nicht ohne Mitleid:

Ja, so treibt er noch immer über den Okeanos hin, von Eiland zu Eiland, von Gestade zu Gestade, eine Menschenhand sehnend, daß sie ihn begrabe und Ruhe bringe seiner Seele im Hades. Wer aber sieht ihn außer den Göttern? Wir aber können es nicht, denn es ist unrein.

So habe ich ihn denn gesehen, sprach Herakles und sprang in die Flut. Er erreichte schwimmend mit dem Leichnam die Insel, grub mit den Händen ein Grab im Sand, legte den Toten hinein und überhäufte ihn mit Sand

und Steinen, bis es ein Hügel war. Zu dem wartenden Sonnenschiff zurückkehrend, fragte er Helios: Wer war denn der?

Hörtest du nie von Daidalos? Er war im Lande Attika der geschickteste Bildner von Tischen und Wagen und Sesseln, aber auch Bilder von Göttern machte er überaus schön, so daß sie dastanden, als ob sie lebten. Aber seine hitzige eifersüchtige Gemütsart brachte ihn ins Verderben, so daß er Palamaon, seinen Schüler, einen Abkomm Erechtheus' vom Dach seines Hauses stürzte, weil er glaubte, daß er geschickter würde als er. Nun mußte er aus Attika fliehen und kam mit seinem Sohne Ikaros nach Kreta, wo Minos der König ihn gastlich aufnahm. Auch für ihn fertigte er viele Dinge und Gebäude, darunter jenes Labyrinth von Gängen und Kammern und mit Bildwerken aller Götter in den Kammern, um darzustellen, daß die Götter unzählbar sind und die Wege für die menschliche Seele unentwirrbar verschlungen und daß jeder bei einem Gott endet. Denn so war es angelegt, daß niemand in den einander täuschend ähnlichen Gängen und Kammern zum Ausgang zurückfand, außer Daidalos selbst und Minos, dem er die geheimen Zeichen offenbarte. Als aber das Volk von Athen Daidalos zurückverlangte, gab er ihn zwar nicht, setzte ihn aber in einen Turm auf dem Gebirge gefangen. Dennoch brachte es Daidalos fertig, von dort zu entfliehen, vermöge seiner Geschicklichkeit. Mit einer Schleuder nämlich, die er sich machte, erlegte er viele Vögel, die über den Turm flogen, wilde Tauben, Eulen, Sperber und Raben, und aus ihren Federn klebte er mit Wachs für sich und seinen Sohn Flügel, die so fest und gewaltig waren, daß die beiden über das Meer damit entflogen. Sie flogen sehr hoch, damit keiner sie sähe. Allein Ikaros ergriff unterwegs die Freude des Fluges so, daß sie ihn berauschte; und weil immer die Söhne glauben, daß sie tüchtiger sind als die Väter, so dachte Ikaros seinen Vater, der nur die Flügel gemacht hatte, in der Kunst des Fliegens zu übertreffen. Er schwang sich höher und höher empor, und da kam er denn meinem Wagen zu nah, obwohl ich ihn warnte, und die Glut schmolz das Wachs aus den Flügeln, es regnete Federn, und Ikaros stürzte ins Meer. Als einmal der Vater sich nach ihm umdrehte, war überall nur die Leere von Meer und Himmel. Ikaros' Leichnam ist seitdem umhergetrieben, und du tatest ein gutes Werk.

* * * (Forts. folgt)

*Alastair (1927)*

# ALASTAIR

## VON WERNER PICHT

DAS Können unterliegt objektiven Kriterien, nicht die Kunst. Denn jedes wahre Kunstwerk enthält ein Element der Welt jenseits unserer Vernunft. Alles rational Beherrschbare läßt sich messen, wägen, wiederholen. Das Kunstwerk aber, sofern es aus schöpferischen Schichten stammt, ist einzig und unermeßlich wie die Seele.

Und wie die Seele ist es nicht gesicherter Besitz. Der Künstler gebietet

über sein Handwerk, nicht über seine Kunst. Jede neue Schöpfung ist ein Geschenk, das ihm der Genius gewähren oder versagen kann. Und gleicherweise gewährt oder versagt sich das ins Sein getretene Werk der Menge. Keine systematische Exploitation aller Bezirke des schöpferischen Geistes, kein Ableuchten der Welt nach Werten, Reizen, Sensationen sichert der echten Schöpfung Geltung. Jede Zeit erfaßt, was ihr entspricht, nicht mehr. Mit jeder Bejahung, mit jeder Verneinung richtet sie mit dem Objekt ihres Urteils zugleich sich selbst. Die Neugier aber, die über den einer Zeit — positiv oder negativ — entsprechenden und daher allein von innen her zugänglichen, ihr legitim zugehörigen Bezirk vorzudringen sucht, dieser beutegierige Universalismus des heutigen geistigen «Betriebs», verscheucht nur, weit davon entfernt, sich der Wunder der Seele zu versichern, diese in ein keiner Öffentlichkeit zugängliches Dunkel.

Ohne diese wechselseitige Beziehung zwischen Umwelt und schöpferischem Menschen ist das — menschliche und künstlerische — Schicksal des Künstlers nicht zu verstehen, der unter dem Namen Alastair das Geheimnis einer im Blut und im Geiste aus vielen Strömen gespeisten, weltbewanderten und zugleich weltabgewandten Persönlichkeit verbirgt. Damit — um dies gleich zu betonen — ist kein Urteil über das Maß einer Begabung, die Stärke einer Potenz ausgesprochen. Darauf kommt es in diesem Zusammenhang erst in zweiter Linie an. Es wird nur behauptet, daß hier echtes Schöpfertum, Inspiration aus erster Hand vorliegt, die Eroberung und Wahrung einer seelischen Provinz durch das Mittel künstlerischer Gestaltung wie persönlicher Lebenshaltung, und daß dieses doch nicht häufige Phänomen der deutschen Öffentlichkeit verborgen geblieben, ja kaum einem kleinen Kreise von Kennern bekannt ist.

Einige erinnern sich wohl aus den letzten Jahren vor dem Kriege des Jünglings, der in Münchener Künstlerkreisen durch seine Schönheit, seinen Kult des Schönen bis in jede Einzelheit einer esoterischen Lebensführung, sein gleichmäßig ungewöhnliches Können als Zeichner, Tänzer, Sänger, Klavierspieler und Dichter Aufsehen erregte, und der vor allem in England und Frankreich dicht vor dem großen Ruhm zu stehen schien.

Robert Ross weissagte ihm in der Einleitung zu einem bei dem Beardsley-Verleger John Lane erschienenen Band Zeichnungen einen entscheidenden

*Manon Lescaut, Departure (1928)*

Einfluß auf die Kunst seiner Generation. Die führende Kunstkritik Londons erschöpfte sich in Anerkennung seiner Ausstellungen. Die Damen der Pariser Gesellschaft wünschten, sich von ihm porträtiert zu sehen. Yvette Guilbert sang mittelalterliche Lieder zu seinen Tänzen. Seine Blätter («diabollically clever" nannte sie die Kritik) waren eine Sensation für New York, und die amerikanische Presse brachte seitenlange illustrierte Berichte. Dann wurde diese Entwicklung durch den Krieg und persönliche Schicksale unterbrochen, und es wurde still. Das Meteor trat ins Dunkel zurück, und es schienen die recht zu behalten, die dieser schönheitstrunkenen Jugend die Möglichkeit des Reifens abgesprochen und in den raffinierten und oft morbiden Zeichnungen des Geheimnisvollen nur ein ästhetisches Spiel gesehen hatten.

Aber nach weiteren 15 Jahren, in denen so mancher sich bis zur Unkenntlichkeit gewandelt hat, finden wir diesen Menschen zartester Organisation und wachster Sensibilität zwar nicht auf der alten Stelle, aber sich selber und den alten Göttern treu, konzessionslos einer Zeit und Öffentlichkeit gegenüber sich behauptend, die ihn hochgehoben und wieder fallen gelassen hat. Das sollte zu denken geben und zur Überprüfung des Urteils veranlassen.

Das Unternehmen ist schon aus äußern Gründen nicht leicht. Der Öffentlichkeit haben von jeher nur Bruchteile eines Werks vorgelegen, das der Künstler mit einer Achtlosigkeit ohnegleichen verschleudert hat. Die Veröffentlichungen sind meist längst nicht mehr erhältlich, sind zum Teil Entstellungen des Originals. Eine Ausstellung ist in Deutschland bedauerlicherweise seit vielen Jahren nicht zustande gekommen. Noch größer sind die inneren Schwierigkeiten. Der Betrachter findet sich vor solcher Beziehungslosigkeit zum zeitgenössischen Schaffen desorientiert. Die bereitstehenden Kategorien versagen. Der Versuch, durch Hinweise auf Beardsley und fin-de-siècle Schöpfungen, wie die Illustrationen zu «Manon Lescaut» oder die aus durchaus verschiedener Gefühlswelt stammenden zur «City of Dreadful Night» zu charakterisieren, ist diesen — trotz aller Beziehungen zu der großen Vergangenheit englischer Illustrationskunst — auf ureigenem Boden erwachsenen Schöpfungen gegenüber eine offenbare Verlegenheitsausflucht.

*Aus „Kameliendame": „Les bouquets sans joie" (1929)*

Aber nicht nur die Einordnung will nicht glücken, nach der Kritik wie Kunstmarkt verlangen. Vielmehr zeigt sich hier ein Verhältnis zum Werk, das allem heute Gültigen widerspricht, und durch das der übliche Begriff des Künstlers selbst in Frage gezogen wird. Wir stehen nicht vor einem schöpferischen Geist, der in seinem Werk und durch sein Schaffen lebt, der sich in lebenslangem Ringen ein Instrument des Könnens schafft, um sich in geprägter Form erst eigentlich zu verwirklichen. Hier erleben wir vielmehr das — weit seltenere — Phänomen des musischen Menschen an sich, der mit fast fertigem Können ins Leben tritt*), dessen Lebensäußerungen nicht umhin können, künstlerischen Charakter zu tragen, dem aber das Ordnen der Blumen in einer Vase, ein Brief, die Äußerung im lebendigen Wort mindestens die gleiche Bedeutung hat wie das «Werk». «Was ist denn Kunst eigentlich — schrieb er einmal —, was sind denn Kunstäußerungen? Eine Art Fehlgeburt, stammend aus die materielle Lebensmöglichkeit überragender Sehnsucht und Erkenntnis. Die großen Fegfeuer —».

So ist dieses große Können weniger ein Instrument in der Hand eines Meisters, als eine Äolsharfe im Reich seelischer Geschehnisse. Das Schaffen Alastairs ist medialer, seine Beziehung zum Kern der Persönlichkeit lockerer, gleichzeitig aber die Produktion unbedingter als die wohl jedes anderen Künstlers dieser Zeit. Eine Windstille im Geisterreich führt bei erzwungener Hervorbringung folgerichtig zu gänzlich entleerter, ja seltsamer und bedeutsamer Weise selbst der artistischen Fertigkeit nicht sicherer Gestaltung — eine Stunde der Inspiration zu gewissermaßen elektrisch geladenen Schöpfungen unbeschreiblicher Intensität und traumwandlerischen Könnens, deren fast magische Wirkung durch eine unvollkommene Wiedergabe aber wiederum völlig aufgehoben werden kann.

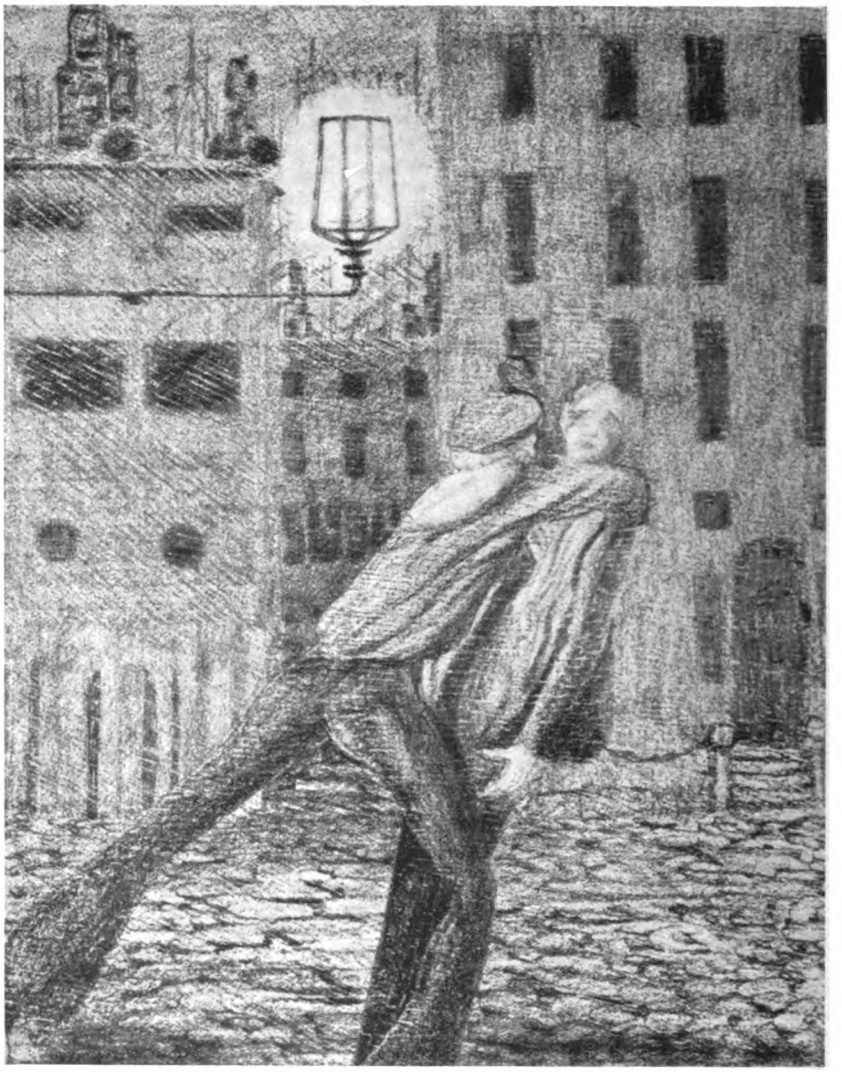
Ein Mangel an Virilität? Vielleicht. Aber zugleich ein stündliches Erinnertwerden an die Abhängigkeit von den Sternen, die strenge Zucht der Gebundenheit an das Wirken der guten und bösen Geister, die diese Existenz umkreisen.

---

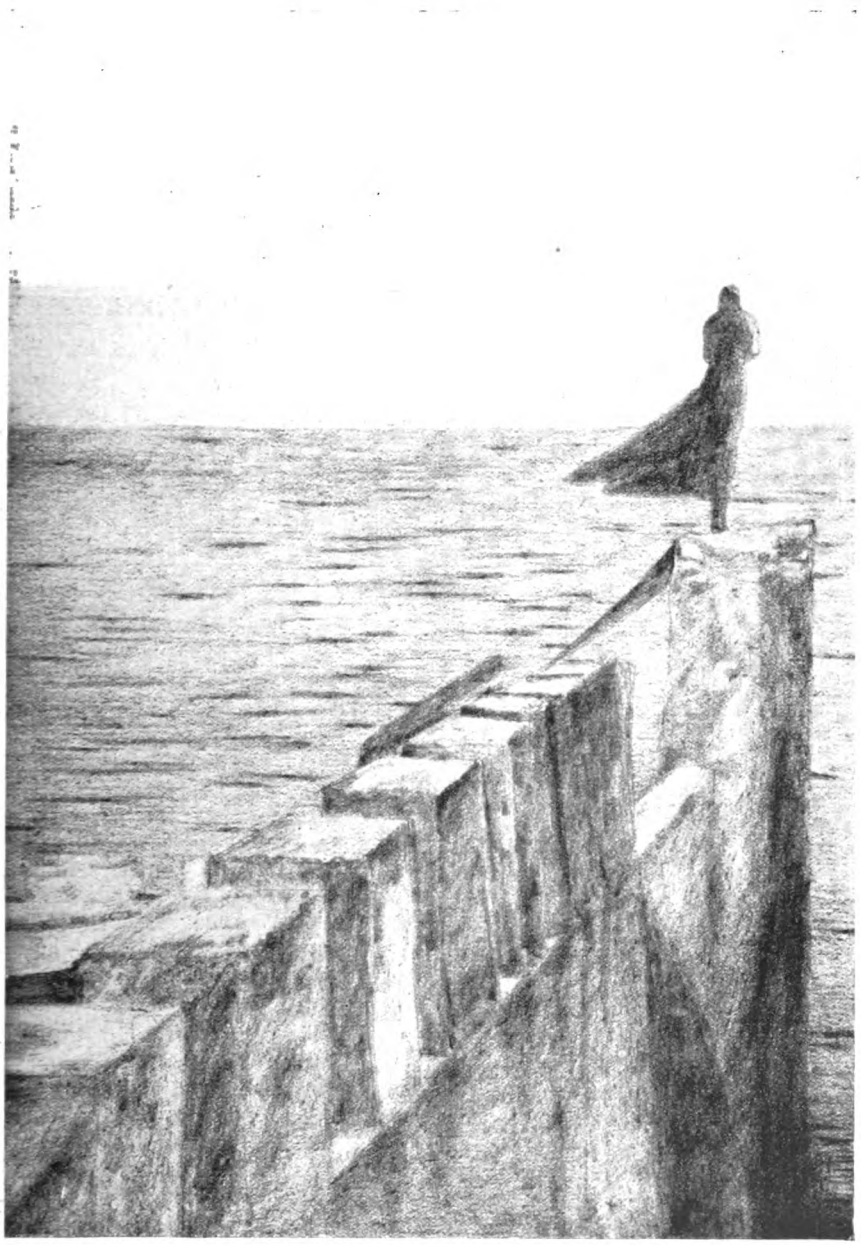
*) Alastair hat nie Zeichen- oder Malunterricht, nie eine Ausbildung in Tanz oder Gesang gehabt, und doch sind auch seine strengsten Beurteiler über die technische Vollendung schon seines Frühwerks einig.

*Elenora Duse*

ALASTAIR



*Zeichnung zu Oscar Wildes „Bildnis des Dorian Gray"*



*Aus einer Hamlet-Serie (1929)*

Es ist eine Ungunst des Geschicks und kein gutes Zeugnis für die Findigkeit unserer Theater- und Filmregisseure, daß hier eine ganz ungewöhnliche Begabung zur Schaffung von Bühnenbildern und Figurinen, ein immenses schöpferisches Wissen um Kostüme und Moden aller Zeiten ungenutzt bleibt und dieser rastlosen Phantasie Ausgleich und Beruhigung in angewandter Kunst versagt ist. Und auch das außerordentliche Übersetzertalent dieses Meisters stilistischer Einfühlung findet kaum eine Verwendung.

Im Bezirk des im engeren Sinne Schöpferischen freilich ist es ein Gesetz dieses Daseins, den Dämonen ausgeliefert zu sein beim Schaffen mit Feder und Stift (kaum eine der Gestalten seiner Phantasie trägt wahrhaft menschliche Züge. Man meint — wo nicht eine Ähnlichkeit mit dem Künstler selber durchbricht — sich in ein Zwischenreich gnomenhafter Wesen versetzt zu sehen, deren leidenschaftliche Beseeltheit sich in Form und Gebärde ausdrückt, während sich das von Geist und Seele geformte Eigen-Gesicht, dieses Zeichen der Erlösung der Schöpfung, der Befreiung der Seele im Menschen hier selten findet).

Das befreiende Widerspiel, die Entbindung der eigensten Seelenkräfte aber ermöglicht der Gesang, die Flucht zu Bach und den schönsten, oft unbekannten Volksliedern Deutschlands, Frankreichs, Englands, Spaniens, deren Sprachen Alastair gleichmäßig beherrscht. Seine Bevorzugung des Schlichten wie des Strengen in der Musik, wie der auf letzte Ausschöpfung des seelischen Gehalts bedachte, von der in unseren Konzertsälen herrschenden Selbstgefälligkeit des Virtuosen gänzlich freie Vortrag dürfte manchen verblüffen, der aus einer flüchtigen Berührung mit dem Werk des Zeichners auf einen prätentiösen Ästheten geschlossen hatte.

Die Dichtung — zwischen diesen beiden Möglichkeiten mitten inne und darum am seltensten zu klarem Ausdruck gesteigert — ist bald Kunde aus Zwischenreichen, bald Sang des Herzens, oft eine nicht schlackenfreie Mischung aus beidem, aus eigener und fremder Substanz.

Aber wo sie sich rein äußert, zeugt sie ergreifend von einer Seele, die schwer an dem Schicksal trägt, nackt, gleichsam ohne die schützende Hülle dumpfer Materie dem Dasein ausgeliefert zu sein. Allzu wach, stets mit dem Letzten der Empfindung gegenwärtig.

Unsere Zeit flüchtet grundsätzlich in das Werk, in eine «Sachlichkeit»,

*Salome*

aus der die als gefährlich und unbequem erkannten Kräfte des Innenlebens ausgeschaltet sind. Für Alastair gibt es diese Befreiung auch nicht auf Stunden. Das Werk ist hier selber nichts als Erleben — oder Erdulden — einer Seele, welche die zu dünne Gewandung nie zur Ruhe kommen läßt.

So wird die Berührung mit der Umwelt — mit einer Welt, in der ein so ausschließlich aus dem Innersten lebender Mensch sich doppelt heimatlos fühlen muß — notwendig zu einem Leiden.

«Bird in the twilight-tree
Why do you sing to me?
I wandered much too far
And I have lost my star
My daily meat is blame
My harmful drink is shame
Death was my only friend
God knows the weary end —
The youthful woods are cut
The doors of love are shut
Songs withered in the sand
From my own blessed land
Do dreams bestow a smile
To shelter the exile.»

— — Schattenhände tilgen meine Spuren
Nacht entfaltet ihre bösen Zauber
Salbt mit namenlosen Einsamkeiten
Meine immer neu geschmückte Schwelle
Meines aschengrauen Herds Gefüge — —

Es hieße diesem Künstler Unrecht tun und stände im Widerspruch zu seinem aus wildem Traum und strenger Zucht, sprödem Stolz und liebender Demut seltsam gemischten, aber stets seinem Gesetz gehorsamen und darum im Innersten freien Wesen, wollte man ihm unter Wesensfremden Beifall suchen. Aber dennoch darf in einer Zeit verdorrenden Innenlebens eine Gestalt nicht mit Schweigen übergangen werden, die in unserer Mitte die Tragödie einer Überlastung mit Seelensubstanz durchlebt.

* * *

## Bibliographie

Von Alastair sind bisher in Buchform erschienen:

### a) *Zeichnungen*

bei John Lane, The Bodley Head Ltd., London:

«*Drawings*», with a Note of Exclamation by Robert Ross. 1913. Vergriffen.

«*The Sphinx*» by Oscar Wilde, with 10 Illustrations by Alastair. 1915. Vergriffen.

...«*Sebastian van Storck*», by Walter Pater, with 8 Illustrations by Alastair. 1927.

... «*Manon Lescaut*», by the Abbé Prévost, with 11 Illustrations by Alastair. 1928.

bei den Editions Narcisse, Rue Cardinale, Paris:

... «*Red Skeletons*», Poems by Harry Crosby, with Illustrations by Alastair. 1927.

«*The Fall of the House of Usher*» by Edgar Allan Poe, with Illustrations by Alastair. 1928 (Druck für New York).

«*The Birthday of the Infante*» by Oscar Wilde, with 8 Illustrations by Alastair. 1928. Englische (für New York) und französische Ausgabe.

«*Les Liaisons Dangereuses*», by Choderlos de Laclos. Englische Ausgabe (für New York). In Vorbereitung.

bei Alfred A. Knopf, New York:

«*Fifty Drawings*», with an Introduction by Carl van Vechten. 1925.

bei Ernst Rowohlt, Berlin:

Mappe mit Zeichnungen «*Alastair*». 1911. Vergriffen.

bei Georg Müller, München:

«*Erdgeist*», «*Büchse der Pandora*» von Wedekind. Mit Illustrationen von Alastair. 1918. Vergriffen.

bei Rascher, Zürich:

«*Carmen*» von Prosper Mérimée, mit Illustrationen von Alastair. 1918. Vergriff.

beim Avalun-Verlag, Wien-Hellerau:

«*Die Rache einer Frau*» von Barbey d'Aurévilly, mit Illustrationen von Alastair. 1921. Vergriffen.

### b) *Gedichte*

beim Hyperion-Verlag, München:

«*Das flammende Tal*». (Eine Sammlung früher Gedichte.) 1920. Vergriffen.

### c) *Übertragungen*

bei Kurt Wolff, München:

Comtesse de Noailles, «Die Unschuldigen»;

Emil Zola, «Die Sünde des Abbé Mouret».

beim Avalun-Verlag, Hellerau:

Théophile Gauthier, «Mlle de Maupin», Novellen und Erzählungen.

* * *

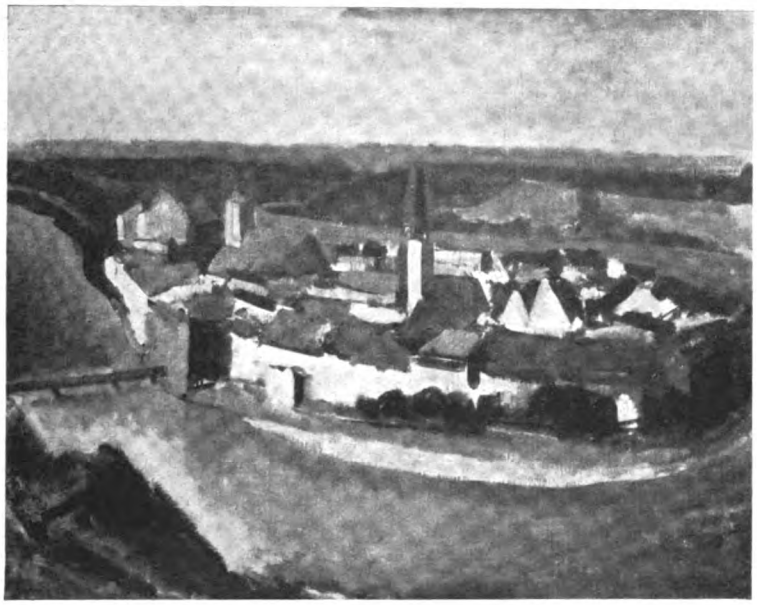
OTTO GEIGENBERGER: *Am Chiemsee*

# JUNGE DEUTSCHE KUNST

VON WILLI WOLFRADT

## X. OTTO GEIGENBERGER

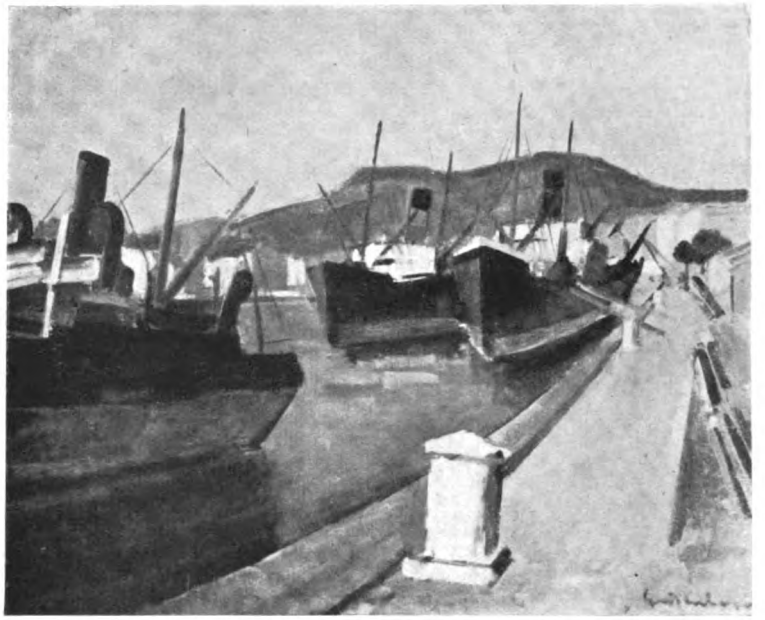
DAS Vorwalten architektonischen Formgefühls in der Bildauffassung unserer Tage bestimmt und prägt sogar die künstlerische Landschaftsdarstellung. An sich widerstrebt die freiwüchsige, nicht nach Zahl und Maß gestaltete oder gegliederte Natur der Durchdringung mit mathematischen Elementen. Gerade und rechter Winkel sind dem ungeregelten Wesen des Geländes fremd, und nicht zuletzt die Abwesenheit solcher exakten Züge ließ wohl frühere Zeiten den Blick über Waldhügel und wellig geschwungenen Boden als Bildthema bevorzugen. In aller Landschaftsmalerei ist Romantik: ein Aufsuchen und Voraugenrücken der nicht von Menschen nach den Gesetzen seiner Zwecke und nach den Formeln seines Kalküls zugestutzten, vielmehr noch in der Unschuld und Unwillkürlichkeit des Wachstums hingebreiteten Gebiete. Moderner Rationalismus erobert sich das Landschaftsbild, indem er es seiner auf feste und



OTTO GEIGENBERGER: *Wasserburg am Inn*

genaue Größen, auf systematisches Gefüge gerichteten Betrachtungsweise unterwirft, es somit als Konstruktion räumlicher Werte interpretiert, wobei die tatsächlich eingebauten Landschaftsfaktoren wie Häuser, Brücken, Straßen, Dämme usw. nach Möglichkeit in den Aspekt einbezogen werden.

Das jedoch das architektonisierte Landschaftsbild, welcher Nüchternheit und topographischen Abzirkelung es sich zuweilen auch verschreiben mag, durchaus nicht immer des eigentlich Malerischen sich begeben muß, — daß es im besonderen Falle eben aus der Resonanz der pulsenden Farbfläche gleichwohl der Unergründlichkeit, dem Traumgehalt, der Musik der Natur Raum zu geben vermag, wird etwa am Schaffen Otto Geigenbergers offenbar. Dieser Süddeutsche, dessen Arbeiten erst seit ein oder zwei Jahren da und dort in die Erscheinung treten, um überall in ihrer sehr persönlichen Verbindung einer sanft und voll wie Glockenton harmonierenden Farbenschwere und einer bis zur Allgemeingültigkeit des räumlichen Ausdrucks verdichteten, lapidaren Situationserfassung aufzufallen, baut die Landschaft mit breitem, satt leuchtendem, malerisch durchatmetem Strich. Wie jener ohne Verwischungen weiche und ohne die mindeste



OTTO GEIGENBERGER: *Hafen in Cassis sur mer*

Klobigkeit gewichtige Hinstrich im klaren Ebenmaß seines Zuges die kubischen Qualitäten der Häuser oder Schiffsleiber, das Stereometrische eines ganzen Stadtkörpers gestaltet, allenthalben im Durchblick das Hintereinander der Formen und so die räumliche Tiefenschichtung erarbeitet, um zugleich in schwebendem, oftmals dunklem und hintergründigem Klang, in seiner massigen Flutung an die Mystik des Ortes zu rühren, das verleiht der Kunst Otto Geigenbergers das besondere Wesen. Faßt man etwa in der Ansicht Wasserburgs den wie eine Achse aus dem Bildmittelpunkt sich erhebenden Turm ins Auge, so findet man ihn mit nur zwei senkrechten Pinselbreiten kantig und körperklar hingestellt, eminent architektonisch und doch zutiefst malerisch, so daß er aufschimmert und durchblutet scheint von dem Kreisen, mit dem das Stadtrund und die Kurve des Inn um ihn, die Mitte, schwingt. Gebautes ist nicht malerisch aufgelöst, nur aus der Malerei an die Tiefen des Landschaftlichen geschlossen und so freilich romantisiert.

* * *

# CHRISTUS IN FLANDERN

## VON FRITZ DIETTRICH

In alten Zeiten wars. Die Insel Cadzand,
Ostende vorgelagert, ruhte noch
Am fernsten Rande der Geschichte aus.
Nur eine breite braune Barke holte
Im Rudertakte Menschen aller Art
Und Handelsgut und Neuigkeiten täglich
Vom Festland nach der stillen Insel über.
Ostende selber war ein winzig Nest noch
Mit armen Fischern, hie und da ein Kaufmann,
Auch er begnadet mit Genügsamkeit.
Wohl hin und wieder auch ein Habicht, eine
Gekrümmte Kralle auf verborgnem Schatz:
Gold, Silber, edelsteinbesetzte Stoffe,
Gezogen aus seeräuberischem Netz . . . .
Doch ruhte über allem, Mensch und Ding,
Ein Hauch von Dämmrung wie ein leichter Schleier,
Daß die Legende herkam, hier zu wirken
An ihrem unverlöschlich tiefen Sinn.

Die breite braune Barke stand bereit
Zur Abfahrt von der Insel nach Ostende.
Zwei, dreimal hatte der Patron des Schiffes
Ins Horn gestoßen, Säumige zu mahnen.
Doch niemand kam. Die Barke war besetzt.
«Abfahren!» schrieen ungeduldige Stimmen.
Der Schiffer aber ließ sich nicht beirren,
Ergriff sein Horn und blies zum letztenmal.
Da tauchte wenige Schritte vor der Barke
Ein Mann auf. Keiner hatte ihn zuvor gehört,
Wie er den Hafendamm entlang kam, keiner.
Der Schiffer war erstaunt und schüttelte den Kopf.

Scharf hatte er im Umkreis ausgespäht,
Den oder jenen noch mit aufzunehmen.
Doch diesen Fremdling sah er nirgends kommen,
Nicht von der Seite, wo die Sümpfe sind,
Noch wo die Felder und die letzten Hütten;
Gedankenplötzlich stand er auf dem Damm
Und nahte sich gemessnen Schritts der Barke.

Das Hinterdeck war angefüllt mit Menschen,
Die Adel, Macht und Reichtum überhob.
Genugsam Platz war dort noch für zwei Leute.
Als aber jener Fremde in die Barke
Einstieg mit abendlichem Gruß, maß man verächtlich
Die schlichte Würde seines wollnen Anzuges
Und rückte unwillkürlich auseinander,
Daß ja kein Zollbreit Platz zum Sitzen einlud.
Ein reicher Bürger, rundlich wie ein Talgfaß,
Zur Rechten einen Geldsack und zur Linken,
Wies ihn mit jenem kurzen Wink nach vorn,
Vor dem sich das Gesinde jählings duckt.
Man stimmte bei. Man wollte unter sich sein.

Inzwischen hatte sich der fremde Mann schon
Zum Vorderdeck gewandt und sah sich um.
Dort saßen sie, die Knie' eng aneinander,
Auf unbequemen Bänken Kopf an Kopf.
Ein alter Stadtsoldat mit einer Stimme,
Heiser von Fusel und von Pulverdampf,
Erhob sich vor dem Mann, der neben ihm stand
Barhäuptig und in einem wollnen Anzug
Mit einem Kragen von gestärktem Linnen,
Ganz ohne Geldsack, Degen und Barett
Und ohne Schmuck und ohne Ehrenzeichen,
Und trat ihm ehrerbietig seinen Platz ab,
Sich selber auf den schmalen Bootsrand hockend.

Jetzt löste der Patron des Schiffs die Kette
Und warf sie voller Mißmut in die Barke.
Der Himmel stand voll goldner Wolkenballen
Doch hinter ihnen duckte sich der Sturm.
Bedrückung überkam die weite Fläche,
Die dalag, wie von Zauberwort gebannt,
Und nur ein tiefes langgezognes Knurren
Drang hungrig aus dem Riesenbauch des Meers.
Der Schiffer fuhr die Ruderknechte an,
Daß sie mit doppelter Gewalt sich spannten
Ins Vor- und Rückwärtswerfen ihres Leibs.
Der braunen Haut entstürzte Schweiß und lief
In hellen Striemen über Brust und Antlitz.
Die schweren Körper wandten sich, als säße
Ein wilder Schmerz in ihren Eingeweiden.
Und die sechs Augenpaare kochten hilflos
Im Übermaß und Folterei der Pflicht.
So wurden sie gesehen von den Armen
Des Vorderdecks und von dem fremden Mann. —
Die auf dem Hinterdecke sahn sie anders:
Aus dieser Qual der dampfenden Gesichter,
Die sich bei jedem Ruck grotesk verzerrten,
Stieg ihnen Kurzweil, Spiel, Belustigung.
So schaute Rom auf seine Gladiatoren,
Wie diese Reichen auf die Ruderknechte.
Den einen schienen sie schon angeschmiedet,
Galerensklaven, in die Seeschlacht rudernd.
Man phantasierte sich ein Salamis . . . .
Den andern waren sie Grimassenschneider
Aus einem Wanderzirkus. Ihre harten Münder
War'n bald wie Austern zugeklappt, bald schnappten
Sie auf nach Luft kreisrund wie Karpfenmäuler . . . .
Und also übermütig lärmten sie,
Der fette Bürger und der Advokat

Mit seiner länglichen Pandekten-Nase,
Das Fräulein und der geile Kavalier
Und mitten drin ein lachend roter Fleck,
Das aufgedunsne Antlitz eines Bischofs,
Daß es erschien, als eilten über ihnen
Die Wolken hin zu düsterer Beratung,
Als zielte hinter lügnerischer Stille
Nach ihnen längst der Pantherschlag des Sturms.

Inzwischen sahn die armen Passagiere
Des Vorderdecks die steigende Gefahr.
Sie waren Leute von der frischen Luft
Und hatten noch die Witterung der Tiere,
Zu denen die Veränderung des Winds,
Zu denen noch des Himmels Wandel sprechen.
Der Stadtsoldat rieb sich die alten Narben,
Die ihn mit Jucken plagten, und verstummte.
Der Bauer neben ihm mit seinem Jungen
Sah vor dem Zug der schweren Finsternis
Verstörte Vögel fliehen und verstummte.
Die Mutter mit dem Wickelkind im Arm
Umschlang die süße Last mit einem Wolltuch,
Als sich die Winde rührten und verstummte.
Und eine alte Bettlerin schob betend
Ihre verwelkten Finger durcheinander,
Als sie den Himmel ansah, und verstummte.

Der Schiffer stampfte schon mit seinem Fuß
Den Rudertakt. Zuruf auf Zuruf trieb
Die Knechte an, die wie an Strängen rissen.
Sie hatten längst die Augen zugemacht,
So heftig floß der Schweiß von ihren Stirnen,
Die Sehnen schienen nahe am Zerreißen.
Die Muskeln drangen schreckhaft durch die Haut.
Die Lungen pfiffen laut. Im Ohr das Blut

Betäubte sie mit ungeheurem Rauschen.
Der Schiffer stampfte schneller mit dem Fuß,
Und tobender wie Tiere in der Schlinge
Verschleuderten sie ihre höchste Kraft.
Da plötzlich steigerte das wilde Bild
Die Sonne, tief im Niedergange schon.
Über des Meeres Stahlvisier rann Blut,
Und in den Wolken schwelte finstres Rot.
Die willenlose Fläche hob sich langsam,
Als zög ein Ungeheuer drunter hin.
Und in der Ferne hub mit Rieseneifer
Ein Bauen an, ein Schaffen und Verwerfen:
Gebirge standen auf im Augenblick
Und stießen sich die Häupter brüllend ein
Und rollten hin und stiegen wieder auf ....

Die tief Gefaßten auf dem Vorderdeck,
Der fremde Passagier in ihrer Mitte,
Sahn die Gefahr in grauen Sprüngen nahen.
Die auf dem Hinterdecke lärmten noch.
Der mörderische Rudertakt brach ab.
Die erste Woge kam und schob das Boot
Schnell über ihre Schulter. Niedersausend
Durch einen Abgrund fing's die zweite auf.
Das Hinterdeck schrie wie aus einem Mund:
«Wir gehen unter!» «Ei so schnell noch nicht!»
Rief mit gezwungnem Lachen der Patron
Das Fräulein kniete winselnd vor dem Bischof.
Der aber lehnte über Bord und kotzte
Den überfressnen Magen gründlich leer.
Der geile Kavalier war aufgesprungen
Und ballte seine Fäuste nach dem Schiffer.
Durchs Fernrohr sah der Advokat Ostende.
(Die andern sahn es längst mit bloßen Augen!)

Er schrie, daß seine Stimme überschnappte,
Sinnlosen Rat den Ruderknechten zu.
Der Bürger, anfangs betend, fluchte wüst,
Als ihm ein Wogenkamm das Maul verstopfte.
Gleichgültig überbrüllte ihn das Meer ....

Wie malte jetzt mit ungeheurer Hand
Sich Gott ein Bild von seiner großen Welt.
Der Reichtum dort in Angst um Fleisch und Bein
Riß auseinander. Jeder stand allein,
Und jeder hatte seine eigne Sprache,
Daß er den andern nicht verstand.
Der Fremde sah, wie hinten auf der Barke
Das Schreckgespenst der Anarchie erstand.
Die Armen aber fühlten so einander zu,
Ihr Mund war ohne Klag', ihr Blick war ohne Tränen,
Bis auf die junge Mutter mit dem Kind.
Der lag der Schreck nachzitternd in den Zähnen,
Als Meer und Sturm mit immer wildern Mähnen
Anstürmten, und sie schrie: «Wer rettet mir mein Kind?»
«Du selber!» riefs durch ungeheures Brausen.
Sie sah den Mund, von dem das Wort herkam.
Sie sah die Stirn und sah den Glanz nach außen
Und sah den Blick, der sie gefangennahm.
Und an das Wort, das ihr der fremde Mann
Wie eine Rettungsplanke zugeworfen,
Hielt sie sich nun mit ganzem Herzen an.
Der alte Stadtsoldat saß da und sann.
Der Bauer mit dem Jungen ganz in Bann,
Den Knotenstock umklammernd in Erregung,
Sah immer wieder diese Augen an,
Den wollnen Rock und jegliche Bewegung.
(Der Glaube wuchs wie ein verborgner Sinn.)
Das alte Bettelweib hielt ihre Hände offen

Und bog sie schluchzend nach dem Fremden hin
Und stammelte um Gnadenanbeginn.
Vom Schaum des Meeres ihre Haare troffen.
Einst war sie Brügges schönste Sünderin.

Und während alle auf dem Vorderdeck
Um ihre innerste Errettung stritten,
Zog eine Woge unter ihnen weg,
Und niederglitt die Barke wie ein Schlitten.
Das Wasser schoß herbei von allen Seiten,
Daß es herauf bis zu den Knien ging,
Das Hinterdeck in Schlägerei und Streiten
Riß sich um einen Rettungsring.
Die Barke sank. Aufstand der fremde Mann:
«Wer an mich glaubt, der folge meinen Schritten!»
Da traten sie zum großen Zuge an,
Die Armen, die um seinetwillen litten.
Der Stadtsoldat sprang auf wie zum Appell
Und wandelte als erster auf den Fluten:
«Dir folge ich bis in die tiefste Höll!
Mein General, für Dich will ich verbluten!»
Die Mutter mit dem Kinde folgte dann.
Wie scheue Tiere krümmten sich die Wogen.
Dahinter kam mit grellem Lobgesang
Im Humpelschritt das Bettelweib gezogen.
«Wenn die das können ....» rief der Bauer aus
Und nahm den Jungen her mit festem Griff.
Dann trat die Knechteschar aufs Meer hinaus
Und rauschend hinter ihnen sank das Schiff,
Versank der Reichen Schar. Ihr Wehgeschrei
Vermischte sich mit dem Gebrüll der Wogen.
Die Armen schritten weiter, zwei und zwei,
Und langsam kam die Küste hergezogen.
Doch kaum erreichten sie den Hafendamm,

Da schwand der Fremde hin in Dunkel und Legende.
Als erster sprang vom hohen Wogenkamm
Der Stadtsoldat und salutierte stramm
Dem Fremden nach, dem Sieger von Ostende.

* * *

# NOVELLE GENUA 1912

## VON REINHARD GOERING

WIR hielten Nachtwache bei Enzio Colonna, dem Dichter: Marius Romana, Andrea Cerio, Edgar Campendone und ich.

Enzio lag im Hintergrund des Zimmers im Bett. Sein Kopf mit dem dunklen Haar und Bart in den weißen Kissen entsetzte uns wegen seiner Blässe.

Aber wir wollten an die Möglichkeit seines Todes nicht glauben. Zuviel hatte dieser Geist der Welt noch zu sagen; zu groß angelegt war der Bogen des Lebens dieses Mannes, als daß er jetzt schon zerbrechen durfte.

Daß aber Gefahr vorhanden war, durfte sich nach der letzten Visite des Arztes niemand verhehlen und dementsprechend war unsere Stimmung in dieser zweiten Nacht nach dem verhängnisvollen Sturz.

Man hatte Enzio Colonna morgens um 4 Uhr blutend und besinnungslos am Boden gefunden bei einem Haus, dessen Besitzer verreist waren.

Der schnell gerufene Arzt stellte einen Fall aus beträchtlicher Höhe fest mit entsprechenden inneren Verletzungen und Enzio wurde nach Haus gebracht, wo er einige Stunden ohne Besinnung lag. Aufgewacht, erinnerte er sich an nichts, empfand keine Schmerzen, war nur ungeheuer bleich.

Vor der Hand war nichts zu tun, als einige Besucher abzuwehren, die durch ihr Kommen dem Dichter ihre Liebe beweisen wollten.

Enzio schlief weitere 24 Stunden, zeigte, erwacht, noch immer nichts Besonderes, war nur noch blasser geworden.

In dieser Lage waren wir gerufen worden und hatten uns entschlossen, Nachtwache bei ihm zu halten.

Jetzt saßen wir bereits einige Stunden in dem großen Schlafraum, schräg dem Bett gegenüber am Kamin. Im Nebenzimmer schlief der Diener auf einem Stuhl. Es war zwei Uhr nachts.

«Ich kann nicht glauben an Enzio Colonnas Tod», murmelte Andrea, «Edgar, du bist mit ihm im Herbst im Gebirge gewesen und hast erzählt, wie zäh er ist. Was sagst du?»

«Er wird leben», antwortete Edgar Campendone.

«Obwohl er, wie er mir vor ein paar Tagen sagte, sich nach dem Tode sehnt, oder vielmehr gerade deshalb,» sagte ich.

Marius sah wieder mit Grauen nach der dunklen Ecke mit dem weißen Bett und dem schwarzen Fleck des Kopfes und sagte nichts.

Er hatte vor zwei Monaten den ersten Band Gedichte veröffentlicht und Erfolg gehabt!

Der um diese Zeit auf der Straße übliche Lärm, herrührend von den von ihren Festen zurückkehrenden Gesellschaften und einigen Autos, verstummte plötzlich, und in der großen Stille vernahmen wir fern den Gesang einiger Vögel, das Rauschen des Meeres und im Zimmer das unregelmäßige, manchmal tiefe Atmen Enzios.

«Gut, daß er schläft,» murmelte Edgar.

«Habt ihr gehört, daß Cäcilia Maria Tullio in der Stadt ist?» fragte Andrea leise.

«Wer??»

«Cäcilia Maria Tullio, die vor zwei Jahren in ein französisches Kloster ging. Die Braut eines Engländers, namens Dillon, der jetzt in Südamerika lebt. Habt ihr es nicht gehört?»

«Kein Wort.»

«Sie war bestimmt vorgestern hier. Sie ist von einer absolut zuverlässigen Person gesehen und erkannt worden. Vielleicht ist sie noch heute hier.»

«Viele haben von Cäcilia Maria gehört, das ist sicher. Von ihrer Schönheit, ihrer Kindlichkeit und diesen Augen, mit denen sie die halbe Welt bezaubert hat. Bis sie plötzlich verschwunden war.»

«Natürlich wegen einer Liebschaft,» sagte ich.

«Oder auch nicht. Damals wurde behauptet, Cäcilia Maria solle 20 Jahre

alt geworden sein, ohne jemals einen Mann geküßt zu haben. Nicht ausgenommen den, dessen Braut sie eine Woche lang war, diesen Engländer Dillon. Enzio war übrigens mit ihm befreundet.»

«Kaum länger als er sich in Genua aufhielt,» eiferte Edgar Campendone. «Enzio und ich waren zusammen mit einigen anderen in jenen Tagen bei Dillon als Gäste in seinem großen Haus. Er war nach London gereist, um seine Eltern von der Verlobung mit Cäcilia Maria zu benachrichtigen. Dort war es auch, wo er erfuhr, was Cäcilia Maria inzwischen getan hatte. Er kam daraufhin gar nicht wieder zurück.»

Ein Geräusch aus der Ecke her ließ den Sprecher verstummen. Wir paßten auf.

«Es ist nichts,» sagte Andrea, der zunächst saß. «Er schläft ruhig, und ich glaube, er hat schon eine bessere Farbe.»

«Sprechen wir gleichwohl leiser,» murmelte Edgar.

«Sehen Sie, die Tullio,» fing Marius an, «wenn man sagen würde, sie sei eine besondere Schönheit gewesen, wäre das unzutreffend. Wenn aber ein Weib ganz Weib sein kann und doch von Gott erfüllt, so war s i e es.»

«Sie hatte nicht nötig ins Kloster zu gehen. Was sie getan hat, ist und bleibt rätselhaft.»

«Aber sie ist nun doch wieder daraus entflohen,» bemerkte ich.

«Wenn es stimmt, was Andrea sagt.»

«Als sie vor zwei Jahren plötzlich abgereist war, — wie man später hörte über die französische Grenze — und nur ein Schreiben für ihre Mutter zurückgelassen hatte:

«Ich gehe ins Kloster. Forsche nicht weiter nach.»

War die Verblüffung darüber so groß und allgemein, daß man Tage verstreichen ließ, ohne etwas Vernünftiges zu unternehmen. Später waren alle angestellten Nachforschungen umsonst. Wir wissen ja, daß es bei gewissen Klöstern unmöglich ist, die ursprünglichen Namen der Nonnen zu erfahren. Was konnte man also tun? So gut wie gar nichts. Cäcilia Maria blieb verschwunden bis vorgestern.»

«Sie beging ein Verbrechen, als sie Nonne wurde. Wo sie war, war die Welt geheiligt. Ihr Widerwillen gegen den Engländer war kein Grund, der ganzen Welt Lebewohl zu sagen,» grollte Marius.

Draußen war es nun völlig still. Kein Wagen rollte, kein Fuß stampfte über den weiten Platz, an den das Meer unmittelbar angrenzte.

Edgar hatte sich erhoben, war zum Bett gegangen und sah Enzio forschend an.

«Er sieht in der Tat besser aus,» flüsterte er.

«Gott sei gelobt,» antworteten wir in einer Hoffnung, unsere Worte könnten die Macht haben, den Tod endgültig aus dem Zimmer zu verbannen.

Edgar kam zurück.

«Wieviel Uhr?»

«Drei.»

«Genau die Stunde, in der er gestürzt ist. Zwölf Stunden später wurde Cäcilia Maria Tullio gesehen und erkannt.»

«Von wem sprecht ihr?» erklang eine Stimme unerwartet laut im Zimmer.

Wir saßen erschrocken, es war Enzios Stimme gewesen.

Im Nu war Edgar bei ihm.

«Nicht sprechen, Enzio. Ich bitte dich. Es ist dir verboten, Enzio, strengstens verboten. Gehorch', ich bitte. Wie fühlst du dich? Wir glaubten eine Besserung zu bemerken. Marius Romano ist hier, Andrea, Edgar und ich. Wir halten bei dir Nachtwache. Haben wir dich geweckt?»

Enzio sah ihn an. Sein entblutetes Gesicht mit den weit offenen Augen wirkte, ich weiß nicht warum, wie eine Anklage. Gegen wen? Gegen uns? Die Menschheit? Gegen Gott? Auf die zärtlichen Worte Edgars antwortete er mit einem Neuen:

«Von wem sprecht ihr?»

Andrea erhob sich:

«Enzio Colonna, wir sprachen von Cäcilia Maria Tullio.»

Dieser Name war kaum genannt, als Enzio die Augen schloß.

«Es interessiert ihn nicht. Laß ihn schlafen. Komm zurück,» rief Marius zu Campendone, der zögerte, aber schließlich zu uns zurückkam.

Andrea begann jetzt von einer wunderbaren Genesung im Kreise seiner Familie zu erzählen, als ich plötzlich vom Bette her sprechen hörte.

«Still!» rief ich.

Wir lauschten.

«Cäcilia Maria,» klang es vom Bette her, «Cäcilia Maria.»

Es klang als wolle sich jemand diesen Namen aneignen.

Wir saßen ohne Laut. Enzio beruhigte sich wieder. Wir dachten schon, er schliefe bereits wieder, als seine Stimme plötzlich erscholl:

«Was ist mir ihr?»

Niemand antwortete.

«Was ist mir ihr?» klang es ungeduldig.

Wir schwiegen.

«Was ist mit ihr?» klang es drohend, und Edgar entschloß sich, zu sprechen.

«Cäcilia Maria Tullio soll — soll wieder hier in Genua sein, Enzio,» sagte er zögernd.

«Was noch?» murmelte Enzio in seinem Bett, drehte sich um und stille war's.

Wir saßen und schauten erstaunt uns an.

«Rätselhaft.»

«Rätselhaft,» sagte einer nach dem anderen.

Ich konnte von meinem Platz sowohl zum Bett als auch zum Fenster hinaus über den Platz weg zum Meer und zum Osthimmel schauen, und sah jetzt dort hin. Ganz fern am Himmel schimmerte der neue Tag kühl und kühn über das Wasser herauf.

«Die Frau spielt im Leben der Männer heute eine zu große Rolle,» murmelte ich.

«Und der Mann keine gute im Leben der Frau,» antwortete jemand.

«In früheren Zeiten muß es etwas gegeben haben, worin Mann und Frau einig waren, bevor sie sich einten. Heute gibt es nur grausige Nähe zwischen den Geschlechtern oder grausige Ferne. Gott sei uns Sündern gnädig,» sagte ein anderer.

Niemand antwortete ihm.

Endlich sprach Edgar:

«Wer redet heute noch von Sünde? Was ist das? So etwas existiert ja nicht.»

«Die Worte: ‚Was noch?' eben, waren toll,» murmelte Andrea.

«Es klang, als könnte eine Beziehung bestehen zwischen diesen vier Din-

gen: der Anwesenheit Enzios im Hause Dillons; dem Ins-Klostergehen von Cäcilia Maria Tullio; ihrem Wiedererscheinen hier und dem Sturze Enzios. Dagegen spricht, daß niemals auch nur der leiseste Verdacht einer Beziehung zwischen den beiden aufgetaucht ist.»

«Ist auch ausgeschlossen,» murmelte Edgar. «Niemals hat Enzio ihren Namen genannt. Er kannte Cäcilia Maria noch nicht, als er vor sechs Jahren nach Amerika fuhr. Er kannte sie nicht, als er vor zwei Jahren zurückkam und sofort auf jene südliche Insel gerufen wurde, wo er zwei Monate blieb und worüber ein so widerspruchsvolles, beunruhigendes Buch existiert, unter dem Titel: ‚Die Fahne des Gorilla'. Er lernte Cäcilia Maria erst im Hause Dillons kennen, ein paar Tage bevor sie ins Kloster ging! Zu einer Zeit außerdem, als, wie er sagte, die Bahn seiner Hyperbel sich von der Sonne abkehrte. Und ferner als das Haus von Gästen voll war. Hätte sich eine Beziehung entwickeln sollen, es war keine Zeit! Außerdem: Jeder hätte es gewußt. Cäcilia Maria war ferner bereits Braut.»

«Rätselhaft,» sagte ich wieder.

«Haltet,» rief Marius, «noch etwas macht mich stutzig.»

«Es ist gleich 4 Uhr. Der Arzt muß kommen,» stellte Andrea mit einem Blick auf die Uhr fest.

«Das wäre?» fragte ich.

«Seine letzten Bücher,» antwortete Marius.

In dem Zwielicht von Lampe und Tageslicht saßen wir merkwürdig verfärbt. Bei der überraschenden Behauptung, die eben gemacht wurde, entfuhr uns anderen ein lautes «Wieso?»

«Stille,» rief Edgar. «Ich höre den Arzt.»

In der Tat hörte man schon die ruhigen, vorsichtigen Schritte eines über den weiten Flur nahenden Menschen. Es war genau 4 Uhr. Die Tür öffnete sich; der Arzt erschien. Er verbeugte sich gegen uns und schritt zum Bett. Dort stand er lange, beugte sich über Enzio, lauschte, betrachtete Gesicht, Lippen und Brust. Dann kam er zurück und sagte:

«Es steht gut. Ruhe, nichts als Ruhe! Nicht sprechen! Keine Bewegung! Ist ein Getränk da, falls er eins verlangt?»

Wir nickten.

«Guten Morgen, meine Herren! Welche vorbildliche Freundschaft,

welche Tapferkeit! Um 12 wollen wir ihn wieder ansehen. Guten Morgen, meine Herren!» Und er verschwand lautlos.

Wir blieben stehen und fühlten uns plötzlich alle müde.

«Ich bleibe auf jeden Fall hier, sagte Edgar.

Wir anderen einigten uns, daß wir auf ein paar Stunden ausruhen und dann um 10 oder 11 wiederkommen wollten.

«Sehr gut. Also gehen wir. Aber, spenden wir den Göttern zuerst das schuldige Opfer für das gerettete Leben eines Dichters!» rief Marius Romano.

Und von dem Wein, der auf einem Taburett am Kamin stand, und den wir bisher verschmäht hatten, schenkte er einen Becher voll ein, hob ihn empor und sprach:

«Preis denen,
die aus der Liebe den Tod zeugen
und aus dem Tod die Liebe!»

setzte ihn an die Lippen und trank.

Edgar erhielt ihn, hob ihn empor:

«Auf seine Genesung!»

und trank.

Ich erhielt ihn:

«Auf den Gott im Weibe!»

sprach, trank und reichte ihn Andreas Cerio. Der hielt ihn vor sich, bemerkte den Reflex des draußen stehenden Tages auf dem Metall, lächelte und sagte:

«Auf die Erleuchtung!»

und trank ihn aus.

Leise gingen wir aus dem Zimmer. Nur Edgar blieb.

## II.

Als ich um 11 Uhr zurückkam, wurde ich in den kleinen unteren Eßsaal geführt, wo die Freunde bereits beim Frühstück saßen. Enzios Schwester war dagewesen, hatte sich von der Besserung überzeugt und gescholten, daß man uns am frühen Morgen ohne Kaffee hatte weggehen lassen.

So hörte ich. Ferner, daß oben der Gesundungsprozeß weitergehe.

Andrea hänselte Marius gerade wegen seiner Vorliebe für dunkle, schwere Worte in seinen Gedichten, als Edgar ihn fragte:

«Wolltest du uns nicht sagen, Marius, wieso in Enzios letzten Büchern Anzeichen einer Verbindung mit Cäcilia Maria Tullio vorhanden sind?»

«Nichts leichter als das. Seht nur genau hin. Es gibt keine Frauen mehr bei Enzio Colonna.»

«Ungefähr drei bis siebzehn!» rief Andrea lachend. «Wenn das nicht genügt!»

«Seht genau hin und ihr werdet finden, was ich sage,» antwortete Marius.

«Recht hat er,» rief Edgar. «Es sind keine Frauen, es sind Gespenster.»

Marius war aufgesprungen und ans Fenster getreten. Er kam zurück:

«Weil eine lebt, von der er schweigt.»

«Wahrhaftig, das ist es,» rief ich. «Seit zwei Jahren schildert Enzio eine abstrakte Welt. Wie konnten wir das übersehen!»

Der Diener trat ein und meldete:

«Enzio Colonna begrüßt die Freunde und bittet sie, heraufzukommen.»

Wir standen auf und gingen.

Als wir in das Schlafzimmer eintraten, erhob sich vom Bettrande eine kleine, uns fremde Gestalt, ein Kind von 13 oder 14 Jahren, grüßte uns, grüßte Enzio und ging zur Tür.

«Führen Sie sie in den Garten,» befahl Enzio. Wir hatten keine Zeit zu erstaunen. Er streckte uns die Hände entgegen.

«Dank, Freunde. Wie meine Schwester sagt, bin ich gerettet. Setzt euch. Ich will mit euch sprechen. Meine Stimme versagt zwar noch, mein Atem ist mühsam. Aber es wird gehen. Ich liebe euch, Freunde, ich muß euch geben, was ich kann. Edgar, willst du einmal an der Kassette auf dem Tisch folgende Buchstaben einstellen: G. S. M. S. G. Gut. Sie springt auf, nicht wahr. Willst du das oberste weiße Heft herausnehmen und weiterlesen, wenn ich nicht mehr sprechen kann! Wo ist Marius?

«Hier.»

«Marius, deine Verse sind gut. Aber ich warne dich vor Kunst. Willst du hören, was ich erzählen werde, auch wenn es dich betrüben wird, weil

es zu wenig — zu wenig — ‚Dichtung' ist? Ja, du nickst? Also gut. Glaubt ihr wirklich, Freunde, daß ich leben werde? Ich nicht. Aber das ist ja Nebensache. Fürchtet jemand von euch den Tod? Dann bitte ich um Verzeihung, wenn ich ihn eben betrübt habe! Wer hat heute Nacht den Namen Cäcilia Maria Tullio genannt? Du Edgar? Du hast gesagt, sie ist hier? Wißt ihr nicht, daß Cäcilia Maria Tullio tot ist!?

Cäcilia Maria Tullio ist gestorben am 10. August 1909.»

Er machte eine große Pause.

Er ruhte sich vom Sprechen aus. Durch eine Geste forderte er uns jetzt auf, Platz zu nehmen, dann fuhr er fort:

«Nein, Leben ist nicht einfach; o nein! Die Wahrheit ist unwahrscheinlich und selbst dann schwer zuzugeben. Sie geht uns aber jetzt nichts an. Wo war ich doch? Ach richtig, Egdar, sei so gut und öffne das Heft. Hole die Briefe auf der ersten Seite heraus und lies. Es bleibt unter euch, Freunde, es ist nichts für die Menge. Lies, Edgar!»

Indem er so sprach, legte er sich in den Kissen zum Hören zurecht und Edgar begann nicht ohne sich vorher geräuspert zu haben:

3. August nachts.

Geliebter!

Es ist erfüllt mit diesem einen Tag. Höre: so wie du zu mir kamst, so notwendig, so geradlinig, so ungeheuer, so selbstverständlich, so sang- und klanglos, so gehe ich jetzt. Die ewig Deine.

4. August.

Geliebter!

Du bist wie du bist. Ich fasse dich. Völlig restlos, absolut! Du schweigst. Du bist die Tat. Deine Ewige.

Frankreich 8. 8.

Geliebter!

Fünf Tage vergangen seit dem 3. August. Es heißt jetzt überall, ich bin im Kloster. In Wirklichkeit steige ich jetzt auf eine Alp oberhalb Chamonix. Ich werde das Heu anzünden. Ich werde warten, bis ein Gewitter kommt. Dann wird man glauben, der Blitz hat gezündet. Unwiderruflich auf immer Deine Cäcilie Maria.

An diesen Brief war ein Zeitungsbericht vom 11. 8. 1909 angeheftet, aus dem hervorging, daß auf einer Alp oberhalb Chamonix der Blitz gezündet hat. Alles sei verbrannt, vielleicht sogar eine Kräutersammlerin. Denn es sei eine Gestalt in den Flammen gesehen worden und es werde nachgeforscht.

So weit hatte Edgar gelesen.

«Halt!» rief es vom Bett her. «Ich will selbst erzählen: Es gibt Geheimnisse, die preisgegeben werden müssen, aus — Liebe. Ich gebe sie preis, gebe mich preis! Verzeiht diesen Aufwand. Zeit und Umstände sind nicht in meiner Macht. Ach, ich kann nicht! Lies weiter, Edgar. Ich bin zu geschwächt, meine Stimme will nicht. Aber im Winter, nicht wahr, im Winter könnten wir dort mal wieder Schlittschuh laufen im Gebirge, dort hoch oben in Eis und Schnee. Lies, Edgar.»

Als Enzio mit sichtbarer Anstrengung so gesprochen, gab Andrea ihm nach Vorschrift Zitrone und Rum. Wir wollten abbrechen, aber er gestattete es nicht, ließ sich nur den Kopf in ein feines weißes Tuch einwickeln, das neben seinem Kopfkissen lag, und legte sich zurück in die Kissen. Edgar mußte fortfahren, aus dem Heft zu lesen. Er las:

Genua, 1. August 1909.

Seit meiner Rückkehr aus Amerika dauernd verstimmt. Wohin fliehe, Wahnsinn. Die Inseln nicht besser als das Festland. Das Festland nicht besser als die Inseln. Erhielt ein Schreiben von Paolo: «Warum bist du, Enzio, du Gorilla, so vorzeitig von der Insel gegangen? Du hättest aushalten sollen! Du hättest bleiben sollen. Es gab hier eine Möglichkeit für die Liebe. Es fehlte nicht an Menschen, nicht an Seelen. Dein Geist hätte gesiegt; wir hätten uns durchgesetzt! Denke an die zwei Abende unserer Feier an der Nordküste, an die 15, die mit uns waren, als wir alles, was wir hatten, gaben, damit diese Feier möglich würde. Komm wieder, Enzio! Deine Abreise hat manchen die Augen geöffnet. Du wirst finden, was du suchst. Es ist noch nicht zu spät.»

Als ich diesen Brief las, lachte ich. Es i s t zu spät! Ich würde nichts finden. Ich suche Ruhe nach diesen beiden Monaten voll Enttäuschung.

1. August abends.

Höflicherweise habe mit unten gesessen und einen Sänger mitangehört. Dillon plötzlich nach London gereist. Bekannte und unbekannte Gäste. Die zarte Cäcilia Maria, 20 Jahre, von Allen verwöhnt, soll darunter sein. Bin mit der Seele auf der Insel.

Paolo hat Recht. Beinahe wäre etwas Großes geglückt! Das es mißriet, lag an mir. Gott hatte mich verlassen. Ich war ohne Kraft. Dillon hat mir zum Arbeiten seine Zimmer überlassen.

2. August.

Sah Gesellschaft im Garten. Ging später hinunter. Bekanntschaft mit Gästen des Engländers, mit Cäcilia Maria Tullio und ihrer Mutter. Sind hier um den Vater abzuholen, der aus Tripolis erwartet wird. Cäcilia Maria ist ungewöhnlich schön. Ich fragte sie, ob sie im Wald geboren wäre. «Das nächste Mal bestimmt», lachte sie und lief weg.

Ob ich wieder auf die Insel gehe?

2. August nachmittags.

Eine mir widerwärtige Person, die mit auf der Insel war, hat die Gunst Cäcilia Marias. Sie unterhalten sich lange zusammen.

Heft 3 und 4 der amerikanischen Tagebücher geordnet.

2. August abends.

Einige Gäste meiden mich. Unter ihnen Cäcilia Maria. Sie geht schneller, wenn ich ihr zufällig begegne. Sie bricht mitten im Gespräch ab, wenn ich vorbeikomme. Ich entschädige mich durch Arbeiten in dem großartigen Privatraum von Dillon. Er wird in einer Woche zurück sein.

3. August.

Der alte Oberst fragte Edgar: «ob Enzio Colonna wirklich auf der Insel Gorilla hieß und sogar eine Fahne hatte?» Edgar antwortete: «Es handelte sich um einen Scherz.»

Heute Nachmittag wird die ganze Gesellschaft aufs Meer fahren. Werde arbeiten. Cäcilia Maria frägt, ob ich am selben Tisch arbeite, an dem sie ab und zu gesessen hat, um ein Muster für ihre Mutter zu kopieren. Sie hat also auch Zutritt zu diesem Zimmer. Ich antworte: «Meine Arbeit

wird heute fertig und ich beabsichtige, mit Edgar Campendone in die Berge zu gehen, bis Dillon zurückkehrt.»

3. August Nachmittag.

Geschlafen. Gehe jetzt hinunter arbeiten. Die ganze Gesellschaft ist fort. Es ist still wie im Paradies; wie auf der Insel.

Hier machte Edgar vor langsam gesteigerter Erregung eine Pause. Was er gelesen hatte, war ihm offenbar teilweise neu.

«Weiter,» rief Andrea, der seine Neugier nicht beherrschen konnte. «Weiter. Was geschieht? Was kommt jetzt? Es muß etwas geschehen, etwas Unerhörtes, oder etwas Banales. Lies!»

Aber es kam anders.

Unerwartet und uns erschreckend richtete sich Enzio Colonna in seinem Bett zum Sitzen auf. So unerwartet wie ein Mensch in den Dünen der Wüste plötzlich vor einem steht. Seine Hände hoben sich in Schulterhöhe, seine totenhaft dumpfe Stimme klang.

3. August Nachmittag 4 Uhr.

Enzio Colonna sitzt in Dillons Arbeitszimmer am Schreibtisch zwischen den beiden Fenstern und schreibt. Es schlägt 4 Uhr. Die Tür vom Zimmer nebenan öffnet sich. Eine Dame tritt ein. Es ist Cäcilia Maria Tullio. Eine Schönheit der Genueser Gesellschaft. Enzio Colonna hat nicht die Ehre, sie näher zu kennen. Enzio Colonna hat eine hohe Meinung von dieser Dame, aber seine Seele ist auf der Insel. Seine Seele ist von Gott verlassen; ringt mit dem Satan. Cäcilia Maria Tullio schließt hinter sich die Tür, winkt mit der Hand und murmelt etwas, was bedeuten soll, daß Enzio Colonna sich nicht stören lassen soll. Enzio Colonna verneigt sich und beginnt weiter zu schreiben.

Cäcilia Maria Tullio bleibt an der Tür stehen. Enzio Colonna schreibt. Aber die Sätze gestalten sich ihm nicht mehr zu Sätzen. Es werden Schnörkel. Aber diese Schnörkel werden Worte. Was steht nun auf dem Papier?

Ein Engel tritt ins Zimmer.

Ein Engel steht an der Tür.

Er schreibt es mehrere Male, dann kann er nicht mehr. Es ist still.

An der Tür regt sich nichts. Enzio Colonna, dessen Seele von der Insel floh, hört seinen Puls im Ohr hämmern. Noch ruhig, aber bereits etwas schneller. Und er weiß, daß er dieses Weib liebt, rasend liebt, vom ersten Augenblick geliebt hat, wie nie eine andere, ganz, gefährlich, lähmend toll, furchtbar geliebt! S i e steht jetzt an der Tür mit ihm allein im Zimmer.

Enzio Colonna fühlt an der Seite, wo Cäcilia Maria Tullio an der Tür steht, seinen Hals hart werden. Wo Cäcilia Maria Tullio an der Tür steht. Und herüber schaut? An der Tür steht! Herüber schaut? An der Tür herüber schaut? Steht! Schaut? Steht! Enzio Colonna weiß es längst! Schaut!

Plötzlich, unter einem furchtbaren Zwang, wendet er den Kopf.

«Enzio! Um Himmels Willen, Enzio, ins Bett! Drinn bleiben! Haltet ihn! Enzio, Wahnsinniger!»

Edgar ist aufgesprungen und schreit es. Wir mit. Bereits ragen Enzios Füße über das Bett.

«Ins Bett. Ins Bett. Du bist des Todes.»

Wir rufen, schreien, wollen ihn halten. Es ist umsonst.

Um Schlimmeres zu verhüten, lassen wir geschehen, was geschieht. Enzio steht. Aus seinem Munde rollt es wie Donner:

«Sieht an der Tür das Weib stehen, den Engel, das Weib. Kraft eines Gottes wird in ihm, packt ihn einen Blitzschlag lang, droht ihn zu vernichten. Doch Enzio Colonna stürzt n i c h t! Steht. Langsam hebt sich vom Stuhl; hält sich am Schreibtisch, erhebt den Blick zur — zur — Cäcilia Maria Tullio. Und zwei Blicke fassen sich, halten sich. Zwei Feuer wollen eins werden. Oder ist es Wahnsinn?

Enzio Colonna läßt los den Tisch, läßt los. Tut den ersten Schritt. Hinüber! Das Zimmer schwankt. Tut den zweiten Schritt. Das Zimmer spaltet sich, ein Abgrund wird. Daraus heult es. Enzio Colonna schreitet! Da beginnt in Cäcilia Maria Tullio etwas zu wachsen, zu schwellen, sich zu heben. Sie wankt. Ihre Augen sind groß wie Kuppeln. Strahlen ein übernatürliches Licht. Enzio Colonna kommt bei ihr an. In einer ungeheuren hemmungslosen Verzückung faßt er sie mit der einen Hand an die biegsame Hüfte, mit der andern ins herrliche Haar. Da bricht das

letzte, das furchtbarste Feuer auf, in den Augen Cäcilia Marias. Sie schreit und stürzt ihm entgegen zum Kuß.»

Vom Tode gezeichnet, gewachsen, ungeheuer, steht Enzio vor uns, indem er spricht. Er glüht, er fiebert, er erlebt, was er erzählt. Mitten im Erzählen ist er bleich geworden wie ein Leichnam. Und da passiert etwas Furchtbares. Er faßt Marius Romano ins Haar und küßt ihn.

Gleich darauf liegt er verblutend am Boden.

O daß ich nie die nun folgenden Minuten erlebt hätte! Edgar bebt am ganzen Leib und vermag nicht, den Liegenden anzurühren. Der Diener stürzt herein. Enzio wird aufs Bett gebracht. Man sieht von außen, wie er innen verblutet. Er scheint Glas.

Marius ist verschwunden. Ich höre später, daß er kurz darauf den Versuch gemacht hat, ins Haus, das er verlassen hatte, zurückzukommen. Man läßt ihn nicht ein. Er verschwindet, meldet sich nach Tripolis und fällt im Kampf für Italien.

Enzio Colonna stirbt am selben Abend.

Aus seinen Aufzeichnungen erfahren die Freunde, was damals im Hause Dillons noch geschehen war:

Cäcilia Maria Tullio umarmt im Kusse ihn so, als wollte sie ihn zerbrechen. Dann nimmt sie ihn bei der Hand und führt ihn durch mehrere Zimmer eine Treppe abwärts in einen Raum, den sie allein bewohnt. Hier duldet sie nicht, daß Enzio einen Finger rührt, sie bedient ihn als Magd; und wird sein. Bis zum Abend bleiben sie zusammen. Dann bittet sie ihn, sich zu entfernen und er gehorcht.

Er hat sie nie wieder gesehen und sich keiner Frau wieder genähert.

* * *

# NEUE BRIEFE VON UND AN HEINRICH HEINE

VON FRIEDRICH HIRTH

DIE Heine-Forschung leidet an Zersplitterung. Es fehlt ihr ein Mittelpunkt, und die Versuche, einen solchen zu schaffen, blieben bisher vergeblich. Noch immer besitzen wir keine kritische Ausgabe der Werke des Dichters des «Buches der Lieder», und es muß mit tiefster Wehmut erfüllen, daß der kräftige Ansatz, der in der ersten Ausgabe der Werke von Ernst E l s t e r gemacht worden war, in der noch nicht vollendeten zweiten Ausgabe nicht fortgesetzt wurde, weil aus technischen Rücksichten der ganze kritische Apparat fortgelassen werden mußte. Seit Ernst Elsters erstem Versuche, alle erreichbaren Handschriften Heines zum Vergleiche heranzuziehen und die Lesarten zu verbuchen, geschah manches für das kritische Verständnis Heines, und man hätte wünschen müssen, daß eine neue Ausgabe der Werke durch Elster nicht nur das von ihm vor etwa 40 Jahren zustande gebrachte Material enthalten hätte, sondern außerdem das inzwischen neu aufgefundene. Gewiß wäre noch immer keine vollständige kritische Ausgabe der Werke zustandegekommen, weil kaum eines deutschen Dichters Handschriften so zerstreut sind, wie die Heines, und weil beinahe jede Möglichkeit fehlt, eine Vereinigung an einem Orte vorzunehmen. Die Zersplitterung der Heine-Forschung ist ferner darauf zurückzuführen, daß es immer wieder vorkommt, daß zwei Gelehrte gleichzeitig an demselben Thema arbeiten, statt eine Vereinheitlichung ihrer Bemühungen zu bewerkstelligen. Wir besitzen seit einigen Jahren zwei Sammlungen der Gespräche, die zu demselben Zeitpunkte erschienen, von denen jede bemerkenswertes und brauchbares Material enthält. Begreiflicherweise begegneten einander die beiden Herausgeber dieser Gespräche in vielen Punkten und nicht gerade in den bedeutungsvollsten und aufschlußreichsten. Was in den Berichten von Zeitgenossen förmlich an der Oberfläche lag, wurde von den beiden Herausgebern zum Wiederabdruck befördert; gelegentlich gelang es ihnen, unbekannte Quellen zu erschließen, und in dieser Verschiedenheit ihrer Grundlage liegt der wertvollste Teil ihrer Arbeiten. Beiden wird man wohl vorhalten müssen, daß sie mit ihrem Material nicht allzu kritisch ins Gericht gingen, und der Eindruck

hätte sich ihnen immer wieder aufdrängen müssen, daß den Zeitgenossen Heines, die über Gespräche mit ihm berichteten, die Wahrheit und Genauigkeit nicht oberste Leitsterne waren. Insbesondere darüber kann keine Täuschung bestehen, daß die verschiedenen Berichterstatter, vor allem Meißner und Stahr, alles daransetzten, um ihre eigenen ziemlich bedeutungslosen Persönlichkeiten in das hellste Licht zu rücken. Sie und andere bekunden ständig das Bestreben, als außerordentlich geistreich zu erscheinen und vor Heine Äußerungen abgegeben zu haben, die diesen angeblich immer wieder zum Lachen veranlaßt hätten.

Während die beiden Herausgeber der Heine-Gespräche ihre deutschen Quellen ausgiebigst ausnutzten, gingen sie bedauerlicherweise an französischen fast achtlos vorüber. Es soll nicht verkannt werden, daß die Verwendung französischer Quellen in vieler Hinsicht große Schwierigkeiten bereitet. Aber da zwei verschiedene Autoren daran gingen, Heines Gespräche auszubreiten, hätte man erwarten dürfen, daß wenigstens der eine die bedeutungsvollsten französischen Memoiren, Tagebücher und Briefwechsel ausgenutzt hätte, wobei von den zahllosen Berichten abgesehen werden soll, die sich in der französischen Tagespresse befinden. Schließlich war nicht zu verkennen, daß ein deutscher Dichter, der 25 Jahre lang in Paris lebte und hier mit den bedeutendsten literarischen Zeitgenossen in engem Verkehre stand, diesen wiederholt zu Äußerungen Anlaß geben mußte. Es ist nicht meine Absicht, auch nur andeutungsweise auf das Material hinzuweisen, das man für Heine-Gespräche bei französischen Autoren findet, denn damit wären Bände zu füllen. Aber wenigstens einige der bedeutungsvollsten Gespräche sollen angeführt werden. So berichtet einer der größten französischen Schauspieler der Comédie Française, Edmond Got, in seinem «Journal» (Paris 1910, Seite 325) gelegentlich des Todes Heines, daß er diesen mit Alexander Weill einige Monate vorher gesehen habe und daß dabei über eine Bühnenbearbeitung des «Ratcliff» gesprochen wurde. Diese Bemerkung wiegt biographisch lange Schilderungen auf, weil aus ihr hervorgeht, daß Heine den Ratcliff, den er Heinrich Laube ein paar Jahre zuvor für das Wiener Burgtheater empfohlen hatte, auf eine Pariser Bühne bringen wollte; außerdem aber enthält sie den wichtigen Hinweis, daß eine Aus-

söhnung mit Alexander Weill, mit dem Heine einige Jahre vorher zerfallen war, stattgefunden hatte. In der Korrespondenz von Berlioz (herausgegeben von Julien Tiersot, Paris 1907) finden sich wiederholt Bemerkungen über Heine, von denen wenigstens zwei angeführt seien. So schreibt Berlioz am 22. Januar 1839 an Liszt: «Heine ist nicht glücklich.» Am 31. März 1851 schreibt Berlioz an J. Vesque von Püttlingen: «Ich will den armen Heine nächster Tage besuchen... Er ist noch immer halb tot und in seinem Gehirn noch immer ebenso lebendig. Er hat den Anschein, am Fenster seines Grabes zu sein, um diese Welt, der er nicht mehr angehört, zu betrachten und sich über sie lustig zu machen, und als er gelegentlich eines der letzten Besuche, die ich ihm machte, meinen Namen hörte, rief er mir von seinem Bette aus dieses traurige und reizende Epigramm zu: «Wie, Berlioz, Sie haben mich nicht vergessen? Immer originell!» Die letztgenannten Worte Heines sind bereits durch Alfred Meißner in etwas entstellter Form bekannt geworden; sonst aber war der Hauptteil des Briefes von Berlioz in Deutschland bisher unbekannt. Dasselbe gilt von einer Reihe französischer Werke, in denen wichtige Gespräche Heines enthalten sind, wie z. B. von Arsène Houssaye, «Henri Heine Intime», Marcel Fouquier, «Profils et Portraits» (1893), Philibert Audebrand, «Soldats, Poètes et Tribuns» und von Theodor Banville, «Petites Etudes. Mes Souvenirs», sowie von demselben, «Les Camées Parisiens».

Es soll nicht verkannt werden, daß die beiden Sammlungen der Gespräche Heines trotz den großen Lücken, die vorhanden sind, belehrend und aufschlußreich sind; nur hätte man wünschen dürfen, daß die beiden Herausgeber Biber und Houben sich zu einem gemeinsamen Werke vereinigt hätten, damit die doppelte Veröffentlichung der zahlreichen Berichte, die sich in beiden Sammlungen vorfinden, vermieden worden wäre. Aber darin liegt eben der Nachteil der Zersplitterung der Heine-Forschung, mag sie Werken, Gesprächen oder Briefen gelten, daß sich die einzelnen Herausgeber um einander nicht bekümmern. Eine Arbeitsteilung könnte nur dann fruchtbar sein, wenn sie nicht zur Wiederholung derselben Materien, sondern zur Bereicherung des dargebotenen Stoffes führte. Schließlich dürften auf einem so ungeheuren Gebiete, wie es die Heine-Forschung

darstellt, die noch in vieler Hinsicht in den Anfängen steckt, nicht nur buchhändlerische Rücksichten maßgebend sein, sondern in erster Reihe die Forderung, daß der Erkenntnis vom Leben und Schaffen des Dichters gedient werden solle. Niemand verkennt weniger als ich die ungeheuren Schwierigkeiten, die sich der vollkommenen Erschließung des Werkes Heines in den Weg stellen. Die Heranziehung der Handschriften, die sich im Besitze von wenigstens 500 Personen befinden, bedeutet allein eine ungeheuer mühevolle Arbeit, die erst dann erleichtert werden könnte, wenn es einmal zur Schaffung eines Heine-Archivs käme. Natürlich könnte es, da sich die überaus große Mehrzahl der Handschriften Heines im Privatbesitz befindet, niemals auch nur annähernd die beiläufige Vollständigkeit des Goethe-Archivs erreichen. Für die Heine-Forschung fällt übrigens auch der Umstand erschwerend ins Gewicht, daß des Dichters Manuskripte sich zu etwa gleichen Teilen in Deutschland und in Frankreich befinden. Schon vor dem Kriege war es außerordentlich schwierig, der in Frankreich allenthalben zerstreuten Handschriften habhaft zu werden, und diese Schwierigkeit wurde begreiflicherweise seit dem Kriege nur noch größer. Dazu kommt, daß kaum mit eines anderen Dichters Handschriften so gewüstet wurde, wie mit denen Heines, und daran trägt dessen Familie die Hauptschuld. Mit einer Sorglosigkeit ohnegleichen verwüstete man die Manuskripte. Jedermann, der den Wunsch nach einem Autograph äußerte, wurde anscheinend mit einem solchen bedacht, und so erklärt es sich, daß insbesondere die Briefe an die Familie in vielen Fällen der Unterschrift beraubt sind, weil diese irgendeinem Heine-Verehrer geschenkt wurde. So entdeckte ich in den letzten Tagen, eingeklebt in ein Exemplar von Heines «Faust», den Schluß eines Briefes an die Schwester Charlotte.

Schrift und Papier lassen kaum einen Zweifel, daß es sich um den Schluß des Briefes aus Ritzebüttel, den 28. Juli 1823, handelt, wovon ich den Anfang (Hirth, «Heines Briefwechsel», I. Band, Seite 242) bereits veröffentlichen konnte. Dieser Schluß lautet: «Dein frère H. Heine.» Eine ähnliche Verwüstung geschah mit einer Widmung, die Heine für seinen Arzt, Dr. Julius S i c h e l, in ein Exemplar der «Neuen Gedichte» geschrieben hatte. Aus diesem Buche wurde die Widmung entfernt und in ein Exemplar von «Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutsch-

land» (Paris, Leipzig; Heideloff & Campe, 1833), eingeklebt. Die Widmung lautet: «Für den Dr. Sichel als ein Zeichen der Freundschaft und Dankbarkeit des Verfassers. Paris, 21. November 1844.» (Mit dieser Widmung wurde das obenerwähnte Buch kürzlich in Paris versteigert.)

Als ich die drei Bände von «Heines Briefwechsel» veröffentlichte, war ich mir vollkommen klar, daß trotz allen Hinauszögerungen der Drucklegung Nachträge unvermeidlich sein würden. Sie flossen mir im Laufe der Jahre reichlicher zu, als ich vermutet hatte. Wenigstens die wichtigsten, die zur Klärung biographischer Einzelheiten beitragen, sollen an dieser Stelle veröffentlicht werden, bevor es mir meine zeitraubende Tätigkeit gestatten wird, die dringend notwendig gewordene zweite Ausgabe des «Briefwechsels» zum Druck zu befördern. Diese Notwendigkeit einer durchgreifenden Neugestaltung des «Briefwechsels» ergibt sich vor allem daraus, daß im Laufe der Jahre für eine Fülle von Briefen, die von mir nach gedruckten Vorlagen und nicht nach Handschriften veröffentlicht worden waren, letztere eingesehen werden konnten. Die Vergleichung der Drucke mit den Manuskripten bestätigte und verstärkte die in der Einleitung zum «Briefwechsel» beklagte Tatsache, daß mit Heines Worten in der unverantwortlichsten Weise geschaltet worden war. Von vielen Einzelheiten abgesehen, die an dieser Stelle nicht erörtert werden sollen, muß wenigstens hervorgehoben werden, daß es auch um die Veröffentlichung der Briefe Heines an Moses M o s e r durch Hermann H u e f f e r nicht so gut stand, wie ich ursprünglich angenommen hatte. Mir war es 1914 — leider nach dem Erscheinen des ersten Bandes des «Briefwechsels» — möglich, die gesamten Handschriften Heines zu durchmustern, die sich damals noch im Besitze der Frau Hofrätin P f e i f f e r in Stuttgart befunden hatten und die inzwischen versteigert und nach allen Richtungen zerstreut wurden. Die Handschriften des dritten Bandes der «Reisebilder» und der meisten Briefe an Moses Moser wurden mir zugänglich. Hueffer war sicherlich unter den Herausgebern Heinescher Briefe der gewissenhafteste, aber gelegentlich verhinderte ihn eine gewisse Schamhaftigkeit, studentisch-burschikose Stellen zu veröffentlichen; gelegentlich verlas er sich, und gelegentlich nahm er sich nicht ausreichende Mühe, um den richtigen Wortlaut wiederzugeben. Ich will nur ein Beispiel anführen, das

vielleicht kleinlich erscheinen kann, aber meiner Anschauung nach bezeichnend ist.

In einem Briefe an Moses Moser (Magdeburg, den 4. April 1824, bei Hirth, Band I, Seite 306) bittet Heine den Freund, ihm für seinen bevorstehenden Berliner Aufenthalt ein Zimmer zu suchen, «aber nicht bei einem Juden wegen —» Hueffer hatte sich nicht die Mühe gegeben, festzustellen, weshalb Heine bei keinem Juden wohnen wollte. An Stelle des Gedankenstriches findet sich in dem Briefe in hebräischer Kursivschrift (ich verdanke die Lesung Dr. Frankfurter in Wien), das Wort «Passah» (Ostern). Dieses Wort gibt der Briefstelle ihren Sinn; Heine wollte bei keinem Juden wohnen, anscheinend weil er dessen religiöse Gefühle zu Ostern schonen wollte.

Derartige Richtigstellungen in Briefen an Moses Moser, an Friedrich Wilhelm Gubitz, Immermann, an Campe usw. müßten in großer Zahl vorgenommen werden. An dieser Stelle will ich mich darauf beschränken, von den neu aufgefundenen Briefen von und an Heine wenigstens die wichtigsten anzuführen. Außer einer Reihe von privaten Sammlern (in erster Reihe Oskar Ulex in Altona und Erik Benjamin in New York) bin ich für die Überlassung der Handschriften zwei Bibliotheken zu warmem Danke verpflichtet: dem Musée Calvet in Avignon und der Stadtbibliothek in Düsseldorf.

Zunächst seien drei Briefe veröffentlicht, die Magnus Graf von Moltke im Juli 1831 an den vor zweieinhalb Monaten zu endgültigem Aufenthalt in Paris eingetroffenen Heine richtete. Sie klären eine kurze Episode im Leben des Dichters, über die wir bisher höchst ungenau unterrichtet waren. Heine hatte einige Zeit vorher in der Einleitung zu «Kahldorf über den Adel in Briefen an den Grafen M. von Moltke» den dänischen Standesherren angegriffen. Dieser erfuhr, daß Heine in Paris eingetroffen war und richtete folgendes erste Schreiben an ihn:

«E. Wohlgeb.

haben sich veranlaßt gesehen, einen Artikel meiner Kleinen Schrift über den Adel zu bemerken und solche mit einem Vorwort zu begleiten. Dieses Vorwort enthält einen heftigen verunglimpfenden Angriff auf die besagte Schrift, von welcher ich glaubte, daß sie doch dem Adel, wie er

sich gegenwärtig gestaltet, weit weniger zusagen würde als dem Bürgerstande, indem sie unverkennbar das Gepräge einer liberalen Ansicht trägt. Es hat mir wehe getan, daß ein so schönes Talent wie das Ihrige mir feindlich entgegentritt und ich habe daher geglaubt, daß bei einer gewissen Harmonie in unseren geistigen Beziehungen eine Unterredung mit Ihnen vielleicht zu einer Verständigung und Sie zu einem billigeren Urteil führen würde. Daher bitte ich Sie, mir eine Zeit zu bestimmen, wo ich Sie entweder selbst in Ihrer Wohnung würde antreffen können, um mich mit Ihnen zu besprechen, oder wenn Sie dieses vorziehen sollten, sich gefälligst zu mir zu bemühen, indem ich gewöhnlich bis 11 Uhr zu Hause bleibe. Liegt keine böse Absicht, keine mutwillige Verdrehung der Wahrheit Ihrer Schrift zum Grunde, die ich bei einem Manne, den die Natur mit seltenen Gaben des Geistes ausgestattet hat, nicht voraussetzen mag, so werden Sie mich bald nach einem anderen Maßstabe zu beurteilen lernen und alsdann, wie ich dies mit Gewißheit glaube, annehmen zu dürfen, nicht ermangeln, auch öffentlich Ihre veränderten Gesinnungen rücksichtlich meiner zu Tage legen. Sollten Sie meinen Wünschen nicht willfahren, dann sehe ich mich genötigt, einige Ihren Irrtum zurechtweisende Worte ins Publikum zu senden, ohne mich jedoch auf eine weitere Entgegnung als auf diese eine, erste und letzte Widerrede mit Ihnen einzulassen.

Der Ihrige
M. Graf von Moltke,
Paris, Hotel d'Angleterre,
Rue des Filles St. Thomas Nr. 18.

Adresse: Sr. Wohlgeb.
Dem Herrn Heine,
Verfasser der Reisebilder,
gegenwärtig in Paris.»

Trotz unvollständiger Adresse kam das Schreiben Heine zu, und er beeilte sich, den Grafen Moltke zu besuchen, wie aus dessen zweitem Schreiben hervorgeht, das lautet:

«E. Wohlgeb.

gütigen Besuch verpaßt zu haben, bedaure ich sehr und es wäre meine Pflicht gewesen, Sie von meiner gestrigen Ausflucht zu benachrichtigen, wenn nicht die weite Entfernung, mein vorgestriges spätes Zuhauselauern und mein gestriger früher Ausgang bei einer Gelegenheit, die ich nicht versäumen durfte, mich entschuldigten. Ich werde indessen nicht ermangeln, morgen bis 12 Uhr zu Hause zu bleiben und den gütigen Besuch, den Sie mir ankündigen, zu erwarten. Sie werden sich dann überzeugen, daß mir jede kleinliche Empfindlichkeit ferne liegt, daß ich aber ein Recht darauf zu besitzen glaube, daß Sie öffentlich Ihren Irrtum bekennen und auf diesem Wege mir die Unannehmlichkeit ersparen, mir selbst mein Recht zu nehmen. Ihre schönen Talente bürgen mir dafür, daß die Sache ohne einen oder zween Zeugen (vier Worte vollkommen unleserlich) enden wird.

Ihr ergebener

Moltke.

Paris, d. 24. July 1831.

Adresse Sr. Wohlgeb.
dem Herrn H. Heine
zu Paris
Rue Vaugirard, Hotel du Luxemburg.»

Dieses Schreiben und noch mehr das gleich mitzuteilende dritte des Grafen Moltke erweisen die Unrichtigkeit der Darstellung Strodtmanns (2. Auflage seiner Biographie, II. Band, Seite 14—15). Das Schreiben erweist ferner die bisher vollkommen unbekannte Tatsache, daß Heine nach seinem Eintreffen in Paris zunächst am linken Seineufer in unmittelbarer Nähe des französischen Senates wohnte. (Danach sind Strodtmanns Mitteilungen über Heines Pariser Wohnungen a. a. O., Seite 420 zu ergänzen.)

Auf dieses Schreiben des Grafen Moltke erwiderte Heine am nächsten Tage mit einem Briefe, worin er sich wegen der Angriffe auf diesen entschuldigt (Vgl. Hirths «Briefwechsel», II. Band, Seite 5). Gleichzeitig kündigt aber Heine an, daß er den Grafen Moltke am 26. Juli besuchen

wolle. Im letzten Augenblick scheint er aber schriftlich abgesagt zu haben. Leider fehlt dieser zweite Brief Heines, und seinen Inhalt können wir nur aus folgendem Schreiben des Grafen Moltke erschließen:

«Sehr habe ich es zu bedauern, Herr Heine, daß Ihr Übelbefinden mich der Ehre Ihres Besuchs beraubt hat. Wenn Ew. Wohlgeb. durch meine letzte Zuschrift verstimmt worden sind, so lag es wenigstens nicht in meiner Absicht, einen solchen Effekt herbeizuführen, ebenso wenig lag meinem ersten Schreiben diplomatische Schlauheit zum Grunde. Sie werden auch nicht erwarten, daß ich mich, bevor Sie mich persönlich kennen gelernt haben, über den sonstigen Inhalt Ihres Briefes verbreite. Ich wünsche mit der vollkommensten Aufrichtigkeit eine Verständigung, in vielen Punkten stimmen unsere Ansichten überein, und meine Hoffnung auf eine friedliche Ausgleichung ist daher keineswegs unbegründet. Kommen Sie daher, Herr Heine, sich davon zu überzeugen, daß der Verfechter des Adels, nicht wie er ist, sondern wie er seyn sollte, keinen Unterschied macht zwischen den verschiedenen Ständen, sobald er ein edles Gemüt mit schönen Talenten vereinigt findet.

Ihr ergebener

Moltke.

Paris, d. 26. July 1831.

Der Tag, welcher dem bevorstehenden Feste vorangeht, ist zu einer Aussöhnung nicht übel gewählt. Vor der Bedeutung dieses Festes müßten alle erbärmlichen Rücksichten schwinden.

Adresse: Sr. Wohlgeb.
dem Herrn Heine
zu Paris
Rue Vaugirard Hotel du Luxemburg Nr. 52.»

Diese Anrufung des «edlen Gemütes und der schönen Talente» des Dichters verfehlte anscheinend ihre Wirkung nicht, und an einem der nächsten Tage kam es zu einer Aussprache, auf die wohl der Widerruf zurückzuführen ist, den Heine in den «Französischen Zuständen» veröffentlichte. Nach den drei Briefen des Grafen Moltke, die hier abgedruckt wurden, kann kein Zweifel bestehen, daß die Angelegenheit in durchaus loyaler

Weise ausgetragen wurde. Der persönliche Eindruck, den Heine von Moltke erhielt, veranlaßte seine Sinnesänderung, die man zu Unrecht als eine Gesinnungsänderung bezeichnen würde. —

In einer französischen Heine-Biographie, die knapp vor dem Weltkriege erschien, wurde gegen den deutschen Dichter der Vorwurf erhoben, daß es ihm nicht gelungen sei, in den literarischen Pariser Kreisen festen Fuß zu fassen. Diese Behauptung konnte aufgestellt werden, weil es an Zeugnissen fehlte, die das Gegenteil erwiesen hätten. In meinem «Briefwechsel Heines» konnte ich bereits eine größere Anzahl von Schriftstücken Heines an die bedeutendsten französischen Schriftsteller und Gelehrten seiner Zeit veröffentlichen und ebenso Schriftstücke von diesen an ihn. Diese Reihe kann jetzt bedeutsam vervollständigt werden. Hier kommt vor allem ein Brief in Betracht, den Philarète Chasles an Heine richtete. Dieser beschäftigte sich seit seinen Jugendjahren mit deutscher und englischer Literatur. Er war lange Jahre Literatur- und Theaterkritiker des «Journal des Débats», und nachdem er an demselben Tage das Abiturienten- und Doktorexamen abgelegt hatte, wurde er zum Professor am Collège de France ernannt. Er war es, der 1835 die erste Biographie Heines in Frankreich veröffentlichte, nachdem er den Dichter zwei Jahre vorher in der Redaktion der neu gegründeten Zeitschrift «L'Europe littéraire» kennengelernt hatte. In dieser Zeitschrift hatte sich Heine dem Pariser Publikum mit seinen Aufsätzen über den «Gegenwärtigen Zustand der Literatur in Deutschland» vorgestellt. In dasselbe Jahr 1833 fällt folgendes begeisterte Schreiben Chasles' an den deutschen Dichter:

«Mon cher et Spirituel patron de tous les efforts de l'esprit, mon terrible Heyne,

(pas le Heyne Virgiliano commentario pseudovariorum annotationibus perquam plurimis illustratum)

Mais le Heyne aux ailes d'or, à la langue en pointe de dard, aux couleurs de toute nuance;

le Heyne hippogriffe, avec de terribles ferres de crochues qu'il recouvre si douillettement sous le velours, en un beau plumage endoyant

le Heyne voyageur;

le Heyne détesté,

le Heyne Spachisé,

le Heyne Plastique,

le Heyne mystifiant,
le Heyne triomphant;
Mon cher humoriste, voulez-vous venir vous gausser de moi s a m e d i 17?
Dois-je vous envoyer un billet, pour que je voie votre tête rayonner parmi les perruques athénéennes?
Réponse s. v. p. J'ai peu de billets je ne veux pas en perdre.
a vous
Chasles.

Adresse: Monsieur
Monsieur Henry Heyne (y durchgestrichen und statt dessen «i» gesetzt)
4, Rue des Petits Augustins»
(Poststempel 12. Januar 1833.)

Man würde diesem Briefe durch eine Übersetzung seinen Reiz rauben. Er beweist aber unwiderleglich, welchen tiefen Eindruck Heines Persönlichkeit bald nach seinem Eintreffen in Paris ausübte. Vollkommen ungeklärt ist, zu welcher Veranstaltung Chasles Heine eine Eintrittskarte übersandte. Unter den Charakteristiken, mit denen er bedacht wird, bereitet eine Erklärungsschwierigkeiten, wenn nämlich Chasles von dem «Heine Spachisé» spricht. Wahrscheinlich liegt eine Anspielung auf den französischen Naturforscher Edouard Spach vor, einen Zeitgenossen Heines, über dessen Werke wohl zwischen Chasles und Heine Meinungsverschiedenheiten entstanden. Wenn Heine als «spachisiert» bezeichnet wird, dürfte er im Gegensatz zu Chasles für die Theorien des französischen Naturforschers Partei ergriffen haben.

Mit Chasles stand Heine bis an sein Lebensende im Verkehr. Ich konnte bereits zwei Empfehlungen veröffentlichen, die er Chasles auf dessen Reise nach Deutschland mitgab und die an Varnhagen von Ense und Alexander von Humboldt gerichtet waren. (Bei dieser Gelegenheit sei angemerkt, daß die Empfehlungskarte an Varnhagen von Ense in den November 1855 zu verlegen ist.) Bisher ungedruckt blieb eine Empfehlung für Chasles an August Lewald, die lautet: «Meinem freunde August Lewald in Stuttgardt wird Philareth Chasles aufs Beste empfohlen von
Heinrich Heine.»

Ungedruckt ist ferner eine weitere Empfehlungskarte des Inhalts: «Heinrich Heine empfiehlt seinen Freund Ph. Chasles an seine Freunde

Kuranda, Herausgeber der Ost-Post in Wien.» (Gemeint ist Ignaz Kuranda, Mitglied des Wiener Reichsrates vom Jahre 1848 und Herausgeber der «Ostdeutschen Post», sowie dessen Bruder.)

Wie mit Chasles stand Heine auch mit einem anderen bedeutenden Kenner der deutschen Literatur in Frankreich, mit Edgar Quinet, in ständigem Verkehr. Einen Brief Heines an Quinet veröffentlichte ich bereits im «Briefwechsel» (Band II, Seite 442). Der Brief Quinets an Heine, der im nachstehenden veröffentlicht wird, enthält bedeutungsvolle Mitteilungen. Er lautet:

«Mon cher Poseidon, selon vos celestes désirs, j'ai rendu votre manuscrit revu et corrigé d'une main mortelle, le jour même que vous aviez fini. Malgré cela, Buloz me l'a renvoyé en me faisant dire qu'il ne pourrait pas l'insérer dans le no. de la quinzaine du Christkind; en conséquence, j ai confié le poème divin à une personne très capable de m'assister. Elle me le renverra demain et je le retoucherai de nouveau. Cette poésie, en la relisant, m'a paru si décidément belle, si hardi, si neuve, si digne d'un olympien qu'il ne faut pas l'aventurer dans une traduction incomplète. Nous aurons fait pour elle tout ce que comporte notre triste langue de Cyclopes. Je serais allé vous dire tout cela; mais je suis bien occupé et j'avais peu de chance de vous trouver. A revoir de votre Divinité, le très sincère adorateur, quand même

EDG. QUINET.

le 26 décembre 1837

Adresse: Monsieur H. Heine
Rue Cadet 18
à Paris.»

Wir erfahren hier zum ersten Male, daß Edgar Quinet, der sich um die Erkenntnis Herders in Frankreich bedeutsame Verdienste erworben hatte, an der Übersetzung eines «göttlichen Gedichtes» Heines beteiligt war. Man ist aber auf Vermutungen angewiesen, um welches Gedicht es sich handelte und wer die «sehr geeignete Person» war, die Quinet bei der Übersetzung beistehen konnte. Wenn Quinet nicht den Ausdruck «poème» gebrauchte, so bestünde kein Zweifel, daß er es war, der die Übersetzung der Briefe «Über die französische Bühne» mitbesorgte. Eine Übersetzung erschien bereits 1838 in der «Revue du XIX Siècle», während sonst aus dem Jahre 1838 keine Übersetzung eines Werkes Heines ins Französische

bekannt ist. Aber Quinet hätte den Ausdruck «poème» bei einem Prosawerk bestimmt nicht angewendet, und so möchte man wohl vermuten, daß es sich um eine Übersetzung des «Tannhäuser» handelt, der der Herausgeber der «Revue des deux mondes»[1], Buloz, die Aufnahme in der Weihnachtsnummer des Jahre 1837 verweigert hatte. Eine Übersetzung des «Tannhäuser» erschien allerdings erst im zweiten Bande von Heines «De l'Allemagne» (1855). Es läßt sich nicht entscheiden, von wem die Übersetzung des «Tannhäuser» herrührt; doch wäre es nicht ausgeschlossen, daß Heine die Übersetzung, die Quinet mit Hilfe einer zweiten Person angefertigt hatte, in seinem Pulte aufbewahrte und erst 18 Jahre später veröffentlichte. Die Annahme, daß Quinet an der Übersetzung des «Tannhäuser» beteiligt war, wird übrigens dadurch gestützt, daß Quinet, wenn es sich um ein kurzes lyrisches Gedicht gehandelt hätte, zu dessen Charakteristik wahrscheinlich andere Ausdrücke angewendet hätte als die, die er in seinem Briefe gebraucht. Es kann sich nur um ein langes Gedicht gehandelt haben, und deshalb ist die Annahme gerechtfertigt, daß an den «Tannhäuser» zu denken sei.

Von Michelet, dem treuesten Freunde Quinets, kann folgendes kurze Schreiben an Heine veröffentlicht werden, worin dieser für die Übersendung der beiden Bände «De l'Allemagne» mit folgenden Worten dankt:

> 18 août 1855.
>
> un grave événement de famille a pu seul me faire ajourner les remercîments que je dois à notre grand poète allemand à notre cher Heine, si bon pour nous, et si français! Nous lui appartenons dès longtemps par l'admiration, par le coeur.
>
> J'aurais été le remercier moi-même si je ne conduirais à la mer ma femme très souffrante.
>
> Je lui serre la main tendrement
>
> J. Michelet.»

Eine Danksagung für die Übersendung derselben beiden Bände stellt auch der folgende Brief Sainte-Beuves dar:

---

[1] Es gelang mir, die Quittung aufzufinden, die Heine bei Empfang seines ersten Honorars ausstellte, das er von der «Revue» erhielt. Sie lautet: «Reçu de la Revue des deux Mondes la somme des trois cents Francs. Paris, 22 janvier 1834.»

«le 25 février 1855.

Je reçois de la part de Monsieur Heine les deux charmants volumes de L'Allemagne. J'ai besoin de lui dire combien je suis sensible à ce bon souvenir. Je l'ai toujours suivi, autant que je l'ai pu, avec le plaisir que lui ont dû tous les lecteurs français, et en m'en voulant de ne pas le goûter dans les deux langues. Je ne saurais oublier que j'ai l'un des premiers écrit sur lui dans la presse française, il y a bien des années. Si je n'étais pas, moi aussi, un malade à ma manière et un homme retranché du monde, je n'aurais pas à regretter de l'avoir si peu vu et d'avoir si peu joui de sa conversation et de son esprit à sa source. Qu'il veuille bien du moins recevoir ici l'expression de mes remerciements sincères et de ma vieille admiration. SAINTE-BEUVE.»

Wenn Sainte-Beuve schreibt, daß er einer der ersten war, der in der französischen Presse über Heine gesprochen habe, so denkt er an eine 1833 veröffentlichte Kritik. (Schluß folgt)

* * *

## BIENENBLICK

### VON FRITZ BRÜGEL

Dein Blick wie eine braune Biene sank
ins Meer der Wiese bis die sanfte Scham
die Angst des Kusses von den Wimpern nahm
und sich verbarg vor deiner Augen Dank.

Hüll auf den Blick und öffne deine Hand,
rühr an den Atemzug, der dich umschwenkt,
die Wiesenblumen und der gelbe Sand
sind deiner leichten Füße Schritt geschenkt.

Dein Blick wie eine braune Biene trank
aus Blumen einen unbedachten Rausch.
So machen Traum und Nacht die Augen krank,
die Lippe zuckt und widerwill dem Tausch.

Gib deinen Leib und nimm die Lust! Das Spiel
entläßt dich nicht, dem deine Zeit verfiel.

* * *

# EDUARD LACHMANN „VIER JAHRE“ FRONTBERICHT EINES REITERS

VON RUDOLF G. BINDING

Es ist wirklich der Bericht eines Reiters über den Krieg, nicht der eines Romanschriftstellers oder eines andern Berichterstatters. Eines Reiters: das ist eines Mannes, der sich nie gehen läßt, immer — auch wenn er noch so erschöpft wäre — noch im Sattel bleibt; immer einfach und unauffällig, mit Rücksicht und ohne hohe Ansprüche seinen Weg zieht und doch das Bewußtsein ausströmt, drei Fuß höher zu sitzen als andere Menschen — innerlich nämlich. Die Anspruchslosigkeit, Kargheit, Straffheit und Unerbittlichkeit der Darstellung sind eine wahre Wohltat gegenüber so manchen Unverantwortlichkeiten, mit denen die Literatur der letzten Zeit ebenso wie es die ferne gleichzeitige Kriegsliteratur tat den Krieg entheiligt und sich an ihm vergeht. Nicht als ob ihm hier das Wort geredet würde weder im Buche noch in diesen Zeilen über das Buch. Aber es wird in dem Buche von ihm wenigstens nur Wahres und wahrhaft Erlebtes berichtet. Das tut gut. Solches sollte bewahrt werden. Solches wird auch bewahrt sein bei den Besten, wenn andere Bücher mit erstaunlichen Auflageziffern vergessen sind.

Ich feiere ein Wiedersehen mit diesem Buche, was ich deshalb erwähne damit es klar werde, daß ich es nicht etwa in dieser Zeitschrift lobe weil es ein Buch des hinter ihm stehenden Verlages ist. Ich feiere ein Wiedersehen mit einem zu Unrecht verschollenen Buche, über das ich schon damals, wie übrigens auch andere Bessere als ich, ein Wort gesagt habe: «Es meidet alle Vorzüge um des einen größten willen: keine Ansprüche zu machen. Es ist — glücklicherweise — keine Literatur. Es ist auch — glücklicherweise — ganz kunstlos. Es hat keinerlei Phantasterei aber eine weite Phantasie, wenn Phantasie ein schön durchschautes Gesichtsfeld bedeutet. Es erzählt weniger als daß es zeugt. So wirkt es ganz aus sich: aus Leib und Seele möchte man sagen. Der Mensch ist so wenig «dahinter» daß er vielmehr ganz darinnen ist. Und wenn er das ist, ist es gleichgültig, ob sein Schicksal in einer hohen oder tiefen Ebene, in steiler oder flacher Kurve verläuft.»

Ich wiederhole diese, wie ich mich zu erinnern glaube noch vor dem ersten Erscheinen geschriebenen Worte, mit denen ich mich auch heute zu

dem Bericht des Reiters bekenne. Wollte man ins Einzelne gehen und zitieren, so würde man schwer aufhören können. Vielleicht gibt folgender Satz (S. 14) die Haltung dieser Menschen und dieses Menschen am besten wieder: «Ob Krieg oder nicht, ob Verteidigung oder Angriff, ob Recht, ob Unrecht, dem Einzelnen stand es nicht an, danach zu fragen. Stelle Dich hin für Dein Land, Mensch unten in der Tiefe, und stirb; mögen andere den rechten Weg finden.» Und an anderer Stelle (S. 104): «Vom freudigen Opfertod werden die nicht sprechen, die ihm ins Auge gesehen haben.»

Da er ein Reiter war, kämpfte er viel im Osten, und lange Ritte prägen seine Form und die der Kameraden. Dann aber kommen sie zu entscheidender Stunde an die westliche Front und sie erfahren den Unterschied: «Dort in zwei Gliedern hält eine Kompagnie an der Straße. Eisern, starr. Die Stahlhelme sind nach links gedreht. Unter der gedrungenen Form blickt das Gesicht des Westkämpfers hervor, ein verwettertes Antlitz mit festen Augen, mit gestrafften Zügen, verbissen, trotzig, stumm ... Das leidet keinen Zweifel, dieser unerbittliche graue Himmel, dieses tote, frostige Land, hier ist nichts mehr von Weite und Abenteuer, von Eroberung, hier ist Kampf aufs Messer, geronnen zu Mord ohne Umschweif, ohne jede Nachgabe hüben und drüben, Eisen auf Eisen unter, auf, über der gequälten Erde, die von den festen Tritten leise dröhnt.» Ja, so war es. Dies war der Westen und der Westkämpfer noch im Frühjahr 1917 und bis in das vierte Jahr hinein. Da kam die Sache an die Letzten, zu den dritten und Letzten. Zu den Reitern, zu ihm. Sie alle müssen Abschied nehmen von dem Dreifuß-über-der-Erde, vom Sattel und vom Tier. Auch sie müssen in den Staub. Und so geht es mit einer unheimlichen Richtung und Richtigheit aller Folgen bis zum Chaos, bis zum Ende, bis zum letzten Überqueren des Rheins auf der schwankenden Pontonbrücke. Bis zum rettenden Ufer.

Innere Sauberkeit, Trieb nach Wahrheit und die Zucht, nie mit einem einzigen Wort die Grenze zu überschreiten die er verantworten kann, sind vom ersten bis zum letzten Wort in diesem Buch. Sie stehen mir höher als jede literarische Qualität, und ich denke, daß sie uns allen die wir durch diesen Krieg gegangen sind und auch dem Geschlecht und den Geschlechtern die uns folgen werden, höher stehen müssen. Hier sind sie zu finden. Hier sind sie bewahrt.

* * *

# HANNS MARTIN ELSTER / BÜCHERSCHAU

## LÄNDER, STÄDTE, REISEN

(Schluß)

Der farbige Reichtum Süddeutschlands vertieft sich durch das von *Hermann Eris Busse* herausgegebene Heft «*Karlsruhe*» der «*Badischen Heimat*» (Verlag G. Braun, Karlsruhe). Die besten Fachkenner unterrichten hier über Geschichte, Landschaft, Siedlungsbild der Oberrheinischen Lande, die römische Kultur, die Gründung der Stadt, das Residenzschloß, das Kunstleben unter Großherzog Friedrich I., Heinrich Vierordt, die Baukunst, Straßennamen, Gesellschaftsleben zur Zeit Hebels, das Scheffelmuseum, das Hans Thoma-Archiv, die Erweiterungspläne, der Heimatschutz, die Vogelwelt, den Rheinhafen, die Oberrhein. Schiffahrt, die Industrie, die technische Hochschule, die Volkskunde, die Kunsthalle, die Bibliothek, das Archiv, K. F. Drollinger, die Durlacher Universität, Ettlinger Besonderheiten usw., kurzum, über alles Wissenswerte aus Vergangenheit und Gegenwart in Karlsruhe.

Die ganze Fülle Süd- und Westdeutschlands tut sich uns aber auf, wenn wir zu den «deutschen Kunstführern» des Verlages Benno Filser in Augsburg greifen. In knappen Heften wird jeweils mit guten Bildern und Plänen ein Bauwerk, ein Ort von Fachleuten historisch und gegenwärtig beschrieben: von *Hermann Ginter* «*Meersburg am Bodensee*», die Stätte der Droste, sowie «*Birnau am Bodensee*», die Kirche bei Überlingen; von *K. Freckmann* der «*Dom zu Fulda*»; von *Adolf Mettler* das «*Kloster Hirsau*», von *Felix Mader* «*der Dom zu Würzburg*»; von *P. Weber* «*der Domschatz zu Trier*»; von *Gerda Grashoff-Heins* «*Bacharach*»; von *Hans Vogts* «*das Rathaus zu Köln*». Kein Besucher dieser Plätze und Bauten sollte sich diese wertvollen Hefte entgehen lassen. Dem «*St. Stephansdom in Wien*» hat *Hans Riehl* in der Sammlung «*die Kunst dem Volke*» (Vereinigg. f. christl. Kunst, München) ein mit 107 Bildern geschmücktes Heft gewidmet. In der gleichen Reihe stellte *Oscar Doering* «*die deutsche Burg*» zusammen: eine überaus instruktive Schau besonderer deutscher Bauart, die sich über ganz Deutschland ausbreitet, vom Nordosten bis zur Schweiz.

Ganz Deutschland läßt auf neue Art, nämlich aus der Vogelschau des Fliegers, *Karl H. Brunner* sehen; er faßt die neuen Ansichten von oben fruchtbar genug als «*Weisungen der Vogelschau*» (Georg D. W. Callwey, München) zusammen. Wahrlich, die Fülle der Anregungen und Lehren für Kultur und Siedlung, Städtebau, für Industrie, Politik, Landesplanung, Landschaft ist überreich. Brunner gibt glücklicherweise Österreich und das Reich als Einheit und läßt die Entwicklungen sich vermengen, um gegenseitig zu lernen und zu belehren. Hier kann nicht nur der Siedler und Städtebauer, sondern auch der Reisende auf neue Art sehen und genießen, gestalten und urteilen lernen. Kein Architekt sollte an diesem in Wort wie Bild reichen Werk vorübergehen.

Der besonderen Kenntnis deutscher Lande, deutscher Kunst dient seit einigen Jahren der deutsche Kunstverlag, Berlin,

der vor allem die herrlichen Aufnahmen der Landesbildstelle oder entsprechender Ämter verwertet. Jetzt schenkte er uns in der Herausgabe der Landeskommission für Fremdenverkehr mit Text von *Max Pirker Kärntens* von uns Reichsdeutschen noch viel zu wenig geliebte Schönheit vom Großglockner an bis zur Ebene von Völkermarkt. Aber auch Norddeutschland behauptet sich hier glanzvoll in den den Städten gewidmeten Bänden: *Erich Keyser* beschrieb *Danzig, Eugen Kühnemann* und *Werner Güttel Breslau, Fritz Adler Stralsund,* die Inselstadt, *P. J. Meier Braunschweig,* meine kirchenreiche Familienheimat, *Ernst v. Niebelschütz Magdeburg,* die industriereiche Elbestadt. Was Süddeutschland völlig fehlt, bietet der Hamburger Verlag Broschek & Co. in einem mit glänzenden Bildern ausgestatteten Heft: *den Hamburger Hafen* und zwar einmal nicht nur so, wie der oberflächliche Besucher ihn sieht, sondern wie der *Techniker* ihn kennt; *John Fuhlberg-Horst* ordnete jede Bildseite mit erklärendem Text sinnvoll an, so daß wir auch in das innere Getriebe des Hamburger Hafens sonst nie erwerbbaren Einblick erhalten. Hier zeigt sich wieder einmal die große Hilfe, die die Photographie bietet, wenn man mehr, als man in persönlichem Augenschein aufnehmen kann, kennenlernen will. Dies Heft ist ein Ruhmesblatt des heutigen Deutschlands.

Vom Hamburger Hafen geht es hinaus in die Welt. Zuerst in direkter Hapagfahrt nach *New York,* dessen kriminelle, dunkle Seite jetzt ein ebenso interessantes wie grauenerregendes Buch enthüllt. *Herbert Asbury* enthüllt «*die Unterwelt von New York*» (Paul List, Leipzig) auf Grund der amtlichen Polizeiakten im kriminalgeschichtlichen Zusammenhange der hundert Jahre, in denen New York zur Weltstadt wuchs. Diese Berichte von Verbrecherbanden, Flußpiraten, Mördern, Polizeikämpfen, Bandenführern, Bankräubern usw. machen tiefen Eindruck und beweisen, daß es um die heute modisch so übertrieben gerühmte amerikanische Lebensform recht häßlich bestellt ist. Das Buch, das seinen Wert für Kriminal-Fachleute hat, kommt den Instinkten der Leser von Kriminalliteratur ohne niedrige Spekulation entgegen. Und doch ist es im Grunde genommen eine ekelhafte Lektüre, sich fortwährend mit dem Auswurf der Menschheit in halber Bewunderung abgeben zu sollen. Ein Verleger von der Bedeutung Pauls Lists sollte nicht auf Leser spekulieren, die sich von Edgar Wallaces widerwärtigen Kriminalromanen fesseln lassen . . .

Von New York reisen wir nach *Mexiko,* über das wir zwei schöne neue Werke erhalten. *Karl von Schumacher* bietet nur Text, dadurch einmal wohltuend abstechend von der allzu übertriebenen Bildermode. Er behandelt in einem stattlichen Bande «*Mexiko*» (Orell Füßli, Zürich) die Geschichte, Politik, Wirtschaft des Landes gründlich, zuverlässig, gut erzählt. Vom Reich der Azteken, der Cortez-Eroberung und spanischen Herrschaft an bis zur Unabhängigkeitserklärung, den vier Jahrzehnten Wirren, dem Kaiserreich-Versuch, der großen Diktatur und der Gegenwartsentwicklung von Madero bis Calles. Dann schildert er die Bewohner — die Indianer, Mestizen, Kreolen und

Fremden, dann den Zusammenhang von Diktatur und Demokratie, Generale und Generalspolitik, Kirche und Staat, Mexiko und die Vereinigten Staaten, um von hier aus die Agrarprobleme, das Petroleum, die Minen, mexikanischen Nationalismus und ausländisches Kapital zu beschreiben. Der zweite Teil des Werkes gehört dann dem größeren Zentralamerika, dessen Staaten bis Britisch Honduras, dessen Einigungsstreben, Verhältnis zu Nordamerika, Wirtschaft. Der dritte Teil behandelt Mexiko und Zentralamerika in ihren Beziehungen zur Weltwirtschaft und zur Weltpolitik. Eine prachtvolle Ergänzung für den schaulustigen Reisenden ist dazu der Orbis-Terrarium-Band des Verlages Ernst Wasmuth A.-G. Berlin, in dem nach einer knappen Einleitung von *Walter Straub* *zweihundertfünfzig* vollendete Aufnahmen *Hugo Brehm's* aus «*Mexiko*» in Kupfertiefdruck, wie bekannt, gut reproduziert sind. Die Landschaft, das Volksleben, die Baukunst Mexikos sind hier in überaus charakteristischen Bildern festgehalten. Nimmt man zu dem Historiker, Politiker, Nationalökonomen Schumacher und dem Photographen Hugo Brehme noch den Dichter *Eduard Stucken* mit dem Roman «*Die weißen Götter*» (Horenvlg.) hinzu, so kann man Mexiko durch deutsche Bücher kennenlernen, wie vielleicht in kaum einem anderen Lande der Welt. Alle drei Werke ergänzen gegenseitig zum Erlebnis des Wunders: Mexiko! —

Der große Erfolg der Orbis Terrarum-Reihe des Verlages Wasmuth hat eine andere Reihe: «Das Gesicht der Städte» im Albertusverlag, Berlin hervorgerufen, ein in der Tat ebenso glückliches Unternehmen, denn die Städte gesondert aus dem Bilde der Länder und Völker herauszuheben hat seine sachliche Berechtigung. Auch hier sind die besten Photographen am Werk, das Bestmögliche an Ausschnitt und Auswahl zu geben. Noch nie kam uns «*Peking*» so nahe, wie durch *Heins v. Perkhammers* Kamera, der *Arthur Holitscher* ein erlebniserfülltes Geleitwort gab. Perckhammer hielt das Peking fest, das echt chinesische, das im Taumel der Zivilisation dem allmählichen Untergange geweiht ist; seine Aufnahmen sind Kulturdokumente, dabei von hohen ästhetischen Reizen. Er drang auch in die abgeschlossensten Bezirke vor und bietet uns nie erhaltene Einblicke in fremdenfeindlichste Abgelegenheiten. Die künstlerische, kulturhistorische Ausbeute dieser Ausbeute ist sehr groß. Auch der *Moskau* gewidmete Band der gleichen Reihe, den *Alexis A. Sidorow* herausgab, zeigt die gleichen Werte und die gleiche Unbestechlichkeit des Blicks. Die Natur und Kultur, Unnatur und Unkultur dieser echt russischen Stadt, auf die sich als Mittelpunkt des Sowjetkommunismus heute ständig die Blicke der Welt richten, wird hier durch die Kamera gegenwartsecht vermittelt. Aber auch hier muß man zuletzt sagen: das Auge allein genügt nicht, wir bedürfen auch des Wortes; nicht nur schauen, sondern auch lesen müssen wir, wenn wir die Heimat wie die Fremde tiefer kennenlernen wollen.

* * *

# Die badische Landschaft

## Rhein, Neckar, Schwarzwald und Bodensee

in den Veröffentlichungen des Landesvereins „Badische Heimat"

Herausgegeben von **Hermann Eris Busse**

**Mannheim. Die Stadt der Arbeit.** 288 Seiten mit über 150 Abbildungen und 18 ganzseitigen Tafeln. Brosch. RM. 6.–, geb. RM. 7.50

**Geschichten und Bilder aus dem Kraichgau.** (Bruchsal und sein Schloß.) 154 Seiten mit 79 Abbildungen. Nur geb. RM. 4.–

**Karlsruhe. Die badische Landeshauptstadt.** 288 Seiten mit fast 200 meist unveröffentlichten Bildern und 18 ganzseitigen Bildtafeln. Brosch. RM. 6.–, geb. RM. 7.50

**Der Enz- und Pfinzgau.** (Das Land um Pforzheim.) 300 Seiten mit 165 Abbildungen und 16 ganzseitigen Bildtafeln. Geh. RM. 6.–, geb. RM. 7.50

**Freiburg und der Breisgau.** 300 Seiten mit über 200 Abbildungen und Tafeln. Geh. RM. 5.–, geb. RM. 6.–

**Das Markgräflerland.** (Müllheim, Lörrach, Schopfheim.) 184 Seiten mit 150 Abbildungen. Geh. RM. 2.50, geb. RM. 4.–

**Der Überlinger See.** (Konstanz–Radolfzell.) 242 Seiten mit 160 Abbildungen. Geh. RM. 6.–, geb. RM. 7.50

**Der Untersee.** (Überlingen–Meersburg). 212 Seiten mit 180 Abbildungen und 16 ganzseitigen Tafeln. Brosch. RM. 4.–, Leinen RM. 5.80

Mit dem neuen Werk „Freiburg und der Breisgau" rundet sich das Bild immer mehr; Geschichte und Kunst, Wirtschaft und Gewerbe, Schönheit und Fruchtbarkeit fast des ganzen badischen Landes ziehen in der ganzen Fülle ihres Seins an uns vorüber und lassen uns das mit dem Auge des in Wanderungen und Fahrten Geschaute tiefer erleben und begreifen.

**Verlangen Sie unser 24 seitiges reichbebildertes Sonderverzeichnis**

---

Verlag G. Braun in Karlsruhe

NIELS KAMPMANN VERLAG HEIDELBERG NIELS KAMPMANN

# HANS BLÜHER

## Die deutsche Renaissance

1. Kapitel: Heraklit und das Wort / 2. Kapitel: Die deukaleonische Situation / 3. Kapitel: Der situs des Genies / 4. Kapitel: Geschichte der Entdeckung der Natur / 5. Kapitel: Die deutsche Renaissance

114 Seiten. Preis in Ganzleinen M. 5.—

## Die Aristie des Jesus von Nazareth

Philosophische Grundlegung der Lehre und der Erscheinung Christi

250 Seiten. Preis in Ganzleinen M. 8.—

Ich habe noch keinem Buch Blühers so kritisch und zu gleicher Zeit so bewundernd gegenübergestanden. Die ganze Bibel bricht auseinander, und die Person Jesu zeigt sich in einer neuen Gestalt.

„Die Tat", Eugen Diederichs, Jena

## Philosophie auf Posten

Gesammelte Schriften 1916—1921

269 Seiten. Preis geb. M. 9.80

. . . Es kann nur gesagt werden, daß Hans Blüher klar und scharf, mit einem prachtvollen Stil, der suggestiv wirkt, seine zwingenden Formulierungen aufstellt. Welche Frage er auch anschneidet, immer fühlt man die Verbindung mit einem höheren Zusammenhang. Daher gibt auch dieses scheinbare Konglomerat doch ein vielgestaltiges, eigenartiges Ganzes. Mitteilungen des Deutschen Kulturverbandes

NIELS KAMPMANN VERLAG HEIDELBERG NIELS KAMPMANN

52

# DIE HOREN

SEP 16 1929

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

## MONATSHEFTE FVER KVNST VND DICHTVNG

HERAVSGEBER
HANNS MARTIN ELSTER
WILHELM VON SCHOLZ

1928/29 V. JAHRG. HEFT XI

HOREN VERLAG BERLIN

# Wichtige Neuerscheinungen:

RUDOLF BORCHADT

## Das hoffnungslose Geschlecht

Vier zeitgenössische Erzählungen

Geheftet M. 5.—. In Ganzleinen M. 8.—

Mit diesem ersten Novellenband, den Rudolf Borchardt veröffentlicht, stellt der Dichter sich neben die bedeutendsten Erzähler unserer Zeit. Die vier Erzählungen führen unmittelbar in die Gegenwart. Sie packen ein wesentliches Problem des deutschen Lebens der Nachkriegszeit: das aus den Schranken gewichene Verhältnis der Frau zum Mann, mit tiefer psychologischer Intuition und mit unerbittlichem Wahrheitssinn an. Die Leidenschaft, das Tempo, die Magie und der Witz dieses Erzählers sind hinreißend.

FELIX A. THEILHABER

## Goethe

Sexus und Eros

Geheftet M. 5.50. In Ganzleinen M. 8.50

Zum erstenmal unternimmt ein Arzt, geschult an dem Erkenntnissen der modernen Psychologie und der heutigen Sexualforschung, die Eigenart des Goetheschen Charakters zu bestimmen, und neben vielem anderen die merkwürdigen Beziehungen des Dichters zur Frauenwelt in ihren letzten, tieferen Ursachen aufzudecken. — Wie in einem Roman entfalten sich dabei die Ereignisse. Lebendige Kraft und überzeugende Darstellungskunst bringen die große Linie der Goetheschen Charakterentwicklung, seine Liebestragödien, die Flucht in die Dichtkunst in lebensvoller Schlichtheit nahe.

MANFRED STURMANN

## Der Gaukler und das Liebespaar

Zwei Novellen

Geheftet M. 3.50. In Ganzleinen M. 5.80

Mit der klaren, reifen Ruhe des echten Erzählers leitet dieser Dichter in einer edlen schlichten Sprache, gelassen und wissend in Geheimnisse des Seelenlebens, in die Tiefen eines unentrinnbaren Müssens, das dem Naturgesetz der menchlichen Wesenheit entquillt und schafft in diesen Erzählungen Werke von einer künstlerischen Reinheit und Höhe, die erfreuend und erhebend wirkt.

Edwin Rollet in „Wiener Zeitung“

MANFRED STURMANN

## Die Erben

Gedichte

Geheftet M. 2.50. In Halbleder M. 4.—

Keinerlei nachahmende Abhängigkeit drängt diesen jungen Dichter in eine einzelne Gruppe, sondern die schöpferischen Elemente der letzten lyrischen Generation sind zwar wissend aufgenommen, aber schon in Blut und Wachstum übergegangen. Jedenfalls muß der Name Sturmann von jetzt ab mitgezählt werden mit denen, von denen wir Wesentliches erwarten.

Stefan Zweig in „Neue Freie Presse“

---

HOREN-VERLAG/BERLIN-GRUNEWALD

# KUNST UND WISSENSCHAFT

## VON ALFRED KUHN

KUNST und Wissenschaft sind enger verbunden als der idealistische Geist des Menschen es wahr haben möchte. Das Lessing'sche Wort, die Kunst geht nach Brot, ist leider richtig, denn wovon sollte ihr Schöpfer leben? Die Zeiten des Mittelalters, der Renaissance, kennen noch den ökonomisch gesicherten Künstler, der im Grunde sich als Handwerker fühlt. Die Kirche ist seine Hauptauftraggeberin, sie schreibt ihm nicht nur die Sujets seiner Darstellungen vor, sondern auch die Art und Weise. Scharfe Zunftbestimmungen sorgen dafür, daß keine unliebsame Konkurrenz auftrete und zuviel Angebot die Nachfrage überwältige. Das 19. Jahrhundert hat hier wie auf so vielen Gebieten, eine grundsätzliche Wandlung geschaffen. Wie es bei der Aufhebung der Leibeigenschaft einen wohl formal mit Rechten ausgerüsteten, aber ökonomisch ganz ungesicherten Landarbeiterstand schuf, der am Rande der Proletarisierung lebte, so auch einen freien Künstlerstand, der sich selbst die Objekte der Darstellung vorschreiben konnte, selbst seinen Markt sich suchen durfte, selbst seine Preise bestimmen, der aber auf der anderen Seite ohne Sicherheit des Absatzes von nun an zu einem Dasein der Ungewißheit, des bitteren Kampfes verdammt war.

Ehemals kannte der Maler, der Bildhauer, von dem Baumeister gar nicht zu reden, seine Abnehmer. Ihn stützte ein gesicherter Geschmack. Bis zur Renaissance ist das «Wie» der Darstellung überhaupt keine Frage, allein «Was» regiert. Für tadellose Ausführung bürgt der Meistertitel des Verfertigers. Erst in jener Zeit wächst aus dem selbstgenügsamen Handwerker der über sich hinausstrebende Künstler empor. In Italien weiß man schon länger von solchen Dingen, Gelehrte, Literaten, Künstler diskutieren über das Schöne, über die geheimnisvollen Verhältniszahlen, die das Gesetz der absoluten ästhetischen Vollkommenheit in sich bergen. In Deutschland ist Dürer der erste. Er unterscheidet sich in der Zukunft grundsätzlich von den neben ihm arbeitenden Meistern, sein Kunstbetrieb ist individueller. Mit seiner «gedruckten Kunst», d. h. mit seinen Holzschnitten und Kupferstichen, wendet er sich direkt an ein anonymes Publikum, er arbeitet für den offenen Markt. Dürer kennt auch zuerst Stimmungen, wie sie aus

späteren Jahrhunderten bei dem Künstler uns geläufig geworden sind, die verzehrende Sehnsucht, eine ihm im Geiste vorschwebende Idee zu verwirklichen, die tiefe Depression in der Erkenntnis des eigenen Unvermögens, das Gefühl, zu den Besten der Nation zu gehören und dabei doch nicht als ein «Herr» angesehen zu werden, jene gesellschaftliche Unsicherheit im Verkehr mit den Ersten der Stadt, jenes Bedürfnis, seine Ebenbürtigkeit immer von neuem zu erweisen.

Der Maler, der Bildhauer des Mittelalters war ein kleiner Mann, der in vielen Fällen anonym blieb, aber er lebte gesichert. Seit der Renaissance befreit er sich, entwickelt seine individuelle Persönlichkeit, strebt nach dem Lorbeer, wo er am höchsten steht, aber er gleitet immer mehr auf die schlüpfrige Bahn der materiellen Ungewißheit. Schon im 18 Jahrhundert ist der Künstler ein liederlicher Geselle, der schnell verdient, schnell verpraßt, der oft große Not leidet, rasch darüber sich tröstet und im 19. Jahrhundert ist er gar der Bohemien im großen Schlapphut, flatternder Seidenbinde, Samtjacket, der am Rande der Gesellschaft lebt, mit Neugier von ihr bespäht aber auch mit tiefem sozialen Mißtrauen betrachtet. Seine Welt ist eine Welt für sich, die ihre eigenen Gesetze hat, mit der bürgerlichen kaum verbunden, und die sich dann in grandiosen Maskenfesten gelegentlich dem profanen Auge enthüllt.

Die Entwicklung zur individuellen Befreiung und materiellen Unsicherheit seit der Renaissance bis an die Schwelle des 19. Jahrhunderts geht langsam vor sich. Wohl fallen für den bildenden Künstler die Zunftschranken, wohl tritt im Laufe des 17. und 19. Jahrhunderts das reichwerdende Bürgertum immer stärker als Auftraggeber hervor, aber noch immer sorgen die Kirche, die Fürsten, der Adel, das Patriziat für einen stabilen Geschmack, für wohlumschriebene Aufträge, die Extravaganzen ausschließen. Ist früher der Künstler in vollem Umfang der Bedienstete des Fürsten, der valet de chambre, so ist er jetzt der Hofmaler, der Hofbildhauer, der Hofarchitekt, der schlechthin die Ideen seines Herrn zu verwirklichen hat, d. h. nicht nur Dinge großen Stils zum Auftrag erhält, im Gegenteil zumeist den Festen des Tages ihren Glanz geben soll. Was hat selbst ein Mann wie Goethe für kleine und harmlose Dinge für die herzogliche Bühne geschrieben. Aber auch wo ein solches direktes Abhängigkeitsverhältnis nicht bestand, um das

die Besten ihrer Zeit sich leidenschaftlich gestritten haben, sehr oft unter Hintansetzung ihrer persönlichen Würde, da ging man gelegentlich kleine Verbindungen ein, die wiederum keinen anderen Zweck haben konnten, als erhöhte Publizität und verbesserte materielle Existenz. Die berühmtesten Stiche des 18. Jahrhunderts in England sowohl als auch in Frankreich sind fast alle irgendwelchen prominenten Gönnern dediziert, sie tragen noch heute in schöner Schrift die Widmungen und sichern so den längst Vermoderten eine begrenzte Unsterblichkeit. Der letzte große Mäzen fürstlichen Geblüts ist der Bayernkönig Ludwig I. gewesen, der als Kronprinz in den Kreis der Nazarener in Rom geraten, sich mit ihnen befreundete, der einige von ihnen dann nach München gezogen und ihnen große Aufträge gegeben. Denn das eben erkannte er klar, daß ein stabiler Geschmack nur auf Grund großer laufender Aufträge möglich ist: in dem Moment, wo dem Künstler nicht Besteller gegenüberstehen, auf die er unbedingt rechnen kann, deren Urteil für ihn maßgebend sein muß, die aber auf der anderen Seite seine materielle Existenz garantieren, ist er gezwungen, ins Blaue hinaus für den Markt zu arbeiten, also mit einer Unsumme von Kollegen in Konkurrenz zu treten, wobei es schließlich darauf ankommt, den anderen zu übertönen, um vor allem selbst gehört zu werden.

Diese Situation wird im kultivierten Europa nach dem Abklang der Romantik ganz allgemein. In dieser eminent bürgerlichen Zeit verschwinden die fürstlichen Mäzene, verschwindet die Kirche als Auftraggeberin.

So verschiebt sich für den Künstler der Blickpunkt. War ehemals vom Mittelalter bis zum Rokoko das darzustellende Objekt das wichtigste, die Technik selbstverständlich, so tritt jetzt der Darsteller als das Wesentlichste in die Erscheinung. Im Kampfe um den Markt erlangt die Persönlichkeit auf einmal eine bisher nicht besessene Importanz. Gewiß, auch die Renaissance hatte ihr einen großen Spielraum gegeben, die Individualitäten zeigen sich sehr eindrucksvoll seit dem Jahre 1400 in Italien, seit dem Jahre 1500 in den nordischen Ländern, aber die großen Kollektivauftraggeber sorgten immer dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen, daß das Gemeinsame stärker blieb als das Trennende. Jetzt fielen diese heilsamen Abhängigkeiten weg. Das Bestreben des 19. Jahrhunderts in seiner allgemeinen kulturellen Richtung kam hinzu, dem Individuum immer größere

Anrechte zu gewähren. Die Ausbildung der Nationalstaaten mit hohen Zollmauern vernichtete die Zusammengehörigkeit der ehemaligen Stände, die weit über die Grenzen hinaus verbunden waren, das Zeitalter der Eisenbahnen, das Zeitalter des Verkehrs sah seltsamerweise gleichzeitig das Sterben der großen internationalen Kulturgemeinschaft, die noch das 18. Jahrhundert in so imponierender Weise gekannt hatte. Wie jedes Volk, jede Stadt, jeder Künstlerkreis sich einen speziellen Kunststil schufen, so bald auch jeder Meister; und kaum hatte der Schüler sein Atelier verlassen, so hatte er nichts Eiligeres zu tun, als den letzten Rest der Abhängigkeit los zu werden und sich zu einer eigenwüchsigen Persönlichkeit zu entwickeln. So kam es, daß die Kunst auf der einen Seite immer lauter die Forderung erhob, auf weit sichbarer Stelle im Staate zu thronen, daß die Künstler immer energischer das autonome Recht ihrer individuellen Persönlichkeit sich attestieren ließen, auf der anderen Seite jedoch der Kunstbetrieb selbst in das Geschrei der Gasse herabgezogen wurde, Bilder und Skulpturen zu Marktobjekten herabsanken, die man anpreisen mußte wie irgend welche Dinge des täglichen Luxus, die also der Reklame, der Zeitungen bedurften, und an denen eine größere Anzahl von Leuten, die im Grunde nichts damit zu tun hatten, materiell interessiert wurden. Eine immer wachsende Bedeutung beginnt jetzt neben der Presse der Kunsthändler zu erlangen. Er tritt bis zu einem gewissen Grade an die Stelle des Mäzens. Immer auf der Suche nach hoffnungsvollen Talenten, sichert er sich frühzeitig junge, starke Begabungen, investiert in ihnen sein Kapital, um eines Tages bedeutenden Nutzen daraus zu ziehen. Die Konsequenz ist, daß immer stärker eine Unterstreichung der Individualität gefordert, daß schnelles Produzieren unumgänglich wird, und daß neben anderen jener große Konflikt nun auftreten muß, der zwischen der Notwendigkeit der eigenen Persönlichkeit, ihrer Auswirkung im Kunstobjekte und dem Geschmack des zahlenden Publikums. Der von seiner Zeit weder ideell noch finanziell gestützte Künstler, der fast ohne Rückhalt in seiner Kultur steht, sich immer mehr auf sich und auf einen kleinen Kreis ähnlich Gerichteter zurückzieht und aus einer geistigen Atmosphäre heraus produziert, die begrenzt ist mit den vier Wänden seines Ateliers, fühlt sich von dem breiten Publikum mißverstanden, mit dem er keine Fühlung mehr besitzt, das er aber anderseits zu seiner Existenz be-

nötigt. Das Publikum hinwiederum sieht in den Produktionen des Künstlers den Ausfluß unerträglicher geistiger Anmaßung, beleidigender Überheblichkeit, da von ihm, dem Konsumenten verlangt wird, sein Geld dafür auszugeben.

Aber noch ein Moment tritt im Laufe des 19. Jahrhunderts in immer steigendem Maße störend zwischen Künstler und Abnehmer, und das ist die unsichere materielle Bewertung des Kunstwerkes. Das ganze Mittelalter hindurch wird der Preis für Kunstwerke durch ein Herkommen geregelt. Was die Meister für ihre Arbeit verlangen, muß von den Zünften für gut befunden werden; zwischen Verfertiger und Käufer gibt es kein Mißverständnis. Das hat sich im großen und ganzen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts so gehalten. Der Maler verdiente nicht viel am einzelnen Stück, aber da er, und dies ist nicht unwichtig, zumeist nicht allein Kunstmaler war, sondern mit seinem großen Atelier auch jede Art der Stuben- und Dekorationsmalerei ausführte, da seine Gesellen nach seinen Entwürfen für ein breites Publikum produzierten, so brachte am Ende der Umsatz den Lebensunterhalt. Seit dem im 19. Jahrhundert der Kunstmaler eine deutliche Scheidewand zwischen sich und dem handwerklichen Dekorationsmaler aufrichtete, fiel eine sehr beträchtliche Erwerbsmöglichkeit für ihn fort. Der Gedanke des Persönlichen, Individuellen verhinderte ihn auch daran, an seinen Werken Schüler oder Gesellen mitarbeiten zu lassen; der Begriff der Eigenhändigkeit wurde immer einflußreicher, eine Fiktion, die so weit ging, daß seit der Mitte des 19. Jahrhunderts sogar die Radierungen und Holzschnitte handschriftlich signiert werden mußten. Die Konsequenz davon war das unverhältnismäßige und willkürliche Steigen der Bilderpreise. Da ja nur wenig verkauft werden konnte, von diesem Wenigen aber gelebt werden mußte, so schien es notwendig, sich dieses Wenige so hoch wie möglich bezahlen zu lassen. Überlegt man, daß diese Neuerungen gerade in eine Epoche fielen, die einen gesicherten Markt überhaupt nicht mehr besaß, wo die Bilder auf Stapel gemalt werden mußten, in großen Ausstellungen aufgehängt wurden, um Käufer zu finden, so ermißt man die Folgen, die sich in unseren Tagen in einer ganz furchtbaren Weise auswirken. Diese bestehen in einem völligen Wirrwarr der Preise. Die Käufer haben sich daran gewöhnt, die ihnen auf den Kunstausstellungen mitgeteilten Verkaufs-

summen nicht mehr als verbindlich hinzunehmen. Jeder glaubt, um ein Beträchtliches herunterfeilschen zu können, wenn er mit dem Künstler unter vier Augen verhandelt. Dasselbe besteht da, wo die Kunstobjekte durch Kunsthändler vertrieben werden. Zwischen den Graphikpreisen, die durch die Verlage oder auf öffentlichen Ausstellungen gefordert werden, und die auf der offenen Auktion zu erzielen sind, klafft eine, wenn möglich, noch größere Spanne. So greift ein verderbliches Mißtrauen um sich, dessen Opfer letzten Endes die Künstler selbst sind. Das Publikum hat den Eindruck, als ob die geforderten Summen eigentlich nur als Kulisse, Prestigegründe halber, aufgerichtet werden, aber daß man hinter herum weit billiger kaufen kann. Eine große Erbitterung herrscht in Künstlerkreisen gegen die Auktionen; denn was dort erzielt wird, liegt in vielen Fällen tief unter dem, was seinerzeit vom Erzeuger verlangt worden ist. Die Meinung wird leidenschaftlich verbreitet, diese Auktionen ruinierten den Markt, indem sie das Preisniveau drückten. Demgegenüber muß leider darauf hingewiesen werden, daß in dem Moment, in dem der Künstler sich mit seiner Ware in dem Maße in die Niederungen des Tages begibt, wie wir oben ausgeführt haben, er auch genau so den Marktgesetzen unterliegt, wie irgendwelche anderen Dinge des Konsums. Und da bleibt das Verhältnis von Angebot und Nachfrage letzten Endes der klarste Faktor für die Preisfestsetzung. Mit den transzentalen Ewigkeitswerten hat das gar nichts zu tun. Diese werden auf eine ganz andere Weise ermittelt, ganz unabhängig von der Mitwirkung des Künstlers, vielfach lange nach seinem Tode. Wie ist dem nun zu steuern? Für einen besseren Absatz hat sich beispielsweise die Deutsche Kunstgemeinschaft eingesetzt, die gute Kunstwerke auf dem Wege der Abzahlung unter das Publikum bringt. In derselben Richtung wirken auch die offiziellen Ausstellungen, die von seiten der Regierungen mit den Mitteln der Kulturfonds im Auslande gemacht werden. Sie dienen in erster Linie dazu, jenseits der Grenzen die Augen für die Qualität des zeitgenössischen nationalen Kunstschaffens zu öffnen, dort eine Absatzbasis zu schaffen und quasi auf diesem Umwege auch auf den eigenen Inlandsmarkt belebend einzuwirken. Was solchen Bestrebungen bei uns zumeist entgegensteht, sind die sehr hohen Preise. Besonders in den romanischen Ländern, so da sind Frankreich, Italien, Spanien, aber auch in der Schweiz, in Polen übertreffen sie jene der

einheimischen Künstler um ein ganz Bedeutendes und erschweren den Verkauf in weit höherem Maße als dies bei uns bisher in das öffentliche Bewußtsein eingegangen ist. Wie die Dinge heute liegen, wird man sich wohl oder übel dazu entschließen müssen, auf der ganzen Linie mit den Preisen radikal herunterzugehen, und zwar nicht nur hinter den Kulissen, sondern im vollen Lichte des Tages. Die Preisnormen, die unlängst der sehr verdienstvolle Reichsverband bildender Künstler Deutschlands in einem Merkhefte herausgegeben hat, sind als Begrenzungen nach unten gedacht. Aber sie halten sich trotzdem auf einer recht bedeutenden Höhe. Die Schwierigkeit der Situation resultiert hier aus der Abwesenheit eines greifbaren Gegenkontrahenten. Wenn sich beispielsweise auf dem Gebiete des Schrifttums Normalsätze herausgebildet haben, die selbst für sehr Prominente verbindlich sind, so kommt es daher, weil die Publizität des geschriebenen Wortes einzig und allein auf Grund der Zusammenarbeit von Schriftsteller und Verleger, Buchverleger oder Zeitungsverleger, möglich ist. Durch Verhandlungen der Fachorganisationen dieser beiden Berufe sind bestimmte Honorarsätze niedergelegt worden, die im allgemeinen anerkannt sind. Der bildende Künstler, auch der fachlich organisierte, braucht demgegenüber für seinen Absatz grundsätzlich nicht einen anderen Stand, der dem Verleger beim Schriftsteller vergleichbar wäre, denn er kann beispielsweise den Kunsthändler vollständig umgehen, wenn er ausschließlich in seinem Atelier oder in Ausstellungen von Künstlerverbänden und dergleichen seine Ware anbietet. Ob dies zweckmäßig ist, wird hier nicht erörtert. Um aber im Sinne des Kartells seine Preise nach unten begrenzen zu können, dazu wäre auch eine Begrenzung der Produzentenzahl Voraussetzung, wie dies die alten Zünfte ja getan haben und wie es das Wesen des modernen Produzentenkartells ausmacht. Da jedoch ein numerus clausus der Künstler nicht eingeführt werden kann, d. h. eine Sperre bei der Zulassung zum Künstlerberuf unmöglich ist, weiter das Prädikat des Künstlertums nicht in der Art des Meistertitels der alten Zünfte errungen wird, so ist eine Preisfestsetzung nach unten ein frommer Wunsch, denn der wirtschaftlich schwächere oder der qualitativ Unzureichende wird bei dem riesigen Angebot sich nicht daran halten können.

Diese Ausführungen hatten den Zweck, die ökonomische Situation des

heutigen Künstlers historisch darzulegen. Daß sie sehr ernst ist, das kann nicht verschwiegen werden. Mehr als bisher ist es notwendig, daß man sich in den Kreisen der Regierung und der Volksvertretung mit diesen Fragen beschäftige. Erhöhter Absatz durch systematische Ausstellungen im Auslande, dabei jedoch wesentlich niedrigere Verkaufspreise wird die Losung sein.

* * *

# DIE SECHS SONETTE

## VON ROBERT PRECHTL

Mia gewidmet

### ALLES LEID BRINGT GEWINN

Du, allen Segens Mutter, heiliges Leid —
vergiß mich nicht, wenn ich zu schwach gemutet!
Mach, daß mein altes Herz von neuem blutet,
und meine Seele mache wieder weit.

Du kommst. Du stehst vor mir in deinem Sternenkleid.
Schon fühl ich mich von deinem Strom durchflutet,
von deinen Bränden bin ich rings umglutet!
Und aus den Pforten der Unendlichkeit

rauscht es herab wie warmer Sommerregen
auf eine ausgedörrte durstige Flur,
die ihren Schoß auftut dem Himmelssegen.

Es kommt, es schwillt aus neuer Furche Spur
dem strengen Blick der Schenkenden entgegen —
und dunkles Moll löst sich in strahlend Dur ....

*

## WERK-KIND

Du Schatten meines Selbst! Du Lichtgebilde!
Was siehst du mich mit dunklen Augen an?
Schuf ich dich nicht durch einen Zauberbann,
und hob dich aufwärts in des Lichts Gefilde?

Und doch: du bist, du lebst, du zärtlich Wilde!
Wie eine Mutter ihren Traum, so kann
ich dich, Kind meiner Seele, vor mir sehn! Es spann
sich Leben aus der Sehnsucht, Traum zum Bilde.

Ein Andrer zeugte dich, ein Gott in mir.
Er warf mich nieder, bis ich ihm zu Willen.
Du lagst in mir. Du sogst mein Blut. Die Gier

nach eignem Leben wußtest du zu stillen.
Ich selbst bin nur ein Schatten meines Selbst! In dir
seh ich mein Wesen reiner sich erfüllen!

*

## DER BUNTE RING

Ist das Musik? Rings tönt um mich die Luft,
unirdischer Harfen rauschend leises Klingen,
  wie einer Geige sehnsuchtsüßes Singen,
wie eine Stimme, die von fernher ruft.

Es schwebt um mich auf weichen Silberschwingen
von fremden Welten ahnungsvoller Duft —
in immer lichtere Höhn emporgestuft
  kreist es um mich in farbenbunten Ringen.

Und wie ein Stern vom schwarzen Nachtgezelt
sich lautlos löst und selig niedergleitet,
bis er verlöschend in den Abgrund fällt:

so löst sich von der Seele ein Gedicht,
das langsam suchend seine Flügel spreitet —
bis es befreit durch Nebelwolken bricht.

*

## DER NACHTMAHR

Die Nacht ist totenstill. Nur auf dem Tische leise
murmelt die Uhr ihr unermüdlich Lied.
Und durch das enge Zimmer rauschend zieht
die Ewigkeit die zauberdunklen Kreise.

Jetzt plötzlich fühle ich des Erdballs Reise,
der rasend hin durch die Äonen flieht —
und alle Sterne, rings im Raum versprüht,
singen um ihn die feierliche Weise . . .

Da klappt der Huf von einem müden Pferde
die Straße her, und der Laterne Schein
wirft fahl ein Bild des Fensters in mein Zimmer.

O sei gegrüßt, armseliges Geflimmer!
Aus Weltenweiten heim zur Mutter Erde
fand ich zurück — ich bin nicht mehr allein . . .

*

## ZUEIGNUNG

Die meiner Seele dieses Buch entmüht,
du dunkle Göttin, hast es mir gespendet,
als ich am Boden lag, zermürbt, geschändet . . .
von deinem Atem ist es ganz durchglüht.

Du, Harke Gottes, fuhrst mir durchs Gemüt,
und wie der Pflug der Scholle Tiefen wendet
daß sie ihr Innerstes zur Sonne sendet
und jeder Keim dem Licht entgegenblüht:

so hast du meine Seele umgepflügt!
Ich war im Glück. War zukunftstraumumregnet,
war von der Zauberin Hoffnung sanft gewiegt.

Da bist du, dunkle Göttin, mir begegnet,
hast deine Hand in meine fest gefügt,
hast meine Stirn geküßt . . . und mich gesegnet.

*

## TRÄUME

Träume kommen wie Vögel übers Meer,
tragen Duft der Fernen im Gefieder,
singen klagend fremdvertraute Lieder,
ihre Stimme ist von Tränen schwer.

Kommen, singen, und entschwinden wieder.
Träume, sagt, von wannen kommt ihr her?
Ist ein Land noch hinter diesem Meer?
Sagt, aus welchen Fernen stiegt ihr nieder?

Unsrer Heimat rätselvolle Pforte
liegt in dir. Vom Schlaf ist sie bewacht.
An der Hand der ungeformten Worte
steigen wir empor in bunter Pracht.

Hörst du nicht das leise süße Singen?
Wie das Schwirren weißer Taubenschwingen?
Deine Seele singt in dunkler Nacht . . .

* * *

# DER DICHTER UND SEINE ZEIT
# DIE GESTALT STEFAN GEORGES

VON RUDOLF BORCHARDT

DAS hätte die Deutsche Poesie niemandem, der es ihr vor 30 Jahren geweissagt hätte, glauben müssen, daß sie den senatorischen Tag ihres größten Namens dermaleinst in einer solchen Lage, einer Einsamkeit und Verlassenheit wie der heutigen, werde zu begehen haben, ohne Volk und ohne Fürsten, ohne Publikum und Mittler und Richter, — ohne einen Preis und eine Ehre, zu deren Annahme sie sich nicht tief herablassen müßte, — so arm im Schatten der Ecclesia pressa. Wenn sie damals einen verwegenen Traum träumte, die Hoffnung weit vor sich aus entwarf, so hätte nicht nur ihre eigene plötzliche Herstellung sie dazu ermächtigt, sondern allerdings etwas, was dem nationalen Ganzen endlich geraten zu sein schien: es waren ihr zwar, seit fast 100 Jahren zum ersten Male wieder, die großen und entschlossenen Gestalten geschenkt, die noch zum geringsten Thun aus dem Innersten eines zusammenhängenden und weitreichenden Vorhabens heraus geschritten kamen, und sie wurden dazu von der blinden Hingabe einer einstimmigen Generation hochgehoben und vorwärts getragen; aber ihre Erscheinung war weder unvorbereitet noch zufällig und einzig; einer solchen Stufe des Gesanges, der Gestalt und des Werkgewissens hatte die ästhetische und moralische Situation des Volksganzen zu entsprechen, eben damals, kurz vor dem Untergange, wirklich begonnen.

Kaum je hatte Deutschland hoffnungsvoller ausgesehen als in dem tragisch peripetierenden Jahrzehnte zwischen 1895 und 1905; nie vielleicht vorher die alten Grimassen — diese aufgeregte Platitude, dieser seichte Bellettrismus der Dilettanten, die sich aufspielende Unterhaltungsliteratur, die Rezensentenwirtschaft von Tintenfingern und verdorbenen Studenten, dies ungestrafte Treiben von Commis der Prosa und Lakaien des Verses — nie vor- und nachher fanden die alten Prügelpuppen Lessings und der Xenien so harten Boden für ihre papierene Saat. Der allgemeine Wohlstand, der schon im nächsten Jahrzehnte dem Unwesen des Neuen zuhalten sollte, beförderte damals, für die kurze Spanne der den Horizont überschneidenden geschichtlichen Bogenminute, das langsam fast zur Blüte

gekommene alte Wesen. Unabhängig von den bereits entartenden Höfen, an denen früher allein es bestanden hatte, war auch bei uns endlich ein Publikum für die Poesie großartigen Charakters und unbedingten Anspruches im Werden, und eine immer gemeingiltiger werdende Einigkeit in Urteilen und Vorurteilen begann uns die Bildung einer Gesellschaft zu verheißen.

Das Gefühl eines für die Poesie so gut wie verlorenen Dreivierteljahrhunderts hatte sich wie eine unausgesprochene Parole allenthalben verbreitet. Die Verdünnungen, in denen der Classizismus verbreitet war, hatten sein Aussterben fast unbemerkt gemacht, die halb commerzielle, halb von parteipolitischer Fronde getragene Stimmungsmache, die dem Naturalismus des Buches und der Bühne Geltung gekauft hatte, sah sich schlagartig entkräftet, durchschaut und fast auf ihre professionellen Claqueurs beschränkt. Es fuhr eine Luft durch das Land, ein unsichtbarer Geist räumte die Gasse und drängte Links und Rechts vom offenen Raume ab. Von einem zum anderen Tage hatten die Kräfte gewechselt, sahen die Werte der Nachmacherei, der Buch- und Theatererfolgs-Fabriken sich verlassen, schieden aus den Massen, die noch eben der «Versunkenen Glocke» applaudiert oder «Kling, Klang, Gloribusch» und «Dagloni gleia glühlala» gefaselt hatten, die neuen Gemeinschaften sich ab, und ordneten sich als gesetzgebende Minderheiten den wertlos gewordenen Plebisziten der Riesenauflagen und Serienspielerei über.

Hinter diesem Kräftetausch stand der geschichtliche Generationenwechsel und hinter diesem der Übergang der geistigen Zeitenlast auf nicht gradverschiedene, sondern artverschiedene durchaus neue Träger. Die Träger der Literatur seit 1880 waren als Autoren und Leser fast durchweg selbst improvisierte Glückssoldaten und müßige Zuläufer eines hohlen Federgewerbes gewesen, das immer noch aus dem bankrotten europäischen Positivismus und den politischen Schlagworten der Julirevolution lebte, sich aus der naturwissenschaftlichen Aufklärungsliteratur der Zeit und den englischen Rationalisten eine spießbürgerliche Halbbildung zusammengestoppelt hatte, und nicht sowohl durch seinen Tendenzcharakter als durch seinen völligen Mangel an Gehalt und Urteil außerhalb der Nation stand, den Massen Sensationen gewährte, die Unzufriedenen, Schadenfrohen und

Impotenten anzog, die aufwachsende Jugend anwiderte. Diese Literatur zerstob vor dem Drucke der deutschen Universitäten und des Geistes, der aus ihnen heraus, zum ersten Male seit 1820, den Geist der Nation und der Gegenwart wieder an sich zu orientieren begann.

Akademischen Ursprunges, äußerlich gesehen, war zwar auch die weit verbreitete Agentur und Kommission des Naturalismus gewesen; die literarhistorischen Seminare spät Scherer'scher Prägung hatten jahraus jahrein in dem Journalismus, die Regieen, die Verlags-Bureaus gleichmäßig graduiertes Anwärtermaterial abgeliefert, wie Vertrieb und Kasse es brauchten, um die jährliche Produktion beim Publikum zu legitimieren. Aber diese einander durchweg gewachsenen Durchschnittsfiguren ohne tieferen Grund in der Forschung und ohne wissenschaftliche Leistungen konnten nicht für den Geist der deutschen Universitäten in Anspruch genommen werden. Dieser war es, der hervortrat, als gegen Mitte und Ende der 90er Jahre drei Berliner Professoren kurz hintereinander an augenfälligsten Stellen die lyrische Poesie eines nicht 30jährigen Rheinländers proklamierten, die nicht im Handel war und hinter der nicht, wie hinter den Freien Bühnen, der wertende Unternehmer stand. Es waren drei Figuren sehr ungleicher Art und ungleichen Ranges, der Philosoph Georg Simmel und der Literarhistoriker Richard M. Meyer, der Historiker Kurt Breysig, ein problematischer Dialektiker, ein Plethoriker der Lesewut und des Schreibedrangs, ein tiefsinniger Geschichtsträumer. Aber was sie repräsentierten war wichtiger, als was sie waren. Was sie vorwärts schob und so wunderlich Zeugnis abzulegen drängte, war die in den Universitäten so lang verschollene Macht der deutschen Poesie, der Geist ihrer Lehrer von einst und ihrer neuen Schüler.

Die Fügung, die George unter uns hat geboren werden lassen, ist eine napoleonische Relikte. Der Urgroßvater Charles-Etienne (nach anderen Charles-Armand) George, ein lothringer Franzose, ist als Steuerbeamter mit Weib und Kindern, darunter der Großvater des Dichters, im Trosse der Invasionsheere der Französischen Revolution, nach Rheinhessen gekommen und nach verlaufener Flut an erkauften Büdesheimer Weinbergen haften geblieben. Die Familie behielt lange ihren französischen Charakter, länger noch die französische Reminiszenz. Der Vater, Binger Winzer und

Bürger, bestimmt von seinen beiden Söhnen den älteren, ungewöhnlich verschlossenen, unzugänglichen — so schildern ihn die Genossen von damals — zu einer seinen Fähigkeiten angemessenen Laufbahn, thut den andern zu einem Wirt und Weinhändler. Der Knabe schreibt Verse, die der Mann bereits sehr bald veröffentlicht hat, in einer Auswahl, die nur den Sinn gehabt haben kann zu zeigen, daß kein Einfluß, keine Lektüre, kein deutscher Lieblingsdichter auf seine Spiele gewirkt hat; dieser Nachweis ist ihm gelungen. Das Kind, das diese nüchternen und tonlosen Zeilen gereimt hat, scheint in einem Vacuum ohne jedes Erbe zu leben und seine Sprache fast zu schreiben, um sich erst in ihr zu üben wie in einer fremden. Einzelnes klingt wie die französischen Verse, die russische Kinder machen, und «Romanzen» aus französischen Lesebüchern können noch am ehesten als Formwelt hinter mancher der leeren und dünnen aber ganz phantasielosen, verständigen und correkten kleinen Apologe gestanden haben.

Kein Zweifel, daß der Aufwachsende, der sich unter dem Walten eines Genius fühlt, mit einer nach allen Seiten problematischen Lage kämpft und sich in Sprache und Raum fremd fühlt. Er erfindet sich aus spanischen, rumänischen und ähnlichen Brocken ein rein ohrenfälliges Phantasieromanisch, übt sich in Phantasieschriften, die seiner später angenommenen Uncialhandschrift voraufgehen, herrscht in Phantasiereichen, die alle das Gemeinsame haben, daß er in ihnen König ist und man für ihn zu sterben hat.

Zwanzigjährig ist er mit einer Empfehlung seines Darmstädter Gymnasiallehrers für Französisch in Paris. Ein Aufenthalt in London war ohne Frucht geblieben. Frankreich löst mit einem Schlage sein Problem in ein höheres Problem auf, indem es sein widerspruchsvolles und gebrochenes Volkstum aus den Originalwerten der französischen Kultur ergänzt. Er findet keinen großen Mann mehr vor: die Romantik und der Parnass sind vorüber, der unglückliche Verlaine stolpert und lallt durch den Boul' Mich', der bezaubernde Mallarmé, der typische Lykophron einer Zeit, die nichts mehr zu sagen hat und dem das Wort schon zu allem gegeben ist außer zur Poesie, empfängt auch ihn an den berühmten Mardis der Rue de Rome, an denen er als «Maître» mit der Jugend plaudert; diese besteht schon zum Teil wie im Spätrom aus Metöken. Stuart Merril und Vielé-Griffin, der Grieche Moreas, Vlamen, Polen, die französisch dich-

ten und den «Symbolismus» tragen, Wallonen, Grenzfranzosen, Halbfranzosen wie er. Er ist kein häufiger und kein bemerkbarer Gast der berühmten Runde, aber einer der aufmerksamsten. Valéry erinnert sich noch des jungen Deutschen «mit dem mephistophelischen Profil».

George hätte ein französischdichtender Metöke wie die anderen werden können und hat lange um den Scheideweg her geirrt und gezaudert. Die später unter dem Titel «Sagen und Sänge» veröffentlichten Gedichte waren zum Teile ursprünglich französisch gedichtet und sind ins Deutsche rückübersetzt. Durch die doppelte Übermalung und das unerträgliche französische Konventionsmittelalter schimmert der Eigensinn kaum mehr mit originalen Zügen hindurch. Die Cénacliers, die ihn Baudelaire übersetzen und gleichzeitig französisch skandieren und reimen sehen, wissen nicht ob sie ihn dazu beglückwünschen sollen, einer der ihren geworden zu sein oder ihn nach Deutschland senden um dort die Filiale des Symbolismus zu begründen und zu leiten. Wohl niemand von ihnen hat etwas von dem ungeheuren Ehrgeize und dem massiven Verstande geahnt, der in dem knochigen Rheinkelten mit der fliehenden Fanatikerstirne und den breiten Hochbeinen, dem gepeinigten Munde über dem vorgebauten Kinne des Willensmenschen langsam und athletisch seine Struktur als Vorbild der Struktur seiner künftigen Werkwelt aufrichtete. George ließ sich gerne vervollkommnen, belehren und beglücken, aber weder blenden noch kaufen. Es reizte ihn nicht, eine Blume im Strauß der schönen Nachblüte eines verschollenen Sommers zu werden und die Mittel qualvoll zu erwerben,, deren müheloser Besitz in Paris bereits eine ganze Generation im höchsten Sinne zu lähmen begann. Er durchschaute mehr und mehr daß die Stildiskussion, die um ihn her mit höchstem Tone geführt wurde, die Poesie nichts mehr anging, sondern ein typisches Stadium der Entwicklung von Rhetorenschulen war, und daß die Sprache Baudelaires etwa eben so gut noch freien Rhythmus gebären konnte wie ein Kirschholzzschrank einen blühenden Kirschzweig. Was ihn erschütterte und mit mächtigem Glück bestätigte, war die auch in Geistern von mäßiger Geräumigkeit fortwaltende unbedingte Hoheit und Würde der Poesie als einer Königin und einer Göttin, die Gesetze gibt, nicht vom Leben empfängt, der anzugehören den Adel verleiht, der verpflichtet.

Daneben lernte er, scharf um sich spähend und Menschen wägend, ohne sich zu wagen, die Weltgrammatik des «Kophtischen Liedes» und «nützte seine jungen Tage». Er hatte bald Gelegenheit, das Gelernte anzuwenden. Paris hat er mit dem Entschlusse, ein deutscher Dichter zu bleiben und zu werden, und, bei so zarten Jahren, als eine in undurchdringlicher Hülle verschlossene fertige Schöpfernatur verlassen. Dieser im Drange jugendlicher Kämpfe gereifte Entschluß hat für Deutschland Folgen gehabt, die erst zu ermessen sein werden, wenn die Mache und der Wirrwarr der heutigen Gernegroße den Schicksalsweg dürrer Blätter gegangen sein wird.

Einstweilen trägt seine Hülle den Zuschnitt des französischen Modesymbolismus bis in die Koketterien des Kostüms hinein. Er denkt nicht daran, wie ein schlichter deutscher Knabe mit dem selbstverlegten oder selbstbezahlten lyrischen Erstlingsband 60 Millionen Deutsche der Lektüre von Heinz Tovotes «Im Liebesrausch» oder der «Familie Selicke» von Holz und Schlaf abwendig zu machen oder aus den Theatern zu locken, in denen «Sodoms Ende» und «Die Weber» gespielt werden. Er hat nicht nur in Paris gelernt wie man Parteien und lose Gruppen bindet, um an der Spitze einer Mannschaft Kriege zu erklären, sondern er trägt im spitzen lichten Auge die klare Vision dessen, was auf dem Spiele steht und der unabdingbaren Höhe des Einzelnen.

Während er in Deutschland mit höchster Umsicht und Vorsicht die Menschensuche und Kräftesonderung beginnt, Briefe über Briefe schreibt um Ort für Ort genau zu ermitteln, wo Einflüsse bestehen und in welcher Richtung sie wirken — charakteristische Stücke derart sind letzthin hoch bezahlt worden —, setzt er die zäheste Arbeitskraft an die Verbreiterung, — da er ein deutscher Dichter ist — seiner germanistischen Basis. Die andern beklatschten deutsche Ibsenkopien von Art des «Friedensfestes» oder der «Einsamen Menschen». Er, in einer Münchner Familienpension verborgen, lernt mit Text und Grammatik norwegisch um den Dichter zu lesen, wie er holländisch gelernt hat, weil die der seinen so verwandte Proportion der holländischen Poesie zu Frankreich ihm Aufschlüsse verspricht und weil die Bildung der holländischen Dichtersprache im 17ten Jahrhundert, der jüngsten germanischen die es gibt, ihm den eigenen Weg mit Lichtern bewirft.

Dann ist er in Wien, wo Leopold Andrian ihn mit seinem Freunde Hofmannsthal bekannt macht, einem genialen Knaben, der die Schule noch nicht verlassen hat, von dem aber die ganze Stadt spricht. Mit dem Einblicke in die Mappen des Wunderkindes, in denen, außer dem gedruckten Dramolet «Gestern» Fragmente zum «Tod des Tizian» und zauberleichte Versgeschmeide liegen, endet für George die Vorbereitung und beginnt die Handlung. Was er bisher an Menschlichem in Deutschland gesammelt hatte, trug keine Gesamtveröffentlichung und hätte ihn fast mehr isoliert als gestützt. Er hatte neben der Poesie die er hervorzurufen beschlossen hatte, auch des Ansatzes zu ihr bedurft, der ihm organisch entgegenkam, des Beweises für ein Weiterleben und Nachsprossen des alten Flors.

Nun ging er nach Berlin und ließ das erste der berühmten grauen Hefte drucken auf denen„ wörtlich übersetzt aus den Pariser «E c r i t s p o u r l'a r t» «Blätter für die Kunst» zu lesen stand, für deren Herausgabe er, abseits bleibend wie Mallarmé, einen Figuranten zeichnen ließ und die den berühmten Vermerk trugen: Diese Zeitschrift im Verlage des Herausgebers hat einen geschlossenen den Mitgliedern geladenen Leserkreis». Die für Deutschland neue Thatsache, daß man einen Gegenstand in zweierlei Weise verkaufen kann — erstens indem man bekanntmacht, er sei überall für eine bestimmte Summe zu erstehen, zweitens indem man bekanntmacht, er sei überhaupt nicht zu haben — eine simple Thatsache die auf dem Theorem von der halboffenen Thür beruht, wirkte mit publikatorischer Kraft. Die Hefte waren kahle Notdrucke — wie in Frankreich, in der stolzen Tracht armer Jugend, der Sparsamkeit eine Ehre ist, und kosteten für den, der sie suchte — und ohne weiteres erhielt — wenige Pfennige.

Das war neben dem heidnischen Prunke und Magnatenformate des «Pan», der sein Goldstück kostete, so klug wie vornehm gehandelt. Alle Interpunktion fehlte wie bei Mallarmé; die großen Anfangsbuchstaben waren verbannt, wie Jacob Grimm es der deutschen Sprache — sie hierin wie die romanische behandelnd — vorgeschrieben hatte. Die wenigen Blätter teilten fast nur Gedichte mit, daneben wie in Frankreich, kurze Leitsätze, in bestimmtem, aber nicht herausforderndem oder streitendem Tone. Für den selbst wolgeneigten und bemühten mittleren Teilnehmenden

waren die Hefte durchaus unlesbar. Das Auge mußte sich langsam an Schrift und Druckgestalt gewöhnen, das Ohr zu Hilfe nehmend, darauf verzichten, den Satz auf einmal zu überblicken und vielmehr Wort nach Wort seiner Sprödigkeit entfremden. Man konnte nicht einmal sagen, daß die Mühe sich rasch oder überhaupt gelohnt fand. Die Gedichte waren an sich nicht mitteilsam, und ihre gesamten Stilvoraussetzungen lagen jenseits der deutschen Sprachgrenze wie der deutschen Geschichte in französischer Entwickelung gebunden.

Man hatte genannte «decadente»-Dichter in Deutschland genug, die hinter den Franzosen hergewesen waren: Hartleben hatte einen Versifikator fünften Ranges wie Albert Giraud mit peinlicher Mühe übersetzt, aber wenn er oder wenn Otto Dörmann anhub: «Ich liebe die hektischen kranken Narcissen mit blutrotem Mund. — Ich liebe die Qualengedanken — Die Herzen verstochen und wund» — so klang das aus demselben Register wie ein Bierbaum'scher oder Dehmel'scher Einsatz. Dagegen wenn George begann: «Die Hügel vor die breite Brüstung schütten — Den glatten Guß von himmelgrünem Glase, — Die wirren Wipfel und des Glückes Hütten: — Der Göttin Schatten rastet auf der Vase», so fühlte sich der fleißige Leser ratlos, der cholerische gefoppt. Nur im Französischen, in der Sprache in der sie conzipiert waren, klangen die Verse für den, der sie in Gedanken rückübersetzte, wenn nicht natürlich, so doch künstlerisch, weil nur in ihr sich Form und Inhalt deckte, während das Deutsche mit scheinbar deutschen Worten ein äußerlich festgepacktes und scharfgefaßtes, aber ganz mechanisches Mosaik aus Vokabeln geschaffen hatte, in der Art von Klopstocks späteren Oden oder gewissen Übersetzungen aus orientalischen Sprachen.

Die übrigen Mitarbeiter außer Hofmannsthal waren Truppe und Troß neben den Cadres, typische Neoteriker, feine Köpfe und keiner gänzlich ohne Ausdrucksbedürfnis und autonome Welt des Gemütes. Die späteren Genossen, der kraftvolle und grüblerische Klages, der barocke Virtuose Dauthendey, leichte und liebenswürdige Talente wie Oscar Schmitz und Ernst Hardt, problematische Genies wie Vollmoeller und Wenghöfer waren noch kaum in das Kraftfeld der Anziehung getreten. Hätte ein Verleger solche Anfänge der größten deutschen poetischen Bewegung seit der Ro-

mantik zu disponieren oder zu debitieren gehabt, oder der Buchhandel sie zu vertreten und zu verbreiten, so wären die dünnen Broschüren und Bändchen mit denen auch im besten Falle kein wirkliches Geschäft zu machen war, in den Lägern erstickt. George hatte seinen Feldzug nicht Jahre lang mit solcher Geduld, Reserve und Klugheit von Paris bis Wien, von Holland bis München vorbereitet, um ihn an der Centrale, zu der er ihn schließlich mit unbeirrbarer unsentimentaler Sachlichkeit vorgetragen hatte, in der Dummheit und Roheit des Büchermarktes erstarren zu lassen. Er schritt mit einem einzigen Satze über den ganzen Mechanismus der technischen Literatur-Routine hinweg auf die realen Faktoren zu, die er zu gewinnen entschlossen war, fürs erste aber kennen zu lernen hatte, und bewies, was in jedem Jahrhunderte von neuem bewiesen wird, daß die eisernen Gefüge der Weltmechanik, gegen die auch der größte Einzelne nichts vermag, in Wahrheit ein schwammiger Quark sind, der in Nichts zerfällt, sobald der Mensch auftritt der ihn verachtet und ihn nicht braucht. George wollte weder Geld verdienen, noch ein angesehener Autor neben anderen Autoren werden, noch Mitarbeiter der verschiedenen «Rundschauen» und exclusiven Zeitungen. Er wollte den von der Natur in ihn gelegten Drang einer so großen Welt, als er erreichen könnte, einverleiben und einvergeistigen und diesem Drange oder Gotte oder Dämon, den er im Laufe der Jahre mit wechselnden Namen angerufen hat, eine so hohe irdische Macht als möglich, ein festes Reich und daher ein siegendes, eroberndes, herrschendes, hegemonisches schaffen.

Menschen, die von dem mächtigen Gefühle, zu so etwas geboren zu sein, völlig ausgefüllt werden, entwickeln sich fast immer von Gliedern des Causalgesetzes zu irrationellen Mächten der Geschichte, sind im höheren Sinne so wenig kritisierbar wie Gewitter und mit den Mitteln und Stoffen, durch die sie und in denen sie sich ausdrücken nur lose verbunden. Luthers dogmatische Heilslehre, Napoléons neben höchsten Leistungen ungeheure strategische und politische Fehler, Hegels Triadenwahn, Richard Wagners aberwitzige Überspannungen der Mittel seiner Kunst — um Geister sehr verschiedenen Ranges bei sehr verwandtem Urantriebe der Schußbahn und der Brisanz zu nennen — ihrer aller offen zu Tage liegende Kunstfehler haben das eigentliche der Mission darum nicht berührt, weil diese Mission

universaler Natur war und sich der Theologie, Politik, Strategie, Philosophie, Musik und schließlich Poesie nur darum bedienen mußte, weil jedes Jahrhundert oder Halbjahrhundert seinen Kampf um die Gestaltung der Welt anders einkleidet.

So war denn auch für das Spezifische von Georges Auftreten und Eintreten in das Drama der Zeit die Zugänglichkeit seiner Gedichte und selbst ihr absoluter dichterischer Wert nebensächlich. Selbst, wo sie zugleich ganz verschlossen und ganz leer waren, weil die Manie der Zerarbeitung es erreicht hatte ihnen den antreibenden Geist wieder auszutreiben, hatten sie an dem Äther teil, den ein großartiges Verlangen allem leiht, was es einmal berührt hat, und hafteten mit einem unzerlegbaren Etwas in der einmal angezogenen Seele. Dies Fluidum aber selber, ungeteilt und unbeeinträchtigt, umgab die in Aller Mitte getretene, erstaunliche Person.

George erschien in der schon dem Rheinländer unheimlichen, gar dem künstlerisch und kulturell Anspruchsvollen widerwärtigen Großstadt weder wie ein Neuling noch wie ein Roturier, sondern mit der aus hoheitsvoller Zurückhaltung und bedingender Gravität gemischten Unverletzlichkeit großer Würdenträger in großen Geschäften, vor denen das Gespräch und die Menge zurücktritt. Sorgfältige Regie von München, Wien und Paris her hatte auf ihn vorbereitet, die Salons erwarteten ihn, verehrende Anhänger wirkten als Reisemarschälle oder ministerielle Bekleidungsstücke und isolierten ihn im Notfalle gegen jeden Druck. Es waren die zu spät gekommenen, zu rasch verschlungenen Jahre, in denen aus der alten vornehmen Berliner Künstlerschaft heraus, so den Nachkommen der Portraitmaler Gustav Graef und Gustav Richter, an die hier etwa die Lepsius und Leo, dort die Meyerbeer und Andrian durch Ehe und Verschwägerungen geschlossen waren, ein Patriziat zartfühlender und weltgewisser Klugheit, weiten Begriffs und kühler, ja herber Wahl sich ausgebildet hatte, das weder mit «leitenden Kreisen» noch mit den Tagesmächten der Wissenschaft zusammenspielte, das aber an die Universität und die heftig nach Verfeinerung strebenden reichen Klassen, in Berlin und über Berlin hinaus, nach allen Seiten langte, mit so starken und zähen Kräften, daß es bereits unmöglich geworden war, seine Urteile zu umgehen und die ehrgeizigen und geistig vollendeten Frauen, die dies Urteil verwalteten, aus ihrer Herrschaft über

die Stimmungen einer schwierigen und vielfältigen Welt zu verdrängen. Die Universität besaß in herrschaftlichen und bestrickenden Figuren wie der des Archäologen Botho Graef, dessen hohe Gestalt mit dem schmerzlichen Spötterkopfe aus einem Rahmen Vandycks niedergestiegen schien, und um dessen Tischgespräch eine glänzende Jugend sich drängte, Kräfte mit denen, wenn auch nicht die Forschung selber, doch die sie nährende Idee lebendig wie sonst nur an den Stätten ältester Kultur, in Paris und Oxford, in die Gesellschaft hinüberwirkte. In den Geisteswissenschaften rangen die verhältnismäßig jüngsten, die anderen durch jüngere Vertreter, schwer und langsam aus dem Positivismus heraus, einem Idealismus, dessen Namen man noch nicht auszusprechen wagte, entgegen. Kekules archäologische Schule, mit einer Richtung auf ästhetische Interpretation um jeden Preis, konnte nicht verleugnen, daß ihr Meister, der Schwiegervater Ludwig von Hofmanns, seine Vorstellung von Kunst und Künstlern nicht eben aus Philostrat bezog. Literaturgeschichte und Geschichte waren zwar einstweilen noch an Scherers und Lamprechts durch die Zeitschichtung abgelenkte Wege, anders gesagt, an ihre großen Konstruktionen und ihren Ausbau gebunden, auch wenn die Rißfehler erkannt waren —, aber unter Breysig's Händen wandelte sich der Zweckbau bereits in eine geisterladende sinnhaltige Architektur historischer Phantasie. Hinter den Schulen von Scherers Erben verborgen hatte der greise Dilthey mit seinen drei berühmten Abhandlungen über das dichterische Erlebnis das Recht der historischen Kritik an die Poesie plötzlich epochemachend begrenzt und, als erster seit Hegels Ästhetik, den dichterischen Vorgang als einen göttlichen der Welt der Freiheit zurückgegeben; während der große Sophist der Universität, Georg Simmel, in seiner prekären Ästhetik wie in allen seinen Betätigungen, seine Dialektik mit spekulierender Verwegenheit — fast möchte man sagen — mit der Verwegenheit des Spekulanten — sein geistiges Kapital zehnmal am Tage umzusetzen zwingend, stoffhungrig bis zur Manie, alles Faßbare in seine virtuosen Zerreißungsmaschinen hineinriß, Zerrissenheit fast zu einer letzten Entelechie seiner Welt machte, und den, in ihr, von ihm zerrissenen Menschen, wenn er noch Scholle war, zum Träger jeder neuen Saat, — wenn er schon zu Organen aufgestiegen war, zum Nährboden jeder neuen Seuche.

Die zwischen diesen Kräften bestimmte Jugend fühlte sich auf das stärkste einem Genius loci unterstehend, der im Begriff war, sich aufzugeben und einem stärkeren Gotte zu ergeben. Berlin glaubte nicht mehr an sich selbst. Aus Deutschland rings herum, von südlich des Mains und östlich des Inn wuchs die dorthin rückgekehrte Geschichte unwidersprechlich in den Geist. Daß die ängstlich aufgeschobene Katastrophe des Rationalismus und des Naturalismus, sobald es zu ihr käme, mit der Niederlage Berlins identisch sein würde und der von dort mit so höhnender Anmaßung vorgetragenen Führung des unselbständigen Volkes durch Intelligenz, Leistung, Massen und Neuzeit, wußte Berlin fast früher als das Reich, und versuchte sich, da ein wirklicher Pessimismus auf diesem Boden nicht gedeiht, gutmütig auf neue Herren einzurichten, — wenn nicht mit Glauben, der ebenfalls nicht zur lokalen Flora gehört, so mit dem Aberglauben, der dem Rationalismus verwandter ist als dem Mystizismus, denn dieser fühlt sich von der ihm zustehenden und wirklichen Welt des Übernatürlichen nur durch die Grenzen seiner Fassung ausgeschlossen, die er immer mehr erweitern zu können hofft, jener von Teilen der natürlichen Welt durch Vorurteile, die er als unbegrenzt möglich zugibt und aus Vernunft — wie er sie versteht — jedem prätendierten Übersinnlichen zu opfern bereit ist.

Aus einer solchen Schicht der Bereitschaft und der Erwartung konnten die Salons ihre Auslese treffen, als sie George in ihrem Sinne publizierten und der Hauptstadt, die nur zu Wilhelm Schlegels Zeiten sich so in den Ausschlag der nationalen Ideenwahl gerückt gesehen hatte, noch einmal dazu verhelfen, die Poesie als ein Ereignis halbhervorrufend zu erleben. Es zog sich über ein halbes Jahrzehnt, von 1893—1898 hin, George kam und ging wie die Spule im wachsenden Gewebe und bezeichnete Jahr für Jahr den Webegang durch die neuen Fäden seiner immer glänzender sich einmischenden Poesie. Sein Ehrgeiz war zu groß und zu verschlossen, um sich auf der ersten Karte zu verspielen und alles an einen augenblicklichen, gar allgemeinen Erfolg zu setzen. Die Bücher, Hymnen, Pilgerfahrten, Algabal, Hirten- und Preisgedichte, Sagen und Sänge, Hängende Gärten, bald zu je dreien zusammengefaßt, blieben noch schmucklose Druckhefte, im Umlaufe ohne im Handel zu sein; die Urwälder, die er ergriffen hatte, durchsetzten die Gesellschaft von Jahr zu Jahr dichter. Noch blieb Berlin

für ihn, ja fast noch Deutschland, etwas wie die Front hart am Feinde, an der beobachtet, gelenkt und geschlagen wurde, nicht gelebt und nicht gedichtet. Immer noch waren die westrheinischen Länder die Heimat seiner Poesie, wenn auch die «Hängenden Gärten», das Meisterwerk seines jugendlichen Stiles, bereits in der Art, in der sie das Drama einer Seele lyrisch aufbauten, umschrieben, an der Zerstörung vorbeiführten und rein in die Natur auflösten, bereits ein Beispiel der Struktur gaben, für die Frankreich kein Ebenbild geboten hatte, und die parnassische Form, an die George sich richtig fühlend angeschlossen hatte, sich hier zum ersten Male durch eine Phrasierung erweichte, die mehr vom Melos hatte, als von der Rhesis.

Immer noch erweiterte der Dichter, indes er doch den Hauptdruck auf das deutsche Publikum zusammenzog, seine europäische Basis, die zu gelegener Zeit, von exzentrischen Herden aus, diesen Druck verstärken sollte, und bald von Verwey zu d'Annunzio, von den Pariser Symbolisten zu dem Polen Waclaw Lieders und dem England Cyril Scotts ging und immer noch eine französische uniforme Denkschablone, eine mechanische und unhistorische, voraussetzte, diejenige nämlich einer postulierten europäischen Höhe der Poesie, unter der zurückgeblieben zu sein Deutschland zum Vorwurf gerechnet wurde, solange nicht in George das außerhalb deutscher Gegebenheiten erschlossene Postulat eingelöst würde. Eine solche Denkgebundenheit, soviel ihr Träger auch seinem neuen Publikum zu geben haben mochte, mußte bald den starken, befreienden Kräften, die aus der Heimat wirkten, auch empfangend gegenüberstehen und in einen Tausch treten, der den Vorgang aus einer einseitigen Faszination erlöste: Ja, für eine solche Durchdringung war die Zeit der Vorbereitung eher zu kurz bemessen als zu lang, wenn bereits 1898 mit dem «Jahr der Seele» der Sieg unzweifelhaft geworden war.

Mit dem höchsten Pompe und der feierlichsten Anordnung stellte eine bereits zur Form geschlossene Gesellschaft den Dichter ihrer Zeitenscheide vor das öffentliche Urteil, als Vorleser des eigenen Werkes wie in Urzeiten, nicht einen Rezitator des landläufigen halb schauspielerischen Schlages, sondern den rhythmischen Hermeneuten seiner berauschten Verssprache. Hinter ihm ließ man Brokate rollen, neben ihm Kerzen leuchten, vor ihm die Andacht verstummen, von ihm ferne das weihelose Volk des horazischen

Odenrufes sich bescheiden. Stefan George hatte die Poesie, wo er sie gewollt hatte, — anstatt der in aller Werbung des Tages auf der Brot- und Geltungssuche marktmäßig verstrickten und gutmütig mitgefütterten oder mißachteten, die in ihrer Unzugänglichkeit mit Erbangen und Ersehnen gesuchte, in eine gebietende Amtstracht gehüllt, um deren Übernahme in die eigene Form nicht minder heldenmäßig gerungen werden mußte als sie selber um ihren Ausdruck und ihren Lebenswert gerungen zu haben bewiesen hatte. Der siegreich gewordene Träger so unerhörter Ansprüche, eine ganz unumgängliche und ausgebildete Person, bei stilmäßig gewollter Beschränkung seiner Mitteilungsform und herbem Verstummen vor dem ihm Ungemäßen zum Weltmann selbst erzogen wie die großen Priester seines Glaubens, stand im Mittelpunkt des Kampfes Anderer, der ein geistiges Ereignis zum Schiboleth der Epoche macht. Daß nicht nur ein verschämter Klassizist, wie Otto Erich Hartleben zeitlebens geblieben ist, mit Parodien in den Vorgang eingriff, sondern auch ein Mann von dem Wuchse Wilamowitzens das gleiche tat, trägt dies Schiboleth ebenso an sich wie die ernsten Abhandlungen der drei Professoren, oder der Lärm, mit dem die verrosteten Wetterfahnen der Gesellschaft, in die neue Richtung umschlagend, anzuzeigen pflegen, woher der Wind weht.

Während also der Vorgang nach Art des 25 Jahre zuvor stattgehabten Bayreuther die Welt in Begeisterte, Höhnende und Karikaturen der Wichtigtuerei zerschlug und nicht nur die nirgend fehlenden eitlen Figurantinnen sich in den Schweif des neuen Kometen zu nisten strebten, stand der neue Dichter Deutschlands, sehr ungleich Richard Wagner, oder dem großmütig duldenden Liszt, hart und hoch, ein Geist und nicht immer aus lichten Reichen, vor der Menge, die ihn mehr wie geschlagener Feind denn wie gewonnener Freund anmutete, — sofort von dichter Legende umgeben, mit abergläubischem Grauen einer Wundererwartung vergöttert, wie nur dieser nüchterne Boden sie zu erzeugen vermag — das Berlin Friedrichs des Großen wurde sehr bald zu dem Friedrich Wilhelms II. — und die Religion dieses Grauens und dieser Erwartung in Reihen magnetisch weitergebend. Als vor — oder nach — einer dieser Vorlesungen George den Gesellschaftsraum betrat, und niemand der an den Wänden sich Drängenden ihm sein Gespräch zuzumuten sich getraute, meinte der damalige Bürgermeister

Reicke, ein nicht unebener Mann und von gewissen literarischen Gaben — es waren Stücke von ihm gespielt worden — dem was er für Verlegenheit hielt, ein frisches und gemütliches Ende machen zu müssen, brach der Freiheit eine Gasse und fragte nach summarischer Selbstvorstellung den Angeredeten auf die Haut: «Sie kommen doch aus Wien, Herr George, wie denkt man dort über Hofmannsthal?» Alle Winkel von Georges gewinkelter Gestalt im hochgeschlossenen Tuchrocke wurden noch winkelnder, der durchgrabene Bauernkopf unter dem zurückgekämmten Haarwulste rückte einen Grad nach hinten und maß die glücklose Figur mit einem kurzen stechenden Blick unter den fast brauenlosen Augenbögen her; dann erging in dem lautlosen Saal, die rheinisch doppelgipfligen Akzente scharf skandierend, die Antwort: «Wie man über Herrn von Hofmannsthal in Wien denkt, bedaure ich Ihnen nicht mitteilen zu können; im übrigen dagegen bin ich zu jeder Belehrung bereit.»

Die Geschichte Georges ist nur im Momente dieses Durchbruchs durch die Welt scharf umschrieben; der unterirdische Bogen, der ihm voraufging und der nur scheinbar irdische, in Wahrheit schon schwebende, der ihm folgt, lassen sich nicht mehr festlegen, denn der erste fällt von selber dem Dunkel der Vorbereitung zu, der letztere gehört dem Reich der Seele an, das er unter Menschen gestiftet hat, und von dem seine Bücher nicht entfernt ausreichende Rechenschaft geben. Dies Reich stand mit seiner Gründung so gut wie fertig da; das Mehr und Minder seiner folgenden Ausbreitung ist ein leises und anfangendes Stadium der neuen Stufe seiner Mächtigkeit und kann weder an seinen wenigen Jahren noch nach dem zufälligen Jahresabschnitte von sechs Jahrzehnten eines Menschenlebens gemessen werden. Ebenso ist zwar die Wirkung seines dichterischen Werkes auf die gesamte Zeit, Willige, Unwillige und selbst Widerwillige auf Jahrzehnte hinaus in jeder der Rede werten deutschen Gedichtsammlung auf den ersten Griff erweislich gewesen und selbst das Recht, sich von ihm zu entfernen hat nur gehabt, wer der Gefahr des Eingangs in sein Werk nicht ausgewichen ist, — wer gemeint hat, es umgehen zu können, hat unterhalb des höchsten Reichtums seiner Zeit gelebt und hat, um ihre höchsten Ziele zu werben, den Einsatz ausgeschlagen, den sie seiner Geburtsstunde verlieh.

Aber freilich ist ebenso wahr, daß dies gewaltige und geschlossene Werk kontrovers bleibt und nicht wahrheitsgetreu unter den Voraussetzungen einer Gelegenheit geschildert und beurteilt werden kann, die so viel bewegte Empfindungen einer ganzen Generation mit einem Schlage freigibt. Wie er im Streite steht, steht er im Tage, lange stehe er darin und niemand der ihn erkannt hat wird sein, der nicht gern einen der eigenen Tage den Tagen dessen zulegte, der dem Begriffe ein Deutscher zu sein durch die erhabenste Umbildung der deutschen Sprache und ihre Heiligung für den deutschen Geist einen neuen Klang gegeben hat.

Tritt zu solchen Titeln die dunkle Wahrheit, daß er mit dem darüber hinaus getanen, gewollten, gestrebten, dem die einen aufs tiefste widerstreben mögen, anderen und zwar unzähligen anderen den Frieden der Seele gegeben hat — was ließe sich Größeres sagen? Wer kann beklagen, daß der unrechte Zuwachs, den er an der Mode fand, still wieder von ihm ab- und dem feigen Plunder zugefallen ist, der sich einredet ihn abgelöst zu haben? Er lebe: und verwinde im Danke seiner Zeit den Kassandrabeischmack aller Gabe des Gottes.

* * *

# GEDICHTE
## VON OTTO BRÜES

### DIE BALLADE VOM FISCHZUG

Doggen, die an Ketten reißen,
Sind die Dampfer an der Pier.
Los! Und zwanzig Mäuler beißen
Sich ins salzene Revier.

Vollbepackt mit bleichen Netzen,
Blankes Eis im braunen Bauch,
Überweht von Flaggenfetzen,
Eingehüllt in öligen Rauch,

Rasen sie die nassen Wege
Über Gottes blanken Tisch,
Und ins hanfene Gehege
Fangen sie den Fisch . . .

Hörtet ihr je Fische jammern?
Blutig schnell ein Kiemenschnitt,
Und in die vereisten Kammern
Gleitet sanft, was eben litt.

Zwanzig Eisendoggen fallen
Sterbensmüde an die Pier.
Ausgegossen in die Hallen,
Blinkt das glitschige Getier.

Leuchten blau- und roter Scheiben
Und der Händler schrill Gerauf,
Die die Preise niedertreiben —
Angebote und Verkauf!

Und die Eisenbahnen tragen
In den Mittag ihre Fracht

Und die Fische, die nie klagen,
Sind dir, Hörer, zugedacht.

Doch die schwarzen Doggen wanken
Oftmals beutelos zum Stall,
Zitternd mit zerbißnen Pranken ...
Wunden selbst hat ihr Metall.

Ausgeleiert Niet und Bolzen,
Ohnmacht wurde aus der Wut,
Und das Eis ist hingeschmolzen
Dunkel zu laugigem Sud.

Wie der Landmann, dessen Roggen
Eine Wasserflut zerstampft,
Hält der hohe Herr der Doggen
Seinen Hals umkrampft.

Finden sich in seinen Netzen
Nur die Bleigewichte schwer:
Nach uralten Weltgesetzen
Zieht der Fisch von Meer zu Meer.

Ebbe, Flut und Vogelzüge
Bleiben wirkend Sakrament,
Schmerzensreicher Weg der Pflüge
Sternengang, der oben brennt,

Feuer und der Weg der Winde
Und im Strom die schmale Furt
Und des Schlafs geheime Binde,
Mord und Zeugung und Geburt —

Alle dienen Gottes Tische
Und Gott geht in ihnen um.
Keiner dient ihm wie die Fische,
Dunkelfahrend, wunderstumm.

*

## TESTAMENT UNTER DEN PALMEN VON ANTOFAGASTA

Noch eh die Morgensonne brennt,
Bin ich im Staub ein welkes Blatt.
Ich schreibe dieses Testament
Im Hospital der grausten Stadt.
Wer Gott für seinen Retter hält,
Der darf auch für mich beten.
Wer weiß, daß er in Staub zerfällt,
Soll diese Schrift zertreten.

Das war in jenem Weihnachtsmond,
Da durch den Krieg der Krieg erstarb
Und wir das Bürgervolk verschont,
Das uns zum Lohn dafür verdarb.
Das Zwischendeck ist immer frei,
Wir spielten dort Verstecken,
Es blieb ja doch nur zweierlei:
Sterben oder verrecken.

Man fand uns bald und warf uns nicht
Wie tote Katzen in die See.
Ein feiner Herr nahm uns in Pflicht,
Beseufzend unser Ach und Weh.
Er sprach und hielt den Schädel schräg:
Wir sollten nichts entbehren,
Und unsre schönste Zukunft läg
In den Cordilleren.

Wir wußten um den Chemin des Dames
Um Souchez, Wilna und Karfreit,
Doch woher das Salpeter kam,
Wußten wir nicht, zu unserm Leid.
Ich sang, es sang mein Kamerad
Lieder aus Kindertagen,
Von Grün und einem Saatenpfad,
Ich muß mich drum anklagen.

Antofagasta hieß das Ziel.
Wir kamen, als die Sonne sank,
Mit Wünschen und mit Flüchen viel
An eine lange Hafenbank.
Und dumpf und dunkel, schütternd schwer
Schwoll her ein lautes Krachen . . .
Kanonen, dacht ich, schlief nicht mehr
Die drei Nachtwachen.

Kanonen? dacht ich, Blut auch hier?
Doch wars das trockene Gestein.
Tags trinkts den Sonnenbrand mit Gier,
Nachts stürzt es in sich selber ein,
Steinströme, flutend über Land,
Gebirg, sich selber Bahre.
Wir hatten uns dorthin verbannt
Drei lange Jahre.

Die Stadt stand selber auf Basalt,
Der Humus lag zwei Fäustchen tief.
Kein Beet, kein Feld, kein Stückchen Wald.
Der strafte sich, der barfuß lief.
Nur oben, auf dem hohen Markt,
Gleich wiegend zarten Halmen,
Aus Schaft und Schaft lieblich erstarkt,
Standen sechzehn Palmen.

Da sagten wir dem feinen Herrn,
Wir wollten auf den Marktplatz gehn.
Er lächelte und sagte: «Gern!
Drei Jahre, und ihr sollt sie sehn!»
Schon schlossen uns drei Züge ein,
Infanteriekolonnen . . .
Wir sahen, fern im Abendschein
Palmen sich sonnen.

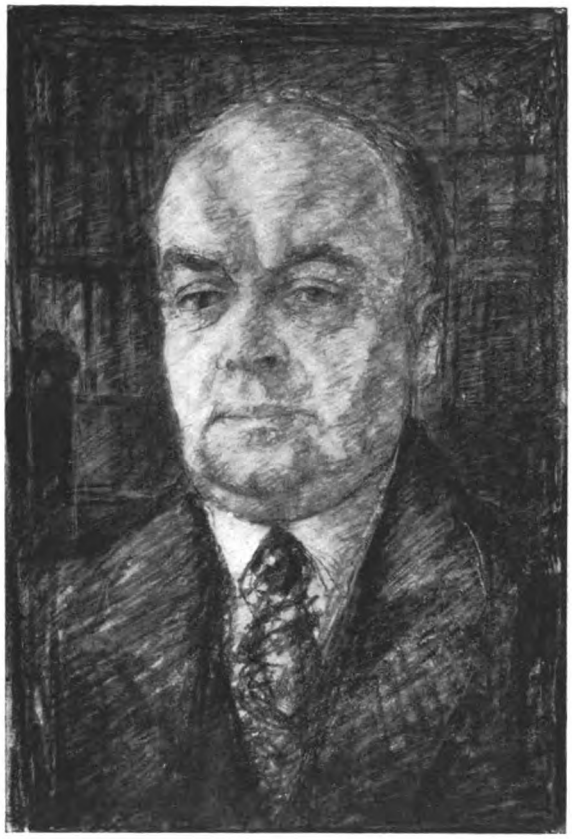
Und was dann kam, schreib ich nicht auf.
Der feine Herr hieß Herr Tyrann.
Die Leber ging, die Lunge drauf.
Von zwanzig starben fünfzehn Mann.
Nun gut, so will ich sterben gehn —
Ich flieh und bin noch einmal kühn —
Doch vorher noch die Palmen sehn
Als letztes Grün.

So bin ich keuchend in die Stadt
Und auf den hohen Platz getanzt.
Die Palmen waren, Schaft und Blatt,
Zu Rio aus weißem Blech gestanzt.
Und ist ihr grünes Leuchtgewand
Der Sonnengier gewichen,
So werden sie in diesem Land
Frisch gestrichen.

Da riß ich alle Masten aus,
Schlug hin, es war die letzte Qual,
Man trug mich fort, in dieses Haus,
Und sterbend schreib ich die Moral:
Ich sang, es sang mein Kamerad
Lieder aus Kindertagen,
Vom Grün und einem Saatenpfad,
Ich muß mich drum anklagen.

Grün ist die Hoffnung, grün das Glück,
Die Welt ist grau und kalt Gestein.
Fluch aller Hoffnung, Fluch dem Glück,
Am Ende bleibt das Totenbein.
Wer weiß, daß er in Staub zerfällt,
Soll diese Schrift zertreten,
Wer Gott für seinen Retter hält,
Soll für mich beten.

* * *



ADOLF JUTZ: *Josef Ponten (München 1926)*

# KREIS DER FREUNDE

## VON JOSEF PONTEN

MEINE Freunde — die meisten meiner Freunde — sind keine Literaten sondern bildende Künstler. Vielleicht ist das der Freundschaft dienlich.

Ich habe unter den bildenden Künstlern mehr Freunde als die vier hier behandelten. Aber ich habe nur . . .? Zeitschriftseiten — es wird schwer genug sein, auf so engem Raume nur von vier eine ahnende Vorstellung zu geben. Wenn also gerade diese vier ausgesucht wurden, so ist das vielleicht ein

HANS WEBER-TYROL: *Papageien*

Glücksfall und man ergebe sich drein, denn das Leben besteht aus solchen — Zufällen.

Ich stockte vor der Wiederholung des Wortes: Glücksfall. Wer weiß, ob die Künstler nicht von Unglücksfall reden werden? Es sei gleich bemerkt: Der erste der hier Behandelten, Weber-Tyrol, sagte mir einmal im Kriege an der südtiroler Front, als unsere gewissen Talente — er war dort als Kriegsmaler und ich als Geograph tätig — uns an allzu stürmischer Bewährung im reinen und wilden Heldentum verhinderten: «Vom rein Malerischen verstehen Sie nichts.»

Übrigens ist von Hans Weber-Tyrol in dieser Zeitschrift aus meinem Munde schon die Rede gewesen. Wir sind Bechergenossen aus seligen römischen Zeiten. Er ist der «rote Schweiger-Tiroler» meines «Römischen Idylls», das die Keckheit des Verleger Vogels: Elster auch als Buch auf den literarischen Markt hinaustrug. Leider kauft dieses fabelhafte Versbuch niemand in dieser Zeit, in deren boxer-grobem und lautsprecher-brüllendem Getriebe der leise Klang eines Verses wie ein scheuer heimloser

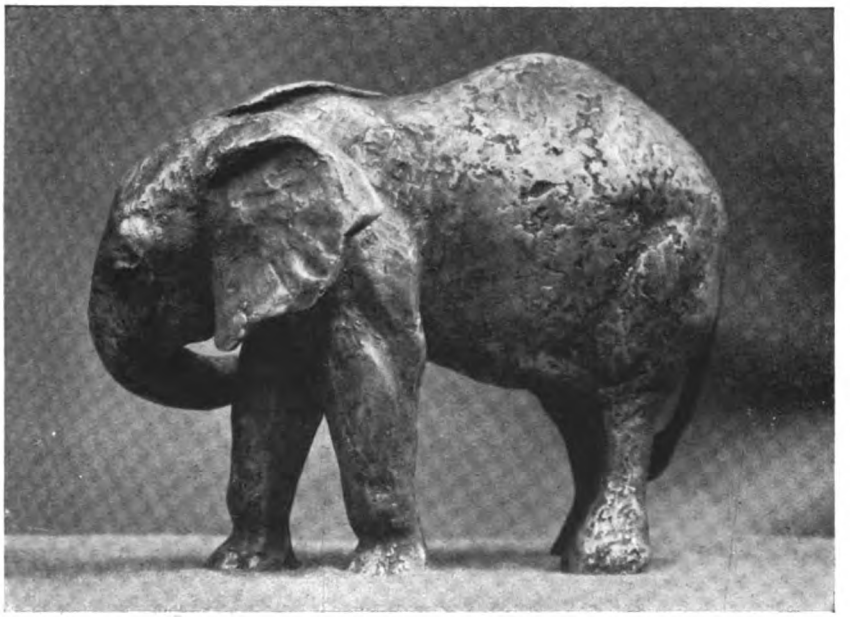
Vogel herumirrt und wahrscheinlich irgendwo verkommt — das epochale Zeitalter der Fliegerhelden und Filmköniginnen wird sich nicht darum grämen. Verzeihen Sie, Hans Weber, diese kummervolle Abschweifung in den Nekrolog einer ganzen Dichtgattung — ich stehe vor Ihren Bildern, und wenn es wahrscheinlich ist, daß ich vom rein Malerischen nichts verstehe, so ist es sicher, daß Sie sehr viel davon verstehen. (In diesem Augenblicke faßt mich der große starke Weber sanft an und dreht mich mit Front auf das Publikum, zu dem ich doch sprechen soll. Gewiß und also:) Dieser Maler Weber denkt, lebt, atmet, schwelgt und tobt in Farbe. Alle Körperlichkeit ist in der Hauptsache da nur als farbentragender Körper — man muß es mir glauben, denn es ist natürlich unmöglich, gerade davon mit dem groben Schwarz-Weiß eine Vorstellung zu geben. Besser aber wäre, man glaubte mir nicht, sondern ginge jährlich in die Ausstellung der Münchner Neuen Sezession, wo die Farbräusche Weber-Tyrols offenbar sind. Vor mir hängt ein Papageienbild von ihm, das ich ihm abkaufte (keine falsche Scham! so etwas muß heute der Nacheiferung wegen gesagt werden!) — mein Auge, im grauen Alltag ermüdet, badet sich oft darin gesund. Der Künstler ist manchmal gewalttätig mit der Farbe — Form und Art des Landschaftsbildes, meist aus der geliebten südtiroler Landschaft, des Tierbildes, vorzugsweise der großen Katzen, und auch des Menschenbildes kriegt es zu spüren. Aber man muß beim Zielen ein Auge schließen — Weber-Tyrol zielt entschlossen und rücksichtslos nach der farbigen Erscheinung, selber davon verzaubert und darum andere verzaubern könnend.

In ähnlicher Weise entschlossen und wie ein rechter Spieler — ist Kunst nicht etwas wie Spielen und darum dem in der Moral das Höchste sehenden Spießbürger ewig unbegreifbar? — mit Anstand und Tollheit alles auf die Karte setzen, an die er glaubt (die Karte, das ist sein bluthaftes Müssen und die Kraft seines Wahns), das tut A d o l f J u t z. In diesem sanften schmächtigen Manne lebt ein Fanatiker. Ich liebe Fanatiker, wenn sie etwas können. Das was Jutz im holden Kunstgeschwätz der Freunde über Kunst s a g t, ist zwar selten überzeugend; aber geht man dann hinauf in seine Werkstatt und tritt vor seine Bilder: dann hat er recht. Und das ist sein Ort, recht zu behalten! Adolf Jutzens Stärke scheint mir die Menschengestaltung. Da sehe ich Menschen auf Wesentliches vereinfacht und auf

ADOLF JUTZ: *Selbstbildnis (Städt. Galerie München)*

Grundelemente zurückgeführt — es verwundert dann weiter nicht, wenn der Blick daneben auf religiöse Bilder fällt. Die religiösen Stoffe sind keine korinthischen Anlässe, irgend etwas Malerisches auszusagen, sondern das Religiöse ist der Zweck der Bilder, etwas Seltenes heutzutage, Jutz ist ein frommer Katholik. Aber sein eigentlicher Beruf scheint mir die Darstellung des Menschen. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn er nicht ein bedeutender Bildnismaler würde — kein «gesuchter», das Publikum ist zu dumm. — Auch Jutz sieht man meistens in der Neuen Sezession.

Ein ganz anderes Talent und Temperament ist der Bildhauer H e r m a n n G e i b e l. Er ist der gefälligste dieser Künstler, der gebildetste, der humanistischste, eine durchaus glückliche Natur. Kein Zufall, daß er sich auch sehr glücklich über seine Kunst selbst ausspricht, und so kann ich nichts Besseres tun, als einige Sätze lang ihn an die Rampe treten zu lassen. «Mich haben allzeit die Tiere erregt und vorwiegend die großen Katzen.



HERMANN GEIBEL: *Junger afrikanischer Elefant (Bronze 1927)*

Nur bei den Tieren ruhe ich aus. In der Menschenbildnerei Eigenes und Neues zu bringen ist schwer, und selten gibt sich der heutige Europäer nur als Mensch, frei von Hemmungen und Zweckhaftigkeit, in schöner Entfaltung seiner Körperlichkeit. Da ist mir denn das Kind zuerst der Nur-Mensch. Beim Sport erlebt man die Verjüngung der Menschheit, aber wahrhaft echt berühren mich auch wieder nur die Ganzjungen, die noch etwas Linkisches haben und es noch nicht recht können. Und die Phasen der Erregung vor dem Kampf, der Pausen und der Ruhe, der Ermüdung und Erschöpfung erzeugen echtere Bewegungen als die des Kampfes. Die Seele ist anscheinend mehr eins mit dem Körper, wenn der Wille ausgeschaltet oder von Gefühlen überwältigt ist.» Hier spricht ein Künstler von seiner Art, die er mit seinem ganzen Schicksal speist — ich hätte das nicht so gut sagen können und verzichte auf Charakterisierung. Werke von Geibel sind zu sehen in der Münchner Sezession.

Ich schließe mit einer Frau. Luise Klempt ist eine Malerin in Fresko. Man kann sie stehen sehen auf Gerüsten und ihre Werke sehen

LOUISE KLEMPT: *Fresko in einer Veranda*

in der Gefangenenanstalt Bernau am Chiemsee, in der Dorfkirche von Rottau, an Villen, Schulen, Kinder- und Altersheimen in München, Leipzig, Duisburg, Freising. Das gefällt mir! Das weibliche Tun ist im tiefsten Grunde zweckhaft — hier drückt sich einmal Malerei als Schmuckzweck monumentaler Gelegenheit schlicht und klar aus. Daß eine namentlich im Süden Deutschlands einst führende bedeutende Tradition durch Arbeiten wie die von Klempt neues Leben erhält, sei als Hauptverdienst hervorgehoben. Welchen Wert hat ein anständiges Mauerbild an einem Bauernhause oder einer Dorfkirche gegenüber den «malerischen Qualitäten» einer Atelierproblematik! Hier l e b t ein Stück Kunst im Volke, fertig! Und was wird von solch einem Maler, und gar einer Malerin, verlangt! Ertragen von Unbill des Windes und Wetters, Mühseligkeit der Arbeit auf Gerüsten, völlige Einordnung in das Ganze der Architektur und den Zweck des Bauwerks, Kenntnis und Beherrschung der technischen Besonderheiten der «Frisch-Kalk-Malerei» — ich setze eine Ahnung davon voraus. Nur das Anekdotische will ich noch sagen, daß man die Malerin selbst zur Sand-

LOUISE KLEMPT: *Deckenfresko im Speisesaal des Münchener Altersheimes*

grube ziehen sehen kann, den geeigneten Sand für den Bewurf der Wand aussuchen und sein Schlämmen überwachen. — Die Not der Zeit, die Unverkäuflichkeit des Staffeleibildes hat denn doch die gute Folge: die problemschwangersten Ateliermaler wenden sich heute dem einst ungeheuer volkstümlichen Fresko zu. Aber Luise Klempt hat das schon im Jahre 1921 getan! —

Habe ich mir die richtigen Künstler ausgesucht? Hätte ich nicht «berühmte» wählen und damit die Augen des Publikums mehr auf meine kleine Arbeit locken sollen? Aber ich würde nie über berühmte Künstler schreiben . . .

* * *

# DORA BRANDENBURG-POLSTER

## VON HANS BRANDENBURG

DIE Horen haben den Mut gehabt, Josef Ponten um einen Aufsatz über eine Künstlerin zu bitten, die seine Frau ist, und Ponten hat den Mut gehabt, diesen Aufsatz zu schreiben. Wenn ich seinem Beispiel folge, so werde auch ich das Lächeln derer zu ertragen wissen, die hier nur im wörtlichsten Sinne eine Rede pro domo wittern und als mildernden Umstand höchstens den geleisteten Ritterdienst gelten lassen. Es ist nicht wahr, daß Liebe notwendig blind sein muß. Alle siegreiche Kritik war von jeher Freundeskritik. Was nicht mit einer gewissen Parteilichkeit betrachtet und behandelt wird, ist nicht wert, betrachtet und behandelt zu werden — so oder ähnlich hat Goethe gesagt. Und wenn man aus einer vollen Lebens- und Schaffensgemeinschaft heraus für ein künstlerisches Werk zeugen darf, so kann man vielleicht sogar tiefer, wahrer, gerechter und objektiver sehen und urteilen als der Rezensent, der ein halbes Stündchen vor Ausstellungswänden steht.

Dora Polster wollte schon als Kind nur Malerin werden, die Eltern waren dem nie entgegen, aber sie hatten nicht die Mittel, ihr eine sorgenfreie Zukunft zu bereiten, und da erschien ihnen mit Recht das neu erwachende Kunstgewerbe als das einzige Gebiet, auf dem ein Kunststudium doch zugleich ein Brotstudium war. So trat die heranwachsende Tochter, nach einem Vorbildungsgang auf der Großherzoglichen Zeichenschule zu Eisenach, in München, wohin sie mit den Eltern übergesiedelt war, in die kurz zuvor gegründeten «Lehr- und Versuchs-Ateliers für angewandte und freie Kunst» von Hermann Obrist und Wilhelm von Debschitz als Schülerin ein. Obrist leitete neben seiner Lehrtätigkeit in der Bildhauerklasse durch regelmäßige Vorträge die allgemeine künstlerische Erziehung und Debschitz den Unterricht. Alle neuen Impulse gingen damals von solchen Privatschulen aus, es war eine Zeit erregtester Kunstkämpfe gegen jede Art von Akademismus, an denen die Weiblichkeit der kleinen Kunstjüngerin ohne jede Dialektik, aber mit allem gesammelten Fanatismus des Gefühls teilnahm. Das neue Schlagwort von der «angewandten» Kunst war vor die «freie» Kunst gesetzt, dadurch sollte das Angewandte mit programmatischer

DORA BRANDENBURG-POLSTER: *Der Moorbauer und sein Kind*

Absicht das Freie ein wenig diskreditieren oder doch einschränken, die Bezeichnung Ateliers statt Schule betonte den Werkstättengedanken und «Versuchsateliers» eine Pädagogik vom Experiment und vom Schüler aus. Das Ziel dieser Münchener Epoche bestand in dem, was man das «Dekorative» nannte und womit man doch zugleich die Abkehr von allen übernommenen Formen meinte, und das besondere der Debschitzschule in einem gewendeten Naturalismus, der den schmückenden Sinn im Kleinleben der Natur, aber nicht in ihrer äußeren Erscheinung, sondern in der schöpferischen Weiterbildung ihrer Formprinzipien und Ausdruckstendenzen suchte. Dora Polster hat von der traditionslosen und darum rasch veralteten Sprache jener Ornamentik nichts behalten, sie hat von ihren Lehrern nicht einmal in engerem Sinne Zeichnen oder gar Malen gelernt, allein sie bewährte zum erstenmal ihre Eigenschaft, überall das Gute zu finden, mit Treue, Hingabe und lebenslänglichem Dank, und die Schranken und Zäune, die sich ihr entgegenstellten, weder zu überrennen noch zu überspringen, sondern gerade an ihnen ihr ganzes Wesen in voller Entfaltung blühend

hochzuranken. So verdankt sie der Debschitzschule und ihren Werkstätten, dem Kunstgewerbe und der praktischen Anleitung zu allen Techniken, namentlich zu Holzschnitt und Steindruck, für immer das Spiel der Phantasie, das Inwendig- und Auswendigschaffen, das Ausgehen von Material und Handfertigkeit, das Werkgerechte, das Rhythmische, Gebundene auch im Freien, das Fertige, Schmückende, zugleich Bildmäßige und Geräthafte auch im Flüchtigen. Und sie verdankt einem einzigen Sommeraufenthalt der Schule in dem südbayerischen Alpenvorlande um den Peißenberg die Landschaft ihres Herzens, ihres Lebens.

Als sie die eigentliche Ausbildungszeit, in der sie Lehrern und Mitschülern stets als große Hoffnung galt, hinter sich hatte, ließ sie sich von den Werkstätten ihrer Schule, die damals auch Aufträge anzunehmen begannen, eine Zeitlang als Mitarbeiterin anstellen. Allein hier konnte sie sich ein einziges Mal nicht einleben. Bei allem Fleiß erdrückte sie das Gefühl, nun im Fahrwasser der Brotarbeit, der Gebrauchskunst, des Angestelltenverhältnisses zu sein, während sie den Weg zur Kunst, die noch vor ihr lag, darüber verlor. In ihren wenigen Freistunden schuf sie die ersten Figuren und Szenerien für ein Schattentheater und gab damit den Anstoß zur Wiederbelebung der Silhouette. Es ist das Verdienst des Verlegers Wilhelm Langewiesche, bald darauf der jungen, unbekannten Künstlerin einen großen Auftrag und dadurch die Freiheit gegeben zu haben. In weit über hunderttausend Auflage verbreitet, hat ihr reizender Buchschmuck zu Grimms Deutschen Märchen die Seelen ganzer Jugendgenerationen genährt und bis heute Nachahmung gefunden. Es ist eine Hauskunst im damaligen kunstgewerblichen Stil, auch außerhalb der Silhouette auf Umriß gestellt, auf Vignette und Arabeske in Bild und Schrift, und insofern schon charakteristisch, als sich die Anfängerin «innerlich voll Figur» zeigt und ganz ohne Modell mit allen Szenen und Situationen, mit Menschen und Tieren, wenn auch noch auf bescheidene Weise, fertig wird. Für sie selbst wurde der schöne Erfolg auch eine arge Belastung, die ihre volle Entfaltung als Illustratorin verhinderte. Man legte sie auf das erste Jugendwerk fest, ja man wollte sie darauf vereidigen, sie sollte ihr eigenes frühestes Entwicklungsstadium kopieren, was sie natürlich weder konnte noch wollte. In Illustrationen zu Hauffs Lichtenstein kämpft sie schon um zeichnerische Frei-

heit und sprengt, wo man sie ihr aufdrängt, die Form des Schattenrisses, den sie aus der Fläche heraustreibt; in den kleinen Kopf- und Schlußstücken zu Stielers Winteridyll ist sie zum erstenmal gelockert, und zuletzt erreicht sie zu dem Idyll «Pankraz der Hirtenbub», das ich für sie schrieb, auf ihrem eigensten Gebiet landschaftlicher und kreatürlicher Verwurzelung die volle Meisterschaft der Federzeichnung, Gelöstheit und Beherrschtheit zugleich. Dem aber mußte ihre ganze künstlerische Entwicklung vorausgehen.

Diese Entwicklung überstürzte sich nicht. So arbeitsam und gewissenhaft Dora Polster ist, verbringt sie doch die ganzen ersten Sommer am Peißenberg fast untätig im Zusammenleben mit den Bauern. Ihr ist die Natur kein Studienobjekt, kein Material, sie strömt in die Natur über und die Natur in sie, sie wird mit ihr eins, und nur Tränen der Begeisterung und Beklemmung verraten das Gebet, dies alles möchte auch einmal aus ihr ausströmen. Vorderhand ist es nur ein kleines minutiöses Waldbild in Tempera, über dem sie monatelang sitzt — der großen Landschaft wagt sie sich auf einem zweiten Versuch nur mit dem Schmetterling zu nähern, der zwischen Ähren auf einem Halm über der Tiefe schaukelt; die Alpen, die das ganze Land beherrschen, sind nicht zu sehen. Aber es ist immerhin die Farbe, an die sie sich herantastet. Und doch erfolgt der Durchbruch des Malerischen ganz anders. Sie lernt erst jetzt, nach dem Vor-Expressionismus der Debschitzschule, den Impressionismus kennen und erleben, die großen Franzosen, und es ist nahe bei der Stadt, in Dachau, wo sie das Farbzitternde des Raumes zum erstenmal einfängt, dennoch ohne Farbe, mit dem nachgiebigsten und schnellsten Mittel, der Kohle. Was da zwei Zeichnungen anbahnen, setzt der Süden fort: Rom, die Campagna, das tyrrhenische Meer, Venedig, der Lago Maggiore. Immer sind es Zeichnungen, die hier die erste Reife finden, aber immer sind es mit dem Mittel der Zeichnung Raum, Licht, Luft und heimliche Farbe, die hier erproben, wie weit sie die Form auflösen dürfen, um, als Rhythmus, selber Form zu werden. Doch daneben ist in Rom auf der Terrasse vor dem gemieteten Zimmer über der Via Mario de' fiori die erste Malerwerkstatt aufgeschlagen.

Nach ihrer Verheiratung und nach der Rückkehr von Rom hatte Dora Brandenburg-Polster zum ersten und einzigen Mal ein regelrechtes Atelier.

DORA BRANDENBURG-POLSTER: *Torfsiedelung*

Und sie ging sofort daran, den Traum ihres Lebens zu verwirklichen: die Ölmalerei. Aber hier war es nicht das Landschaftliche, wovon sie ausging, sondern das Figürliche, das Nackte. Sie ergänzte diese Arbeit durch zeichnerische Studien tänzerischer Bewegung. Die Errungenschaft der großen Kohlezeichnung behielt sie auch noch bei, namentlich in Darstellungen der Obstblüte an der Bergstraße bei Heidelberg, wo sie, nach dem italienischen Süden, in jedem Frühling den deutschen Süden suchte und fand. Eine erste Ausstellung, bei Brakl in München, vereinigt malerischen Versuch und zeichnerisches Gelingen. Und zu alledem mußten, wie seit Jahren so noch für weitere Jahre, alle erdenklichen Erwerbsaufträge angenommen werden: Plakate, Reklamedrucksachen, Kataloge, Zeitschriften, Postkarten, Möbel, ganze Zimmereinrichtungen, Stickereientwürfe. Doch als der Krieg ausbrach und die Männer ins Feld zogen, da war Dora Brandenburg-Polster gezwungen, das Pasinger Atelier aufzugeben und, fern von München, zuerst Gastfreundschaft, dann eine Anstellung zu suchen. In der allgemeinen Erschütterung trank auch der Expressionismus ein einziges Mal Blut, der Augenblick verlangte ihn als aktuelles Manifest, als Bilderbogen und Flug-

blatt, und auch die Kunst Dora Brandenburgs fand sich ein einziges Mal und für diesen Augenblick in einen Zeitstil, als sie Kriegerausmarsch und Schlacht, Brückenbau, Gefallenengedächtnis, Verwundete und die Mutter mit dem toten Sohn lithographierte. Da erschien sie in einer Sammelmappe bei Goltz und mehrere Jahre als Gast in der Münchener Neuen Sezession.

Eine Zeitlang war sie in der Stickereiabteilung einer großen Nähmaschinenfabrik beschäftigt und erfand für Schmuckbedarf eine neue Sticktechnik, die den üblichen Kitsch der «Nadelmalerei» verdrängen sollte. Derweil brannte ihr die Not ihrer eigenen Malerei auf dem Herzen. Ohne festen Wohnsitz und rechten Arbeitsraum griff sie zum Aquarell, widerwillig, nur in Verlegenheit und zum Ersatz. Und niemand würde glauben, wie ungeschickt, ja stümperhaft ihre Anfänge auf dem Gebiete waren, auf dem sie schon bald ihre unumstrittenste Meisterschaft erringen sollte. Denn ihr wurde die große Gnade, niemals mit manueller Geschicklichkeit dem Geschick der Reife, mit äußerer Fertigkeit der inneren Vollendung vorauszusein; nichts liegt ihr ferner als die zweifelhafte Fähigkeit so vieler Kunstgenossen, Meisterwerke vorzutäuschen. Zuerst waren die Blätter wie Stickereientwürfe, dann kämpften gedeckte Flächen trüb und schwer gegeneinander, und lange mußten Federkonturen den lockerer werdenden Auftrag stützen. Nur die Wohnungsnot der Nachkriegszeit zwang zum Durchhalten. In das geliebte Alpenvorland zurückgekehrt, lief sie Tag für Tag auf den Weiden mit Feder und Tusche hinter den Pferden her, um jede Bewegung zu erhaschen. Das waren nun doch Studien, aber nun stand das fertige Bild vor der Seele, und alles konnte ihm dienen. Zu Abschied und letzter Ernte hielt sie die Welt ihrer Kohlezeichnungen noch einmal in einer Mappe Lithographien fest: Obstblüte, Sonne in Bäumen, Forum, Südmeer, Industrie, und das Pferd trat hinzu. Später begleitet die Radierung ihr malerisches Schaffen, sie erobert sie sich nur, um künstlerische Höhepunkte und persönliche Widmungen für Reproduktion zu fixieren.

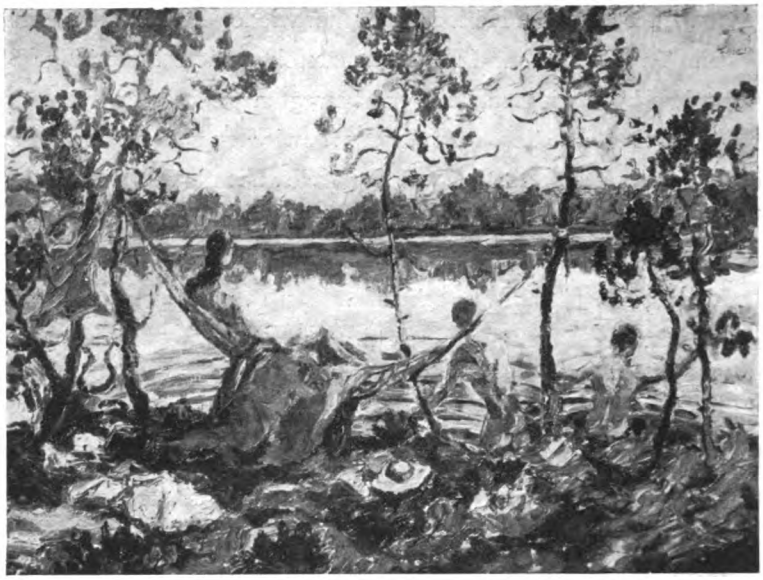
Ihr Aquarell bezeichnet durch reifes Können die volle Lebenshöhe der Frau, der Mutter, der Künstlerin. Die beiden äußersten Gegenpole: die herbe, urweltliche, reinfarbige Alpenlandschaft Oberbayerns und die gartenhaft-blühende, atmosphärische Lieblichkeit der Bergstraße sind die Hauptpole geblieben, doch reicht die Spannung bis zu Holland und zum

DORA BRANDENBURG-POLSTER

*Pferdeweide im Hochgebirge*

Nordmeer. Aber wenn die Künstlerin immer wieder die Wieskirche malt, so ist das nicht Architektur- und Interieurmalerei, sondern blutmäßige Begegnung mit dem beschwingten, klingend bewegten Geiste, der ihre Herzensheimat krönt, und barocke Verwandtschaft zwischen dem kultischen Fresko und der transparenten Substanz des Aquarells. Die gleiche Verwandtschaft lebt in ihren Zyklen von Christi Geburt und der Flucht nach Ägypten. Und selbst von ihrem Pferd meint Hermann Bahr, daß es aus einem Gestüt der Brüder Asam zu stammen scheine. «Man weiß zuweilen nicht recht,» sagt er ferner, «ob dieses Pferd da nicht eigentlich im Grund ein Selbstbildnis der Malerin oder ob es das Urpferd ist, von dem alle wirklichen Pferde herstammen und nach dem sie sich unablässig hinsehnen. Hier ist die Mitte zwischen Impression und Expression, jene schöpferische Mitte, wo die Kunst daheim ist.» Und doch ist für die Künstlerin auch das Aquarell nur Vorstufe zum Ölbild, von dem sie immer wieder abgerufen wurde, mit dem sie immer wieder ungenügsam zurückhält und mit dem allein sie doch die letzte Synthese von Mensch, Tier und Landschaft sucht. Die ununterbrochene Erfahrung des nie abgesetzten Pinsels hat ihr das Schicksal versagt, das aber auch der ganzen Zeit versagt, das längst gesprochene letzte Wort im rein Malerischen noch einmal zu sprechen. So geht der Kampf der Künstlerin um dies rein Malerische über das Kampfziel hinaus nach einer farbrhythmischen, sachlich formalen Bindung, die ein ländliches Leben zum Gesang erhebt. Ihr Erntewagen, ihre Bergwasser, ihre pilzsuchenden Kinder, ihre Moorbauern und Torfarbeiter haben nichts mit Palette, mit Kunstmalern und Motiven zu tun — sie sind Kunst aus Leben, Kunst als Leben.

Der Künstlerin fehlt es nicht an Anerkennung. Angesehene Kritiker haben sie gewürdigt, öffentliche und private Sammlungen Werke von ihr erworben, die graphische Sammlung des bayerischen Staates hat vor einigen Jahren eine Gesamtausstellung von ihr veranstaltet, und die Stadt München hat ihr neuerdings ein Reisestipendium verliehen. Aber der eigentliche äußere Erfolg, der sorgloses Schaffen ermöglicht, bleibt aus: als Frau hat sie es doppelt schwer, sie bekam die Indolenz kollegialer Juroren genügend zu spüren, indessen jeder Manierist männlichen Geschlechts von Kunsthandel und Kunstschreiberei gemacht wird. Sie trägt das unverbittert, aber



DORA BRANDENBURG-POLSTER: *Moorsee*

mit dem Vollgefühl des eigenen Wertes, das ohne Ehrgeiz und Eitelkeit und doch verletzbar ist. Ihr Kampf war, wie jeder Künstlerkampf, ein Kampf um die Form. Aber wenn der junge Nietzsche sagt, die Menschheit habe die Kunst erfunden, um das Leben auszuhalten, so ist das nur eine männliche Kunst. Dora Brandenburg-Polsters Kunst ist das menschliche Ausatmen und Ausströmen einer Naturkraft. Sie ist — ihr höchstes Lob! — ganz unproblematisch, sie kommt aus keinem Tun, sondern aus einem Sein, sie ist nicht «geistig», sondern sinnlich, nicht abstrakt und komponiert, sondern phantasievoll, nicht architektonisch, sondern schmuckhaft und rhythmisch, nicht formal, sondern organisch, nicht bauend, sondern blühend. Doch das muß recht verstanden werden, denn ihr weiblicher Eros hat doch auch den männlichen Logos, soweit die Kunst ihn braucht. Jedenfalls braucht diese Frau keine Richtungen, keine Moden, keine Zeitbewegungen und Tendenzen. Auch denkt sie nicht daran, an einem Mythos zu schaffen. Sie ist — in Harmonie des Endlichen mit dem Unendlichen — Geschöpf und Schöpferin zugleich. Sie ist selber mitten im Mythischen.

* * *

## ANDRE SALMON

Geboren den 4. Oktober 1881

### Bibliographie

*Poèmes*, 1905. — *Féeries*, 1907. — *Le Calumet*, Nouvelle Revue française, 1920. — *Le Manuscrit trouvé dans un Chapeau*, Société Littéraire de France, 1919 und Stock, 1924. — *Le Livre et la Bouteille*, bei Camille Bloch, 1920. — *Prikas*, bei La Sirène, 1921 und Stock, 1922. — *Ventes d'amour*, bei Bernouard, la Belle Edition, 1922. — *Peindre*, La Sirène, 1922. — *L'âge de l'Humanité*, bei Nouvelle Revue française, 1922. — *Archives du Club des Onze*, bei Mornay, 1922. — *Saint-André*, in Vorbereitung. — Eine Ausgabe aller poetischen Werke ist in Vorbereitung. —

### OVANUNA GLAUBTE . . . (OVANUNA CROYAIT . . .)

Ovanuna glaubte in den Vereinigten Staaten
Flögen die Vögel nur mit Apparaten.

Schuld hat der Freund, der, um sie orthographisch zu bilden
Sie Abend für Abend weidete in den Kinomechanik-Gefilden.
O Ovanuna komm zu mir,
In mein Traumrevier als schönste Zier,
Ich werde dir differential beweisen
Daß der Wolkenkratzer Scheiteleisen
So gut und an richtiger Stelle kratzen

Daß die Himmel lachend zerplatzen
Und berstend vor Freude
All vierzig Jahre
Zerschütteln dieses Erdengebäude,
— So stürzte Frisco ein,
Riesiger Fall dessen Echo noch drahtlos fortschwang,
Geringes Schrein, wie vom Fischlein das auf dem Rost sang.

*

## PRIKAZ (FRAGMENTE)

Unschuld der Welt!
Wenn der Baum des Wissens mit Apfel und Krone sich in die Mitte stellt
Zart in den leichtschwingenden Raum,
Der Freiheitsbaum,
In Verehrung umtanzt
Von Flüchen verschanzt
Gepflanzt
Vor der Kathedrale von Sängern längst leer,
Als von Evas Nacktheit ihr Leib aufleuchtet
Als der adamitische Adam seine Kleider verkaufte nur um mehr
Adam zu sein,
Oder um einen Flüchtenden damit zu bekleiden —
Und wer war der Diener, wer der Herr von den Beiden?
Als Eva eine große Dame war
Durch trunkne Soldaten entkleidet, — Posse und Drama waren stets ein
Paar . . —

Unschuld der Welt!
Wenn der runde Apfel fällt,
Zerspringt
Aufblinkt, Pulver Sprengstoff Dynamit,
Wenn die plattköpfige Schlange ihre Ringe zieht,
Schwarzschuppig um den Schaft des scharlachroten schönen Baumes,
Den Augen des ärmsten Geistes ist sie nur Spiel des Traumes,
Nur Apothekerzeichen,
Oder graviertes Bild auf den Knöpfen der Uniformen
Der Militärmediziner, gummibehandschuhte Chauffeure zu himmlischen
Reichen

Die die Luft der Salons erfrischen mit Jodoformen,
Wenn sie nach Liebe angeln, von Konversationen verdeckt,
Bei der Laienschwester die ihr Herz in Güte versteckt,
Wie ein Engel der vor Ekstasen und Ekel die Zunge bleckt.
Unschuld der Welt,
In den tanzenden Hellen

Der Flammenquellen
Des Bergöls und der Säfte eines Amsterdamer Herrn,
Die Einsiedelei brennt auf, das Alexander Museum (ein Haus mit dem Stern)
Wärmt seine Trauer an seinen Aschenresten!
Und Studenten mit überlangen Haaren
Auf dem Kopf hellgrüne Mützen, in blauen Talaren,
Zugleich Soldaten, Richter, Konsul und Henkersmann
Bieten in glühender Sprache die Bücherei Diderots an.
Wie ein Fluß siehst du das Blei der Druckereien fließen
Um das Alphabet der neuen Menschlichkeit zu gießen,
Und im Kameny-Viertel, in einem Zimmer in das es hineinregnet
Werden vom sterbenden Vater zwei Verlobte besegnet.
Die Schatten des Sterbenden bilden auf den geröteten Mauern einen Fries der ins Weißliche fällt,
Einen Rundtanz der Geburten.
Unschuld der Welt,
Unschuld mit der alle Zufälle hurten!

Stimme eines Professors auf dem Lehrstuhl der Universität
Gegenüber der Börse und des Hafens, am anderen Ufer: Spät
Erst bewies man daß noch kein Dichter kam,
Der die Legende vom Kollektiv Wahnsinn für Wahrheit nahm.
Stimme eines Kuban Kosaken dessen Augen nach Mekka sehen:

*Wie es die Schrift sagt wird es geschehen!*

Ein Soldatenrat tagt im Opernsaal,
Eine grauschwarze Krähe fällt in den Rattenkraal,
Durchquert die Neva von Scheinwerferlichten fahl:
Das kleine Vorspiel zum Zusammenbruch.
O Unschuld!
Unschuldsfluch!

*

## EMANUEL SIGNORET

Geboren den 14. März 1872; gestorben 20. Dezember 1900

### Bibliographie

*Le livre de l'Amitié* (Mirzaël et Myrtil), Poèmes en vers et en prose, bei Vanier 1891. — *Ode à Paul Verlaine*, bei Vanier, 1892. — *Daphné*, poèmes, bei Bibliothèque Artistique et littéraire, 1894. — *Vers dorés*, bei Bibliothèque Artistique et littéraire, 1896. — *La Souffrance des Eaux* (première partie, suivie du Premier Livre des Sonnets, de trois Elégies et de cinq poèmes), bei Bibliothèque Artistique et littéraire, 1899. — *Vers et prose*, Le Saint Graal, Puget—Théniers, 1899. — *Le Tombeau de Stéphan Mallarmé*, poème, Bibliothèque du Saint Graal, 1899. — *Jacinthus*, poème philosophique en 12 chants — *Poésies Complètes, Préface par André Gide*, bei Mercure de France, 1908.

### AUS DER SYMPHONIE (DEM GEDÄCHTNIS BEETHOVENS)

Die menschliche Barke erreicht die Ufer des Seins,
Der Mensch überwächst die Götter schon seines Traums,
Die Stirnen sinken mit himmlischem Glanz in eins
Und unser Blut gebärt den Gott des Raums.

Jupiter leuchtet wieder im Strahl meines Blicks,
Sein Blitz unbeugbar verlischt in meinen Pupillen
Und Venus gab mir dies Mädchen gekrönten Geschicks,
Blüte der Myrte und Tränen, Licht in nächtigen Stillen.

Wie eine mächtige Sonne wiegt sich mein Haupt,
Der Lyra des Gottes entschwebet ein hymnisches Feuer,
Prophetischer Bogen dem ewigen Schweigen entraubt
Wölbt unter den Händen sich auf wie der Tag, ungeheuer

Apollo, er selbst, entbreitet sich über die Weiten.
O Hauch der dem Flug noch meiner neun Musen entgegen,
Zephir in Armen des Lorbeers grüner Gebreiten:
Hundert verwirrte Segel entschwellte dein leises Bewegen,

Du könntest, ohne zu wanken, das Weltall tragen!
Die Harmonien haben die Fülle der Brust zerschlagen
Und die Posaunen Smyrnas zerspellt. O Götterwind
Der mit Ekstasen Gewittern den sanften Dante stählte,

Du segnest das Korn und reifst die Traube mir lind,
Hauch der zu Weimar in Feuern die Wolken vermählte,
In den jungen Ulmen von Stratford wühltest du tränenblind
Und entlockst meinen Lippen das lang erwartete Zeichen;

Der Lorbeer wächst in der Wälder stillen Bereichen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Tage müssen die Nächte mit Feuer beladen,
Rauscht auf, o Musen! Der Chöre gedoppeltes Singen!
Schluchzte der Vogel der Schnitter nicht schon? Zikaden
Beginnt! Der Mond erblüht wie Syringen.

Vergoldeter Stern und Tal idealer Konturen,
O Meer das die Wälder kühlt und wiegt die Piloten,
Dein Wind, ohne sie zu verglühen, wühlt in den Fluren;
Nachtschleier der Pinien, Felsen wie Tische geboten!

Dort unterm Schatze der Blumen und Muschelschalen
Habe ich Sturm geblasen im delphischen Erz;
Aufs neue geboren, über der Zeiten Annalen,
Entflammt in die Ewigkeit das göttliche Herz.

O Delta der Tränen aus Menschenaugen geflossen:
Wie Aphrodite wird Gott einst aus Meeren erblühen,
Von den neun Musen empfangen, dem Schoß dieser Mütter entsprossen,
Und jedem geweihten Geist offenbart er sein Glühen.

* * *

# HERAKLES

## VON ALBRECHT SCHAEFFER

(Fortsetzung)

Wenn Daidalos noch lebt und du ihn siehst, so sage ihm, was ich getan habe, damit er aufhört zu trauern.

Ich kann es nicht sagen, aber dir zuliebe will ich Iris bitten, daß sie es tut.

Während sie noch sprachen, kamen sie abermals einer Insel nahe, von der Helios sagte, daß es Thrinakia sei. Er landete alsbald und entließ die Gefährten freundlich.

*

Als Herakles nach mühseliger Gebirgs-Wanderung bis zu Atlas hinauf gelangt war, der tiefgebeugt dastand unter der Bürde der ungeheuren Kuppel, bat er ihn die Äpfel zu holen. Atlas sagte, das wolle er nicht ungern, wenn Herakles dieweil das Gewölbe auf seinen Nacken nehme; ihm selber sei es lange willkommen, einmal aufzuatmen. Herakles tat es und trug den Himmel einen Tag und eine Nacht lang, aber er glaubte, er stürbe daran; und nun sagte Atlas, als er mit den Äpfeln kam, es gefalle ihm ohne die Last auf der Erde viel besser und Herakles möge sie nur behalten, da er sie schon habe. Ich will es, sagte Herakles ächzend, wenn ich mir aus Gras und Kräutern ein Kissen für meinen Nacken gemacht habe, denn ich bin das noch nicht gewohnt. Damit Herakles sich das Kissen machte, nahm Atlas seine Stelle wieder ein, und so war es denn wie vorher, nachdem sie ihren Betrug miteinander getauscht hatten. Herakles nahm die Äpfel und ließ Atlas stehen, wo er stand.

Eurystheus indes wollte sogleich von den Äpfeln genießen, allein Herakles überzeugte ihn, daß er nicht gut daran tue. Du wirst, sagte er, unsterblich werden; weil aber Alterslosigkeit nicht damit verknüpft ist, wirst du, so dürr du schon bist, immer mehr eintrocknen, und es wird dir gehen wie Tithonos, für den Eos seine Gattin Unsterblichkeit erbat, aber die ewige Jugend vergaß. Zuletzt war er so klein geschrumpft, daß sie bitten mußte, ihn in eine Grille zu verwandeln. So wirst du auch bitten, eine Kröte zu werden; und Tithonos war schöner als du.

Da verzichtete Eurystheus, und Herakles gab die Früchte Pallas Athene, die sie den Hesperiden wieder brachte.

*

Herakles kam aber nicht von Atlas ohne weiteres nach Tiryns zurück, sondern hatte auf der Rückfahrt noch Kämpfe zu bestehen, deren einen er unter den allerhärtesten rechnete. Auf dem Floß nämlich, das Herakles aus Baumstämmen und Weidenruten auf der menschenleeren Insel machte, wurden sie abermals vom Sturm ergriffen und über den Okeanos geschleppt, bis sie ein unbekanntes gelbes Gestade sahen und einen Strom, der sich in fast unübersehbarer Breite ins Meer ergoß. Herakles wollte dies Land kennenlernen, und so ruderten sie den Strom hinauf, dessen Ufer bald näher kamen und überaus lieblich waren, lauter grüne Terrassen, bebaut mit Korn und Fruchtbäumen, und es arbeiteten da zahlreiche bräunliche Menschen, die ihnen zuwinkten. Es war der Nil, den sie befuhren, und der damals nur eine Mündung hatte, und das Land war Ägypten. Herakles erkannte es an der Farbe der Menschen und sagte zu Iolaos: Es ist Ägypten, das gute Land, das Cheiron mich lehrte, denn zu uns ist das Meiste von dort gekommen. Sogar die Götter sollen zuerst an den Quellen dieses Nils auf Bergen gewohnt haben, die noch höher sind als der Olympos. Doch war es ihnen zu warm da, und sie gingen fort, nachdem sie große dreieckige Gräber erbaut hatten, damit die Menschen glauben sollten, sie wären gestorben. Aber die Gräber sind leer.

Als der Strom sich nun verengte, kamen sie an eine glänzende sehr hohe Treppe, die vom Wasser aufstieg zu einem Gebäude von großen Maßen und Schönheit. Auf der Treppe standen unzählige geschmückte Jünglinge und Jungfrauen, die braun waren und Herakles mit sanften Gebärden einluden, ihnen zu folgen. In den glänzenden Sälen oben wurden sie zu einem schwarzen Riesen geführt, der auf einem Thron von Stein saß, Busiris, ein König des Landes. Bei ihm wurden Herakles und Iolaos königlich bewirtet, und viel ungemischten Wein trinkend, entschlief Herakles wie Iolaos beim Getön holder Flöten und Triangel. Es war ein Zauberkraut in dem Wein, wovon Iolaos drei Tage und drei Nächte im Schlaf blieb, aber für

Herakles war es nicht kräftig genug, und er erwachte ein wenig von Händen an seinem Halse. Es war Busiris, der eben ein Messer erhob, aber nun ward Herakles ganz wach und stieß es ihm in die Kehle. Später vernahm Herakles, daß Busiris so mit allen Fremden verfuhr, und er freute sich, daß er auch im Schlaf eine so schwarze Frucht gezeitigt hatte.

Mit dem schlafenden Iolaos fuhr er dann weiter solange den Strom hinauf, bis er nur noch die Breite eines Speerwurfs hatte. Da war eine eherne Kette querüber gespannt, an der das Floß hängen blieb, und am Ufer saß ein Koloß, der Herakles aufforderte, mit ihm um das Leben zu ringen. Herakles rang mit ihm, bis es Nacht wurde und konnte ihn nicht bezwingen. Sie ruhten sich aus bis zum Morgen, aber an diesem Tage richtete Herakles nicht mehr aus als am vorigen. Am dritten Tage gelang es ihm, dem Koloß erst einen, dann auch den andern Fuß vom Boden zu lüften, und nun ließ dessen Kraft so sehr nach, daß Herakles ihn auf die Erde schleuderte, um ihn zu zerbrechen. Er aber berührte kaum den Sand, als er leichter als ein Wolleball aufsprang und mit wilderem Ungestüm andrang. Nun hatte aber Herakles erraten, daß den Unerschöpflichen ein Geheimnis mit dem Erdboden verband, und all seine Kraft daran setzend, schwang er ihn in den Armen hoch und preßte seinen Leib zusammen, daß der Atem ausblieb. Ach Gaia, schrie der Erlöschende, Mutter Gaia, ach hilf! Eine Klage-Stimme antwortete aus der Erde: Ach, Antaios, mein liebes Kind, nun kann ich dir nicht helfen. Versuche nur einen Zeh auf meinen Scheitel zu bringen, so kann ich dich stärken. — Ich kann nicht, Mutter, stöhnte der Sohn, ein Ungeheuer hält mich in Lüften. — Hält er dich in den Lüften, heulte die Mutter unten, ach dann ist es Herakles, dann mußt du sterben. — Ein ungeheures Schluchzen zerriß fast die Erdrinde, und Antaios hauchte die entkräftete Seele aus. Als Herakles ihn niederlegte, bat die Mutter Gaia flehentlich aus der Tiefe, ihn liegen zu lassen, und Herakles willfahrte ihr. Als er wieder auf dem Floß war, klaffte die Erde auf, wo Antaios lag: seine Mutter zog ihn in ihre Arme. Von der Erschütterung kam eine solche Flutwelle in den Strom, daß sie das Floß mit großer Schnelle bis in die Mündung trug. Dort sprach Herakles zu Iolaos, der eben erwachte:

Dieser Strom hier ist wahrlich zu breit. Jedem Sterblichen muß es die Augen auseinanderreißen, wenn er beide Ufer zugleich sehen will, und wie

soll er anders erkennen, daß es kein neues Meer ist, sondern ein Strom. Ich will es ändern, wenn es die Götter erlauben.

Und er machte mit großer Plage zwei Sandbänke im Strom und teilte ihn in drei Arme.

## DIE ZWÖLFTE ARBEIT

Herakles sank das Herz, als Eurystheus nun den Hund der unteren Welt, den dreiköpfigen Wächter am letzten Tor, Kerberos, zu sehen verlangte. Eurystheus bestand darauf, obwohl Herakles sagte, daß er als sterblicher Mensch nur Aufträge für die Welt des Lichts annehmen könnte; aber Eurystheus leistete ihm den großen Eid, Himmel, Erde und Styx zu Zeugen anrufend, daß er ihn nach dieser Arbeit von der Blutschuld und seinem Dienst freisprechen würde.

Bei Tainaron dem südlichen Vorgebirge ist eine Grotte, aus der ein Weg in die Welt der Untern hinabführt. Herakles wählte ihn, obgleich er sehr weit war, weil er die ungewisse Fahrt über den Okeanos scheute. Das letzte was er im Licht sah, war der Kirschenbaum, der hinter dem letzten Dorf im Brachfeld stand, ein dichtes grünes Gewölbe, aus dem unzählbar die purpurnen Früchte blinkten. Unten war er von hundert Kindern umringt, die laut klagten, weil ihre einzige große Leiter umgestürzt und zerbrochen war, der Zimmermann aber zu einer Arbeit weit über Land gegangen. Herakles kam gleich hin und begann Kirschen zu pflücken, die außen saßen, denn innen hatten sie ihn ins Geäst steigend schon leer gepflückt; aber es war eine mühselige Arbeit, weil ihm die Kirschen zu klein waren. Also trat er in den Baum hinein und schüttelte ihn, daß die roten Kirschen rundum spritzten wie ein Blutregen.

Ob Löwe oder Hyder oder Kirschbaum, immer war es süße Speise für viel unschuldige Münder.

*

Pallas Athene hatte Herakles eine von den hundert Quasten des Aigis-Schildes gegeben, die ein Goldlicht strahlte und auch in der Nacht des Hades leuchten würde, ohne sich zu erschöpfen. Herakles befestigte sie am Speer und trat, von dem Himmels-Licht getröstet, den Weg an. Die Göttin hatte ihm geraten, das Auge nicht von der Leuchte zu wenden, da sie ihn stärken und auch durch die weglose Nacht sicher führen würde.

Viele Stunden beschritt Herakles zuerst einen Felsengang, welcher abwärts führte. Anders wurde die Luft, die er atmen mußte. Aus ihr wich das Leben. Sie nährte nicht mehr, und durch Leib und Seele verbreitete sich ihm ein Verstummen. Allein das Licht, das an der Speerspitze vor ihm herzog und das Blut des höchsten Vaters, das in ihm war, half ihm sich zu gewöhnen. Aber ein anderes Grausen gesellte sich zu diesem. Zuerst war es ein leises Geräusch, Rauschen und Gleiten, oder ein Schleifen von Sohlen und Kleidern, nicht dem Ohr, sondern graunvoll der Seele vernehmlich. Es waren die toten Seelen, die er auf ihrem Weg überholte, und bald erkannte er sie auch zur Linken und Rechten, bleiche, zitterliche Gestalten von Hauch, die körperlosen Gebilde des Atems, den Verstorbenen ähnlich, wie sie in ihrer Todesstunde waren; wie Nebel zogen sie weit und breit durch die Finsternis, aufleuchtend vom Licht am Speer mit all ihren leiblosen Schrecken der letzten Stunde, klaffenden Munden und leeren Augen, — und der Lebende klammerte sich an die Leuchte.

Und nun spürte er noch etwas, das hinter ihm kam. Zwei Stimmen tuschelten und berieten sich. Da ahnte er, daß es die beiden waren, die er nicht kannte; die er unwissend, kaum geboren, in Schlangen-Gestalt überwand, er erfuhr sie nun, Furcht und Tod, die es jetzt wieder wagten. Sie schlichen an seine Seite, und weil er die todesmutigen Augen nicht von der Leuchte wandte, daß er ihre Furchtbarkeit nicht sähe, dunsteten sie ihn mit Entsetzen an, daß er erstickte.

In dem Augenblick, wo Herakles sie erkannte, tat er den Schritt, der ihn aus der unteren Mündung des Schachts überlieferte an die schwarze Leere.

Dennoch blieb in seinem Innern ein Licht verbunden mit dem Licht, das seine eigenen Hände trugen; und das innere sog aus ihm, nährte und stärkte sich an ihm, und während ein Süßes von Erde und Gras, von Wolken und Bäumen, erquickende Erinnerungen durch seine sterbende Brust hauchte, begann das Licht am Speer sich zu wandeln und wurde zum Schein eines Gesichts. Züge dämmerten weiblich und liebend, Augen blickten ihn an, Geduld verheißend. Die Erwählte des Jugend-Tages blickte immer schöner zurück, indem sie voraufging, jetzt nur noch milde, nur weich, fast schon selig, — und so oft er starb, so oft belebte sie ihn.

Als Herakles die Unendlichkeit des Todes-Weges überwunden hatte, sah

er im Schein der Aigis-Quaste vor sich in der Finsternis ein großes Tor, offen in einer unabsehbaren grauen Mauer. Die Nebel der Seelen flossen lautlos hinein. Zur linken Hand saßen auf steinernen Sitzen Zwei, eine männliche und eine weibliche Gestalt, beide mit bleichen grauen Antlitzen, silberne Kronen im nächtigen Haar. Der Mann erhob sich. Es war Hades. Er sagte:

Da kommst du, Herakles, du Entsetzlichster aller Lebenden. Hermes brachte die Botschaft, aber ich wollte sie nicht glauben. Du sollst den Hund mitnehmen, denn du würdest ja auch mit mir kämpfen, wenn ich dich angriffe, aber mich dauert deine grausige Kühnheit. Komme aber zuvor herein, daß ich dich auch bewirte.

Herr, sagte Herakles froststarr, ich will nichts essen, denn dann würde ich bleiben müssen wie diese hier. Und er wies auf Pesefoneien, die sich erhob und eine Hand auf seine Brust legte. Weißt du das? fragte sie traurig. Ja, nun wissen es die Menschen von mir und sind klüger. Dein Herz klopft, ja du bist wahrlich lebendig, du. Quellwasser und Narzissen und viele Dinge sind sonst noch oben. Darum grüße die Mutter. Wird es bald Frühling? Dann komme ich wieder. — Sie wandte sich gramvoll und ging durch das Tor davon in die Nacht.

Herakles hörte nun erst das Geheul des Hundes, der drinnen stand, wo die Wege sich teilten, der eine für alle Toten ins Haus des Hades, nach Elysion der andre, in den Tartaros der dritte. Er heulte nur, ließ aber alle vorüber, doch keinen hinaus.

Nimm nicht den Speer, sagte Hades, verletze ihn nicht. Herakles lehnte seinen Speer im Tor an, löste eine Kette, die er um den Leib geschlungen hatte, und fing den Hund von hinten, nachdem er an den heulenden Häuptern vorübergegangen war. Er umschnürte ihn, bis er unbeweglich war, und schwang ihn auf den Nacken; er ergriff die Lanze, grüßte Hades stumm und schritt zurück.

Herakles trug, seiner Sinne nicht mächtig, den Hund zu Eurystheus. Der erschrak über den Anblick Herakles' mehr als über den Hund, so daß er die Sinne verlor und hinfiel. Herakles trug den Hund nach Tainaron zurück und ließ ihn am Felsgange frei.

Herakles war wie blind. Pallas Athene nahm seine Hand und führte ihn.

Er sagte: Danke dir, Iolaos, wohin führst du mich? Sie sagte: Ich bin Pallas. Es ist nun so, Herakles, daß kein Mensch dich ansehen kann. Ich aber bin bei dir. — Und sie führte ihn in das Gebirge bei Tainaron und blieb lange bei ihm. Sie speiste ihn mit Ambrosia, so daß er rascher genas. Sie sagte ihm auch, daß er nun nach dem Tode unsterblich sein werde, aber er lächelte nicht.

Herakles war bei dieser Arbeit um ebensoviele Jahre älter geworden, als er zählte. In seinem Angesicht, dem der Vater verliehen hatte, daß es nicht altre, war eine Änderung nicht zu sehen, aber Iolaos sah es an den Händen so daß er weinte. Und wenn er lächelte, lief durch das Lächeln ein Sprung wie durch ein feines Gefäß von Ton, das gestoßen wurde, und die Menschen hatten weniger Freude daran als früher. Ihn selber freute es nicht; sein Leib wurde träge, die Seele dämmrig.

## DER FEIGENBAUM

In diesen Tagen gingen durch das achaiische Land Boten des thessalischen Königs Eurytos in Oichalia, jenes großen Bogenschützen, der Herakles' Lehrer in dieser Kunst gewesen war. Die Boten versprachen seine Tochter Iole und Herrschaft über das halbe thessalische Land demjenigen, der ihn selber und seine Söhne im Bogenkampf übertreffen würde.

Herakles dachte, als er die Botschaft hörte, daß es zwar wieder ein weiter Weg bis nach Thessalien sei; daß es aber gut sein müsse, ein Weib zu besitzen und der Hut uralter Ordnungen gewidmet, in Frieden zu altern. Er machte sich auf, seinen Füßen vertrauend wie immer, und durchwanderte wie einst von Argos bis Thessalien die schönen, lange bekannten Länder.

Als er nun eines Mittags in der heißesten Stunde auf einem Hügel in der weiten farsalischen Ebene neben einem Quell unter einem alten Feigenbaum schlief, ruhte das Auge Athenens auf ihm, die auf der Schwelle ihres Hauses am Hang des Olymp unter den Säulen saß. Überdem näherte sich ihr Prometheus der schmale Titan und sagte, neben sie tretend:

Du siehst den Herakles.

Die Göttin bejahte.

Friedevoll schläft er, fuhr Prometheus fort, das Haupt auf dem Arm in

dem grünen Schatten. Seine Taten sind so viel, wie über ihm Früchte hängen. Aber ich sehe einen Schatten, wie eine kleine Wolke gebildet, über seinem Haupte.

Ich sah ihn lange, sagte Athene; er macht mich unruhig.

Der Titan begann: Ich will es ihm nun gedenken, was ich ihm einmal versprach für die Errettung vom Kaukasos. Denn du, Göttin Athene und ihr andern, ihr wißt immer alles. Aber ihr wisset nur, was ist, was sein wird, nicht.

Auch du, sagte sie gleichmütig, weißt nicht das Ende, sondern nur immer das nächste.

Mag es dir heut genügen, erwiderte er, wenn du denn im Sinne hast diesem Zeus-Knecht zu helfen.

Vielleicht will ich ihm helfen, dem Zeus-Sohn, meinem Bruder auf der Erde.

Dein Bruder? fragte er hohnvoll. Mehr meiner als deiner.

Ich weiß, fuhr Athene fort, daß er zum Bogenkampf nach Oichalia geht, und daß er den Sieg gewinnen wird, aber nicht Iole. Denn Eurytos hätte sie nicht als Preis eingesetzt, wenn er Herakles nicht noch unterwegs zu den Hesperiden glaubte; seit er aber von seiner Rückkunft und der Schuldlösung hörte, hat er sich mit seinen Söhnen beraten, daß sie Iole nicht geben wollen, weil eine Sage von Herakles ausgeht, daß die Berührung des Weibes ihm Wahnsinn bringt, wie bei Megara einst. Dieses ist alles schon in den Gemütern der Menschen, und ich sehe es.

Der Titan sagte: Aber er wird in Wahnsinn verfallen, wenn er Iole nicht erhält, denn seine Seele ist unverwundbar für alles außer für Betrug. Der war es auch bei Megara, und so wie bei Megara wird Here, wenn diese Wunde aufbricht, den Wahnsinn hineinsenden, aber das ist das wenigste.

Athene sagte: Sprich weiter.

Der Titan fuhr fort: Im Wahnsinn wird er eine Untat vollbringen, und darnach wird er aufwachen und verzweifeln. Um sich von der neuen Blutschuld zu reinigen, wird er in die Knechtschaft eines Weibes verkauft werden und dort wird er aus Gram schwachsinnig werden und seine Kleider vertauschen und weibisch werden, und wenn die Knechtschaft abgedient ist, wird die Schande bleiben, und er wird sterben wollen.

Athene rief: Das aber nicht! Denn das weiß ich vom Vater, daß er nicht durch eigene Hand stirbt. Darum ist es auch bestimmt, daß du mir dies sagst und ich es abwende.

Abwenden, sagte der Titan, kannst du es nicht, weil ich es sehe, und es ihm daher bestimmt ist. Dennoch kannst du es ändern, o Göttin, wie ich es könnte, wenn ich deinem Vater nicht zugesagt hätte, nicht zu tun, sondern nur zu raten bei euch. Wie tief er schläft! sagte er, nach Farsalos deutend und dem Feigenbaum. Du kannst es jetzt, Göttin, greife in ihn und löse das Band, das seine Seele mit den Gliedern verknüpft. Nimm die Seele und schließe sie in den Feigenbaum. Dort mag sie ruhig verweilen, während die Sinne und der Leib tun und leiden. Wenn es Zeit zum Erwachen ist, führe ihn unter den Feigenbaum und verbinde, wenn er schläft, was zusammengehört. Dann wird er aufwachen, und alles wird ihm geschehen sein, ihm aber wird sein, als ob er träumte. Es sind aber die schlimmsten Träume, die der Mensch am schnellsten vergißt.

Athene wendete jetzt das große blaue Auge, das unwandelbar auf dem Baum und dem Schläfer geruht hatte, gegen das schmale Gesicht des Titanen, und sie sprach:

Einst — was sagtest du doch, Titan, als du schon auf dem Kaukasos lagst, und als Hermes von meinem Vater kam, um dir tausend Leiden zu verkünden und um dir Schonung zu verheißen, wenn du eine Bedingung erfülltest? Was sagtest du doch?

Daß ich mein Schicksal weiß und daß ich es nehme.

Und es geschah dir. Und nun, wenn ich hinginge jetzt und diesen Erdenmann unter dem Baum fragte, ob ich seine Seele hineintun soll, was wird er sagen?

Prometheus erwiderte: Er ist nur ein Mensch.

Sprach Athene: Und Herakles ist sein Name. Oh wahrlich, Titan, als du damals die Menschen aus Lehm knetetest, da hast du Herakles auch gemacht. Und als ich hinzukam und sie mit meinem Odem belebte, da habe ich Herakles auch belebt. Warum verachtest du ihn?

Er sagte: Weil ich ihn gemacht habe.

Sie sagte: Und so ehre ich ihn, weil ich ihn belebte.

Sie sprang auf und schrie wild zum Baume hinüber: Aufgewacht, Hera-

kles, aufgewacht! — Dann blies aus ihrem Munde ein großer Sturm und griff in die Äste des Feigenbaumes, und wo eben Herakles erschreckt aus dem Schlaf gesprungen war, da lag schon der Baum, umgerissen mit der Wurzel.

Herakles aber entfloh aus dem Bäume brechenden Sturm und lief nach Oichalia. (Schluß folgt)

* * *

# NEUE BRIEFE VON UND AN HEINRICH HEINE

VON FRIEDRICH HIRTH

(Fortsetzung)

Aus dem Jahre 1855 stammt ein Schreiben, das Michel Chevalier[1] an Heine richtete. Eine wenig erfreuliche Angelegenheit kommt darin zur Sprache. Um sie zu verstehen, muß man sich auf Heines Brief vom 24. II. 1855 beziehen («Heines Briefwechsel», Band III, Seite 512). Heine bat darin, daß Chevalier sich bei den Brüdern Péreire bemühen solle, ihm statt 20 Aktien 100 zum Geschenk zu machen. Diese Bitte wurde abgelehnt, und in dem hier mitzuteilenden sieben Monate später abgefaßten Schreiben mußte Chevalier berichten, daß ein neuer Versuch bei den Péreires erfolglos geblieben war. Heine berief sich zur Unterstützung seiner Bitte auf seine Armut und Krankheit, die aber seine Zudringlichkeit nicht erfreulicher erscheinen lassen können. Mit Péreires war er seit der Zeit der St.-Simonistischen Versammlungen in der Rue Taitbout gut befreundet. Er hatte die beiden Brüder als kleine Angestellte des Bankhauses Rothschild gekannt. Schon in den vierziger Jahren waren sie aber mächtige Konkurrenten von Rothschild geworden, indem sie die ersten französischen Eisenbahnbauten finanzierten. Zwischen den Rothschilds und den Péreires war es zu schweren geschäftlichen Kämpfen gekommen. Baron James Rothschild hatte gedroht, daß er seine ehemaligen Angestellten auf

[1] Vgl. die Charakteristik Chevaliers durch Heine in «Gedanken und Einfällen» und Heines Brief an Varnhagen von Ense vom 16. Juli 1833: «Mit Michel Chevalier . . . habe ich stundenlange Beratungen über Religion.»

die Knie zwingen werde. Er zog aber den kürzeren: das Bankhaus Péreire blühte außerordentlich rasch auf und spielte im Laufe des 19. Jahrhunderts eine bedeutende Rolle. Auf Heine waren die Péreires wegen einiger Angriffe in der «Lutetia» schlecht zu sprechen. Sie verziehen es ihm auch anscheinend nicht, daß er mit den Rothschilds in ständiger Verbindung blieb. Heine wird man in der Angelegenheit nicht von dem Vorwurf der Doppelzüngigkeit freisprechen können. In dem früher erwähnten Briefe an Chevalier behauptet er, daß er, um den Péreires gefällig zu sein, mit den Rothschilds gebrochen hätte, was der Wahrheit widersprach. Sich bei Aktienmissionen beteiligen zu lassen, war eine ständige Gewohnheit Heines, aber bei den Rothschilds hatte er damit mehr Glück als bei den Péreires. Bedauert muß werden, daß sich von den Briefen, die Heine an die Péreires richtete, kein einziger erhielt. Aber der Brief, den Chevalier an Heine richtete, gibt ausreichenden Aufschluß darüber, daß die Brüder Péreire auf den deutschen Dichter wenig gut zu sprechen waren. Chevaliers Brief lautet:

«Lodève 15 septembre 1855.

Mon cher ami,

C'est ici que vient me trouver votre lettre. Je suis désespéré d'être parti de Paris sans vous voir. Mais c'est un tort que je réparerai bientôt; car je tarderai peu à m'y rendre.

Un des motifs qui m'ont retenu c'est que j'éprouvais une espèce de honte à vous annoncer l'insuccès de mes négociations auprès des frères P. J'y ai mis non seulement toute bonne volonté, mais aussi toute insistance. J'ai échoué cependant contre une sorte de parti pris je ne m'explique pas. Car j'ai(vu) en bien des circonstances les frères P. se conduire non seulement convenablement, mais grandement.

Vous aurez donc ma visite avant peu, mon cher ami. Je recevrai toutes les confidences dont il vous plaira de m'honorer, et je éssaierai de vous communiquer la confiance que j'ai (et) que nous vous garderons, et longtemps.

Tout à vous Michel Chevalier.»

Couvert:

Monsieur
henri heine
3 avenue Matignon
Paris

Das folgende Briefchen stammt von François Mignet, einem der größten französischen Historiker des 19. Jahrhunderts, mit dessen «Revolutionsgeschichte» sich Heine schon 1830 beschäftigte. Tiefste Freundschaft verband die beiden Männer. In seinem zweiten und dritten Testamente aus den Jahren 1846 und 1848 hatte Heine Mignet zum Verwalter seines literarischen Nachlasses bestellt (in seinem endgültigen Testament betraute er Rudolf Christiani mit dieser Aufgabe). In dem Schreiben, das Mignet an Heine richtete, übersandte er ihm eine Eintrittskarte für eine Sitzung der französischen Akademie. Für diese hatte Heine immer starkes Interesse bekundet (vgl. u. a. das 34. Stück der «Lutetia», worin auch von Mignet ausführlich die Rede ist). Dessen Brief lautet:

«Je rentre, mon cher Heine, et on me dit que vous êtes venu chez moi pour me demander un billet. je regrette infiniment de vous avoir manqué et m'empresse de vous envoyer le billet — pour la séance de l'académie qui doit avoir lieu après — demain samedi. je vous l'envoie avec mes amitiés.

Mignet

jeudi-3 juin»

Couvert:

Monsieur

Monsieur Henri Heine

à Montmorency (Seine et Oise)

Heine verbrachte die Monate Juni bis September 1847 in Montmorency. Das Häuschen, 2 rue Chategneraie, ist noch unverändert erhalten, und die Besitzerin erinnert sich, von ihrer Mutter viel über ihren berühmten Mieter gehört zu haben.

Vom 18. November 1851 rührt ein Schreiben her, das Heines Übersetzer Saint-René Taillandier an diesen richtete. Am 3. November 1851 hatte Heine diesem biographische Einzelheiten mitgeteilt und ihn auch auf die von Philarète Chasles 1835 veröffentlichte Lebensbeschreibung verwiesen («Heines Briefwechsel», III. Band, Seite 219). Auf diesen Brief Heines antwortete Saint-René Taillandier, der damals Professor der deutschen Literatur an der Universität Montpellier war, mit folgendem Schreiben:

Montpellier, 18 Novembre 1851.

«Cher Monsieur henri heine, je vous remercie infiniment de l'envoi que vous venez de me faire. Toutes ces notes me seront très précieuses; j'ai lu avec plaisir l'article de chasles qui contient des choses bien senties. je désire que mon article soit complet et reproduise votre portrait tout entier; je reviendrai sur toute votre carrière, depuis le Reisebilder jusqu'au Romanzero. Il n'y a pas encore eu sur vous un seul article de ce genre; on a parlé tour à tour de vos diverses productions, sans prendre l'ensemble de votre vie de poète. j'espère que mon article interessera le public français; quant à moi, j'éprouverai le plus grand plaisir à dessiner, à reproduire dans sa grâce, dans sa gaité et dans sa profondeur, l'une des physionomies de poète les plus vives et les plus brillantes de ce temps-ci.

je vous prie de ne pas oublier de m'envoyer votre volume de Faust, aussitôt qu'il aura paru. oserai-je vous demander aussi un nouvel exemplaire de votre Romanzero? Celui que vous avez bien voulu me donner ne contient ni le titre, ni les notes, ni la préface.

je suis très occupé en ce moment par les travaux de la rentrée, je ne pense pas que mon article puisse être inséré dans la Revue avant le Ier janvier, mais je ferai en sorte que ce ne soit pas plus tard. Comptez sur mon empressement, et sur le désir que j'ai de vous être agréable.

j'ai envoyé à Buloz une traduction de la Princesse Sabbath et de Jehuda von halevy, qui auraient pu être insérés avec succès sous le titre des mélodies hébraiques. Peut-être Buloz a-t-il pensé qu'il valait mieux réserver ces citations pour mon article.

Adieu, cher Monsieur heine, puisse le succès de votre romanzero être un adoucissement à vos souffrances! c'est le voeu bien sincère de

votre tout dévoué

Saint-René Taillandier.»

Saint-René Taillandiers Aufsatz über Heine erschien in der «Revue des deux Mondes» am 1. April 1852 und erregte außerordentlich starkes Interesse; niemals vorher war dem französischen Publikum das Werk des deutschen Dichters in so eindringlicher Weise geschildert worden. — —

Diesen Briefen an Heine soll nunmehr eine größere Anzahl von Briefen folgen, die dieser an verschiedene Persönlichkeiten richtete. Zeitlich steht in erster Reihe ein Briefchen an den Studenten A. Droop aus Osnabrück, der gleichzeitig mit Heine in Göttingen Jura betrieb. Das Briefchen ist das

letzte Schriftstück, das Heine in Göttingen verfaßte. An demselben Tage begab er sich nach Norderney. Heine schrieb an Droop:

«Und Du, lieber Droop, lebe wohl! Kalmüsere fort in Deinem Corpus juris, erinnere Dich oft, daß Du mein Titular Fuchs gewesen, grüße mir recht herzlich Eduard und Carl Wedekind, sage ersterem, daß ich sehr oft an ihn denke, erhalte mir Deine Freundschaft und sey versichert, daß ich Dich recht liebe.

Dein Freund

H. Heine,
Dr. jur.

Göttingen, d. 1. Aug.
1825.»

Mit Eduard und Carl Wedekind war Heine in Göttingen sehr befreundet; ersterem danken wir wichtige Tagebuchaufzeichnungen, die bedeutungsvolle Mitteilungen über Heines Göttinger Aufenthalt gewähren.

Am 2. Weihnachtstag 1829 schrieb Heine an Carl Immermann einen ausführlichen Brief, worin er sich über den dritten Teil der «Reisebilder», insbesondere über die Angriffe auf den Grafen Platen, äußerte. Der größte Teil der Handschrift dieses Briefes befindet sich im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar und konnte von mir bereits veröffentlicht werden («Briefwechsel», I. Band, Seite 560). Doch fehlte bisher der Schluß, den die Stadtbibliothek in Düsseldorf kürzlich erwerben konnte und der nunmehr nachgetragen werden kann. Heine hatte kein gutes Gewissen, als er an Immermann schrieb. Er berief sich darauf, daß er die schwersten Angriffe, die er gegen Platen hätte vorbringen können, unterdrückt habe. Insbesondere sei er nicht sicher gewesen, ob der Dichter des «Romantischen Ödipus» auf der Erlanger Bibliothek beschäftigt gewesen sei, und deshalb habe er diese Tatsache nicht erwähnt. An demselben Weihnachtstage schrieb er auch an Friedrich Merckel. Auch in diesem Briefe («Briefwechsel», Band I, Seite 564) erwähnt er die Ungewißheit, die ihn wegen der Anstellung Platens an der Erlanger Bibliothek quälte. Der Schluß des Briefes an Immermann, der hier mitgeteilt wird, versucht, die Rechtfertigung, zu der sich Heine vor Immermann gedrängt fühlte, auszudehnen. Man hat aber

bei jedem Worte das Gefühl, daß sich Heine bewußt war, daß er mit den zügellosen Angriffen auf Platen selbst bei dem Freunde keine Zustimmung finden könne. Die Antwort Immermanns (bei Hirth, «Briefwechsel», Band I, Seite 563) war durchaus zurückhaltend und mußte Heine in dem Eindruck verstärken, daß er in seiner Polemik weit über das Ziel geschossen habe.

Der Schluß des Briefes an Immermann lautet:

«Da ich ihn (Platen) durch und durch kenne, so weiß ich schon voraus wie er, die Hauptsachen umgehend, weitläufig sich exculpierend über Nebensachen ergießen wird. — Ich rechne drauf, daß die unbefangene Wahrheit, selbst irrend in Kleinigkeiten, eben durch solche kleine Irrthümer erkennbar ist. Die kleinen Widersprüche in der Bibel überzeugen mich, daß sie nicht absichtlich geschmiedet ist; die böse Absicht ist immer vorsichtig in Kleinigkeiten. —

Gestern erst erhielt ich die Bogen aus der Druckerey und schicke Ihnen nur ein in der Eil beheftetes Ex. und behalte mir vor, Ihnen gelegentlich ein honett gebundenes Dedications Ex. zu schicken. Wegen der Weihnachtszeit wollte mir kein Buchbinder dergleichen unter 8 bis 14 Tagen machen, u. doch wollt ich das Buch bald in Ihre Hände befördern.

Und nun leben Sie wohl, theurer Immermann, und wenn Sie gegen den saumseligen Schreiber großmütig seyn wollen, so lassen Sie mir, durch Campes Adresse, bald einige Zeilen zukommen. Ich bleibe noch eine kurze Zeit hier, u. trachte nach Berlin. — Ich bitte, lassen Sie mein Buch niemanden sehen, ehe Sie wissen, daß es im Buchhandel schon ist; deshalb können Sie das beiliegende Paket an Herrn von Geldern noch einige Tage zurückhalten, ehe Sie es ihm zuschicken.

Ihr Freund

H. Heine.

2ter Weihnachtstag 1829.

An Schnaase, meinen geistigen Antipoden, die freundlichsten Grüße.»

Das nächste Schreiben Heines ist an den Marquis de Lagrange gerichtet und eröffnet neue Einblicke in die Geschichte der Pension Heines. Bekanntlich hatte nach dem Sturze des Bürgerkönigtums die «Revue Rétrospective»

am 1. März 1848 die Liste der Personen verzeichnet, die während der Herrschaft Louis Philippes Jahresgelder bezogen hatten. Heine hatte sich zu der Angelegenheit in einer Zuschrift an die «Augsburger Allgemeine Zeitung» geäußert — nicht in vollkommen freimütiger Weise — und die Redaktion des Blattes, dem Heine seit seinem Eintreffen in Frankreich Korrespondenzartikel geliefert hatte, fügte seiner Selbstverteidigung hinzu, daß es den Eindruck mache, daß Heine seine Pension von der französischen Regierung nicht für das, was er schrieb, sondern was er nicht geschrieben hatte, erhalten hätte. Gegen diesen Vorwurf versuchte sich Heine in einer 1854 erschienenen «Retrospektiven Aufklärung» (Ausgabe der Werke von Elster, VI. Band, Seite 373 ff.) zu rechtfertigen, die aber die ganze Sache in keinem für den Dichter günstigen Lichte erscheinen läßt. Noch peinlicher wird sie freilich durch den im nachfolgenden abgedruckten Brief an den Marquis de Lagrange, aus dem hervorgeht, daß Heine bereit gewesen wäre, die Pension auch nach der Februarrevolution von der republikanischen Regierung anzunehmen, wenn Alphonse de Lamartine, der in dieser Regierung die einflußreichste Rolle spielte, sie nicht gestrichen hätte. Diese Tatsache, daß Heine, der die Februarrevolution mit wenig Begeisterung begrüßt hatte, bereit gewesen wäre, mit ihr ein Kompromiß einzugehen, wirft neuerlich, wenn dies noch eines Beweises bedurft hätte, wenig erfreuliches Licht auf den politischen Charakter Heines. Das Schreiben lautet:

«Citoyen marquis,

Si vous êtes à Paris et que le beau temps vous engage à faire une promenade dans le bois de Boulogne, je vous prie de vous arrêter quelques minutes à Passy, Grande-Rue, 64, où vous trouverez un pauvre poète allemand qui exerce dans ce moment le vilain métier de moribond. Hélas! depuis que je vous ai vu la dernière fois, la maladie a empiré et la paralysie a gagné presque toute mon enveloppe mortelle. Mes jambes n'ont pas survécu à la chute de la royauté et je suis à présent cul-de-jatte. Je ne peux donc pas venir chez vous, et je dois vous demander la charité d'une visite dont je recueillerai peut-être quelque bon avis, sinon de la consolation, dans une mésaventure qui a rapport à la bêtise ci-jointe que j'ai fait insérer, il y a cinq semaines, dans la Gazette d'Augsbourg. La lecture de cette triste fabrication vous apprendra que des souffrances morales se sont cruellement associées à mes tortures physiques. Il en a coûté à mon orgueil de dire,

en pleine Gazette d'Augsbourg et devant toute l'Allemagne que j'ai demandé l'aumône aux Français comme tous les autres gueux réfugiés; et j'ai fait cet aveu humiliant sans y ajouter la remarque que, dans les secours que le gouvernement français m'a alloués, l'éclat de mon nom était pour beaucoup, et que la France devait bien quelque reconnaissance à un auteur qui, en tout temps a si vaillamment combattu pour elle contre ces Franzosenfresser que vous savez. Cette pension, qui m'a valu tant de perfides reproches des mes ennemis d'outre-Rhin, m'était bien due ici en France. Je vous en parlerai, et vous en serez bien étonné. Mais ce qui vous étonnera le plus, c'est que cette malheureuse pension a été supprimée par quelqu'un dont je l'attendais le moins — par M. de Lamartine!

Oui, M. de Lamartine a supprimé la pension d'un poète pauvre et malade qui se nomme Henri Heine. C'est incroyable, mais cependant c'est un fait, et ce fait sera douloureusement consigné dans ce fameux martyrologue qui s'appelle le Deutsches Dichterleben!

Il est vrai que j'ai quelque peu provoqué moi-même ce fait, en autorisant le chef de bureau de la comptabilité de prier de ma part M. de Lamartine de supprimer plutôt ma pension que de la soumettre à une de ces réductions que les passions et les nécessités de Février pourraient exiger. Je me serais volontiers, comme tant d'autres, accomodé d'une telle réduction, si elle m'avait été proposée par un de ces ministres qui se sont illustrés seulement par la plantation d'arbres de la Liberté, et nullement par la culture du laurier; mais, faite par M. de Lamartine, une telle réduction de pension était en même temps une critique, critique d'autant plus accablante qu'elle partait de si haut! Je l'ai échappé belle, et M. de Lamartine a rayé mon nom sur la liste de pensions du département des affaires étrangères. J'ai appris depuis que M. de Lamartine, en agissant ainsi, me croyait très riche, qu'il me croyait 25 000 francs de rente, moi, dont les richesses n'existent que dans les ruines du Parnasse, armer Teufel von Dichter der ich bin!

Je ne sais pas ce que je viens de vous écrire. Vous connaissez l'état de mes yeux. Cependant cette lettre m'a soulagé. HENRI HEINE».

Der letzte Brief, den ich an dieser Stelle mitteilen will, ist an François Wille gerichtet, dessen Heine im «Wintermärchen» gedenkt. Die Anspielung auf den Ex-Lebendigen geht auf Herwegh. Das Werk von Vehse, das Heine erwähnt, ist die «Geschichte der Deutschen Höfe», für die sich Heine außerordentlich lebhaft interessierte, und die er in einer Reihe gleichzeitiger Briefe mit Anerkennung erwähnte. Der Brief lautet:

«Paris, 20. Mars 1853.

Mein liebster Wille!

Es war mir sehr verdrießlich, daß ich Ihren jüngsten Besuch nur auf wenige Augenblicke genießen konnte, eine Besprechung von höchster Wichtigkeit ließ sich in jenem Augenblicke nicht abweisen.

Ich hoffe, daß ich Sie im Verlauf der Woche u. zwar recht bald sehn werde, ich bin zu jeder Zeit zu Ihrer Verfügung u. ich möchte das Vergnügen mit Ihnen zu plaudern, nicht gern einbüßen, obgleich ich weiß daß Paris Ihnen amüsantere Gegenstände als das Krankenlager eines halbverstorbenen Dichters darbieten kann. Lassen Sie sich bei mir, dem wirklich Ex-Lebendigen bald sehn. Apropos: Sie haben mir nur 2 Theile von Vehse gebracht, aber da fehlen ja die 2 vorhergehenden Theile u. ich bitte Sie, Sorge zu tragen, daß diese mir zugestellt werden, im Fall nicht Sie selbst vergessen, sie mitzubringen.

Mit möglichst heitern Grüßen u. wahrhaft freundschaftlichem Sinne

Ihr ergebener

Heinrich Heine.»

* * *

Diesen im Wortlaut angeführten Briefen Heines möchte ich noch einige Brieffragmente anfügen, weil sie mir charakteristisch erscheinen. Es ist nicht meine Schuld, wenn ich diese Briefe nicht in vollem Wortlaut mitteilen kann. Aber die Besitzer waren aus Furcht, ihr Eigentum zu entwerten, nicht zu bewegen, mehr als die Veröffentlichung von Bruchstücken zu gestatten. Immerhin können diese lehrreich erscheinen. In der Einleitung zum ersten Bande des «Briefwechsels» (Seite 116) hatte ich bereits nach Autographenkatalogen Mitteilungen gemacht, daß zwei Briefe an die Prinzessin Christine Belgiojoso unauffindbar seien. Jetzt können aus diesen beiden Briefen einige Zeilen veröffentlicht werden. Am 26. Juni 1834 bittet Heine die Prinzessin, ihm eine Broschüre zu leihen, und er benützt diese Gelegenheit, ihr zu schreiben, bevor er aufs Land verreist (einige Tage später begab sich Heine nach Boulogne-sur-Mer). Der Brief schließt mit den Worten: «Adieu la plus belle, la plus bonne, la plus admirable personne

que j'ai rencontrée sur cette terre. Votre souvenir embaumera mon existence.»

In einem zweiten Briefe an die Prinzessin Belgiojoso vom 30. März 1835 bittet er sie, sein Portrait, das eben veröffentlicht wurde, als Geschenk anzunehmen. Dann fährt er fort: «Je n'ai pu regarder cette figure sans être profondément ému mais je ne sais comment il se fait que dans mon émotion j'ai tout de suite pensé à vous, Madame. C'est, sans doute, parce que l'été passé, j'ai fait la grande découverte que vous avez une âme.»

Heines Verhältnis zu der schönen italienischen Revolutionärin blieb zeitlebens ungetrübt, und er hatte nicht lange vor seinem Tode Gelegenheit, ihr einen wichtigen Dienst zu erweisen, wie neuestens aus dem Briefwechsel zwischen dem Historiker Augustin Thierry und der Prinzessin Belgiojoso bekannt wurde. Am 22. Juli 1854 teilte Thierry der Prinzessin, deren Besitzungen im Mailändischen von der österreichischen Regierung auf Antrag Radetzkys beschlagnahmt waren, mit, daß sich zahllose Freunde bemühten, die Aufhebung dieser Beschlagnahme durchzusetzen. Die österreichische Regierung stellte aber die Bedingung, daß die Prinzessin, die sich damals in Ciaq-Maq-Oglou in Syrien befand, selbst ein Ansuchen in diesem Sinne stellen müßte. Dagegen bäumte sich die Prinzessin auf, weil ihr eine solche Bitte als eine Art Unterwerfung erschien. Am meisten trat Heine dafür ein, daß Christine Belgiojoso sich der Forderung der österreichischen Regierung füge. Thierry schrieb ihr darüber: «Il y a, pourtant, quelqu'un qui veut que je le nomme expressément, c'est le pauvre Henri Heine, qui, de son lit de douleur, vous adjure de penser à votre avenir et, surtout, à celui de Marie. Il croit que vous faites cas de la conscience dans cette matière et, de plus, il a pris sur l'affaire des informations qui remontent jusqu'à M. de Metternich. La réponse, qu'il a reçue est celle-ci: ‚Sans demande de rentrer, rien ne sera possible et rien ne sera accordé! Avec une demande tout ira de soi-même'.»

Heines Rat hatte Erfolg. Die Prinzessin entschloß sich, der österreichischen Regierung ein Gnadengesuch zu unterbreiten, und zwar, wie sie am 9. Oktober 1854 an Thierry schrieb, gemäß dem Ratschlage Heines durch Vermittlung des österreichischen Botschafters in Konstantinopel. Die Verhandlungen hatten Erfolg; ihre Besitzungen im Mailändischen wurden

ihr zurückgegeben, und sie konnte aus ihrer freiwilligen mehrjährigen Verbannung in der Türkei nach Mailand zurückkehren. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Heine sich erfolgreich für die Prinzessin bemüht hatte. Seine Nichte, die Prinzessin Della Rocca, erzählt in ihren Erinnerungen, daß Heine bei seinen Vermittlungen vollkommenen Erfolg hatte. Aus dem früher mitgeteilten Briefe Thierrys möchte man schließen, daß Heine Beziehungen zu dem einstigen österreichischen Staatskanzler Fürsten Metternich unterhalten und durch diesen die Aufhebung des Sequesters durchgesetzt hätte. Dem ist aber nicht so; vielmehr bewegte sich Heines Vermittlung über das Tuilerien-Palais, Napoléons III. Residenz, der für Heine, worüber an anderer Stelle noch ausführlich gesprochen werden soll, viel Wertschätzung hatte. Napoléon III. war es, der sich auf Wunsch Heines beim österreichischen Außenministerium für die Prinzessin Belgiojoso einsetzte.

Bei dieser Gelegenheit sei angemerkt, daß in einem heute vollkommen vergessenen Werke von Henry B o r d i e r, «L'Allemagne aux Tuileries de 1850 à 1871» (Paris bei L. Beauvais, 1872) auf Seite 109, unter Nummer 419 sich der Hinweis findet, daß Heines Nachlaß unter dem 18. Februar 1868 Napoléon III. für 30 000 Franken zum Ankauf angeboten wurde. Im Namen der Witwe Heines und des Barons Friedland, der zu Heines Lebzeiten einige Börsengeschäfte für ihn ausgeführt hatte, beantragte der französische Botschafter Graf Grammont diesen Ankauf mit der Begründung, daß man annehmen könne, daß die Nachlaßpapiere in feindseligen Gefühlen gegen die Regierung des Kaisers geschrieben seien. Das war aber nur eine Vorspiegelung, deren sich Friedland gegenüber Grammont bedient hatte; tatsächlich handelte es sich um nichts anderes als um Briefe an Heine, von denen einige im vorstehenden mitgeteilt wurden, wie die Briefe von Michel Chevalier, Michelet, Mignet, ferner Briefe von Thiers, Guizot und der Prinzessin Belgiojoso. —

Das nächste Brieffragment, das ich mitteilen kann, ist an H e n r y B l a z e de B u r y gerichtet. Henry Blaze war damals mit der Abfassung seines Buches «Ecrivains et Poètes de l'Allemagne» beschäftigt, das 1846 in Paris erschien, eine trockene, nüchterne, verstandesmäßige Arbeit, in der die lyrische Dichtung Deutschlands vom ausgehenden 18. Jahrhundert ab

behandelt wird. Das Buch wird vielleicht am besten dadurch charakterisiert, daß Dingelstedt als Lyriker weitaus höher gestellt wird als Heine, und daß Rückert für den französischen Kritiker gewissermaßen den Höhepunkt der deutschen Lyrik darstellt. Seite 239 wird Heine ein «Romantique défroqué» genannt, der unter den eigentlichen Romantikern einen ersten Platz niemals gefunden hätte, weil er sich eine Art kritischer Romantik zurecht gelegt habe. Schließlich findet Blaze de Bury, daß in Heines Lyrik etwas vom Schwabentum stecke, ein Werturteil, das dem Dichter des «Buches der Lieder», der im heftigen Kampfe gegen das Schwabentum stand, sicherlich nur mäßige Freude breitete. 22 Jahre später veranstaltete Blaze de Bury eine Umarbeitung seines Werkes, die unter dem Titel «Les Ecrivains Modernes de l'Allemagne» erschien und dem Großherzog Karl Alexander von Weimar gewidmet ist. Die Charakteristik Heines kehrt auf den Seiten 175—179 wieder. Am Schlusse ist noch eine ausfallsreiche Stelle hinzugefügt. Heine beurteilte das Buch durchaus zutreffend, das er in den «Gedanken und Einfällen» mit dem Satze abfertigte: «Blaze de Bury beobachtet die kleinen Schriftsteller durch ein Vergrößerungsglas und die großen durch ein Verkleinerungsglas.»

Während der Bereitung seines Werkes hatte sich Blaze de Bury an Heine mit der Bitte um Unterstützung gewandt. Dieser sandte ihm in einem bisher ungedruckten Briefe vom 18. Juli 1845 ein deutsches Volkslied, das wenig bekannt ist und das Bürger für seine berühmte Leonorenballade als Vorlage gedient hatte. Aber in Bürgers Gedicht «il y a trop de déclamation et où l'effroyable frise la charge. La vieille chanson est, au contraire, d'une simplicité naïve qui s'approche du sublime.»

Es sei noch bemerkt, daß sich Blaze de Bury der Mitteilung Heines in seinem Buche nicht bediente. Bürger erwähnt er flüchtig auf Seite 55. Der Leonorenballade und ihrer volkstümlichen Vorlage wird überhaupt nicht gedacht. Aber ganz spurlos scheint sich Heines Hinweis nicht verflüchtigt zu haben, denn zwei Jahre nach der Absendung seines Briefes an Henri Blaze veröffentlichte dessen Vater François Henri Blaze (dessen Werke unter dem Namen Castil-Blaze erschienen) ein Opernlibretto «Lenore», dessen Quelle Bürgers Ballade war. —

Sehr bedauerlich erscheint es mir, daß ich einen Brief an Frau Fur-

tado nicht in vollem Wortlaut, sondern nur bruchstückweise mitteilen darf. Er ist der einzige Hinweis, daß zwischen Heine und der Familie Furtado ursprünglich freundschaftliche Beziehungen bestanden, die aber später heftigen Trübungen ausgesetzt waren. Die Familie Fould-Furtado war in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Paris außerordentlich einflußreich. Das Bankhaus Fould-Oppenheim konnte sich an Bedeutung mit dem Hause Rothschild messen. Achille und Benoit Fould waren Mitglieder der Deputiertenkammer, und Achille Fould war Napoléons III. Finanzminister. Auf die beiden Deputierten war Heine schlecht zu sprechen. In mehreren Artikeln der «Lutetia» findet man heftige Angriffe auf sie, die, wie leider bei Heine immer anzunehmen ist, weniger auf sachliche, denn auf persönliche Rücksichten zurückzuführen sind, und wenn Heine sich entschloß, in der «Lutetia» selbst einen dieser Angriffe auf Benoit Fould zu widerrufen, dürfte man über die Motive dieses Widerrufs kaum im Zweifel sein. Cecile Fould-Furtado heiratete bekanntlich Heines Vetter Karl. Sie und ihre Brüder werden es wohl gewesen sein, die Karl Heine gegen den Dichter in der schwersten Weise aufhetzten, so daß er Heinrich Heine die vom Onkel Salomon bewilligte Lebensrente entzog, worauf es zu dem Erbschaftsstreite kam, der Heine physisch zugrunde richtete. Für mich besteht kein Zweifel, daß Heine die Fortzahlung der Erbschaft unter der Bedingung bewilligt wurde, daß er sich verpflichtete, das Manuskript der «Memoiren», soweit dieses 1847 vorhanden war, Karl Heine auszuliefern, der diese Forderung erhoben hatte, damit Heinrich Heine keinen Angriff auf die Brüder Fould veröffentlichte. Das Brieffragment, das hier mitgeteilt werden kann, trägt nur das Datum des 4. Januar. Vermuten läßt sich, daß es in die Zeit vor 1840 fällt, weil in diesem Jahre die Angriffe auf Benoit Fould einsetzten. Heine empfiehlt Frau Furtado einen Unglücklichen und fährt fort: «Il est peu habitué à demander des secours et pourtant il est dans la nécessité d'en accepter.»

In einem undatierten Brief an den Marquis Adolphe de Custine entschuldigt sich Heine, daß er einem Abendessen nicht beiwohnen könne; Breza werde ihn vertreten. Das Schreiben ist an das Ende des Jahres 1835 oder in den Anfang des Jahres 1836 zu verlegen. Heines Jugendfreund, der polnische Graf Eugène Breza, weilte in der zweiten

Hälfte des Jahres 1835 in Paris (vgl. Hirths «Briefwechsel», Band II, Seite 81). Marquis de Custine hatte Heine aufgefordert (vgl. «Briefwechsel», Band II, Seite 110), bei ihm zu speisen, wenn es ihm gut scheine.

Endlich möchte ich noch ein Brieffragment an den Violinisten Ernst vom 31. Januar 1852 mitteilen. Heine dankt ihm für die Übersendung von Billets für seine Konzerte. Frau Heine freue sich, Ernst anzuhören. Schließlich bittet er Ernst, ihn zu besuchen: «Wenn Ihnen der Krankenstubenduft nicht allzu mißlich ist, so springen Sie doch einmal bei mir hinauf, wenn Sie Ihr Weg in mein Quartier führt.» (Heines Urteil über Ernst findet sich in der «Lutetia», vgl. die Ausgabe der Werke von Elster, VI. Band, Seite 263.)

* * *

# STEFAN GEORGE UND FRANKREICH

## NACH MITTEILUNGEN FRANZÖSISCHER FREUNDE GEORGES ZUSAMMENGESTELLT VON CURT HIRSCHFELD

«AM Fremden hat er sein Eigenes sagen gelernt» heißt es bei Gundolf über Georges «Ursprünge». Spezieller gefaßt und auf Georges literarische Frühzeit beschränkt, läßt sich wohl sagen, daß George die ersten entscheidenden Anregungen von Frankreich empfing.

Als Sohn des Weingutsbesitzers Etienne George in Büdesheim am Rhein, nahe der französischen Grenze, geboren, waren ihm französisches Wesen und französische Sprache von Kindheit auf vertraut; seine Vorfahren väterlicherseits waren anscheinend sogar französischer Abstammung. Den Vornamen seines Vaters: Etienne — die französische Form für Stefan — hat auch George selbst eine Zeitlang im Verkehr mit seinen französischen Bekannten benützt. Schon als Schüler führten ihn Ausflüge nach Frankreich und zu Verwandten nach Belgien. Auf seiner ersten längeren Reise im Jahre 1889 verweilte er in Paris, wo er zunächst engeren Anschluß an den Lyriker Albert Saint-Paul fand. Dieser, ein Mitarbeiter der «Ecrits pour l'Art» und Jünger Mallarmés, vermittelte Georges Bekanntschaft mit

den «Parnassiens», wies ihn besonders auf die Werke Mallarmés, Baudelaires und Verlaines hin, die George schon frühzeitig zu übertragen begann.

Die erste Sammlung von Übertragungen aus Baudelaires «Fleurs du mal» verteilte George bereits 1891 in 25 hektographierten Exemplaren an seine Freunde; 1901, also volle zehn Jahre später, erschien die Buchausgabe, vielfach verändert und vermehrt. In der großen Gesamtausgabe soll demnächst das Faksimile dieser hektographierten Erstausgabe erscheinen. — Andere Übertragungen Georges aus jener Zeit sind nur noch in den frühesten Heften der «Blätter für die Kunst» zu finden, da sie in öffentliche Ausgaben nicht aufgenommen wurden, wie z. B. die Übertragungen der Gedichte von Alb. Saint-Paul, Jean Moréas, Stuart Merrill, Viélé-Griffin.

«Les Mardis de Mallarmé», die damals berühmten Empfangstees des Dichters Mallarmé, zu denen die hervorragendsten Dichter der symbolistischen Gruppe erschienen, sahen auch bald George als Gast. Er trat aber nicht nur zu dem Gastgeber selber in Beziehung, dedizierte ihm ein Exemplar seines Erstlingswerks «Hymnen» und erbat seine Autorisation zu Übertragungen, sondern er machte auch die Bekanntschaft vieler jüngerer Adepten des Meisters. Genannt seien hier: René Ghil, der heute schon fast vergessene Anreger, der in seinem «Traité du Verbe» die Farben der Vokale zur Grundlage einer neuen Poetik gemacht hatte, die Zeitschrift «Ecrits pour l'Art» redigierte und damit wohl veranlaßt hat, daß auch George seine 1892 begründete Zeitschrift «Blätter für die Kunst» taufte; Camille Mauclair, André Fontainas, Iwan Gilkin, Henri de Regnier usw. Übersetzungen aus den Werken de Regnier's hat George auch in seine «Zeitgenössischen Dichter» aufgenommen.

Außer diesen flüchtigeren Beziehungen sind vor allem die Freundschaften mit dem jungverstorbenen Achille Delaroche, mit Paul Gérardy, Edmond Rassenfosse (der nur vorübergehend schriftstellerisch wirkte), A. F. Herold und dem Kritiker und Lyriker Albert Mockel zu erwähnen.

Mockel, den George auch in den «Bl. f. d. Kunst» als kritischen Gewährsmann anführte, berichtet über seine Bekanntschaft folgendes:

«Meine freundschaftlichen und literarischen Beziehungen zu George be-

gannen etwa ein Jahr vor Erscheinen seiner deutschen Übertragung der «Blumen des Bösen», ungefähr 1891. Er wohnte in Paris in der Rue de l'Abbé de L'Epée im Hôtel des américains, Tür an Tür mit dem Dichter Albert Saint-Paul, der Mitarbeiter an einer Zeitschrift «La Wallonie» war, die ich zusammen mit meinen Freunden Olimet und de Regnier in Lüttich herausgab. In der Wallonie schrieb ich auch 1892 über die «Blumen des Bösen» eine Besprechung (VII, pag. 69). Ich sagte dort: .... «Il est même surprenant de voir combien fidélement le vers allemand peut rendre parfois l'original francais; mais il parait cependant illogique de ne point transposer des vers en une prose soigneusement nombrée plutot qu'en mesures fixes ornées de rimes, celle — ci et celle — la devant toujours nuire à la certitude de la traduction.» — George setzte mir darauf auseinander, daß er auf ein in Deutschland eingewurzeltes Vorurteil hierüber habe Rücksicht nehmen müssen. «En Allemagne jamais en n'admettait que des vers fussent traduits autrement que par des vers,» lautete seine Antwort. — Zuletzt begegneten wir uns noch einmal — 1909 etwa. George besuchte mich in Paris und folgte meiner Einladung zum Déjeuner mit André Gide, den er kennenzulernen wünschte; bevor wir uns trennten, kam er noch auf diese Zusammenkunft zu sprechen, bei der Gide und er sich lange über literarische Fragen unterhalten hatten ...»

Mockel erwähnt auch noch, daß George mit dem belgischen Dichter Charles van Lerberghe Umgang hatte und beide auch in Berlin zusammentrafen. Anläßlich eines Aufsatzes über Maeterlinck in den «Bl. f. d. K.» wurde Lerberghe als dessen Vorläufer bezeichnet.

Achille Delaroche brachte (im «Floréal», Lüttich) fast gleichzeitig mit A. Saint-Paul (in «L'Ermitage», Paris) im Jahre 1891 die ersten Übersetzungen Georgescher Gedichte; Saint-Paul hatte noch eine kurze Charakteristik des Dichters beigefügt, so daß sich hier der merkwürdige Fall ereignete, daß ein deutscher Lyriker in einem anderen Lande einer weiteren Öffentlichkeit vorgestellt wurde, bevor er noch in seiner Heimat Aufmerksamkeit gefunden hatte. Unter «Nachrichten» im zweiten Heft der «Bl. f. d. K.», Dezember 1892, gibt George hiervon selbst mit einiger Bitterkeit Kenntnis: «Den auswärtigen Rundschauen, die das Erscheinen der «Bl. f. d. K.» angezeigt und uns mit warmen Gefühlen entgegenkamen: Ermitage,

Mercure de France, Plume, Wallonie, Foréal, Art moderne u. a. sind wir in hohem grad erkenntlich . . .» «Einige vaterländische amtsbrüder, denen nichts als unsre rechtschreibung auffiel, bedauern wir an dieser stelle nicht belehren zu können . . .»

Die verständnisvolle Aufnahme, die George in Frankreich fand und die künstlerische und menschliche Sympathie, die ihn mit Dichtern der sog. «symbolistischen Schule» verband, wirkte um so stärker auf den Dichter, als damals in Deutschland der naturalistische Sturm und Drang dominierte und seine Vertreter sogar als Berichterstatter bei den führenden französischen Revuen Eingang gefunden hatten und deren Leserschaft ihre Bleibtreu, Bierbaum, Sudermann u. dgl. als allein in Betracht kommende Vertreter deutschen Schrifttums auftischten. Zu jener Zeit war z. B. beim «Mercure de France» Tovote deutscher Berichterstatter. George wurde bei dem Direktor der Zeitschrift, Valette, vorstellig, erteilte Winke zur Verbesserung des deutschen Mitarbeiterstabes und verschmähte es auch nicht, bei der ihm durch Saint-Paul besonders nahestehenden «L'Ermitage» eigene kurze kritische Notizen über deutsche Literatur einzureichen, die aber mit dem Namen seines Freundes K. A. Klein gezeichnet waren, da der Dichter selbst nicht kritisch hervorzutreten wünschte, wie sich denn auch in seiner ganzen veröffentlichten Produktion nichts Kritisches über zeitgenössische Literatur findet.

«L'Allemagne commence à me dégouter» äußerte er Anfang der 90er Jahre, in jenen Tagen der naturalistischen Hochflut und «Kellnerinnen-Poesie» zu Saint-Paul; er schloß sich immer enger an seine französischen Freunde an, es erschienen in französischen und belgischen Blättern Übertragungen seiner Gedichte, und George hat auch — wie später Rilke — einige Dichtungen in französischer Sprache verfaßt. Sogar seine beiden deutschen Gedichtbände «Pilgerfahrten» 1891 und «Algabal» 1892 sind in Lüttich bei Vaillant-Carmanne gedruckt und beim letzteren ist «Paris» als Erscheinungsort angegeben.

Zu dem Druck dieser beiden Bücher in Lüttich, zu der Mitarbeit am «Floréal» hatte die Freundschaft mit dem Belgier Paul Gérardy Veranlassung gegeben. Gérardy, halb deutscher Abstammung und des Deutschen mächtig, war ausgesprochener bohémien, nicht bloß Literat von métier, son-

dern bald geschäftlich tätig, bald Redakteur, schließlich sogar Börsen-Berichterstatter und ewig auf Wanderschaft. Er wurde bald Intimus Georges und einer der eifrigsten Mitarbeiter der «Bl. f. d. K.», wo Dichtungen von ihm erschienen, die er mit George gemeinschaftlich ins Deutsche übertrug, einige sollen auch von ihm selbst deutsch verfaßt sein. Die Freundschaft und Mitarbeit Gérardys dauerte über zwei Jahrzehnte, und George war stets bemüht, ihm auch in Deutschland Anerkennung zu verschaffen. Als Prof. Rich. M. Meyer in seinem Aufsatz «Ein neuer Dichterkreis» 1897 über George und seine Mitarbeiter schrieb und Gérardy nur beiläufig behandelte, war es der Meister selbst, der dies als Verkennung rügte und Gérardy als einen seiner wichtigsten Mitarbeiter bezeichnete — ein Urteil, das doch wohl durch die persönliche Beziehung beeinflußt war und das die allgemeine Einschätzung Gérardys nicht zu ändern vermochte.

Gérardy stellte auch die Verbindung Georges mit der Gruppe des «Jungen Belgien» her, zu der Elskamp, Fern. Severin, die Maler Fern. Khnopff, Aug. Donnay usw. gehörten, und 1895 hielt George in Brüssel eine conférence über deutsche Literatur ab.

Léon Paschal, ein Angehöriger jener belgischen Gruppe und Freund Gérardys berichtet über einen Besuch Georges bei seinen belgischen Freunden:

«Dans l'été de 1892, nous avions loué, Paul Gérardy et moi, une petite maison de paysan à Sur-le Mont, pres de Tilff et non loin de la villa de la famille Rassenfosse. Nous avions fondé, Paul Gérardy, Edmond Rassenfosse, quelques amis et moi, une revue littéraire: Floréal dont le 1e numéro avait paru le 1e janvier 1892 et dont Gérardy était directeur. Gérardy était né à Malmédy (ou St.-Vith). Il maniait aussi bien le vers allemand que le vers francais, tout en montrant une préference pour ce dernier. Les Blätter für die Kunst avaient inséré des sonnets de lui et ainsi s'établirent des lieus d'amitié entre George et notre groupe. Sans cesse errant, Stefan George, au lours d'un de ses voyages, passa par Tilff et vint nous visiter. Il logea chez Edmond Rassenfosse. En nous quittant, il laissa, un peu en guise d'adieu et de souvenir, un petit poême francais dont la première strophe était dédiée à Gérardy, la deuxième à Rassenfosse et la troisième à moi. C'est cette dernière que jài mise en épigraphe a mon

petit volume de Paroles Intimes (Bruxelles 1895), lequel n'est, somme tout, qu'un péche de jeunesse.»

Die den «Paroles Intimes» als Motto vorangestellte George-Strophe

Sache que tu dois
tuer ta fraîche jeunesse
car ce n'est que sur son tombeau
— — si bien des pleurs l'arrosent — — qu'éclosent
parmi la jeune flor e merveilleuse
les seules belles roses.

In deutscher Fassung (abgedruckt in «Bl. f. d. K.» I. S. 97 Mai 1893) mit der Anmerkung: zuerst französisch gedichtet, dann vom Verf. selbst übertragen; später veröffentlicht im «Jahr der Seele» als «Sprüche für die Geladenen in T.» (Tilff) lautet die Paschal gewidmete Strophe:

Vergiß es nicht: du mußt
Deine frische Jugend töten.
Auf ihrem Grab allein
Wenn viele Tränen es begießen — sprießen
Unter dem einzig wunderbaren Grün
Die einzigen schönen Rosen.

Das Gedicht ist deutsch im «Jahr der Seele», französisch im 2. Jahrgang des Floréal zu finden.

In «La Réveil» Brüssel 1895 sind es Übertragungen Georgescher Gedichte von Edm. Rassenfosse, in «L'Art moderne» Brüssel 1896 der Aufsatz von Gérardy «L âme Allemande d'aujourdhui», die von Georges Beziehungen zum «jungen Belgien» zeugen.

Schon ab Mitte der 90er Jahre wurden Georges Reisen nach Frankreich und Belgien seltener und sein Verhältnis zur französischen Literatur loser, er wandte sich neuen Interessen und Sprachen zu, knüpfte vor allem anläßlich einer conférence, die er 1896 im Haag abhielt, engere Beziehungen mit der holländischen Gruppe der «Nieuwe Gids» und deren Führer Alb. Verwey an usw. Die meisten seiner französischen Übertragungen, die z. T. erst viel später, z. B. 1905 in den «Zeitgenössischen Dichtern» veröffentlicht

wurden, stammen aus der Zeit vor 1895 und sind später nur überarbeitet und ergänzt worden. Dadurch ist es wohl auch zu erklären, daß trotz der steigenden Beachtung, die George alsbald in seiner Heimat fand, seine Geltung in Frankreich mangels persönlichen Konnexes nachließ und daß von ihm in der Zeit nach 1900 dort wenig die Rede war. Während von Rilke z. B. heute die größere Hälfte seiner Werke in französischer Sprache vorliegt, existiert von George nicht einmal ein Auswahlband, wie er doch schon 1910 z. B. in englischer Sprache (übers. v. C. M. Scott) von ihm erschien.

Bei den «Entretiens d'Eté de Pontigny» 1922 berichtete Prof. E. R. Curtius zwar über das rege Interesse für zeitgenössische deutsche Literatur und nannte George an bevorzugter Stelle; das bezieht sich offenbar aber ausschließlich auf wenige Kenner, die George im Urtext zu lesen vermögen; das breitere französische Publikum bleibt immer noch auf die spärlich in Zeitschriften und Sammlungen verstreuten Übertragungen angewiesen, wenn es den Dichter kennenlernen will. Von späteren Übertragungen wäre etwa noch zu nennen: Paul Fort, Vers. et prose, 1905 cah 2, wo eine Anzahl George-Dichtungen in Übersetzung von Alb. Dreyfus erschienen.

Dieser kurze Überblick über Georges Beziehungen zur französischen Literatur erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, dürfte dennoch den mit dem Dichter Vertrauten Neues gebracht haben, da das Material schwer zugänglich und bei der bekannten Zurückhaltung des Dichters auf eigene Mitteilungen von ihm nicht zu rechnen ist.

Inzwischen hat die Revue d'Allemagne Paris, eine umfangreiche George-Sonder-Nummer herausgebracht, die Aufätze über den Dichter, Erinnerungen seiner französischen Freunde und Gedicht-Übersetzungen enthält.

* * *

# HANNS MARTIN ELSTER / BÜCHERSCHAU

## ZUR GESCHICHTE DES BUCHES, DER BIBLIOTHEKEN UND ZEITUNGEN

WAS man bei der Millionenzahl der Bücher nicht für möglich halten sollte, war bis jetzt Tatsache: es fehlte an einer geschlossenen «Geschichte des Buches», die ebenso wissenschaftlich wie allgemeinverständlich das Werden und Vergehen des Buches vom geschriebenen Exemplar an darstellt. Der Däne Svend Dahl hat diese Lücke jetzt gefüllt und der Verlag Karl W. Hiersemann, Leipzig, hat das nicht einmal umfangreiche Werk, das jeder Bücherfreund fortan kennen sollte, in Druck, Papier und mit 74 Bildern würdig ausgestattet. Im Gegensatz zu den vielen Spezialwerken über einzelne Gebiete, sind hier Buchdruck, -einband, -illustration, -handel, -sammler, Bibliotheken, -technik usw. in einer zusammenfassenden Darstellung und im Zusammenhang mit der Kulturgeschichte gegeben. Zuerst das Altertum von der Papyrusrolle der Ägypter, den chinesischen Büchern, den assyrisch-babylonischen Tontafeln zu den Griechen, Römern, zum Pergament und zur Erfindung des Papiers in China hin. Anschließend das Mittelalter mit den Kloster-, Kirchenbibliotheken über die Interessen der Araber, der Kirche, der Mönche, Karls d. Gr., die Handschriften, Einbände, Universitäten, fürstlichen Sammlungen, Renaissance hin zu den Mediceern. Und nun immer breiter strömend in der wachsenden Materialfülle je ein Kapitel dem 16., 17., 18. und 19. mit 20. Jahrhundert. Das Ganze eine imposante Überschau über das Riesenwerk des menschlichen Geistes, das vom Wörtlein «Buch» umfangen wird. Es gibt nur wenige Bücher, die so interessant, ja aufregend zu lesen sind, wie diese «Geschichte des Buches».

Der Anfang jeden Buches ist der Autor. Deswegen sei hier ein Hinweis auf das erste «Jahrbuch der Sektion für Dichtkunst» an der Preußischen Akademie der Künste (S. Fischer Verlag, Berlin) eingeschaltet. *Oskar Loerke* legt im Vorwort die Absicht der Sektion dar, «die aus ihrer Wirksamkeit hervorgegangenen literarischen Arbeiten, soweit sie über den aktuellen Anlaß hinaus grundsätzlich bedeutsam sind, in Jahresbänden zu sammeln». Das Jahrbuch ist also kein Rechenschaftsbericht über die Tätigkeit der Dichterakademie, sondern «eine neue Phase unserer Bemühung» um die Kunst, die Dichtung insbesondere, nicht um das allgemeine, sondern das künstlerische Schrifttum. Man kann von dem ersten Bande in der Tat nur mit höchster Achtung und Liebe sprechen: hier ist volle Hingabe an die reine Kunst und die Erhöhung ihrer Macht und Wirkung mitten in unsern dichtungfeindlichen Zeiten. Die Leser «der Horen» kennen manche der im Bande wieder abgedruckten Ansprachen und Vorträge aus dem Erstdrucke unserer Zeitschrift. Der Inhalt umfaßt das innere (und auch äußere) Bild der Dichtersektion, wie sie sich heute in ihren tätigsten Mitgliedern (und Helfern wie A. Amersdorffer, J. Petersen) präsentiert. Der Akademiesekretär Amersdorffer gibt zuerst

den historischen Weg der Akademie der Künste zur Dichtersektion. Dann folgt die Festsitzung vom 15. März 1928 mit der Begrüßungsansprache des damaligen Sektionsvorsitzenden W. v. Scholz und den Reden Wassermanns, Däublers, Döblins, Momberts. Daran schließt sich eine Enquete über das Thema «Politik und Dichtung» mit Antworten von Bahr, Däubler, Döblin, Fulda, Ricarda Huch, Heinr. Mann, Molo, Wassermann. Es folgt die Lessingfeier mit Max Liebermanns Begrüßung, Petersens Vortrag Lessing und seine Zeit, Thomas Manns Rede über Lessing, Molos, des jetzigen Sektionsvorsitzenden, Ansprache anläßlich der Lessingausstellung. Einen großen Umfang hat die von Molo, Loerke, Döblin, Fulda, Däubler über die ihnen liegenden Themen gehaltenen Universitäts-Vorträge, die von höchstem Wert für die Erkenntnis der Dichtung und ihrer Gesetze sind. Zwei Kundgebungen für das Buch und gegen die Zensur beschließen den ersten Band würdig und wirksam. Man kann nur den Wunsch aussprechen, daß in späteren Bänden auch die Mitglieder, die nicht in Berlin wohnen, besonders die Süddeutschen, zu Worte kommen, also an der Arbeit der Sektion stärker teilnehmen möchten. Man vermißt doch die Mitarbeit von Persönlichkeiten wie W. Schaefer, E. S. Kolbenheyer, H. Hesse, M. Halbe, René Schickele, Emil Strauß ebensosehr wie etwa Eduard Stucken, Hermann Stehr, Gerhart Hauptmann, Fritz von Unruh schmerzlich genug und wünscht, daß die Sektion sich nicht «verberlinern», sondern dem gesamtdeutschen Genius dienen möge. Dann wird sie ein Segen für die Kunst wie den schöpferischen deutschen Geist sein. —

Auf den Autor folgt heutzutage in der Geschichte des Buches der Verleger. Einem bedeutenden, zu früh verstorbenen wissenschaftlichen Verleger *Walter de Gruyter* widmet *Gerhard Lüdtke* ein warmherziges Lebensbild (Berlin, bei Walter de Gruyter & Co.). Dem Verfasser kam es darauf an, W. de Gruyters Persönlichkeit in ihrem «diamantenen Wert» und in der «klar geschliffenen Vielseitigkeit des Wesens und Wirkens» darzustellen; deswegen wird keine Geschichte des Verlages Georg Reimer, in dem de Gruyter, vorher rheinischer Großkaufmann und Industrieller, 1896 begann, nach der größeren Firma seines Namens geschrieben, sondern der Mensch und Mann de Gruyter zeigt sich im Werden, Schaffen und Werke wieder so unmittelbar, als lebte er noch mit und unter uns. Diese Biographie sollte ein Lesebuch aller Verleger und Autoren werden, vor allem im wissenschaftlichen Lager. Sie vermittelt ideell wie beruflich goldene Werte, Erfahrungen, Notwendigkeiten, sie gibt die Richtschnur, wie allein man den schöpferischen Geist im Buch einfangen, erhalten, zu bleibendem Leben umwandeln kann.

Der Verleger holt sich für das erworbene Buch, besonders im schöngeistigen Reich, den Ausstattungskünstler, zu deren Meistern *F. H. Ehmcke* gehört. In der Reihe «Neue deutsche Druckschriften» widmet der Verlag Lambert Schneider, Berlin, ein Heft dem schönen «*Ehmcke-Latein*», zu dem Ehmcke selbst eine Einleitung über «neuzeitliche Typographie» geschrieben hat, die dem propagandisti-

schen Element in der (kommunistisch gesehenen) Massenseele dient und an die Stelle der Vermittlung des Geistigen den Reklameschrei setzt. Wer des jetzt fünfzigjährigen Lehrers an der Münchener Kunstgewerbeschule gesamtes Schaffen überblicken will, erhält in seinen gesammelten Aufsätzen und Arbeiten aus 25 Jahren *«Persönliches und Sachliches»* (Verlag H. Reckendorf, Berlin) die bestmögliche Buchschau. Hier äußert Ehmcke selbst sich in vielen Arbeiten zu den wichtigsten Zeitfragen der Buch- und Druckerkunst, der Architektur und Kunstpädagogik, der Reklame und Gebrauchsgraphik, kurzum zu allen wichtigen gestalterischen Problemen, der Gegenwart als Gegenwartskünstler, der den Instinkt für die Zukunft sein eigen nennt. Zum Text ist dann ein umfangreicher Bilderteil gefügt, der die Werke des Zeichners, Gebrauchsgraphikers, Schrift-Einband-Buchkünstlers, des Architekten, Kunstgewerblers in größter Vielseitigkeit und doch innerer Einheit offenbart. Man bewundert die organische Geschlossenheit dieser reichen Leistung und versteht, warum Ehmcke verdient, Mitgestalter unserer Epoche genannt zu werden.

Ist das Buch hergestellt, wandert es in das Publikum. Diesem beim Aufbau einer Bibliothek behilflich zu sein, hat *Herbert Nette* unter Mitwirkung von einigen Mitarbeitern den *«Grundstock einer Bibliothek»* (Folkwang-Auriga-Verlag, Friedrichssegen) dargestellt. Nette zeigt hier an einem Beispiel, «wie es möglich ist, sich eine Bibliothek zu schaffen, mit der man wirklich leben, lesen und arbeiten kann.» Tatsachenmaterial und das Verständnis seines Wesens, das ist das Wichtigste seines Grundstockes, der etwa 500 Bände umfaßt, die man sich im Laufe der Jahre leicht anschaffen kann. Nette bildet den Grundstock aus den Gruppen: Länder und Völker, Geschichte, Geistesleben, der christliche Mensch, Natur, mit einigen Hilfsbüchern. Kunst und Dichtung fehlen also, was sehr zu bedauern ist. Nette hätte also sagen sollen, daß er den Grundstock nur einer wissenschaftlichen Bibliothek gibt. Für dies Gebiet ist es ihm geglückt, eine lebendige Zusammenstellung für den gebildeten Gegenwartsmenschen zu bieten, wofür er nur Dankbarkeit und Erfolg verdient.

Neben dieser Anfangsbibliothek des Privatmenschen erheben sich die ins Riesige wachsenden öffentlichen Bibliotheken. Aus ihrem unerschöpflichen Arbeitskreis berichtet eine sehr schön ausgestattete Festschrift zu Ehren des Direktors der preußischen Staatsbibliothek *Ernst Kuhnert* aus Anlaß seiner Verabschiedung, die *Gustav Abb* unter dem Titel *«Von Büchern und Bibliotheken»* (Struppe&Winckler, Berlin) herausgegeben hat. Nach dem Geleitwort des preußischen Generaldirektors Küaß, der Kuhnerts Bibliothekarsweg von Marburg über Königsberg und Greifswald nach Berlin schildert, haben sich die hervorragendsten Forscher und Bibliothekare in dem stattlichen Bande vereint, um in streng wissenschaftlichen Arbeiten von Büchern aus allen Zeiten und Völkern sowie von Bibliotheken aller Zonen zu berichten. Uns fesseln besonders Arbeiten zu Schleiermacher, E. T. A. Hoffmann, Stirner, über das deutsche Buch in Sowjetrußland, Goethe. Für den Fachmann ist das

Werk gleichsam unerschöpflich und sicher unentbehrlich. Es ist die schönste Ehrung, die ein so hervorragender Bibliothekar wie Geheimrat Kuhnert sich wünschen konnte.

*«Zehn Jahre Hamburger Bibliotheksarbeit»* (1917—1927) berichtet der Direktor der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek *Gustav Wahl* interessant genug. (Verlag der Bibliothek, Hamburg.) Denn in diesem Jahrzehnt schwand durch das Schicksal der Nation das alte, entstand das neue Deutschland. Grade in dieser Zeit gestaltete Hamburg aber seine 400 Jahre alte Bibliothek in ein modernen Ansprüchen voll genügendes Institut um. Der Bericht ist also ebenso kulturgeschichtlich wie praktisch bedeutsam und ergiebig.

Eine sehr schöne bibliophile Publikation spendete *Walter Schürmeyer* aus Anlaß des fünfzigjährigen Bestehens der Frankfurter Kunstgewerbebibliothek mit einer textlich wie bildlich glücklichen Darstellung von *«Bibliotheksräumen aus fünf Jahrhunderten»* (Englert & Schlosser, Frankfurt a. M.) Aus fünf Jahrhunderten: also etwa seit 1400. Seitdem haben wir, wie der Text schildert, eine kontinuierliche Entwicklung. Denn von den Bibliotheken des Altertums sind nur dürftige Nachrichten überliefert; nach Roms Untergang tritt eine Pause bis zum 13. Jahrhundert ein, da die christliche Literatur leicht in einen Schrank unterzubringen war. Erst mit den Klöstern, den Kollegienhäusern der Orden vermehrt sich die Literatur. Die Pultbibliothek entsteht im 14. Jahrhundert. Die Renaissance und die Erfindung des Buchdrucks schaffen dann den ersten Bibliothekstypus aus der Pultbibliothek heraus im rechteckigen Saal mit Lesepulten und Leihausgabe. Erst das Zeitalter Ludwigs XVI. ging dazu über, das Buch als dekorativen Faktor und Impuls der Raumgestaltung zu benutzen. Im 18. Jahrhundert entstehen nun die herrlichen Bibliotheken, deren Raumarchitektur wir immer bewundern werden. Das 19. Jahrhundert verließ dann die repräsentative Bibliothek und schuf das rationell sachliche Büchermagazin, nicht nach ästhetischen, sondern praktischen Notwendigkeiten. In 48 Bildern zeigt Schürmeyer die besten Beispiele der Bibliotheksentwicklung von der Pultbibliothek um 1400 bis zur Göttinger Universitätsbibliothek. Ein Bildbeispiel des heutigen Büchermagazins hätte ich wenigstens angefügt, um heutige Massierung ohne Form zu verdeutlichen.

Das neue Buch kommt nicht nur in die Bibliotheken (zum Verstauben), sondern auch zur Zeitung (zum Beurteilen). Eine brauchbare *«Einführung in die Zeitungskunde»* hat *Hellmuth Wolff* vom Universitätsstandpunkt geschrieben (Otto Liebmann, Berlin). Hier findet man über das Wesen, die Geschichte, die gewerbliche Unternehmung, die Hilfsgewerbe der Zeitung, den Journalisten, die Richtungen der Zeitungen, die öffentliche Meinung, das Presserecht, die Statistik und die Pflege der Zeitungskunde alles Notwendige in bester Sachlichkeit. —

* * *

## KUNSTGESCHICHTE

KUNST und Natur: seit Jahrtausenden geht der Streit um die Frage, ob die Kunst die Natur nachahme oder ein Selbständiges neben der Natur sei. Vielleicht zum ersten Male erhalten wir einen reinen Einblick in die organische Einheit von Kunst und Natur durch eine einzigartige Publikation des Verlages Ernst Wasmuth, Berlin: «*Urformen der Kunst*», photographische Pflanzenbilder von *Prof. Karl Blossfeldt*, mit einer Einleitung von *Karl Nierendorf*. Auf 120 ausgezeichneten Bildtafeln werden in starker Vergrößerung und Nahsicht von der «Urpflanze», dem Schachtelhalm an, die organischen Formen der Pflanzen, Blätter, Blumen in Außenansicht und Querschnitt gezeigt, mit dem Ergebnis überwältigender Eindrücke. Auf einmal springt die «Kunst» der Natur voll in die Augen und damit umgekehrt die «Natur» der Kunst! Die Schönheit, der Reichtum und die Erlebnisfülle des Bandes ist unvergleichlich. Es ist sicher, daß von ihm die stärksten Wandlungen in Kunst und Wissenschaft ausgehen werden, denn die unmittelbare Einheit des organischen Grundes von Natur und Kunst bis zur ästhetischen Form ist augenfällig, unwiderleglich erwiesen. Dies Werk versetzt der übertriebenen Intellektualität mancher Zivilisationskunst einen Todesstoß und offenbart auch in der Natur das ewige Gesetz der klassischen Harmonie, der Überwindung des Dualismus zur Einheit durch die wesensbestimmte Form. Kein Künstler noch Wissenschaftler noch Kunst- und Naturfreund kann an diesem Werke vorübergehen.

Die ersten Spuren des Menschen auf der Erde sind zugleich auch die ersten Spuren der Kunst. Eine größere zusammenfassende Darstellung dieser Urzeit und Urkunst hat bisher noch gefehlt. Wir erhalten sie jetzt in einem stattlichen Werke *Herbert Kühns «Kunst und Kultur der Vorzeit Europas»* mit 169 Textbildern, 120 Tafeln in Schwarz-, 6 Tafeln in Buntdruck, 8 Karten und drei Registern bei Walter de Gruyter & Co., Berlin). Man kann die Bedeutung dieses Werkes nicht leicht hoch genug einschätzen. Hier sehen wir die Kunst und Kultur der Eiszeit in den drei Stilgruppen — franko-kantabrisch, ostspanisch, nordafrikanisch — in das Gesamtgeschehen des Lebens so verwoben, daß nicht etwa nur ein ästhetisches Bild, sondern ein Bild des ganzen geistigen Lebens, der gesamten geistigen und materiellen Kultur des Mittelmeererdteils in der Vorzeit entsteht. Kühn stellt im letzten Kapitel abschließend das Denken des Eiszeitmenschen dar und gräbt damit die Anfänge von Religion, Weltanschauung aus; die Probleme vom Wesen der Magie, des Zaubers, des Animismus haben hier ihre Wurzel. Das Werk ist — nur die älteste Vorzeit, die Eiszeit umschließend, der erste Band zu einer Reihe von Bänden über die ganze Vorgeschichte, die aus den Bodenfunden erschlossen wird. Das Neolithikum, die Bronzezeit, die Eisen- und Völkerwanderungszeit sollen drei weitere Bände füllen. Eine Lebensarbeit beginnt also hier zu erscheinen. Sie ist breit und bleibend angelegt. Erschöpfend im Material und in Bearbeitung ist dieser Band eine Ruhmestat deutscher Wissenschaft, die

wir um so mehr begrüßen dürfen, als sie den vagen Phantasien und Hypothesen über die Vorzeit der Menschen das gediegene Wissen gegenüberstellt. Die Menschheitsgeschichte erhält hier festen Boden, von dem aus sie aufsteigt in das Licht geschichtlicher Epochen.

Diese geschichtlichen Epochen werden jetzt für die Kunstentwicklung auch nicht mehr im Lichte «der Lösung und Entwicklung formaler Aufgaben und Probleme» gesehen, sondern wie *Max Dvorak* es formuliert hat: die Kunst «ist auch immer und in erster Linie Ausdruck der die Menschheit beherrschenden Ideen, ihre Geschichte, nicht minder als die der Religion, Philosophie oder Dichtung ein Teil der allgemeinen Geistesgeschichte». Die Herausgeber von Dvoraks Nachlaß haben also recht daran getan, sein Werk mit den Studien zur Abendländischen Kunstentwicklung «*Kunstgeschichte als Geistesgeschichte*» (2. Auflage, mit 55 Tafeln, R. Piper & Co., München) zu nennen. Hier werden die teils vollendeten, teils nicht völlig abgeschliffenen gehaltreichen Arbeiten über die Katakombenmalerei und die Anfänge der christlichen Kunst, Idealismus und Naturalismus in der gotischen Skulptur und Malerei, Schongauer und die niederländische Malerei, Dürers Apokalypse, die geschichtlichen Voraussetzungen des niederländischen Romanismus, Pieter Brueghel d. Ä., Greco und den Manierismus veröffentlicht. Sie sind für jeden tieferen Kenner der abendländischen Kunst unentbehrlich.

Als die große wissenschaftlich wie populär gleich wertvolle neue Kunstgeschichte hat sich mit Recht die Propyläen-Kunstgeschichte (Propyläenverlag, Berlin) mit ihren knappen Texten von Meistern der Kunstwissenschaft und mit ihrem reichen, splendid reproduzierten Bilderteil durchgesetzt. Frühere Bände liegen bereits in neuen Auflagen vor: So *Wilhelm v. Bodes*, des Unersetzlichen, «*Kunst der Frührenaissance in Italien*», die im wesentlichen das 15. Jahrhundert von Paolo Romano bis Francesco Morone umschließt, und *Max E. Friedländers* unübertreffliche Darstellung «*der niederländischen Maler des 17. Jahrhunderts*», also Rubens, van Dyck, Jordaens, Vos, Brouwer, Teniers, Coques, Siberechts, Seyders, Fyt, Heem, Hals, Goijen, Rembrandt, Seghers, Dou, Maes, Korinett, Gelder, Backer, Heyser, Helst, Ostade, Wouwerman, Terbosch, Steen, Hooch, Vermeer, Metsu, Miens, Rujsdael, Neer, Hobbema, Benhem, Cauijp, Capelle, Vlieger, Velde, Heyden, Potter, Witte, Heda, Beyeren, Kalf, der vlämischen und holländischen Meister. *Gustav Glück*, der Wiener Galeriedirektor, behandelt «*die Kunst der Renaissance in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich*», also von Albrecht Dürer über Grünewald, Altdorfer, Cranach, die Holbein zu Breughel und dem niederländischen und deutschen Manierismus. Die Malerei, die Plastik, die Architektur, das Kunstgewerbe erhalten je ein Kapitel, instruktiv, materialreich, übersichtlich klar. Glück arbeitet die individuelle Mannigfaltigkeit der nördlichen Renaissance mit sicheren Strichen heraus.

* * *

# PANTHEON

## MONATSSCHRIFT FVER FREVNDE VND SAMMLER DER KVNST

HERAUSGEGEBEN VON O. v. FALKE UND A. L. MAYER

KUNST DER KULTURVOLKER ALLER ZEITEN
LEITAUFSÄTZE DER ERSTEN KENNER DER WELT
BILDMATERIAL IN UNERREICHTER FÜLLE UND SCHONHEIT

UMFASSENDE INTERNATIONALE
ORIENTIERUNG ÜBER ALLE VORGÄNGE AUF DEM GEBIETE
DER ÖFFENTLICHEN UND PRIVATEN KUNSTTÄTIGKEIT

ERSCHEINT MONATLICH / JAHRESBEZUG RM. 30.–
IM VIERTELJAHR RM. 7.50 / EINZELHEFT RM. 3.–

ILLUSTRIERTER PROSPEKT KOSTENFREI

F. BRUCKMANN A-G / MÜNCHEN 2 NW

JAN 16 1930

# DIE HOREN

## MONATSHEFTE FVER KVNST VND DICHTVNG

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

HERAVSGEBER
HANNS MARTIN ELSTER
WILHELM VON SCHOLZ

1928/29 V. JAHRG. HEFT XII

HOREN VERLAG BERLIN

# NEUERSCHEINUNGEN HERBST 1929

**RUDOLF BORCHARDT** — **Das hoffnungslose Geschlecht**
Vier zeitgenössische Erzählungen. Geheftet M. 5.—; in Ganzleinen M. 8.—

**ALFRED BRUST** — **Ich bin**
Gedichte. Geheftet M. 2.50; in Halbleinen M. 4.50

**HERMANN E. BUSSE** — **Markus und Sixta**
Schwarzwaldroman. Geheftet M. 5.—; in Ganzleinen M. 7.50

**FRIEDRICH KAYSSLER** — **Kreise im Kreis / Irgendwo und immerdar**
**Hintergrund.** Jeder der drei Bände in Ganzln. ca. M. 7.—
Alle drei Bände als „Gesammelte Schriften" in Kassette ca. M. 20.—

**FRITZ LION** — **Dämon Morphium**
Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. W. Liepmann. Kart. M. 4.—; in Ganzleinen M. 5.80

**WILHELM NIEMEYER** — **Martin Moser**
oder Die Flucht nach Friedewald. Eine Erzählung. In Pappband M. 3.—

**WILHELM VON SCHOLZ** — **Der Weg nach Ilok**
Ein Roman. Geheftet M. 7.50; in Ganzleinen M. 11.—; in Halbleder M. 15.—

**HERMANN STEHR** — **Mythen und Mären**
Geheftet M. 5.—; in Ganzleinen M. 7.50; in Halbleder M. 11.—

**EDUARD STUCKEN** — **Im Schatten Shakespeares**
Roman. Geheftet M. 7.50; in Ganzleinen M. 11.—

**FELIX A. THEILHABER** — **Goethe**
Sexus und Eros. Geheftet M. 5.50; in Ganzleinen M. 8.50

**LUTZ WELTMANN** — **Käthe Dorsch**
Mit 32 Abbildungen. In Ganzleinen ca. M. 5.50

Interessenten wird das neue Verlagsverzeichnis (24 Seiten) kostenlos zugesandt.

**HOREN-VERLAG / BERLIN-GRUNEWALD**

# ABSCHLUSS UND FORTGANG

## VON HANNS MARTIN ELSTER

EINE Zeitschrift, die sich auf keine Weise einer politischen Gruppe noch einer gesellschaftlichen Schicht, noch einer geistigen Clique noch einem wirtschaftlichen oder staatlichen Zweckbewußtsein unterwirft, hat von jeher in Deutschland keine Existenzmöglichkeit gefunden. Man sehe sich unter den ernsten deutschen Zeitschriften der Gegenwart um, man wird ihrem Wesen und Inhalt nach wirklich unabhängige Organe mit wenigen Ziffern, die nicht einmal die Höhe der Finger nur einer Hand ausmachen, zählen und wird feststellen, daß sie nur leben von den Opfern ihrer Herausgeber, Mitarbeiter, einsichtigen Freunde. Die ernsten Zeitschriften aber, die im realen Sinne eine gute Existenz haben, sind bald einer politischen Parteianschauung von rechts bis links, vom Nationalen bis zum Europäischen, vom Kapitalismus bis zum Kommunismus verpflichtet, bald einer weltanschaulichen Organisation wie der katholischen oder protestantischen, israelitischen oder buddhistischen Kirche, wie der Anthrosophie oder dem Freimaurertum, wie dem Sektierertum aller Art oder dem forschenden analytischen Rationalismus! Oder es sind rein wissenschaftliche Organe, für die der Staat bereitwillig Zuschüsse liefert. Der Freiheit jedoch — und das heißt in diesem Zusammenhange: der Unabhängigkeit von Organisationen — ist im Zeitschriften-Deutschland keine Stätte bereitet! Im paradoxen Gegensatze zum deutschen Wesen, das, allein dem Gesetz seiner Natur und seiner Gottverbundenheit ergeben, von jeher nach innerer wie äußerer Unabhängigkeit strebt! Als Schiller 1795 seine «Horen» begann, schuf er sie aus eben diesem Unabhängigkeitssehnen, das die Freiheit in der höchsten Verantwortlichkeit, also in der höchsten Sittlichkeit und damit reinsten Humanität sieht. Aber auch Schiller erfuhr es: sein mit heller Begeisterung aufgenommenes Beginnen rief im ersten Jahre seiner Zeitschrift 1800 Abonnenten herbei. Als er diesen 1800 Abonnenten die Erfüllung der Forderung wirklicher Unabhängigkeit im Sinne höchster Verantwortlichkeit dann zumutete, erschlaffte der Wille der Leser, meldete sich wieder, wie dies immer in Deutschland zu sein scheint, die lähmende Indolenz, dies Charakteristikum der gebildeten deutschen Masse

und die Zahl der Anhänger sank im zweiten Jahrgang auf 1000, sank im dritten Jahre noch weiter, so daß seine «Horen» mit Ende 1797 sang- und klanglos ihr Erscheinen einstellten, weil die Leute, nach Schillers Wort, «lieber die Wassersuppen in anderen Journalen kosten, als eine kräftige Speise in den Horen genießen» wollten und weil die besten Mitarbeiter ebenfalls erlahmten, den Herausgeber im Stiche ließen.

Dies war 1795—1797! Es war nicht nur so, es ist vielmehr heute noch genau so! Auch die neuen Horen erleben das gleiche Schicksal. Die neuen Horen sind natürlich nicht so anmaßend, sich Schillers Horen gleichstellen zu wollen. Aber sie sind von derselben Sehnsucht erfüllt, der Idee der Humanität auf ihre Weise in gegenwärtiger Zeit durch Kunst und Dichtung in völliger Unabhängigkeit zu dienen, ehrlich bemüht, reines Menschentum aufbauen zu helfen. Auch sie fanden am Anfang reiche Mitarbeit und Zustimmung, auch sie erlebten Erschlaffung und Indolenz bei Lesern, Dichtern, Schriftstellern, Künstlern, auch sie erfuhren Feindschaft und Hinterhalt bei Cliquen und Organisationen, Engherzigen und Brotneidern. Auch sie mühten sich mit einer Ausnahme vergeblich, im offiziellen Deutschland jene praktische Hilfe und Anerkennung zu finden, die von dem Beamtenstaat den wissenschaftlichen Zeitschriften im überreichen Maße gespendet wird. Und auch sie waren so weit, daß sie ihre Arbeit einstellen wollten, weil keine Teilnahme noch Ermutigung erfolgte, geschweige denn die Ermöglichung ihrer realen Existenz oder gar darüber hinaus ihrer Erweiterung und Kräftigung. Auch sie waren dahingekommen, zu empfinden, daß es nun der ideellen und materiellen Opfer genug sei, daß es nicht lohne, ständig hinzugeben und statt weniger Früchte — deren viele waren ja nie erwartet! — nur den Sand der Phrasen und die Steine der Ablehnung, ja sogar der Feindschaft zu ernten. Auch sie erlebten es, als von ihrem Ende gesprochen wurde, daß ihnen nahegelegt wurde, sich doch an eine politische Partei — es sollte die deutschnationale sein! — oder an eine konfessionelle Organisation — es sollte die katholische Kirche sein — zu binden, die Idee der Humanität, des reinen Menschentum, der Persönlichkeit, der Kunst an sich, des schöpferischen Geistes an die Mächte der Zeit oder eines Dogmas zu fesseln. Und dies alles nur aus dem

Grunde, weil die Indolenz in Deutschland gegenüber dem Geistigen, dem Künstlerischen, dem Schöpferischen triumphiert! Indolenz beim Publikum: verschleiert durch das Gerede vom Sparenmüssen! Gewiß ist ein Zwang zur Sparsamkeit vorhanden: aber jeder Sparsamkeitszwang legt die Frage vor, nach dem, was unter allen Umständen gespart werden kann! Heute spart man — wie zu Schillers Zeiten — unbedingt am Geistigen, am Ernsten, am Wesentlichen, an der Qualität. Und verschleudert zugleich Kraft und Geld für das Sinnlose, den Betrieb, die Sensation, die Unterhaltung, das Leere und den Lärm! Oder reserviert es einseitig für die Region, die dem Beamtentum dient, die wissenschaftliche! Man redet vom Sparen und spart dabei gar nicht, sondern verschwendet zugleich! Weil man sich nicht konzentriert auf die Qualität, die schöpferische Synthese! Sondern im Banne des Quantitätswahnsinns, der rationalistischen Analyse, Zersetzung, Aufteilung lebt! Man will möglichst viel Genüsse und Triebbefriedigungen für sein Geld und seine Zeit, seine Kraft und seine Teilnahme einheimsen! Man will aber nicht das Beste und Tiefste für sein ganzes, für sein ewiges Leben ernten! Brutal und skrupellos schlägt man mit der Phrase von der Sparsamkeit das Ernste, das Hohe, das Heilige tot und spart im Wuste der sinnlosen Tagesgier doch keinen Groschen an Geld noch Kraft, gibt sich vielmehr über Gebühr aus, bis der Mensch eine leere Hülle ist, in den nun alle ungeistigen Gewerbe vom schlechten Kino bis zum Magazin, vom Jazz bis zum Rekordsport, vom Wissenschaftswahn bis zum Bürokratenunsinn ihre Produkte nur um äußerlichen Spieles willen hineinschütten können. Diese Indolenz des Publikums mit der Sparphrase greift schnell hinüber zum Verwalter und zum Händler, zum Wissenschaftler, Beamten und Buchhändler: er gibt seine Werbearbeit für die ernste Zeitschrift auf, weil «sie sich nicht mehr lohne» — das heißt, nicht mehr geschäftlich-finanziell rentiere. Denkt der Wissenschaftler, der Beamte daran, daß seine Verwaltungsarbeit und Analysearbeit aufhören, wenn der schöpferische Geist nicht mehr schafft? Denkt der solchermaßen indolent gemachte Buchhändler in seinen Tagessorgen noch an geistigen Lohn?

Die geistige Zeitschrift verschwindet aus ihrem Arbeitswillen und damit aus ihrem Arbeitskreise rasch: das Magazin und die Spezialzeitschrift alexandrinischer Art tritt an seine Stelle. Von dieser Indolenz aus greift das Erschlaffen dann immer weiter um sich: zum Lesezirkel, dem schrecklichsten Verderben Deutschlands, zu den Lesehallen, Volksbüchereien, Universitäten, zu den Mitarbeitern . . . Das Ende ist dann die Zeitungs- und Zeitschriftenfabrik, die Urteilslosigkeit der Geister, die den Produkten der Masse gegenüber nun keinen klaren Blick mehr bewahren.

«Die Horen» sollten also nach fünf Jahren Arbeit und Opfern aus all diesen Gründen, Einsichten und Erfahrungen ihr Erscheinen einstellen. Wohlgemerkt: nicht müde, nicht kampflos! Vielmehr habe ich mich Monate hindurch gesorgt, sie zu retten und keinen Weg gescheut. Jedes Bemühen innerhalb Deutschlands war vergeblich. Und gerade die offizielle Beamten- und Politikerwelt, die für Wissenschaft und Theater, Museen und historische Sammlungen zahlreiche Millionen bewilligt, versagte der unabhängigen Horenarbeit gegenüber mit einer Ausnahme völlig, ja fast feindselig absichtsvoll. Einsicht war wohl vorhanden, daß der Verlust der Horen fühlbar sein würde. Bedauern darüber kam. Oft auch Schadenfreude und der Wunsch, mit anderer Zeitschriftenart in die entstehende Lücke springen zu können. Auch hier nur geschäftlich-materieller Wille, nicht geistig-gemeinschaftliches, nicht produktiv-kameradschaftliches Streben. Kraft zur Hilfe, zur Rettung fand sich nirgends. Rettung wäre möglich gewesen durch Versklavung an Zwecke oder Gruppen, Gemeinschaften oder Realitäten. Versklavung war nicht möglich bei verantwortlichem Handeln gegenüber der Idee der Humanität, der Gott-Natur, der schöpferischen Kunst und Dichtung. Dies verantwortliche Handeln wollte nur gezwungen weichen. So reifte der Entschluß zum Abschluß nur widerwillig. Wochen gingen in das Land. Innere Warnung hielt vom Abschluß zurück. Deswegen ward dies letzte Heft, das im September hätte erscheinen sollen verzögert. Über Gebühr verzögert. Wofür wir um Entschuldigung bitten. Aber uns war die Sache wichtiger, als die Pünktlichkeit des Betriebes!

Das Schicksal lohnte das Zögern. Es brachte eines Tages den Brief des Herausgebers der Schweizer Zeitschrift «Individualität», die Willy Storrer seit drei Jahren in Dornach-Zürich betreut, mit dem

Angebot, unsere Arbeit zu vereinen um der gemeinsamen Sache willen. Da unsere Sache sich in der Tat als die gemeinsame, die eine und gleiche des Kampfes für die Humanitätsidee durch die schöpferische Persönlichkeit erwies, war unsere Vereinigung, die für «die Horen» mit der Aufnahme der Philosophie in den Kreis der Dichtung und Kunst noch eine Erweiterung bedeutete, eine Selbstverständlichkeit, die sich schnell vollzog. «Die Horen» gehen also nun vereinigt mit der «Individualität» Willy Storrers in ihr sechstes Jahr, das mit dem Kalenderjahr 1930 gleichlaufen wird, auf ihrem bisherigen Wege weiter, voll neuen Mutes. Sie fassen noch einmal neues Vertrauen, daß das deutsche Publikum, der deutsche Buchhandel, die Dichter, Schriftsteller, Künstler ihre Erschlaffung überwinden werden, um das aufgerichtete Ziel ideell und praktisch zu erarbeiten.

* * *

# GEDICHTE

## VON WILHELM VON SCHRAMM

### DAS STERNENJAHR

Teil dem kreisenden Ball, der Sonne, dem Lichtraum, dem Äther,
Trug dich das Jahr durch die Zeit, füllte dich Atem der Welt;
Stürzend vom Himmel herab, aus blauen Tiefen hernieder,
Wob sich in deinem Geblüt Schicksal, Fügung und Lust.
Dunkel war es und hell. Von grimmen und blanken Gestirnen
Tropfte der Wechsel des Jahrs, Tränen, Honig und Salz.
Wildnis wurde in dir und heiter blauende Gründe;
Ruhe nach peitschendem Sturm, Ende — ein neuer Beginn.
Immer warst du vereint, den unendlichen Heeren verflochten,
Deren still dröhnender Gang Sinn und Eintracht verheißt.
Was dich bewegte, ergriff geheim auch die goldenen Zeiger,
Fügte aus Sternen ein Bild; Waage, Jungfrau und Schwan.
So auf dem irdischen Ball ein Teil der fortwährenden Reise,
Hob sich dein Antlitz herauf, atmete ruhiger die Brust;
Bis dich mit strenger Gewalt, im Nu der reinen Entzückung
Streifte das Licht aus dem Licht: Stern der Sterne im All!

*

## ANRUF

Ich war so fern, ich war so tief,
Verborgen war ich, lag und schlief,
Bis Du mich wieder ganz erdacht.
Da warf sich schnell aus allen Grenzen
Im Sturm und Wetterschein das Glänzen
Der Schöpfung, die in mir erwacht.

Nun bin im Streit, im Licht und Feuer,
Im hellen Blitz und Abenteuer
Der Nächte ich wie Tage Herr.
Ich muß den ganzen Ball ermessen,
Mich selber in dem Strom vergessen,
Erfüllung sein und ewiger Begehr.

So wie sich Licht und Windessausen
Durchdringen und die Stunden brausen —
Doch ruhig zieht und hoch der Ball;
Er kann nicht weichen und versinken,
Nur Glanz und Raum in sich zu trinken,
Kreist er und leuchtet überall.

Da wird das Fernste nah und Sein.
Er schließt sich in die Fülle ein,
Er hält dich, mich und jede Meinung.
Uns treiben gleichbeschwingte Säfte
Und im verbundnen Zug der Kräfte
Schließt sich zum Ringe die Erscheinung.

*

## DAS NACHTLIED

Dunkles Laub und dunkle Träume
Sind vermischt. Die stille Wildnis
Gehst du den betauten Nachtpfad
Und das feuchte Gras durchstreifend

Dir erscheint, gebannt und lauschend
Auf den fernen Gang des Himmels,
Herz, ein ungesungnes Nachtlied:

Wenn im dunklen Quell der Flüsse
Die Gestirne glanzhell baden,
Kommt die ewige Verwandlung
Näher, auserlesen eilen
Der Gedanken Bildgeschöpfe.
Aus dem Dickicht regt sich langsam
Ungeborener Geschlechter
Erste zaudernde Bewegung.
Des Jahrhunderts leises Beben
Rollt vorbei.
Die Schicksalswende
Zieht ein Feuerstern vorüber.
In die aufgebrochne Lichtung
Fällt die weiße Saat des Aufgangs.

*

## DAS MONDLIED

Klarer Bogen, Horn des Mondes,
Du geheimes Licht im Schatten,
Unbewegtes Berggeäder: —
Ruhvoll dieser Nacht versammelt,
Bin ich Euch, Ihr Auserwählten,
Meinen leichten Schritt bedachtsam
Lenkend, das erregte Zeugnis:

Zwischen den beschwingten Schiffen
Meiner eilendsten Gedanken
Steht die Bläue, steht die Fülle.
Tanzend mit geschwungnen Händen
Springe ich und bin die Brücke
Hin zu Tal und Berg des Mondes.

Wo sich meine abgeschiednen
Traumeszauber festlich sammeln,
Sich mit Geistern frei umarmen
Und das Haar der alten Mutter,
Erde, sprachlos dir benetzen,
Deine Narben, stumme Riesin,
Wenn Du Schlafende vorbeischwimmst,
Unaufhaltsam schnell die Reise
Ziehend durch die Nacht zum Morgen . . .

*

## SO LANG, O HOLDE SONNE

So lang, o holde Sonne, so lang verhüllt
Bist du am Himmel, bleicher schon als der Mond,
Der rötliche, der uns im starren Frost,
Regent des Eises, die Nacht verherrlicht!

Wo bist du, wo ist das blaue Gold,
Dein himmlisches Leuchten, daß du das klirrende Eis
Zerschmilzest, den Rauhreif — darin erfroren
Schlafen Blumen und Gras — den Dampf des Nebels?

Sieh, wie im Panzer um die erstarrte Brust
Sind wir gefangen, wenn als ein Beil die Nacht
Den kurzen Tag zerschneidet und kalt verhangen
Finster und schweigsam das Dunkel trauert.

Waren wir je Geschwister? So winterlich
Spröd ist die Erde wie Glas. Im dunklen Schlaf
Atmen die Tiere verlassen. Die Erdgeschöpfe
Haben sich scheu verborgen und hungern: Wo bist du?

*

## WINTERLICHE HYMNE

Aus dem gründunkelnden Himmel
Hob dich, o Tag, die ewige Gewalt der Horen
Durchsichtig strahlend aus dem Sternenbeet der Nacht —
Aus der glänzenden Kette der edelsteinernen,
Dich, schönster Smaragd, herauf,
Daß du glühtest im grünen Geheimnis!

Wer hat dich auf die Erde entlassen!
Mit dem kristallenen Helm und dem bläulichen Schuppenpanzer,
Schwertern der feinsten Schatten und blitzenden Lanzenspitzen:
Silber aus Silber geglüht —
Ein einziges, himmlisches
Flammen und Leuchten?

O glänzender Bote, Engel,
Woher nahmst du deine Gewalt,
Daß du fleckenlos kamst und gingst:
Mit dem Schild des Vollkommenen,
Klarheit und Kälte gewaffnet,
Herabstiegst in dieser Flut von Licht?

In den Abermillionen Tafeln
Deines himmlischen Spiegels,
Des Schnees,
Funkelst du wieder und bist
Selbst vom kristallenen Feuer der Sterne —
Himmlisches Glas des Grals!

*

## BLÜTE DES WINTERS

Wenn im kristallenen Beet die Flocken sich lautlos versenken,
Hülle ich tiefer mich ein, schaue heiter zum Grund.
Schaue klar und gebannt die helle Tiefe des Eises,
Blumen aus Sternen gefügt, blau im gefrorenen Kristall.

Dichter und fester bezirkt, endlos mit linderem Umkreis,
Schmiegt sich die Flur an den Baum, regt sich der schwärzere Ast,
Härter und weicher zugleich, von der schweigenden Ruhe gesänftigt,
Sammelt die Kühle den Geist, schließt sich in Klarheit das Herz.

So in sich selber gefaßt, in durchsichtiger Schale geborgen,
Bin ich einsam und eins, kühl in der Tiefe gebannt.
Aber so hell wie der Stern, in der kältesten, reinsten der Nächte
Tief im vollkommenen Blau, zündet sich himmlisches Licht.

*

## LOB DES SCHILAUFS

Lob sei dem Frost und dem Schnee, dem dichten Flockengeriesel,
Lob Euch, der Freude des Manns, Hölzer der zwiefachen Spur!
Wer auf Euch nördlichen stark, den Schneeschuhn, die Berge erstiegen,
Ach, auf der Erde ist schon teilhaft er himmlischer Lust:

Ungeheuer und steil erheben sich funkelnd die Gipfel,
Unbetreten und still Schluchten, Wälder und Plan.
Rein, im vollkommenen Licht, im bläulichen, glänzen die Wände,
Klarer und schimmernder noch glänzen die Augen des Manns,

Wenn das Gleiten beginnt, wie mit breiten Flügeln, die Abfahrt,
Sausende, stiebende Lust, hoch über Tälern im Flug:
O der stürmende Wind der pfeifende über den Höhen,
O die schneidende Luft, scharf wie mit Messern bestückt.

Weich und geschmeidig zu schaun, stahlhart im gefrorenen Eise
Stürzen die Gründe herauf, blitzen die Hänge vorbei.
Ganz zusammengepreßt und bebend im endlosen Sturze —
Plötzlich wieder gefaßt atmet die klopfende Brust.

Auch der scharf äugende Blick, zuerst wie von Tränen verdunkelt,
Frei beherrscht er den Plan, lenkt die unendliche Fahrt:
Jetzt als ein Schatten am Hang, an Schlüften und Klippen vorüber,
Jetzt durch das Latschengestrüpp, niedrige Fichten hindurch.

Zwischen dem Wurzelgestöck, dem tückischen, Zweigen und Ästen,
Kaltes Geriesel wie Staub, Pulver stiebenden Schnees.
Dann über Almen hinab, an vereisten Brunnen vorüber,
Jählings über ein Dach, plötzlich geschluchtet ein Weg. —

Sprung — o unendliche Lust — aufgleitend wieder am Boden,
Tiefer senkt sich die Fahrt, blau zwischen Wäldern im Grund.
Ach, beseligt noch lang im Unberührten der Auslauf —
Sanft zwischen Wiesen und Haus gleitet die Spur dann zur Ruh.

* * *

# HERAKLES

## VON ALBRECHT SCHAEFFER

(Schluß)

### OMFALE

Damals war es, daß alle Welt nach Herakles horchte. Wo Menschen sich zueinander gesellten, die Käufer und Verkäufer auf den Märkten, oder wenn sie Rosse tauschten, Reisende, die auf langen Straßen sich für ein Wegstück zusammenfanden: alle bekamen gleich seinen Namen in den Mund, und er erschien ihnen im ehernen Schmuck seiner Taten, freudig vorausblickend, ein Weg-Trost auch für den Einsamen in finsterer Öde. Es wurden auch kleine Keulen gemacht aus Holz oder Erz oder edlerem Metall für solche, die es hatten, am Hals zu tragen als Schutz-Spender bei gefährlicher Land- oder Seefahrt. Sie machten auch kleine Bildnisse aus roter Erde, wie er auf seine Keule gestützt dastand im Löwenfell, heiter blickend aus dem winzigen Antlitz, und den Bildnissen wurden Körner von Gerste oder Hirse hingelegt oder Baumfrüchte, zur Bitte, daß er Saaten und Gärten behüte, wie er sie gerettet hatte in vielen Ländern. Die Sänger aber, die in den Städten und Königshäusern umherzogen, hatten den größten Wetteifer mit neuen Liedern seines Ruhms. So horchte alles nach ihm voller Erwartung, wo nicht heute dann morgen eine größere Herrlichkeit von ihm zu erfahren.

Aber ein Zittern lief durch das Land. Etwas wurde vernommen, ein Ge-

flüster, ein Ungeheures, laut nicht zu sagen. Wie wenn ein Berg rutscht und ein Dorf verschüttet mit Geröll und taumelnden Wäldern, und das Krachen wandert durch den Umkreis, und aus dem zitternden Boden steigt die Ahnung in die fern unwissenden Seelen, so verbreitete sich die Sage von Herakles' Fall. Ach, was war geschehen? Jedermann wußte es anders. Er habe eine Stadt angezündet, Messene, nein, Oichalia, weil ihm die Leute ungastlich waren. Er habe ein Weihtum Apollons zerstört; er sei wieder in Wahnsinn gefallen und habe hundert Menschen erschlagen. Er habe ein Weib genommen und sie erschlagen wie Megara. Ja, die Berührung mit dem Weibe, sagten sie, es war ihm geweissagt, daß sie ihn verdürbe.

Als endlich die Wahrheit erkundet wurde, atmete alles wieder auf und meinte, es sei keine so große Sache. Herakles war nach Oichalia in Thessalien gegangen, weil Eurytos der Schütz seine Tochter Iole demjenigen versprochen hatte, der ihn und seine Söhne im Bogenkampf übertreffe. Er war aber erschrocken, als Herakles kam, den er noch auf der Hesperiden-Fahrt abwesend meinte. Denn auch er hatte das gehört, daß Weibesberührung Herakles Wahnsinn bringe. Als dann im Bogenkampf Herakles siegte, verbarg er Iole und hielt ihn mit Ausflüchten hin und endlich sagte er gradezu, daß er sie nicht geben wolle. Nein, es war nicht das Weib, das Herakles Unheil brachte, sondern der Betrug, wie es auch nicht Megara war, mit der er ja glücklich lebte, sondern ihr Betrug. Denn seine Seele war nur gegen die Täuschung ganz wehrlos; die schlug ihm die einzige tödliche Wunde, und als sie klaffte, schickte Here die immer wachsame den Wahnsinn hinein. Herakles stürzte, da Eurytos und seine Söhne entflohn, den jüngsten, Ifitos, den er fing, vom Dache herunter zu Tode.

Die Menschen meinten, das sei ja nicht arg; eine Blutschuld, aber gering, weil Eurytos betrogen hatte, und leicht zu büßen, weil Herakles Halbgott war. Aber während sie noch hofften und beratschlagten, als ob es von ihnen abhinge, erschien bereits an allen Dreiwegen der Bote. Niemand kannte ihn; er war nur dunkel zu sehn; seine Stimme ging aber mit durchdringendem Erzton überall hin, so daß sie ihm zuliefen, doch erst wenn er verschwunden war, wußten sie, es war Hermes. Der bot Herakles zum Kauf aus. Dies Unglaubliche mußten sie hören. Apollon, in Delfoi von Herakles um seine Buße befragt, hatte ihm aufgegeben, daß Hermes ihn als Knecht aus-

bieten und für drei Jahre verdingen sollte, um mit seinem Lohn Eurytos den Sohn aufzuwiegen. Aber wer hätte den Kauf gewagt? In Achaja niemand.

Omfale, eine lydische Herrscherin hörte von dem Handel, und sie war es, die Herakles kaufte. Es gab welche, die gesehen haben wollten, wie Hermes ihn gefesselt durchs Land führte. Gesenkten Hauptes schritt er waffenlos, die Augen voll Nacht und Tränen.

Dann war er drei Jahre bei Omfale. Seine Seele war zerstört, sein Sinn verwirrt, sein Herz schwamm in Klage. Es erging ihm da ärger als jemals. Als er zu Omfale kam, verwirrte es vollends sein geschwächtes Gemüt, daß er nur Weiber sah. Sie hatte keinen einzigen Mann im Palast, aber Weiber unzählig, alle in gleichen Kleidern und mit gelösten Haaren, und es gab Säle voll, wo sie saßen und spannen, und andere Säle, wo sie singend an Webstühlen schritten; die Höfe dröhnten von ihren Mühlen, und der Lärm ihrer ewigen Gesprächigkeit erregte die Wölbungen. Herakles kam durch unzählige Gemächer, wo er schon durch offene Türen voraus lauter Weiber-Gemeng sah, fast unsinnig in einen riesigen Saal mit ehernen Wänden, die blank waren, so daß sie sich spiegelten und verhundertfachten. Der Boden lag auf Teppichen voll mit Weibern, die sich putzten und flochten und liebkosten, und es roch stark nach ihren Leibern und nach Salben und Mennigfarbe. Endlich sah Herakles in Betäubung auf einem ganz hohen Stufenthron über sich Omfale; es war über weißen Falten nur ein ganz kleines Gesicht von Elfenbein, aber mit Zauber-Augen und fast verborgen in einem Gewölk von braunrotem krausem Haar, das rundum war. Ihr Blick wie eines Schlangen-Auges bannte ihn erst und zog ihn dann mit rasender Begier hinauf. Als er aber oben stand und zugriff, war es ein Bildnis in Kleidern, der Kopf war Elfenbein und hatte keine Augen mehr, und die Wolke des Haars blieb in seiner Hand. Er tauchte lechzend und entsetzt Mund und Nase hinein, und der Duft betäubte ihn, daß er umsank. Erwachend fand er sich in einer niederen Kammer, nackt, und statt der seinen lagen da Weiberkleider. Seine Mannheit war von ihm gegangen; er legte die Kleider an und lachte und begann sich wie ein Weib zu benehmen, in die Hände zu schlagen und zu hüpfen, und so lief er unter die wahren Weiber; ihr Gelächter brauste durchs Haus. Omfale sah er nicht mehr; er lernte mühsam das Spinnen, allein auf die Dauer war das für seine Finger

nichts. Er hörte aber Omfales Stimme, die ihm bald dies bald jenes befahl, nämlich schwere Lasten zu schleppen, die Berge von Wäsche zum Bach und unzählbare Eimer vom Brunnen und Türme Holzes zum Feuer. Wiederum mußte er die Wäsche in den Spülgruben treten, mit der Handmühle mahlen und im Garten graben und jäten. Ihm war es schlimm, daß er mitunter aus dieser Verdunkelung erwachen und auf der Erde hocken und weinen mußte wie ein ganz kleines Kind. Endlich flehte er Omfale die verborgene an, ihn lieber wieder in Plagen zu schicken wie Eurystheus.

Die Himmlischen erbarmten sich damals über Herakles, der Menschen und Göttern ein Jammerbild geworden war, und gaben Omfale Anweisung Sie ließ ihn nun seine Mannheit wieder haben, legte ihm aber zehn Ringe um alle Finger, die glühend wurden, wenn er sie zum Weibe ausstrecken wollte. Sie verdingte ihn erstlich an Jason, der damals fünfzig Helden in das Schiff Argo sammelte, zur Fahrt nach Kolchis, wo er das Vließ holen sollte. Herakles führte auch auf diesem Zuge allerlei aus, aber er war aus Schwermut nicht recht bei sich, denn vor Schande kam er sich vor wie ein Pestkranker. Die Dinge waren ihm weich geworden, sie schmolzen ihm unter den Händen weg, und er vergaß sie, kaum daß sie gewesen waren. So rächte er sich auf dieser Fahrt auch an Laomedon von Ilios, der den Helden die Einfahrt in den Hafen verweigerte; aber sie liefen anderwärts an, überfielen die Stadt bei Nacht, verheerten sie und töteten Laomedon mit allen Söhnen bis auf einen. Herakles tobte wie ein Rasender unter den andern, was er hinterdrein schrecklich bereute. Die Hesione, die eigentlich ihm zukam, überließ er Telamon, der sie begehrte. — Später ging er auf der Argo-Fahrt irgendwo verloren und kam wieder zu Omfale.

Bei Efesos überwand Herakles die Kerkopen; bei Syleus in Frygien arbeitete er im Weingarten, machte aber alles verkehrt, riß die Stöcke aus und steckte sie verkehrt in den Boden, bis Syleus hinzukam und ihn schlug. Syleus war ein riesiger Unhold, der alle Fremden zur Arbeit preßte. Herakles erschlug ihn nun mit all seiner borstigen Sippschaft; dann leitete er einen kleinen Fluß in das Tal und schwemmte es rein von Allem, was drin war. Und so vergingen zwei Jahre.

Die Menschen konnten, als soviel Schauder von Herakles ruchbar wurden, sie nicht ertragen. Schauder und Schrecken haben keine Dauerhaftig-

keit, und als es Jahre währte und keine Wendung, kein gutes Ende sich zeigte, so fingen sie an, ihn zu vergessen. Wenn er gestorben wäre, so hätte sein Ruhm sich hoch gehoben wie eine Sonne. Nun ward es Nacht; ein geschändeter Herakles war nicht schaubar; aber er versperrte doch wie ein Luft verpestender Leichnam den Weg ins Land seiner Erinnerung. Es ward stille von ihm; sein Bildnis verblich; endlich war Dunkel und Schweigen.

*

Indes hatte Herakles überstanden. Sein Inneres hellte sich auf im letzten Jahre seiner Knechtschaft. Das Weibische verlor seine Macht an ihm; er wurde wieder ein männlicher Knecht, und Omfale sandte ihn zu den Triften, wo er Rinder weidete wie in der Jugend am Kithäron. Da verjüngte er sich noch einmal bei dem ruhigen Tun; die Gelassenheit faltete sich in seiner Seele aus, erst wie die Schatten von langsam schwebenden Wolken, Trauer hauchend und Mutlosigkeit: bald aber wie die süße Milde im Jahr, wenn in den Bächen noch Eis hängt und Schnee an den Rainen der Äcker, aber die Wachtel schon ruft, die Weidenruten gelb schwanken, die Biene im Stock unruhiger träumt und die langen Sonnenfächer Seligkeit über die Erde breiten. So taute er auf, so trat wieder Saft in sein Trockenes, und die Buße hatte die Schuld verzehrt, und die kindliche Seele die alterslose, wieder und wieder war sie geboren. Am Berge liegend sah sein Auge das Flammenrad des strengen Gottes wieder ganz ungeblendet; Lippe und Auge, Hand und Schenkel waren wieder fest. Sein belebtes Auge suchte nach der Führerin vom Scheidewege; aber er fand sie nicht, und es schmerzte ihn nicht. Schicksalslos war er geworden.

## DEIANEIRA

Als das große Erztor der Omfale sich hinter Herakles schloß, erblickte er Pallas Athene, die in der Gestalt eines Jünglings vor ihm stand. Er erkannte die Göttin und grüßte sie schweigend; sie aber sagte: Freude dir, Herakles! Nun bist du ja wieder entronnen. Warum willst du mich nicht ansehen, Pallas Athene?

Er erhob das Auge vom Boden zu dem ihren, und sie erkannte, daß die Seele von der Tiefe bis zum Rande herauf blinkte, und daß sie rein war, nicht von der Unwissenheit der Jugend, sondern von der vollkommenen Reinheit des Wissenden. Da sprach sie: Nun sehe ich dich, Herakles, —

weißt du auch, wem du gleichest? Einem gleichst du, dessen Seele drei Jahre lang in einem tragenden Feigenbaum wohnte. Frisch ist sie und süß wie der verborgene Kern des Baumes, den sich Götter zur Speise wünschten. Gehe nun eilig hin nach Kalydon zum Könige Oineus, der eine sehr schöne Tochter hat namens Deïaneira. Eben ist sie mannbar geworden, und nun freit um sie der Gott des Flusses Acheloos, aber sie mag auch den wässrigen Gott nicht, und bisher hat Oineus ihn abgewiesen. Da hat er nun eine Menge Land weggerissen und überschwemmt, Kornland und Weideland, und Oineus verlangt nach dir, und wenn du Acheloos besiegst, verspricht er dir Deïaneira und die reiche Stadt Trachis unter dem Berge Oita am malischen Meerbusen und vieles Land.

Ach, sagte Herakles ungläubig, denken die Menschen noch an mich, und verachten sie mich nicht, weil ich weibisch wurde?

Sie verachten dich nicht, Herakles, und wenn sie nicht an dich denken, so denken wir an dich. Dir aber wird von Kalydon aus aller Ruhm wieder zu glänzen anfangen, wenn du es von dem ungebärdigen Gott errettest, denn wir haben es ihm gesagt, daß Deïaneira nicht ihm gehören soll, sondern dir. Denn es ist ja Zeit für dich, Herakles, daß du ein Weib gewinnst und eine Herrschaft, um in Frieden zu altern.

Herakles sprach: Du hast Recht.

*

Die Seele noch erleuchtet von der Heiterkeit der weiten Wanderung vom asiatischen Lydien her kam Herakles nach Kalydon, und dieser Wasserkampf wurde der heiterste seines Lebens. Die Götter des Olympos kamen alle auf dem Arakynthos-Gebirge zusammen und sahen zu, wie der Halbgott den Gott bekämpfte, der sich ausbedungen hatte, daß keine Waffen gebraucht werden sollten als die Hände. Es waren milde Ebenen von Gras, Weizen und Gerste, die der blaue Strom in vielfachen Krümmen durchrann; die Ufer waren gesäumt von den weißen und farbigen Kleidern des zuschauenden Volkes, und vom Gebirge im Osten glänzten die unsterblichen Zuschauer sichtbar. Acheloos brach aber selber als Erster die eigene Bedingung; als der riesige Herakles mit erhobenen Armen nackend in die Flut sprang, erschrak er und riß einen Weidenbaum aus, der ihm am nächsten zur Hand war, keine gute Waffe, nur ein Trumm Holz mit viele Ellen

langen Ruten, die sich wie Schlangen bogen, als er mit ihnen das Wasser peitschte. Herakles seinerseits entwurzelte eine Ulme, und so begann dieser Kampf mit immer neuen Waffen von Bäumen, die aneinander zersplitterten, bis Herakles den Gott unterlief und zum Ringkampf umarmte. Aber der glatte Leib entschlüpfte ihm hundertmal; sie wirbelten in den Strudeln herum, tauchten unter und auf, umtanzten sich, umschlangen sich wieder, und das genäßte Volk am Ufer starb beseligt am Gelächter. Der Kampf hätte unentschieden bis in die Nacht gewährt, hätte nicht Herakles den Gott an einer sandigen Uferstelle zu Fall gebracht, so daß sich sein Leib mit Sand bedeckte und Herakles ihn nun unentrinnbar packte. Er preßte ihn, bis er um Schonung bat, die ihm die beträuten Seligen zubilligten.

Zwölf Tage währte mit Schmausen und Wettspielen, mit Opfer-Hekatomben, Gesängen und Tänzen die Hochzeit. Am dreizehnten Tage brach Herakles nach Trachis auf, mit Deïaneira in einem Ochsen-Gespann und mit vielen andern Wagen voller Dienerinnen und Geschenke und Gewänder. Da sie nun in einer öden Gegend an den reisenden Euenos-Fluß kamen, sahen sie dort einen Kentauren, der allda Fährdienste verrichtete und die Wandrer hinübertrug. Er begrüßte Herakles demütig und sagte, daß er damals dem Morde entronnen war, vermutlich weil er der einzige Gerechte unter seinen Brüdern war, der nur unter Zwang und mit heimlichen Tränen an ihren Raubzügen teilnahm und es sich immer angelegen sein ließ, die kleinsten Kinder zu schonen. Aus dem Morde war er voll Entsetzen bis hierher geflüchtet, und weil er sich nicht allein durch die Länder wagte, um eine andre Kentauren-Horde zu finden, war er sein Leben zu fristen für geringen Lohn hier Fährmann geworden. Sein Name war Nessos, sein Roßleib hellgelb wie sein Haar, er war blauäugig und schön, unähnlich den andern Kentauren. Der Fluß, der zwischen Bänken und Blöcken gischtend talab schoß, hatte Untiefen, die Deïaneira auch in Herakles' Armen gefährden konnten; überdies hatte er mit den Wagen zu tun, und schließlich wünschte Deïaneira den Ritt hinüber, weil sie an dem mächtigen gelben Pferd, dem rätselhaft und prangend der Mannesleib entwuchs, Gefallen fand. Herakles wollte sie begleiten, aber nun versah es einer der Treiber mit den Ochsen; sie bäumten sich am abschüssigen Ufer und ohne Herakles' Zugreifen stürzte der Wagen um. Als die Ordnung wieder hergestellt

war, sah er den Kentauren schon drüben das Ufer erklimmen und gleich darauf, wie er das Weib vom Rücken in seine Arme zog und mit ihr davonjagte. Herakles sprang zu seinem Bogen; es dauerte, bis der Pfeil auf der Sehne saß; ein letzter Sprung des Kentauren und Deïaneira war verloren. Eben dieser Sprung aber fehlte, und mit dem giftigen Pfeil im Rükken taumelte Nessos zu Boden.

Was dort vor sich ging, während er den Fluß überschritt, blieb Herakles verborgen. Den Pfeil, der eine Ader zersprengt hatte, herausreißend, sprach Nessors zu Deïaneira: Ach, wenn du nur ein Hemd oder ein Leintuch hättest, um das Blut zu stillen, könnte ich wohl davonkommen und dich einen großen Zauber lehren. Nun hatte Deïaneira ein Kästchen bei sich, in dem mit ihren kostbaren Schmuckstücken das Hemd war, das Pallas Athene gewebt und Herakles zur Hochzeit geschenkt hatte. Das drückte sie mitleidvoll selbst auf die Wunde, und während das feine Linnen im Augenblick rot und heiß durchtränkt war, sprach Nessos wieder: Ich muß wohl doch sterben. Du verwahre aber dies Gewebe, und so wie es getränkt ist mit meinem nach dir brünstigem Blut, so wird es jedem nach dir brünstig werden, der es anlegt und wäre er dir noch so abgewandt. Da stürmte Herakles heran, aber das Hemd war schon wieder im Kästchen, Nessos röchelte aus im Blut und Deïaneira lächelte in Tränen.

## ALKESTIS

Vor Freude außer sich über die zweite Errettung Deïaneiras verbrachte Herakles alle Stunden der Reise mit hellem Frohsinn. Die Frauen Deïaneiras und einige Jünglinge mußten ohne Unterlaß Flöten und Becken, Trommeln und Triangeln rühren, und er selber sang dazwischen seine eigenen Taten oder die von anderen Helden, die vor ihm auf der Erde waren, Perseus, Kadmos, Bellerofontes. Am nächsten Abend erreichte der lärmende blumenumwundene Zug die Stadt Amfissa, deren König Admetos Herakles als Knaben gekannt hatte und bei dem er zur Nacht bleiben wollte. Er wunderte sich in seiner Fröhlichkeit nicht über die Stille und Erstorbenheit der Straßen, sondern meinte, daß die Leute sich allzu früh betteten, und ließ die Instrumente um so lauter ins Gerassel der schweren Wagen rühren. Das Haus Admets lag höher am andern Ende der Stadt, ebenfalls still, und das Tor war verschlosesn. Herakles pochte überlaut, schob die

öffnenden Diener fort und rief im Hof schallend nach Admet, der aber erst erschien, als die Wagen schon alle eingefahren waren und Deïaneira von dem ihren stieg. Wieder gewahrte Herakles nicht die kranke Blässe Admets, und daß er fast keine Stimme hatte beim Willkommen. Er pries das Wiedersehen und verlangte mit tönendem Herzen Speisen und Wein, Gesang und Tänze. Wein und Speisen wurden ihm zuteil, von Dienern mit Schweigen, von Admet mit gepreßter tonloser Stimme geboten. Durstig vom staubigen Wege trank Herakles unmäßig und wurde rasch trunken. Er pries die Seligkeit der Ehe und die Seltenheit Deïaneiras und mahnte Admet selig lallend zur Lebensfreude. Ach, Admett schwatzte er ihn umarmend, du bist ja viel jünger als ich, warum sehe ich in deinem Hause kein Weib?

Den überliefs und seine Augen wurden weit wie Nacht. Er erhob sich starrblickend vom Sitz und sprach den Namen Alkestis. Tränen stürzten aus seinen Augen, und nach einer übermächtigen Gebärde stürzte er ohnmächtig zu Boden.

Herakles sah betreten umher, und nun sagte der alte Verwalter des Hauses, der neben Admet kniete: Du hast Übel getan, Fremder, in diesem Haus nach einem Weibe zu fragen. Denn vor drei Tagen war ja die Hochzeit, und da ist sie auch gestorben.

Starr saß nun Herakles und lallte. Admet aber stand auf, setzte sich wieder an seinen Platz und sagte: Gastfreund, verzeih mir. Ich bin dir ein schlechter Wirt. Trinke, sprach er jammervoll, was geht dich mein Schmerz an.

Nein du, Admet, sagte Herakles aufgebracht, du bist es, den man erschlagen sollte. Mit deiner Verheimlichung hast du gemacht, daß ich dein Haus und deine Trauer besudelt habe mit meinem Wein und Gelächter.

Sollte ich, sprach mit eisernem Antlitz Admet, nicht das Kleine vermögen, wenn Alkestis das Große vermocht hat?

Herakles fragte: Was ist das gewesen?

Sprach Admet: Wir waren beim Hochzeitsmahl, als der Geleiter Hermes eintrat. Er stand sichtbar im Lärm wie aus Erz und gebot mir zum Hades zu folgen.

Du, Admet?

Ich. Ich aber dachte an Alkestis und an meine Jugend und weigerte mich.

Ich sagte auch, daß mein Vater hochbetagt ist, und daß mein Tod den Nachbar-Königen das Reich zuwerfen würde wie einen reifen Apfel. Da sagte Hermes, daß er mich austauschen wollte, wenn Alkestis ihm folgt.

Ja konnte denn nicht, unterbrach ihn Herakles, dein Vater tauschen oder deine Mutter, die ohnehin sterben müssen?

Deshalb durften sie nicht, denn das wäre kein Aufwiegen gewesen. Aber Alkestis wollte schon gehen, gemäß meinen eigenen Worten, daß dieses Land einen Herrn brauche und das Volk einen Erben der Herrschaft. Alle sagten, daß sie recht habe, und wahrlich, wäre das nicht gewesen, so säße ich nicht hier. Also ist sie gegangen und ich bin geblieben. Gehend erfüllte sie die Pflicht, bleibend erfüllte ich auch meine Pflicht, gegen dich Wirt zu sein, wie du wünschtest und nicht ich.

Herakles saß die Stirn in den Händen lange Zeit unbeweglich. Plötzlich sprang er auf und rief: Gegangen, sagtest du? Ist sie wie sie war mit ihm gegangen? Admet bejahte; Herakles schrie: Ich habe die kerynitische Hinde erlaufen. Einmal bin ich schon unten gewesen, das zweitemal kann es nur leichter sein! und war schon wieder verschwunden.

Durch die Nacht lief Herakles wie ein Hetzhund, mit allen Sinnen und Kräften gebunden in die Notwendigkeit; so rannte er, alles daran setzend, durch die Länder. Bei Faistos warf er sich in das Korinthische Meer und schwang sich an das südliche Ufer bei Aigai. Die Berge Achajas, die Berge Arkadiens blieben zurück, wie er dahinstob; er übersprang den Fluß Ladon, er ließ den Alfeios hinter sich, und er stürmte über den langen Rücken des Taygetos hin tief im Süden, ehe noch ein Hahn krähte in Lakedaimon. Morgenschein vergoldete den Vorhang von Taineron, als der Läufer in die Tiefe der Erde tauchte. Er durchsprang den Felsenschacht wie ein Panther; und weiter, nichts in der Brust als die Bitterkeit seines Unrechts und die Süße der Vergeltung, wie ein Hirschhund die eigene Spur in der Nacht erwitternd, fuhr er hin, bis vor ihm ein Schein erglomm und er nahe fliegend die beiden erkannte, den schlanken goldenen Gott mit der Rute, Alkestis schlafwandelnd an seiner Hand. Hermes aber wendete sich und lächelte, als der Halbgott ihn keuchend erreichte, und sagte zu ihm: Lange säumtest du, Sohn des Zeus, beim Wein. Aber die Götter, die Admet und Alkestis dieses beschlossen, taten auch dich hinzu. Nimm sie nun.

Die leichte Schlummergestalt auf den Armen langte Herakles bei Admet wieder an und reichte sie ihm und weinte.

## DER OITA

Noch lebte Herakles einige glückliche Jahre in Trachis, Söhne und Töchter zeugend mit Deïaneira. Er unternahm auch Kriegszüge, später, als die Menschen überall wieder wußten, daß er im Lande war und anfingen ihn zu rufen; so gegen die Pylier und Neleus wegen Rinderraubs, obwohl die Epeier ihn betrogen, denn ihr König hatte Neleus zuerst geschädigt; und gegen die Lapithen half er Aiginios und den Dorern. Zuletzt zog er gegen Eurytos von Oichalia. nicht so sehr wegen des Bogenkampfes und der Iole, wie viele und auch Deïaneira meinten, sondern um Gerechtigkeit, weil Eurytos die Grenzen verrücken wollte. Diese Dinge freuten ihn nicht; er sagte, es sei nur Halbes, mit Männern zu kämpfen, die kleiner waren. Doch war er unruhig auch in der Zwischenzeit und nicht froh und sagte oft, ihm wäre besser gewesen in den Diensten des Eurystheus'. Einmal aber kam er ganz leuchtend zu Deïaneira und rief: Nun sind endlich Boten gekommen! Ich habe lange gewartet. Hast du wohl von dem Stier von Kreta gehört, den ich nach Tiryns brachte? Dieser Stier hatte schon vorher, es ist häßlich zu sagen, einen Sohn mit Pasifaë dem Weibe des Minos, der halb Mensch und halb Stier ist. Die Athener aber müssen seit Jahren schon für diesen Minotauros alljährlich vierzehn Kinder nach Kreta schicken, weil Minos sie besiegte, ich weiß nicht weshalb, alles dies ist schon lange her. Nun sendet Aigeus von Athen zu mir wegen dieser Kinder. Vierzehn Kinder, Deïaneira, und Theseus ist noch ein Knabe.

Allein nun wollte sein eignes Volk Herakles nicht ziehen lassen wegen Eurytos und der Grenzen: also machte ers eilig und nahm Oichalia ein, wobei Eurytos und die Söhne fielen. Bevor er die Reise nach Kreta antrat, wollte er in Euboia Poseidon ein großes Opfer bringen, eingedenk der früheren Verschlagungen durch die Stürme, und er ließ durch die Siegesboten, die er nach Trachis schickte, Deïaneira um das Hemd bitten, die Hochzeitsgabe Athenes. Das schickte sie ihm um so lieber, als sie von Iola hörte, daß Herakles sie erbeutet hatte, und des Liebes-Zaubers gedachte, der in dem Hemd sein sollte. Herakles wunderte sich, daß sie das Hemd rot ge-

färbt hatte, da die Göttin es weiß gelassen hatte; ahnungslos legte er es an. Als es aber an seinem Leibe erwarmte, zuckte ein entsetzlicher Schmerz von überall her durch seine Glieder, das Gift der Hydra, das durch den Pfeil in das Nessos-Blut kam. Er wollte es abreißen, aber er riß die Haut mit herunter. Feuerdurchlodert wirbelte er sich wie eine Flamme nach Trachis zurück. Deïaneira bekannte die Wahrheit, aber als sie seine Schmerzen sah und sein Brüllen hörte, lief sie und erdrosselte sich mit dem Gürtel.

Herakles wurde still, als er ihr Ende vernahm. Er sah sein eigenes Ende vor sich und überwand die Folter der Qual und schichtete sich den Scheiterhaufen selbst auf dem Berge Oita. Es war aber niemand da, die Flamme zu entzünden, die den heiligen Leib anrühren sollte; alles Volk verhielt sich in Scheu und in Schmerz am Fuße des Berges, nach oben blickend, wo auf dem Holzstoß ächzend der Halbgott lag. Da trieb Poias, ein Hirt, seine Herde über den Berg; ihm versprach Herakles seine Pfeile, wenn er eine Fackel holte und den Holzstoß in Brand setzte, und er holte die Fackel und die Pfeile, die nachmals sein Sohn erbte, Filoktetes, der unter den troischen Helden war.

Auch Poias entlief, als der Holzstoß an den vier Ecken brannte, und kein Mensch war nah, als der Zeus-Sohn verschied. Aber ein Gott, Athene in Iolaos' Gestalt, hielt ihm das sterbende Haupt, damit er nicht allein sei, als schon die Flammen empor sprangen. Er erkannte sie und drückte ihre Hand und bat sie, ihn aufzurichten. Sein Gesicht verklärte sich, als die ersten Flammen schlangengleich seine Füße umleckten, und unten konnten sie sehn, daß er mit kindischen Händen nach ihnen griff. Die schon mit Rauch zusammengeschlagenen teilte noch einmal der Wind, und es erschien für alle sichtbar sein reines Kindes-Antlitz, das mit großen strahlenden Augen dem Vater entgegensah.

Dann stürzte ein Blitz und es ward Nacht. Der Blitz riß hinauf, was an Herakles in Taten unsterblich geworden war. Ein goldener Feuer-Riese stürmte nach oben. Nach oben, dorthin, wo die einmal Erwählte stand vor den wartenden Göttern, sie, jetzt in unverwelklicher Jugend, ihm angelobt seit Anfang, einmal dunkel und streng, nun licht und heiter durch ihn: Hebe, die ihm die Schale bot der Taten und Leiden, die Schale der ewigen Freude.

* * *

# DIE FRANZÖSISCHE LYRIK NEUERER ZEIT

## AUSGEWÄHLT UND ÜBERSETZT VON WALTHER PETRY

### PAUL-JEAN TOULET

Geboren 1867; Gestorben 1920

Bibliographie:

*Les Contrerimes,* bei Emile-Paul, 1921 und Emile-Paul 1923. — *Les Trois impostures.* Almanach, bei Emile-Paul, 1922 und 1924. — *Poèmes Inédits,* in Vorbereitung bei Divan. —

### SCHWARZER ALKOVEN

Die ersten Fröste, verfeuerten Rebholzes Glimmen
Und der goldnen Platanen weithin seufzende Stimmen,
Und des Alkovens schwarzes Bett aus Heinrich des Vierten Jahrhundert
Wo dein Körper im Spiel schwankender Schattenfiguren
Von dem purpurnen Glanze manchmal der Flammen bewundert,
Du sporntest mit spitzem Knie mich zu heftigen Touren,
Kavalierin der Liebe voll traurigem tollen Verlangen —
Und denkst du der Abgründe noch die dann uns verschlangen?

*

### AUS DEN CONTRERIMES

I.

Jenem alten lakonischen König gleich,
Hart schon gebettet am Ranft vom Tod
In dem Quellenschatten, und tränenrot,
Fausta, macht mich Erinnerung reich

Und ich sehe die Nymphe noch schwarz auf dem Grund
Sänftlich erbeben wie Äther von Düften
Mein Herz bebte mit — da du deine Hüften
Beugtest, mit Feuchtem zu netzen den Mund.

II.

Ich kenne eines Waldes heimlichen Streifen
Dunkler als der Lüste dunklen Hügel
Wo ich mich mühte einst zwei Flügel
Schon im Fluge zu ergreifen.

Ich kenne einen Narren voll von Bränden,
O Madame, Sie können es nicht hehlen!
Der des Glaubens, daß ein Duft von Seelen
In der Blust von blühenden Geländen.

III.

Jenen Äpfeln verwandt
mit Purpur-Gold Streifen
Die den Hängen hin reifen
Wo Sodom stand,

Jener Frucht gleich so brach,
Die Tantalus
An dem Giftpflanzen Fluß
Fraß und erbrach,

Ist mein Herz: birg es fest
In das Nest deiner Hände —
Erbrichs: tote Brände
Und Aschenrest.

IV.

Ich fühle deiner Borde Glück noch einmal
O Mittelmeerstrand,
Spättag der Liebe, verlaufend zum Rand
Der Schatten, felsiges Tal

Wo der Linien Schwinden Vergänglichkeit ruft,
Der Lust schwankes Weilen
Hüftzarten Umriß hinzeichnet . . . o Meilen
Des Meeres, o dünende Gruft.

V.

Laß mich dich vergessen, Unendlichkeit,
Daß ich noch singe
Den Frühling im Schmuck der Zärtlichkeit
Der Welle sich lösende Ringe

'Und Spur noch von dem dessen Schritt einst klang
Entlang den Alleen,
Liebe, o Blatt das zu Erden sank,
O Rosen-Verwehen.

VI.

Die Geister vermögend und fein
Die in den Träumen in Dingen glosen:
Elfen der Flammen, Prinzen der Rosen
Sind sie nur Schein?

Wenn in dem Schoß des unendlichen Grundes
Neue Feuer zum Leben erstehen
Wer errät es zu welchem Geschehen
Sie Seelen tragen versiegelten Mundes?

Und wie des Steines magnetische Gaben
Durch die Ewigkeiten finden,
Mehrt in den Wogen und unter den Rinden
Ewig der Geist sein unsterbliches Haben.

*

## PAUL VALÉRY

Geboren den 30. Oktober 1871

Bibliographie:

*La Jeune Parque,* bei Editions de la Nouvelle Revue française, 1917. — *Album de Vers Anciens,* in Les Cahiers des Amis des Livres, 1920. — *Le Cimetière Marin,* bei Emile-Paul, 1920. — *Odes,* (Le Pythie, Aurore, Palme) Ed. d. I. N. R. F. 1920. — *Le Serpent,* N. R. F. 1922. — *Charmes ou Poèmes,* bei N. R. F. 1922. Eine neue Auflage der poetischen Werke ist bei Nouvelle Revue française in Vorbereitung. —

### PALME

Kaum ferne seiner Anmut
Fährreiche Heiligtume
Beut mir der Engel das Gut
Weißen Rahms, weicher Krume;

Mit einem Wimpernschlage
Endet er meine Klage
Und spricht zu meinem Schauen:
Schweig still und harr in Schweigen!
Sieh diese Palme steigen
Aus der Verschwendung Auen!

Soviel als sie sich neigt
Im Ohnemaß der Glücke,
Ist sie Vollendung, zeigt
Sich als der Früchte Brücke.
Bewundere ihr Beben
Und wie ein stetes Streben
Das den Moment zerteilet
Jetzt zauberlos im Gleichen
Von Erd und Himmelsreichen
Als ihrem Grunde, weilet.

Die schöne Entscheiderin schwankt
Zwischen Dunkel und der Sonne,
Sibyllen Bild, verrankt
In Schlaf und Weisheitswonne.
Im immer selben Süden
Umbreitet sie ohne Ermüden
Die Rufe und Abschiedszeichen . . .
Wie ist sie edel, voll Zärte,
Geschaffen, nur der Fährte
Der Götter auszuweichen!

Das flüchtige Gold ihrer Spuren
Tönt auf im Berühren der Luft
Beladet mit Seid-Armaturen
Die Seele der Einöd. Ruft
Ein unverlierbares Mahnen
Noch aus des Wüstwinds Bahnen
Der sie umdünt, beschüttet,

Es dient ihr zum Orakel
Und Sang des Grams, Mirakel
Das schmeichelnd sie zerrüttet.

Wie sie sich selbst nicht kennt
In Pfand der Himmel und Wüsten
Gibt jeder Tag der noch brennt
Ihr Säfte, die stet sich süßten,
Ihr Sanftsein mißt sich nur
Der Dauer des Azur
Dem die Tage verloren,
Der die Zeit innen spinnt
In Säften drinn rinnt
Nur Arom der Amoren.

So Verzweiflung dich höhnt
Ob Strenge verfängt
Die trotz Tränen nur tönt
Wenn Lieb sie beträngt,
Klag des Geizes nicht an
Weisheit, die begann
Gold und Kräfte zu häufen:
In des Saftstroms Fahrten
Wird ewiges Warten
Zur Fülle träufen!

Die leer dir entflohen
Zeit, weltall-bedrängt,
Hat Wurzeln voll Gier schon
Durch Wüsten gezwängt,
Haarflut, entbreitet
In Tiefen, geleitet
Aus finstersten Wänden
Der Sterne Geweid
Grundströme befreit
In die Wipfel zu senden!

Geduld, Geduld,
Geduld im Zenith!
Jed Schweigens Huld
Reift die Frucht auf am Ried!
Wenn Glück sich gibt zum Lehn:
Taubenflug, hauchend Wehn,
Das sanfteste Schwanken,
Einer Frau leichtes Winken
Läßt diesen Regen sinken
Dem du auf Knieen mußt danken.

Wenn ein Volk jetzt zerfällt,
Unzwingbarer Baum! . . .
In den Staub stürzt der wellt
Um die Fruchtlast im Raum:
Du hast noch nichts verloren!
Ins Leichte aufgeboren
Nach diesem schönen Schweifen,
Dem gleichend der denkt —
Dessen Herz sich hinschenkt
Um zu Ernten zu reifen!

*

## DIE SCHEINTOTE

Demutsvoll und voll zitternder Qual über dem reizvollen Marmormal,
Kühl, von loschenem Fühlen fahl,
Das aus Schatten, aus Liebesvergeuden, und der Herzen Verlassenheiten
Fügt deiner Grazie Mattigkeiten,
Sterbe ich, ich, aus Aschen geschürt, sinke ich nieder, vom Dunkel verführt,

Aber kaum noch das niedere Grabmal stürzend berührt
Dessen heimlicher Raum mich hin zu den Manen ladet,
Erhebet die Tote, neu von dem Leben begnadet,

Öffnet die Lider, zerblitzt mich, straft mich mit Bissen
Bis sie nur wieder und neu in den Tod mich gerissen
Der lockender als alles Leben ladet.

*

## STUDIE FÜR NARZISS

Quelle, währende Quelle der Gegenwart kaltes Verfließen,
Süße der reinen Tiere, der Menschen Glücksentsprießen
Die durch sich selbst versucht in Gründen des Todes versinken
Alles für dich o Traum so schicksalschwesterlich Winken!
Kaum mehr in Erinnern verwandelt er kündendes Sagen,
Antlitz das ewig gleichet verschwindendem Antlitz von Tagen,
Bald dir aus deinem Schlaf für immer die Himmel verschwanden.
Aber so rein du erscheinst den Wesen durch die du vorhanden
Welle, darüber die Jahre wie Wolkenwanderung ändern
Wieviele Dinge die alle gekannt von dir dich verändern
Sterne, Rosen und Zeiten, die Körper und ihre Liebe!

Klar aber grundlos tief, eine Nymphe die immer bliebe
Bewegt und lebend von jedem sich nähernden Ding,
Sorgsam die Weisheit hütend die in Felsenfallen sich fing
Im Schatten lang dieses Tages darin die Wälder verwehen
Sie weiß für immer die Dinge, die einmal geschehen . . .
O gedankliches Weilen, ruhiges Wasser geschlungen,
Um die dunklen tiefen Schätze von Märchen, Entblätterungen,
Sterben der Vögel, der Früchte Reifen und langsames Sinken,
Um der verlorenen klaren Abfolgen blendendes Blinken,
Du führst in dir weiter ihr feierliches Verenden
Aber um deines ewigen Antlitzes reines Verschwenden
Verflieht die Liebe und stirbt . . .
Wenn durch das Blattwerk scheint
Die Helle des Windes, das Laub von den Wipfeln niederweint
Siehst du den Sturm und die Liebe dunkel in kreisenden Ringen

Den rasenden harten Verlanger die weiße Geliebte umschlingen,
Sie gibt ihre Seele . . . Du weißt mit welchen Zärtlichkeiten
Seine mächtigen Finger durch die Verströhnungen gleiten
Wehender Haare die über des Nackens Beuge fluten
Wie sie sich ruhen in diesen starken Geheimnisgluten;
Sie sprechen zur Schulter, Triumph des Fleisches schwach Unterliegen!

Dann sehen die Augen geschlossen vor des ewigen Äthers Siegen
Nur noch das Blut das ihre zitternden Lider beflutet;
Sein düsteres Purpur das sanft um die Verwirrungen glutet
Hinschwankenden Paares das sich vermischte, schmelzend von Lügen
Verhallendem Seufzen . . . die Erde ruft leise . . . O Trügen!
Taumelnde große Leiber kämpfen Mund an Munde,
Den jungfräulichen Boden zum Lager wählend . . . O Stunde
Da tödliche Brut von Lemuren mit Lieben ihr Wesen tauschen . . .
Ihre Atemzüge sind nur einziges glückliches Rauschen,
Die Seele glaubet der anderen Seele sich ganz zu vermischen
Aber, o heiliges Wasser, du weißt die verderberischen
Die Früchte die immer diese verzauberten Auftriebe tragen!

Denn kaum sind die Herzen noch brennend von den Vereinigungsklagen
Leichter und ruhig wie ganz in der Wonnen Endung verhaucht
Siehst du doch ihre Trennung völlig von Bosheit verbraucht
Und siehst die alten Röten beginnender Lügen steigen,
Tausendfach, Übel, Geburt aus so zarter Empfängnisse Reigen!

Bald wird schon weiße Welle, vergehend und stetig die gleiche,
Die Narren gefangen in Liebe, die Zeit, an Enthüllungen reiche,
Verführen aus deinen Schilfen die tiefsten Seufzer zu rasen.
In dich verlieren sich ihrer Erinnrungen stumme Ekstasen . . .
An deinen Rainen bedrückt von Schatten und dunklen Schwächen,
Geblendet von eines Himmels zu schönen verletzenden Flächen
Da er noch immer den Glanz ihrer schönsten Tage zeiget
Suchen sie alle die Gräber in denen ihr Glück längst schweiget . . .
«Dieser Platz war unser wo ruhig die Schatten wandern.»

«Er liebte diese Zypresse,» gestand sich das Herz des Andern,
«Von hier aus durften wir einst den Hauch des Meeres genießen!»
Ach schon der Rosenduft selbst steht bitter in diesem Verfließen
Weniger bitter die Schwaden des Rauches herbstlich und spät
Der mit der Asche der Blätter im Winterwind verweht! . . .

Sie atmen die Luft ein schreitend ohne ihr Wissen,
Leben die Zeit eines Tages auf verzweiflungzerrissen, —
O langsamer stetiger Gang ganz gleich den Gedanken
Die Schritt für Schritt in ihren unsinnigen Köpfen kranken!
Liebkosungen und Mord zögern in ihren Händen
Ihr Herzschlag glaubet an jeder Beuge des Weges zu enden
Kämpft, und hält noch der Hoffnung zerflatternde Stränge!
Ihr längst verlorener Geist durchirrt labyrinthische Gänge
Wo der sich furchtbar verliert der die Sonne grüßet mit Fluchen!
Gellen der Einsamkeiten, dem Schlafe gleiches Versuchen
Bevölkert das Wesenlose; und ihr geheimes Ohr
Hört überall eine Stimme die nicht ihresgleichen hat vor.
Nichts das jetzt noch mäßigt die Flut verfangender Träume,
Die Sonne ist nicht mehr Sonne im leeren Hohlklang der Räume!
Ach sie wenden vom Leuchten ihre heiße trauernde Stirne,
Verschanzend gegen die Tränen den einsamen Nachtfall der Hirne
Da die Finsternis ihnen lieber als alle Feuer des Jetzt!
Und tief in diesem Körper vom Stigma der Liebe verletzt,
Schmerzvolle Last einer Seele die einst im Glücke schwang
Brennt ein geheimer Kuß wie Wahnsinnszwang . . .

Narziß nur ich der eine will niemals andrem gleichen
als meinem eigenen Wesen!
Das andre alles ist Herz von Geheimnisreichen
Und niemals ganz gewesen.

O mein schöner Gebieter, o Körper ich habe nur dich!
Das schönste der sterblichen Wesen umfanget nur sich ! . . .

So sanft und golden ist er ein wunderbareres Zeichen
Als eines ganzen Waldes umgürtetes Vergleichen
Der in den Himmel gestellt den viele Vögel dunkeln.
Noch göttlicher als auch der guten Wasser Funkeln;
Gibt für den sterbenden Tag es ein heiligeres Besiegeln
als die Lust meines Augenpaares mein Antlitz wiederzuspiegeln?
So hebe denn an zart auf des Lichtes Steigen
Unendlicher Austauschkreis von Grazie und Schweigen!
Ich grüße dich Kind meines Selbst und der Wogen!
Schweigender Schatz eines Bilds um die Welt gezogen,
O zärtliches Dürsten, Berauschung zu sehen
Weiten des Wunsches die aus sich selber entstehen.

O wie du meinen Begierden allen so ähnlich siehst,
Doch so zerbrechlich schwankend jedes Berühren fliehst
Nur einzig Lichtgestaltung, anbetungswürdiges Bild
Der Liebe die zu sehr gleich schwacher Freundschaft quillt.
Ach! schon die Nymphe jetzt taucht zwischen uns empor —
Ebbt immer wieder ins Stumme zurück der Erregungen Chor?
Wie süß sind die Gefahren die wie für uns bereitet,
Sich selbst zu überraschen, zu fassen was entgleitet,
Die Hände zu verschlingen und Leiden zu vermischen,
Unser Schweigen lange mit unseren Träumen erfrischen,
Dieselbe Nacht vertrauern mit müde geschlossenen Augen,
In unseren Armen einander das gleiche Schluchzen entsaugen,
Umarmen das gleiche Herz, das schwer in Liebe krank . . .
Heb aus dem Schweigen deinen endlichen Antwortsang
Schönes und grausames Kind, Narziß in Wasserrosen,
Beschmückt mit meinen Reizen, um die die Nymphen kosen . . .

* * *

GERT WOLLHEIM: *Selbstbildnis auf Fritz Stahls Tod (1928)*

# GERT WOLLHEIM

## VON HEINZ GRAUMANN

DER Weg Gert Wollheims war der typische für die Künstlergeneration, die sich aus den Jahrgängen 1890—99 rekrutierte: Akademisches Studium (Weimar), Landaufenthalt (Tirol), um die gewonnenen Fertigkeiten vor und in der Natur zu bewähren und weiterzubilden, dann jäh der Krieg, der Wollheim immerhin noch die seltene Möglichkeit schenkte, sein vierjähriges Fronterlebnis in zahllosen Skizzen-Tagebüchern festzuhalten, und

endlich jene aus Not, Verzweiflung, Kampflust und Selbstbesinnung entstandene Radikal-Epoche, die man mit dem etwas bequemen Namen Expressionismus zu bezeichnen pflegt. Wollheim bildete damals in Düsseldorf mit den Malern Dix, Kaufmann, Mense, Nauen und anderen eine laute kunstrevolutionäre Gruppe, «das junge Rheinland» und malte Bilder wie «Die europäische Wöchnerin», «Lenkbares Festland», «Weibliches Selbstbildnis», symboltendenziöse Gemälde, in denen er mit betonter Opposition gegen jede Realillussion aus Gliedmaßen und Gegenständen verschiedenster Dimension eigenartige Körpergebilde konstruierte und mit Unterstützung kosmisch gemeinter oder rein ornamentaler Zeichen eine magisch überrumpelnde Bildwirkung zu erzielen suchte.

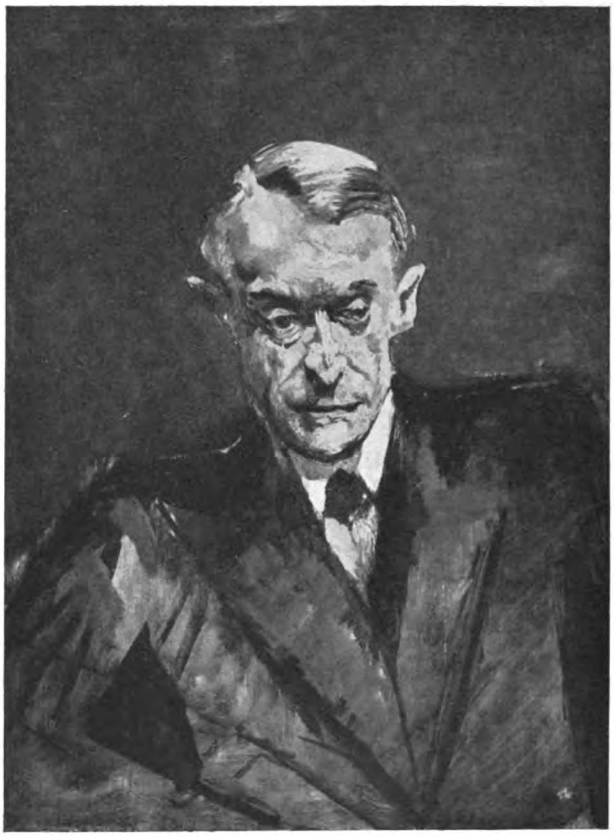
Doch Wollheim ließ sich weder durch die Entrüstung der Kunstbürger, die sich düpiert vorkamen, noch durch den johlenden Beifall der Kunstcliquen stören, er malte weiter. Sein prononcierter Stil schliff sich ab, oder vielmehr: um, die verschütteten Kunsterkenntnisse, die einst in Atelier und Landschaft gewonnenen künstlerischen Imperative verlangten ihr Recht, nicht bloß diskutiert und negiert, sondern im Schaffen selbst auf ihre Geltung und Brauchbarkeit geprüft zu werden. Fortan stellt Wollheims ganze weitere Arbeit eine Auseinandersetzung der verschiedenen Stilprinzipien dar, deren Erkenntnis vielleicht nur in resoluter Einseitigkeit möglich gewesen war, deren ehrlich künstlerische Bewältigung aber — denn der Stil ist noch nicht das Bild — ein vom jeweiligen Thema stets aufs Neue gestelltes Problem bedeutet.

Hieraus erklärt es sich, daß man in seinen Bildern oft Anklänge an Werke anderer Maler zu sehen vermeint, wo es sich in Wirklichkeit nur um ähnliche Lösungsversuche ähnlicher Bildaufgaben handelt. So mögen die pastellartig gemalte «Frau mit Früchten» an Bilder Renoirs, einige Porträts oder die «Rivieralandschaft» an die großen deutschen Impressionisten und die «Chauseearbeiter» in ihrer grotesk betonten Körperlichkeit sogar ein wenig an den älteren Breughel erinnern. Allein mit solcher Konstatierung ist wenig getan, wir finden zugleich, daß zur Gesamtwirkung dieser Bilder noch andere und sehr persönlich errungene Momente, besonders hinsichtlich des Aufbaus und der Farbgebung, hinzugetreten sind, die ohne jenen Entwicklungsschock hemmungsloser bildnerischer Selbstbesinnung nicht

GERT WOLLHEIM: *Frau mit Früchten (1928)*

zutage getreten wären. Wie z. B. eine Gestalt durch einen grellen wie mit Lack übergossenen Hintergrund in die Fläche gezogen wird, wie durch das Skelett eines Baumes, durch die Linie eines Höhenzuges ein Bild gegliedert, durch überraschende Farbenkonstellationen eine Landschaft mit Geheimnis geladen wird, das sind neuartige Prägungen, die deutlich beweisen, daß Wollheims Entwicklung kein müdes Zurücksinken in akademische und impressionistische Methoden bedeutet.

Zu erwähnen ist, daß seine meisten Porträts «erfunden» sind, also keine einzelne Personen wiedergeben sollen. Vielfach sind es Frauentypen, die durch Farbkompositionen in Gelb und Blau (den von ihm bevorzugten



GERT WOLLHEIM: *Leonhard Frank (1929)*

Farben) oder durch landschaftlichen Hintergrund anekdotisch oder stimmungsmäßig charakterisiert werden. Er malt Porträts von Romangestalten, den Rogoschin aus Dostojewskis «Idiot» und Rodion Raskolnikoff.

Oft wirken diese Gestalten wie Details aus seinen großen mythologischen oder gesellschaftskritischen Kompositionen. Diese halb formal, halb inhaltlich bestimmten Themen ziehen sich wie Leitideen durch die Jahre seiner Arbeit, haben schon unzählige Skizzen, Vorarbeiten, große und umfangreichste Gemälde entstehen lassen und nehmen wohl auch heute den wesentlichen Platz seines Aufgabenkreises ein.

Wir sehen den Zugang zu einem Salon: ein elegantes Paar ist gerade im

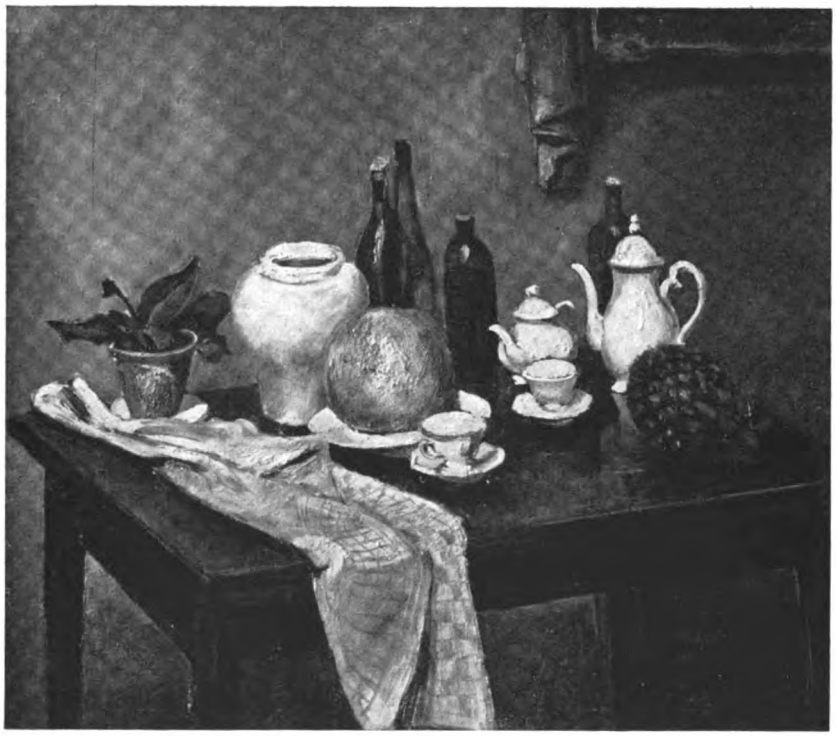
GERT WOLLHEIM: *Sturmlandschaft (1928)*

Begriff einzutreten und sich der Gesellschaft zu präsentieren: steife Puppen stehen da, Kleider ohne eigentliche Gesichter und ringsum beklemmend tote Teilnahmslosigkeit. Eine Gesellschaft ergeht sich vor einem Hause in einer Gebirgslandschaft. Die feinen Damen und Herren sitzen und wandeln wie leblos als knallige Farbenkleckse vor einer Welt, die in ihrer Unbeachtetheit wie eine hilflose Kulisse wirkt.

Hier ist schon eine Bildgestaltung gefunden, die für Wollheims «mythologische» Bilder besonders charakteristisch wird: eine seltsame Verquickung von Landschaftsbild und erzählender Gruppenkomposition, bei der beide Elemente, ihrer gewohnten Natur enthoben, eine neue Einheit voll befremdender Eindringlichkeit bilden. Am deutlichsten wird dies an dem Gemälde, das Wollheim «Pastorale» nennt. Im Vordergrund: sehr bunt und plastisch sitzt ein vornehm gekleidetes Mädchen mit einem Landmanne, sinnend oder in einem schweigsamen Gespräche, hinter ihnen, nur durch die Farbe, nicht eigentlich durch perspektivische Mittel abgerückt: die Landschaft, alle Gegenstände wiederum von erzählender Deut-

GERT WOLLHEIM: *Chausseearbeiter (1928)*

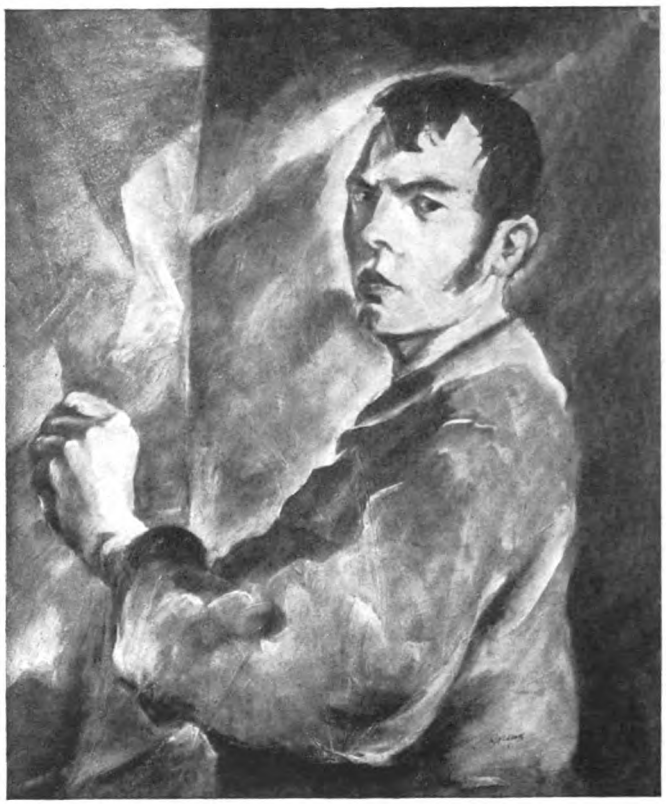
lichkeit, der Hain, eine Kuh, ein Gehöft, die Wiesen und die blauen Berge, zugleich aber von einem milchigen Schimmer überdeckt, der sie wie Wesen einer bukolischen Traumlandschaft erscheinen läßt. Das Ganze weist auf einen geheimnisvollen Sinn, der dem Beschauer unmittelbar mit dem sinnlich Gegebenen aufgeht, ohne daß es erst des gedanklichen Umwegs über eine allegorische Ausdeutung — wie noch in seiner «expressionistischen» Epoche bedarf. (Darum möchte ich diese Bilder «mythologisch» nennen, weil die auf ihnen dargestellten Gestalten trotz der Ungewöhnlichkeit ihrer Haltung und Kleidung nicht um ihrer selbst willen gemalt, sondern gleichsam Zeugen eines unbekannten Mythos sind, indem sie ohne handlungsmäßige Verknüpftheit sich voll getragener Feierlichkeit vor dem Betrachter gruppieren.) Um solche Wirkungen zu erreichen, hat sich Wollheim eine eigene Maltechnik ersonnen. Indem er sich die Tatsache zunutze macht, daß aufgetragene Farben sich verändern, nachdunkeln, vergilben oder abblassen, gewinnt er durch wiederholtes nachträgliches



GERT WOLLHEIM: *Stilleben (1928)*

Übermalen von Bilddetails neuartige Steigerungen und Kontraste. Die Skala der Farbnüancen und Intensitätsgrade erweitert sich, und es ist klar, daß damit auch die malerische Ausdrucksmöglichkeit erheblich bereichert wird. Im Grunde handelt es sich auch hier um eine Wiederentdeckung alter Kunsterfahrungen. Und wie damals ist sie nicht durch neuerungssüchtige Experimente von Übersättigten, sondern im Kampf um den Ausdruck errungen worden. Wollheim malt so Jahre hindurch an einem Bilde, bis es wirklich fertig ist. Auch diese handwerkliche Gewissenhaftigkeit ist kein schlechtes Zeichen für unsere zeitgenössische Kunst. Es beweist, daß Hast und Mechanisierung, die beiden vielgescholtenen Kinder unserer Zeit wie alle Dinge des Tages nichts sind, wo der Wille eines Künstlers an die Arbeit geht.

* * *



WILHELM KOHLHOFF: *Selbstbildnis (1915)*

# WILHELM KOHLHOFF

## VON ULF DIETRICH

DER Maler Wilhelm Kohlhoff ist eine dämonische Natur. Tag um Tag seines Lebens vergeht in grundloser Begeisterung, im Rausch. Die tristeste Vorstellung nimmt seine leicht entzündliche Phantasie zum Anlaß, formt sie um, vermischt sie mit prächtigen Träumen, und die sichere Hand des Malers gibt den Gesichten neues formen- und farbenreiches Leben. Es ist Winter und bitterkalt, Schnee blendet, Eis glitzert und blinkt, irgend-

WILHELM KOHLHOFF: *Das Lama (Kohlezeichnung)*

ein Gemäuer leuchtet in blutwarmen pulsenden Tönen, es hat Leben und Seele; wie in den Büchern Destojewskis lebt das Tote, leben die Steine, die braunen und roten Fassaden, das plastische Bauwerk. Und der Maler hüllt sich ein, sitzt stumm und starr und malt, bis er selber nur Winter und Schnee und Eis und leuchtendes Mauerwerk ist. Darüber ist ein wenig heiterer Himmel. Und dieser Himmel ist nicht nur ohne Freude, voller unbegreiflicher Dunkelheit und mystischer Tiefe, er ist auch die Schwere

WILHELM KOHLHOFF: *Mann mit Akt*

des Tag für Tag, die drückende Last der alltäglichen Sorge. Solche Landschaftsbilder Kohlhoffs sind in der Natur nie wieder zu finden, weil die Bilder niemals nur das Natürlich-Gegenständliche zeigen. Die Seele der Landschaft und die des Künstlers haben sich gefunden und nun spiegeln die Landschaften alle Schwankungen des Lebens wieder.

Über alles aber siegen in diesem Maler die tiefen Träume, die voller Lust und berauschender Farbenpracht sind. In vielen Bildern Wilhelm Kohlhoffs ist schwelendes, flackerndes, bleckendes Licht. Farben in allen Nuancierungen lassen die Zeichnung zur Nebensache werden und flüstern, sprechen und rufen, reden mit eindringlicher Stimme, was die Sprache der Menschen verschweigt.

Da ist ein Traum: Es war nicht Not und war nicht Furcht, aber irgend etwas zwang mich aufzustehen und hinauszutreten aus der faulen Behaglichkeit in die dunkle Nacht, die der Wind peitschte und der Sturm zerriß. Aus weiter Ferne winkten mir zwei goldglühende Lichter, die mich mit aller Macht anzogen, trotz der drohenden Ähnlichkeit mit dem Blick eines Wolfstieres. Ich ging und eilte dem unbekannten Leuchten entgegen in

WILHELM KOHLHOFF: *Hafen im Sturm (1928)*

die Dunkelheit, die am fernen Horizont langsam in leuchtendem Blau aufdämmerte, lief ich atemlos. Die schweren Umrisse einer kauernden Gestalt wurden sichtbar, wuchsen groß auf, bis ich plötzlich in verwirrender Helle stand, geblendet von Licht und Farben. Vor mir lag eine Sphinx. Nur die Augen verrieten Leben. Das starre Antlitz lag im Schatten des mächtigen Blickes, der mich bezauberte, verwirrte und auf die Knie zwang. Ich, der ich atemlos vom Laufen, erschrocken und aufgewühlt bis ins Innerste war, wurde still. Tiefe Ruhe überkam mich, eine große Feierlichkeit legte ihre Flügel um mich. Da hob das königliche Untier eine seiner mächtigen Tatzen, sie wuchs riesengroß, gewaltig und wuchtig und — fiel hernieder mit fast ungewolltem schicksalshartem Schlag. Sie zerschmetterte mich, löschte mein Dasein aus. Ich war nur noch eine Zeichnung . . . Hier ist sie, sagt der Maler und zeigt eine Zeichnung vor, die mehr ist, als Illustration, mehr als Beleg oder Dokument.

Vor seinen großen Reisen nach dem Süden bevorzugte Kohlhoff nüch-

WILHELM KOHLHOFF: *Berliner Ansicht mit Börse (1928)*

terne kalte Farben, ließ die Dunkelheiten in seinen Bildern vorherrschen, hellte die Zeichnungen umrißhaft auf, blendete den Hintergrund grell. Damals schien diese auch in den Formen an Greco erinnernde Arbeitsweise allein ihm geeignet, das Phantastische, Unbegreifliche, das Schweigende, was hinter allen Dingen ist, auszusagen. Farben bedeuteten ihm wenig, nur nebenbei, und nur wie zur Kolorierung waren sie da. Es war damals vielfach eine etwas angekränkelte Phantastik, eine ekstatische Schwärmerei, die nicht zum Wesenhaften vordringen konnte, in den Bildern. Die Ausdeutung der Visionen war unprophetisch, trotz aller ernsten Bemühungen.

Die Farbenreinheit und -Klarheit des Südens mußte eine Natur wie Kohlhoff erschüttern. Das Mystisch-Traumhafte fand neuen Ausdruck. Das Geheimnisvolle tritt im Süden offener zutage. Mit unerschütterlichem Ernst und Eifer ging der Maler an die völlige Umgestaltung seiner Malweise, er entdeckte sich aufs Neue.

Um diese Zeit wollte man vielfach eine Verwandtschaft mit Corinth

WILHELM KOHLHOFF: *Berliner Ansicht mit Dom (1928)*

in Kohlhoffs Bildern sehen und Corinth selbst erwarb damals Bilder und Zeichnungen von Kohlhoff. Corinth hatte seine Ausdrucks- und Malart und Kohlhoff war zwar nicht ängstlich, die gleichen Mittel zu benutzen, doch war er nie ein Nachahmer und er bewarb sich auch um keinerlei Nachfolge. Die Bilder der allerletzten Zeit zeigen deutlich, wie weit Kohlhoff im Grunde seines Wesens von Corinth entfernt ist. Klar und sicher ist jetzt die Form. Es ist etwas von den reinen Zeichnungen und Lithos, die vor den Italienfahrten entstanden sind, in die Bilder übergegangen und die Farben sind ruhiger, konzentrierter, ohne etwas von ihrem Leuchten eingebüßt zu haben. Kohlhoff hat erkannt, daß alle Dinge Seele in sich haben, Leben in Ansehung ihres Bestandes, nicht in Ansehung ihrer Wirkungsart nach außen. Der Maler arbeitet wiederum in einer neuen Art, die nur der flüchtige Betrachter im Vergleich zu früheren Werken Kohlhoffs naturalistisch nennen kann. Kohlhoff hat auf alle Fragen nach diesem und jenem, nach dem Sinn und der Art des Dargestellten mit Recht nur die Antwort: Das? Das ist ein Bild. Wilhelm Kohlhoff ist

WILHELM KOHLHOFF: *Zollstation am Hafen (1928)*

fern von allem Erklügelten und Gemachten, er ist nur Maler und malt, malt um zu malen. Malerische Erlebnisse sind seine Bilder und solche sollte man unter keinerlei Gesichtspunkt stellen.

Kohlhoff ist von seiner Malerei besessen, sie ist sein Anfang und Ende, mit ihr ringt er wie mit einem Gott, sie ist ihm ureigenster Lebenszweck. Im Leben dieses Künstlers gibt es keinerlei Ereignisse, die nicht nur Veranlassung zu neuen Bildern sind. Heute steht Kohlhoff nach schlimmsten Erfahrungen und bittersten Enttäuschungen an der Schwelle zu einer neuen Epoche. Alle hemmenden Verpflichtungen und Bindungen hat der Maler hinter sich gelassen, die Ruhe und Stille der Landschaft ist um ihn und in tiefer Besinnlichkeit malt er und sucht die schöpferische Einheit,

* * *

# JUNGE DEUTSCHE KUNST

VON WILLI WOLFRADT

## XI. HEINZ BATTKE

FORMBEWUSSTSEIN sitzt der Kunst der Zeit im Blute, auch der deutschen. Mag ein strenger und unverhüllter Formalismus nur da und dort noch in Erscheinung treten, mag seine äußerste Konsequenz, eine Malerei rein geometrischer Abstraktion, nur in vereinzelten Fällen noch gesucht werden, mag gerade im Bildschaffen der Jüngsten eine starke Neigung zu schildernder Ausführlichkeit und entspannter, idyllisierender Erzählung sich geltend machen, die ja notwendigerweise den Akzent der Gestaltung wieder ein wenig mehr zum Inhaltlichen hinüberschiebt, — Zucht der Formung, kompositorische Verantwortung, Sinn für die Systematik der Bildgestalt ist fast ausnahmslos die unmittelbar deutliche Grundlage der künstlerischen Mitteilung. Selbst die betonte Stofflichkeit genrehafter Darstellungen wird durch überlegte Konstruktivität balanziert, und Wirklichkeitsnähe schließt formale Kontrapunktik keineswegs aus.

Immerhin ist die eindrucksvolle Wahrung der Bildgesetzlichkeiten doch nur in selteneren Fällen noch Resultat methodischer Problem-Ergründung. Die neue Malergeneration neigt weit eher dazu, den Qualitätsinstinkten des Talents freien Lauf zu lassen, als an der Lösung prinzipieller Aufgaben zu arbeiten und planvoll bestimmte Ziele der Formbemeisterung zu verfolgen. Die Kunst, unlängst noch geradezu Experimentierfeld der Figuration, ist offenkundig der Atelierthesen überdrüssig geworden, der Nachwuchs entzieht sich eher den akademischen Erwägungen, als daß er sie selbständig fortzuentwickeln sich sonderlich bemüht zeigte.

So kann nicht unbemerkt bleiben, wie durchaus Intentionen der Formulierung das Schaffen Heinz Battkes leiten, der, 1900 in Berlin geboren, als Sohn eines ausgezeichneten Musiktheoretikers vielleicht besonders prädisponiert ist für eine methodisch den Gesetzmäßigkeiten der Erscheinung und ihrer bildhaften Übereinkunft nachforschende Arbeitsweise. Nicht zufällig hat ihn bisher vor allem der Aufbau der Dinge im Stilleben beschäftigt, die Zusammenordnung von niedrigen Gefäßen, Früchten und Büchern etwa auf einer kleinen Tischplatte, das schlichte Eingefaßtwerden

HEINZ BATTKE: *Das gerupfte Huhn (1928)*

krausen Salats von einer Schüssel oder von einem Papierbogen, der nun die Kanten des Tischchens überschneidet. Gerade dieses mehrfache Rahmen irgendwelchen mittleren, an sich unscheinbaren Gegenstandes, einiger Tausendschönchen z. B. erst durch die vier Grenzleisten des Bildes und dann nacheinander durch die Ränder der Tischplatte, die Kanten des Papierbogens und schließlich durch das Gefäß, in dem sie stehen, wird hartnäckig immer wieder formuliert. Die konzentrische Anlage ist nur eines der zur Anwendung kommenden Mittel der Konzentration, — andere sind der fast reliefplastische Farbauftrag, der mitunter die körperliche Beschaffenheit geradezu nachmodelliert, die geschichtete Gewichtigkeit und Solidität der Malerei überhaupt. Es ist das Verhältnis von Liegendem zur Unterlage und weiter das von Kern zur Umhüllung, dem Battke immer wieder nachgeht. Der häufige Gebrauch von durchsichtigen Voilestoffen, in dem abgebildeten Porträt gar als Hemd, das den sehnig und fest gestalteten Körper als Kern in der Hülle erkennen läßt, wird der gleichen Problemstellung entspringen. Allerdings handelt es sich niemals um wesenlos-doktrinäre Studien, sondern um Visionen von Ding und Mensch, die vermöge einer ungewöhnlichen Intensität steiler und gespannter Umrißführung, durch Schwere der Schatten und Farben die Phantasie aufrufen und an die Sphäre des Unheimlichen rühren.

* * *

# LIEBESDICHTUNG DER JUNGEN GENERATION

VON MARTIN ROCKENBACH

Wenn von der Dichtung einer jungen Generation im Gegensatz zu einer Dichtung der älteren Generation im Deutschland der Gegenwart gesprochen werden soll, so muß wohl zunächst das Wesen dieser Generationengrenze in etwa formelhaft kurz benannt werden. Worin unterscheiden sich die Dichter der Vorkriegszeit wesentlich von den Vertretern jener Generation, die um 1910 sich zu Wort zu melden begann und die dann vom Weltkrieg als von einem überpersönlichen Schicksal sozusagen historisch-metaphysisch bestätigt wurde? Was bedeutet das Wort von der Zeitenwende, das bei solchen Gedankengängen notwendig auftaucht?

Die neue Jugend erkennt sich ganz einfach und ganz vage zugleich eben an dem Bekenntnis zu einer neuen Zeit. Ein neues Verantwortungsgefühl, dürfen wir vielleicht ganz allgemein sagen, ist in der Jugend wach geworden und verlangt nach neuer wesensgemäßer Gestaltung des Menschenlebens. Ein Verantwortungsgefühl vor dem Göttlichen, vor Gott, den man in einem neuen Anlauf sucht, dessen strafende Schicksalsgewalt man im Weltkrieg erschüttert erlebt zu haben glaubt. Ein neues Verantwortungsgefühl vor der sozialen und völkischen Gemeinschaft — denn war nicht der Krieg eine furchtbare Katastrophe der Zeit, die den Kult der Persönlichkeit überschätzt und die primitiven Gesetze der Menschenliebe und der allgemeinen Menschenwürde vergessen hatte? Und endlich ein neues Verantwortungsgefühl angesichts der Gefahren der modernen Zivilisation, die die bürgerliche Gesellschaft und das Proletariat von der Natur entfremdete und die natürlichen Kräfte des Menschen verkümmern ließ. Um alle diese Formen des neuen Verantwortungsbewußtseins der jungen Generation lebendig zu erblicken, möge man an die Blütezeit der deutschen Jugendbewegung zurückdenken, wo religiöses Schwärmen und Denken, ein starkes soziales Empfinden und ein neues seliges Erwandern der Natur zusammenwirkten, um den ersten Versuch einer Neuformung bürgerlicher Lebenshaltung von einer ersten jugendlichen Gemeinschaft aus zu unternehmen.

Auch in der Liebesdichtung der jungen Generation werden wir dies

dreifache neue Verantwortungsbewußtsein auftauchen sehen als eine gemeinsame organische Grundströmung.

* * *

Wo liegt der Schwerpunkt der Motive der Liebesdichtung, wie sie in der Moderne der Vorkriegszeit gemeinhin vorlagen?

Wir jungen Menschen von Heute entstammen einer Zeit des verkannten, meist sogar des vergifteten Eros, soweit das Leben des modernen Schrifttums in Frage kommt. Die moderne Welt glaubt nicht an Gott, sie entzog dementsprechend im Gesamtleben auch dem Liebeserlebnis seine religiöse, das heißt allgemein menschliche Sinngebung. Wie die Harmonie der vom göttlichen Gesetz gebotenen und auch natürlichen Gemeinschaft mißachtet wurde, so verlor man auch das Maß für die menschliche Natur der leibseelischen Einheit und die Bezüge dieser Einheit. Man sah, daß Eros im Leib geboren wird, und man übersah, daß er in den Erschütterungen des ganzen leibseelischen Menschen wohnt. Man experimentierte mit der sexuellen Spannung des Lebens und glaubte, den Eros gepackt zu haben.

Man erinnere sich der Skepsis des Wieners Arthur Schnitzler, der vor dem Krieg ja wohl als ein Meister erotischer Dichtung galt. Liebe ist für Schnitzler das Wort, mit dem ein Pärchen sich für den Augenblick des Sinnenrausches darüber hinwegtäuscht, daß morgen schon jeder Partner wieder in ganz anderen erotischen Verstrickungen leben kann. Liebe ist für Schnitzler die drollige Lüge, die einen permanenten Betrug für Augenblicke zudeckt. Man erinnere sich, wie keck sich Liliencron an das Weib verliert, aus wie dumpfer Glut sich Dehmel stöhnend emporringen mußte. Der sinnliche Zauber des Weibes, darf man wohl allgemein sagen, wird vergötzt. Das Geistige, das Mann und Weib verbindet, tritt zurück. Ethische Verpflichtungen des Liebesverhältnisses werden bestenfalls verklausuliert. Erlaubt ist letzten Endes ja doch alles, was gefällt. Die Begriffe Sünde und Schuld gehen verloren. Was bleibt einem Geschlecht, das keine religiösen Bindungen mehr kennt, auch schließlich anderes übrig als die Jagd nach dem sinnlichen Genuß in allen Formen? Es ist eine grausig bezeichnende Formel für die Lebensauffassung der Vorkriegsgene-

ration, die der heute schon fast vergessene Georg Busse-Palma, der Tragweite seiner Worte wohl kaum bewußt, in einer Strophe seines Buches «Die singende Sünde» gibt:

Im Buch des Lebens las ich oft und lang
Und schrie zur Sphinx: Ach, deut mir deine Zeichen!
Die aber schwieg und dampfte aus den Weichen
Nur Wollust aus, bis ich in Schwachheit sank.
Dann sprach ihr Mund: Wozu das Fragen, Kind?
Sieh meine Töchter, wie sie lieblich sind...

Der moderne Mensch will sich nur auf die Erfahrungen seines inneren und äußeren Sinnes hin ein Weltbild schaffen und bleibt so in der Wirrnis des eigenen Herzens verstrickt. Gemeinsame Jagd der Geschlechter nach dem sinnlichen Genuß! Kampf der Geschlechter auf den erotischen Pirschgängen! Die Ehe gilt der Moderne als ein notwendiges Übel des bürgerlichen Lebens. Der Ehebruch steht auf der Tagesordnung. Schon vor der Heirat überlegt man sich, scheint es, welche Möglichkeiten der Ehescheidung im gegebenen Fall zu Gebote stehen. Die Frau wird in der Dichtung gemeinhin erst dann eine interessante Erscheinung, wenn sie auf die Dirne lossteuert. Die heimliche und offenbare Königin des schönen, wilden Lebens ist Lulu, der lockende Dämon der Vernichtung.

* * *

Bei den wirklich innerlichen und aufrechten Dichtern der j u n g e n Generation ist die Auffassung der Liebe nun eine andere geworden. Auch in der Liebesdichtung der Gegenwart muß bei der jungen Generation von einem Neubeginn, von dem Willen zu einer Lebenshaltung mit erneuerten Vorzeichen gesprochen werden.

Die neue Jugend erfährt neu die Wirklichkeit der religiösen Mächte und möchte das ganze Leben wieder im Zeichen einer religiösen Erneuerung stehen sehen. Auch das erotische Erlebnis wird wieder eingefügt in die leibseelische, vom Geiste beherrschte Ganzheit des Menschenlebens. Der Trieb wird aus seiner Isolierung befreit, er wird gesehen als Teilausdruck eines übergeordneten organischen Ganzen. Ein Emanzipationskampf gegen die die Persönlichkeit vergewaltigende Gebundenheit des Geschlecht-

lichen setzte ein. Wie jeder Gegenstoß trieb auch der Kampf um einen neuen Eros ins Extreme. Antifeminine Askese wurde von Stefan George her ausgestrahlt. Die Liebe zwischen Jünger und Meister rückt neu in den Kreis der Betrachtung. Derber Zynismus schien und scheint letztmögliche zischende Siedehitze einseitiger Herrschaft der Triebe zu sein und bedeutet doch nur verkrampfte Sehnsucht. Die beste Jugend aber tauchte überschwenglich ihren Liebesdurst ein in den Strom des Übersinnlichen, der sie erfaßt hatte, und ließ dem maßlosen Enthusiasmus der Jugend im Strom mystischer Liebesdichtung freie Bahn. Reinhard Sorge, der 1916 im Weltkrieg Gefallene, hat in diesem Zusammenhang zu gelten als erster großer Führer zu einer neuen, religiös durchpulsten Liebesdichtung der jungen Generation.

Liebe ist bei Reinhard Sorge «heilig Symbol der mystischen Mächte, ihres heiligen Umfangens mystisch mütterlich Symbol». Die Geliebte ist das Mittel, durch das sich die Gottheit offenbart. Das Nahen der Gottheit wird im Liebeserlebnis leibhaftig spürbar. Der Dichter im «Bettler», jener genialen Programmdichtung der jungen Generation, «windet sich auf dem Sitz, erhebt sich dann, steht rückgeneigt und starrt in den Himmel:

> O Wunder! Wunder! Es rauscht heran . . . es biegt . . .
> Mich in die jenseitigen Himmel . . . biegt mich . . . rauscht . . .
> O Mädchen! Liebe! Du bist gut, so gut
> Und ganz . . .!

Er neigt sich nieder und küßt wild ihren Scheitel . . .» Intensives Liebeserlebnis ist zugleich ekstatisches Erlebnis der Sorgeschen Mystik. Mit gewaltigem Schwung wachsen die Liebesworte des Dichters zu einer großen ekstatischen Bekenntnisdichtung auf.

Die Liebe ist für Sorge, diesen Führer der religiösen Dichtung der jungen Generation, ein religiöses Erlebnis, ein Vorgeschmack ewigen Lebens. In der Inbrunst des religiösen Schwärmers berühren sich die Gipfel der Lebensintensität in der Liebe und der Lebensaufgabe im Tod. Gott ist nahe, ist gegenwärtig, wenn der Mensch liebt. Vom Liebeskampf, dem Lieblingsthema der Vorkriegsmoderne, ist keine Rede. Liebe ist im Gegenteil höchste Erfüllung des Menschenlebens, höchste Begnadung, göttliches Geschenk. Die Frau wird mit neuer Würde angetan. Sie ist die Beglei-

terin auf dem Wege zu Gott, Führerin, eine Schwester Beatrices. Und sie ist zugleich Schwester Mariae, Führerin zu Gott als Mutter. In der Zeugung des Kindes nimmt das Menschenpaar teil an Gottes Schöpfertum. Muttertum ist leibliche Begnadung, wie Künstlertum geistige Begnadung ist. Geistige Geburt des Künstlers und leibliche Geburt der Gefährtin wirken zusammen, um Gott ein neues Menschengeschlecht zu erzeugen. Man denkt nicht an die Lust des Ich und des Du, man denkt in der Lust an das Kind. Liebe führt Reinhard Sorge zu der ersten natürlichen Gemeinschaft des sozialen Lebens, Liebe ist für Sorge das erste selige Aufgehen in Gott an der Seite des Weibes und das erste Erwachen zur Gemeinschaft der Ehe.

* * *

Bei Reinhard Sorge führen Gedankengänge des religiösen Menschen und Künstlers zum Bekenntnis zur Ehe. (Als ein Nachfolger Sorges von dichterischem Rang kann in unserem Motivkreis gelten der Lyriker Franz Johannes Weinrich.) Breiter, allgemeingültiger, aus der Zeit heraus einfacher und schlagkräftiger ist der Gedankengang der sozialen Strömung unserer Zeit, der im Bekenntnis zur Ehe mündet. Gerrit Engelke, der 1918 im Weltkrieg gefallene Arbeiterdichter, und Hanns Johst sollen hier unsere Zeugen sein.

Man denke an die Jahre zurück, in denen der junge Künstler Engelke, einer unter Tausenden hüben und drüben, in den Schützengräben herumhockt und sich vergebens klar zu machen versucht, wozu dieser Millionenmord nun eigentlich geschehe. Ist es nicht ganz natürlich, daß diese Kriegsjugend ihre Sehnsucht nach einer neuen, menschenwürdigeren Gemeinschaft am reinsten und unmittelbarsten im Liebesgedenken ausschüttete? Der Gedanke an die Geliebte in der Heimat, die Aussicht auf das spätere Zusammenleben mit ihr erschien ja als das erste Stück festen Bodens, das man nach dem Kriege als eigene Welt unter die Füße bekommen sollte. In dieser Welt der Ehe und des eigenen Heims, sagte man sich, würde man für seinen Teil ein neues Leben wirklicher Gemeinschaft im kleinen beginnen. In der Ehe würde man für seinen bescheidenen Teil den ersten Keim zu einer neuen, glücklicheren Zukunft legen können. Das Mädchen, die Frau daheim wird als Kameradin der Zukunft, als Glücksspenderin für die

eigene Sehnsucht und Unruhe begrüßt. Man braucht bloß Gerrit Engelkes menschlich tief ergreifende Briefe an seine Braut, von Jakob Kneip als «Briefe der Liebe» herausgegeben, aufzuschlagen, um sogleich von der reinen Atmosphäre dieser männlichen Liebe, die in dem sozialen Aufstrom der jungen Generation verwurzelt ist, umweht zu werden.

Gerrit Engelke ist von dem Wahnsinn der Zeit hingemordet worden, bevor er seine Sehnsucht nach der innigsten Gemeinschaft erfüllt sah. Wie die Erfüllung der Sehnsucht Engelkes muten uns an Hanns Johsts Muttergedichte. Der Dichter Johst, bis zu diesen Gedichten Bekenner eines wogenden Chaos von Kräften und Möglichkeiten, hat wie Engelke erfahren, daß das Chaos als solches kein Zustand für die Dauer sein kann, daß das Leben der fruchtbaren Wirklichkeit Begrenzung, Einschränkung voraussetzt. Und in der Ehe erlebt Johst nun also die erste Bestätigung dieser allgemeinen Erkenntnis. In der wundervollen Gebundenheit der Ehe wird die Liebe fruchtbar, sie wird «in der Erfüllung Geschlecht». Die Geliebte ist Gattin geworden und trägt das erste Kind. Der Vater ist glücklich im Bewußtsein, fruchtbares Glied des neuen Volkes zu sein, am eigenen Leibe zu erfahren, wie die schönere Zukunft, für die der Krieg erlitten werden mußte, unterm eigenen Dache nunmehr heranzuwachsen verspricht. Fröhlich wendet sich das Liebesgedicht um und wird im Gedanken an das Kind zum Ehegedicht.

Der Frau dankt der Dichter stolz und demütig zugleich das Bewußtsein der Freiheit und Hoheit jener neuen Form erhöhten Bürgertums, das die junge Generation sehnsüchtig erwartet hat.

* * *

Die Freiheit des neuen Lebens in der Liebe, wie sie Johst in der Ehe glücklich erfährt, setzt voraus auch ein neues natürliches Verhältnis zu den natürlichen Trieben und Kräften des Menschen. Auch der Strom einer neuen Naturdichtung der Jugend, die von einem neuen Verhältnis des Menschen zu dem Elementaren Zeugnis ablegt, ist in der Liebesdichtung der Jugend wirksam. Der junge Mensch will wieder ein natürliches, naturnahes Leben führen. Er nennt die Nöte und Beglückungen der Liebe

wieder beim rechten Namen. Er wehrt sich gegen die Verknöcherung und Verlogenheit des gesellschaftlichen Lebens in der modernen Zivilisation. Die Sexualität wird in dem neuen Leben, wie es der jungen Generation als ein organisches leibseelisches Wachstum vorschwebt, nicht geleugnet, sondern bejaht, geläutert, veredelt, hineingestellt in die Verwirklichung der göttlichen Weltordnung. Der junge Mensch fühlt sich als Liebender mitten im heißen, fruchtbaren, zeugenden Leben der Naturkräfte stehen, er nimmt teil an Gottes ewiger Neuschöpfung und Erhaltung der Welt. Adolf von Hatzfelds Liebesgedichte etwa sind gerade in ihrer Leidenschaftlichkeit ein ergreifender Ausdruck dafür, wie die moderne Zivilisation in ihren jüngsten Kindern, die sich rebellisch gegen sie erheben, hungert nach neuem Blut. Ein Gedicht von leidenschaftlicher Kraft wie «Aufbrach ich zu dir, Geliebte . . .» ist in seiner Grundstimmung zu verstehen nur aus der aufgewühlten Zeit, die unser Weltkriegserlebnis als Motor in sich trägt.

Liebesdichtung der Jugend taucht ein in das geheimnisvolle Leben mit Blume und Baum, mit Tier und Element, mit Flur und Sonne, sie schürft die elementaren Naturkräfte auf, gibt Zeugnis von der ursprünglichen Lebenskraft, die noch in der Erde unter uns und in der Erdkraft in uns arbeitet. Sie spricht von der Gewähr für blutmäßige Lebenserneuerung der jungen Generation. Daß diese Naturdichtung der Liebe mit dem sozialen Strom zugleich lebt, ja auch ihrerseits, wie vorhin die mystische Liebesdichtung, die erste soziale Zellenbildung des neuen Lebens darstellen kann und oft genug darstellt, das zeigen Dichtungen des Arbeiterdichters Heinrich Lersch, der ja überhaupt gerade aus dem Naturerlebnis sich den stärksten Ansporn zu seinem sozialen Programm (der Einfügung des Proletariats in den Volksorganismus) schöpft, oder die melodischen Liebesgedichte Kurt Heynickes. Daß die Naturdichtung der Liebe endlich auch mit dem Strom religiöser Dichtung der Jugend zugleich lebt, das mag uns zum Schluß ein Gedicht des Bauerndichters Jakob Kneip zeigen, ein erzählendes Gedicht, das gerade in seiner epischen Spielfreude die innere harmonische Einheit von Hingabe an die Natur, gelassener Einfügung in die sozialen Bindungen des Lebens und durchdringendem religiösem Bewußtsein wie in einem Brennspiegel zusammenfaßt. «Sankt Lambert und die Nachtigall» heißt das Gedicht des «Lebendigen Gottes», das wir meinen.

«Heil euch, ihr göttlich zur Zeugung Erglühten!» Das ist, um unsere Meinung über die wichtigsten und zukunftträchtigsten Motive der Liebesdichtung der jungen Generation nochmals zusammenzufassen, nicht mehr die Aufforderung der Vorkriegsmoderne zum Ausleben der Persönlichkeit um jeden Preis, zur Absolutsetzung der Triebe, sondern vielmehr der Gruß an die Liebenden, die ein natürliches, gesundes Sinnenempfinden besitzen, gerade weil sie von neuem auch ein religiöses Leben führen wollen. Bekenntnis zur Natur im Bekenntnis zum Geist, zur Seele, zur Kindschaft Gottes! *)

* * *

# ÜBER DAS GEHEIMNIS DICHTERISCHER SENDUNG IM LYRISCHEN BEKENNTNIS

VON HELENE LINGELBACH

Seit Lessings Zeit, d. h. seit der ersten großen Personalunion von Dichtung und Kritik, ist die literarische Forschung überall da, wo sich eine gleiche Doppelleistung findet, um die wechselseitige Aufhellung der beiden Schaffensgebiete bemüht. Nicht immer wird sie auf diesem Wege zum Ziele kommen. Vor allem gilt das für diejenige Angelegenheit, die man die eminent-persönliche des Künstlers nennen könnte, wir meinen das Verhältnis des Dichters zu seinem eigenen Werk. Statt den Kritiker nach dem Dichter zu fragen, sollte man sich hier einmal führen lassen durch jenes: «Wer den Dichter will verstehen, der muß in Dichters Lande gehen.»

*) Die Bücher der «Liebesdichtung» *Reinhard Sorge:* Der Bettler. Drama. 1919. Verlag S. Fischer, Berlin. *Gerrit Engelke:* Briefe der Liebe. 1926. Orplid-Verlag, Augsburg. *Hanns Johst:* Mutter. Gedichte. 1921. Albert Langen, München. *Adolf von Hatzfeld:* Gedichte. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. *Jakob Kneip:* Der lebendige Gott. Horen-Verlag, Berlin-Grunewald. *Eros in der Dichtung der Gegenwart.* Band II der «Wege nach Orplid». Orplid-Verlag, Augsburg.

In der Tat hat uns der deutsche Dichter seit der Zeit des klassischen Aufstiegs in seiner Bekenntnisdichtung ein besonderes Zugangstor zu diesen Fragen geöffnet. Sie stellt im Gesamtwerk der deutschen Lyrik von jenen Anfängen bis auf die Gegenwart etwas wie ein innerstes Heiligtum dar. Eine einzigartige Zeugniskraft aber ist ihr gerade als lyrischer Dichtung gegenüber einschlägigen kritischen Belegen zuzugestehen, weil sie die besonders unreflektierte und unmittelbare Prägung schöpferischen Bewußtseins darstellt; weil sie — immer nur soweit es sich wahrhaft um Kunst handelt — der spontane, einer höheren Gesetzlichkeit folgende Ausdruck des Lebens ist.

«Ach, daß die innere Schöpfungskraft durch meinen Sinn erschölle, daß eine Bildung voller Saft aus meinen Adern quölle» —, das ist die ganz naive Äußerung des künstlerischen Lebensgefühls; und es verwundert uns nicht, daß sie dem jungen Goethe angehört. «Künstlers Abendlied», «Kenner und Künstler» zusammen mit den Wertherstellen, sie sind alle von demselben «ach» durchzittert; ihr Charakter als briefliche Äußerung — die erstgenannten Verse leiten eine Ode an Merck ein, — macht sie um so eindringlicher. Der Gipfel jener jugendlichen Künstlerqual ist das Gebet: «Könnt ich doch ausgefüllt einmal von dir, o Ewiger, werden, ach diese lange, tiefe Qual, wie dauert sie auf Erden.» Der prometheische Trotzruf: zeigt dieselbe Spannung nur in einer anderen Richtung. Eine bewußtere Fassung und darum nicht mehr die rein lyrische gibt er ihn in «Adler und Taube». Hier wird sie als Titanenleid dem ahnungslos-behäbigen Philistertum entgegengesetzt. Was im Gleichnis des ewig einsamen Adlerjünglings und des «neugiergeselligen» Taubenpaares anklingt, das bildet den ergreifenden Grundton der Elegie «An Lottchen»:

«Kannst du zu der Welt nur Neigung tragen, die so oft dich trug,
Die bei deinem Weh, bei deinem Glücke blieb in eigenwill'ger starrer Ruh?
Ach, da tritt der Geist in sich zurücke, und das Herz, es schließt sich zu.»

Die anzuziehenden Bekenntnisse aus Goethes Reifezeit tragen den Stempel seiner Menschwerdung überhaupt: Der Ichgebundenheit des Sturmes und Dranges ist die Sehnsucht nach Wirken und Weltumspannung gewichen. Das Künstlertum des Jünglings Goethe liegt zwischen dem Jubel der Selbstbefreiung und der Qual der Unerlöstheit, dem Manne Goethe

heißt es: Verantwortung. Der neu errungene Standpunkt offenbart sich gleichermaßen im Schmerz um vergangene Irrungen wie im Aufschwung zu neuer Künstlertat. «Ich brachte reines Feuer vom Altar, was ich entzündet, ist nicht reine Flamme», so heißt es in «Ilmenau»; «warum sucht ich den Weg so sehnsuchtsvoll, wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?» in der «Zueignung». Dieses sein eigentliches Dichterbekenntnis umschließt aber noch ein anderes als die Tatsache, daß Goethe in dem Jahrzehnt seit «Adler und Taube» zum Bewußtsein einer Sendung erwacht war; es verrät uns das tiefe Geheimnis, dem sich der Künstler fortan verpflichtet hielt: W a h r h e i t zu geben im S c h l e i e r der Dichtung.

Die letzte der Freiheiten, die dies Weihegeschenk der Götter dem Künstler gewährt, hat Goethe am liebsten genützt — indem er Wahrheit verhüllt im Gleichnis gab; dies überall da, wo Preisgabe am ehesten zu fürchten war, in der späteren Lyrik («Römische Elegien», «Westöstlicher Divan») und ganz voll Plan und Bewußtheit im «Faust». Wie die bedeutungsvollsten Worte in «Ilmenau» nur als halb geflüsterte laut werden, so auch in der «Zueignung»; von Goethes anderem Ich, dem nächtlichen Hüter des Herzogs, kommen sie dort; ein «göttlich Weib» haucht sie ihm hier entgegen. Schemen gehen bei Goethe durch die Gebilde seiner Dichterweihe, in seelischen Räumen muß alles verfließen. Wir gedenken bei diesen Feststellungen auch der seltenen Bemerkungen über seine Schaffensweise; beim «Gesang der Geister»: ich habe noch mehr wundersame Strophen gehört, kann mich aber kaum der beifolgenden erinnern; bei der Neuaufnahme des «Faust»: «Ihr naht Euch wieder, schwankende Gestalten . . .»

Wie ganz anders ist die Gebärde des Schöpfermenschen Schiller! Goethe ist der Eingeweihte, je tiefer der Einblick, den er uns gewährt, desto stiller und verhaltener ist es um ihn; Schiller ist der Priester und Sendbote der Kunst, je höher der Standort, den er seiner Botschaft wählt, desto vernehmlicher und eindringlicher wird sie denen, die sie erheben soll; denn dies ist seine Sendung: Würde und Hoheit den Menschen zu leihen. Darum muß der Dichter in der «Teilung der Erde» außerhalb der irdisch Begüterten bleiben, himmlischer Gnade allein teilhaftig; darum ist ihm die Macht der Inbegriff der Kunst, der Sänger der große Herrschgewaltige, Bundesgenosse der furchtbaren Schicksalsgötter und wie diese «Fremd-

ling in der anderen Welt», zu den Menschen gesandt einzig, um sie aus Flachheit und Nichtigkeit ihrer höheren Bestimmung zuzuführen. Selbst wo er einmal ein so einfaches und liebenswürdiges Bild wie das «Mädchen aus der Fremde» wählt, bleibt entscheidend eben ihr Fremdsein in dem Tal der Armen und Einfältigen, der Abstand zwischen ihr und den durch sie Beglückten. Dieser seiner dichterischen Lösung des Problems der poetischen Sendung bleibt auch der Kritiker Schiller treu, seine Prosaschriften, allen voran die «ästhetische Erziehung», bedeuten etwa die pädagogische Lösung der wichtigen Frage: nach Aufdeckung der ästhetischen Bestimmbarkeit des Menschen bleibt kein Zweifel mehr darüber, daß er — dem Künstler gegenüber der jeweils Unmündige und Unentwickelte — unter seiner Führung eines höheren und würdigeren Daseins inne werden könne. Nur ein einziges Mal verzichtet Schiller bei der Analyse des Künstlertums auf jedes erziehliche Pathos, bei seiner Huldigung an Goethe «Das Glück». Man lese diese Elegie, um ein Doppeltes aufzunehmen: die rückhaltlose Bewunderung Schillers für den Größeren und wahrhaft Begnadeten und — dies für unsere Untersuchung das Wesentliche — die mit Schmerz gemischte Erkenntnis eines zweifachen Künstlertums, des hohen und eigentlichen, angeborenen; des in Mühe und Schweiß errungenen, gänzlich unvollkommenen und doch rastlosem Vollendungsstreben verpflichteten. Auch die Polarität zwischen dem Künstler und seiner Gefolgschaft schwingt mit der wachsenden Genialität des ersten in andere Bahnen ein:

«Zürne der Schönheit nicht, daß sie schön ist, daß sie verdienstlos,
Wie der Lilie Kelch, prangt durch der Venus Geschenk;
Laß sie die Glückliche sein — du schaust sie, du bist der Beglückte,
Wie sie ohne Verdienst glänzt, so entzückt sie dich.»

So steht es fest, daß Schiller über jener allgemeineren dichterischen Mission noch die Ausnahmestellung des Genius kennt, der als ein Götterliebling allein durch seinen künstlerischen Eros schenkt und zeugt und wirkt, wo ein Künstler, dem ein solches Charisma nicht zuteil geworden ist — und Schiller sah sich selber so — als der Ewig Unfertige die anderen, wenn nicht zum zweckfreien Genuß der Schönheit, so doch zur Würde seines Strebens emporzieht.

Ein Auserlesener und Kronenträger ist der Künstler auch dem romantischen Dichter. Aber es ist nicht die große Spannung zwischen Dumpfheit und Wissen wie bei Goethe, nicht die zwischen Gewöhnlichkeit und Erhabenem wie bei Schiller, aus der sich die poetische Sendung herleitet. Im Fortschreiten von klassischer zu romantischer Interpretation hat die Kunst von ihrer Göttlichkeit eingebüßt, darum kann auch der schaffende Mensch nicht ihr Adept und nicht ihr Priester sein; sondern er wird der Lehrling und Jünger einer großen Zauberin und Wundermächtigen, und sein Auftrag heißt, die Nüchternen und Alltagsgebundenen ihrem Reiche zuzuführen. So bestätigt es uns nicht allein die tausendfache Abwandlung des Wunderbaren im romantischen Kunstwerk überhaupt, sondern eine mit der steigenden Bewußtheit der Produktion üppig aufsprießende romantische Poetik in Versen, wie man hier etwa den lyrischen Ausdruck schöpferischen Bewußtseins nennen dürfte. Durch Innigkeit und Klarheit der Diktion zeichnen sich die Eichendorffschen Dichtungen aus. Einen ganzen Sonettenkranz hat er dem Dichter gewidmet. Seine schwebenden Reimgebilde haben in der zeitgenössischen Dichtung nur ein vollendetes Gegenspiel, nämlich das humorvoll-graziöse des Meisters der Idylle, Eduard Mörikes:

«Philister kommen angezogen:
Man sucht im Garten mich und Haus;
Doch war der Vogel ausgeflogen,
Zu dem geliebten Wald hinaus.

Aber nicht immer trägt der romantische Dichter seinen Zauberstab mit soviel Leichtigkeit. Wo der Aufschwung aus Plattheit und lastender Wirklichkeit mit Schmerz bezahlt wird, da entstehen die dunklen Töne im Farbenspiel romantischer Bekenntnisdichtung; sie ist zugleich die im engsten Sinne sentimentalische. Zwei ihrer echtesten Zeugnisse, Grillparzers «Abschied von Gastein» und Droste Hülshoffs «Der Dichter» seien hier herausgehoben.

Ob er sich dem Dienst der Gottheit weiht, ob er ein Zauberer oder ein dämonisch Besessener ist, immer ist der Dichter im klassisch-romantischen Künstlerspiegel der Seher und der Erhobene, der Träger des Ideals, sein

Amt immer die Überbrückung zwischen Ideal und Wirklichkeit, die Voraussetzung dafür immer sein Gefühl für die Spaltung von Ideal und Wirklichkeit, seine Aufwühlbarkeit in dieser Richtung schlechthin entscheidend. Diese seine Empfindlichkeit für das Eine was not tut, gilt es dem Dichter vor allem zu sichern, daher wird seine Stellung für die fragliche Epoche noch nach einer anderen Richtung zu bestimmen sein! Er muß nicht nur dem materiellen Lebenskampf enthoben, sondern überhaupt aus jeder Verbindung mit irdisch vergänglichem Wohlsein gelöst werden. Die volkstümliche Prägung dieser Forderung in Goethes Sängerballade wird überboten durch ihre klassische Formulierung in dem Gespräch Wilhelm Meisters mit seinem Freunde Werner im zweiten Kapitel des zweiten Buches der Lehrjahre: «Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und Menschen. Wie! Willst du, daß er zu einem kümmerlichen Gewerbe heruntersteige? Er, der wie ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu überschweben, auf hohen Gipfeln zu nisten und seine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechselnd, zu nehmen, er sollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund sich auf eine Fährte gewöhnen, oder vielleicht gar, an die Kette geschlossen, einen Meierhof durch sein Bellen sichern?»

Einen einzigartigen Ausdruck hat dieses Künstlerproblem bei Hölderlin gefunden; es wandelt sich ihm in das Lied von des Dichters Einfalt und Kindergläubigkeit; der nichts als Vertrauen und Hingebung kennt, geht wie im höheren Schutz unangefochten durch die von Sorge und Feindlichkeit erfüllte Welt (Dichtermut).

Und die nächste Folgerung ist diese: wie das Leben, so steht auch der Tod eines «Mutigen», der da «treulich getraut», unter einem freundlicheren Gesetz; er, den die «Woge schmeichelnd hinunterzieht», den die «einsamen Haine klagen», ist in der Tat der Unsterbliche. Im ewigen Lied der von ihm beseelten Natur, im Gedächtnis seiner Sangesbrüder lebt er fort:

«Wenn des Abends vorbei einer der Unseren kömmt,
Wo der Bruder ihm sank denket er manches wohl
An der warnenden Stelle,
Schweigt und gehet getrösteter.»

In den Lichtkreis dieser Strophe, nämlich der Worte «Einer der Unseren», läßt sich Hölderlins Künstlertum überhaupt stellen; es ist ein vom Bewußtsein einer Sendung völlig getragenes, ein mantisch durchglühtes. Und so groß ist die Erdenferne und Entrücktheit seines Daseinsgefühls, daß es sich nicht anders deckt als nur mit dem einen, dem höchsten Wort «h e i l i g». Kaum in einem seiner Bekenntnisgedichte darf es fehlen.

Es mag manche Dichter geben, die wie Hölderlin in ihrem Dichtertum recht eigentlich ihrer metaphysischen Verbundenheit inne werden; Goethe war der Eingeweihte in diesem Sinne, Heinrich von Kleist hat wie ein religiös Entflammter mit seinem Dämon gerungen. Doch einzig bei Hölderlin spannt sich die Werkheiligung noch nach einer anderen Richtung: sie ist eine kultisch empfundene, d. h. sie entströmt einem in der neueren Dichtung hier zuerst geformten Gemeingefühl. Als eine von diesem Wirbewußtsein getragene Dichtung erkannten wir schon «Dichtermut». Seine «Hymne an die Muse», das «Königliche Feierlied», seine Oden «Natur und Kunst», «An die jungen Dichter», «Dichterberuf», «Der Lorbeer», sie alle folgen dem Zug seiner b r ü d e r l i c h e n B e g e i s t e r u n g, die sie bald als Gelöbnis, bald als Mahnung, bald als Angstruf der Sehnsucht durchzieht:

Kommt zu süßem, brüderlichen Bunde,
Denen sie den Adel anerschuf,
Millionen auf dem Erdenrunde!
Kommt zu neuem, seligem Beruf!

Hin zu deiner Wonne schweben

Und diese Glut des Umfangens ist nicht allein das Medium seines künstlerischen Daseins; sie ist so sehr eine menschlich gefühlte, wie eine weltanschaulich begründete:

Wir aus Sturm und Dämmerung,
Du, der Myriaden Leben
Heilig Ziel! Vereinigung.

(Hymne an die Freundschaft)

Aus einem so tief verankerten Drang nach Gemeinsamkeit des schöpferischen Wirkens auch muß sich der Dichter nachdrücklich wenden gegen die Stumpfheit der Welt seinem hohen Ziele gegenüber, gegen «die Furcht

der Menschen voreinander, daß der Genius des einen den anderen verzehre.» (Brief an Diotima 1799, Juni.)

Gerade hier — in der Verkündigung einer chorischen Dichtung unterscheidet sich Hölderlin wesenhaft von dem subjektivistischen Dichterberuf der Romantik. Auch die Gründung von romantischen Dichterschulen, auch der Appell an die «heilige Loge» eines brüderlich verbundenen Europa (Novalis), sie bedeuten nur gelegentliche Ansätze zur Bildung poetischer Werkgemeinschaft. Hölderlin ist ihr eigentlicher Verkünder! Wenn der Romantiker seinem Ideal Gestalt und Leben sucht, so verlegt er es in ein durch die Fülle des Wunders und des Märchenhaften geheiligtes Reich: das Land Orplid, die Insel Bimini. Hölderlins Dichterheimat ist Hesperien, das Land des Volkschores, heilig als die aus Schweigen und Stummheit zur Rede, zur Namengebung erlöste Region. Aber dem Wort der Sängergemeinde wohnt die Kraft des Mysteriums inne. Es ist mehr als Wort und bedeutet die Weihe der Dinge zugleich: es entzündet sich an ihrem vom Brudersinn belebten Wort das Gemeingefühl überhaupt; und das Land einer besseren Zukunft, das «abendliche», wird so zugleich das «Vaterland» der Hölderlinschen Sehnsucht. So stehen wir mit ihm auf einem Gipfel der gesuchten Bekenntnisdichtung; ihm ist das Dichteramt der Stand der Gnade, kenntlich an diesem Dreifachen: der Unschuld seines Trägers, seiner Schaffensinbrunst, seiner hohen Zünftigkeit. Und von hier aus begreift es sich, daß dieser Dichter ein auf Erden im tiefsten Sinne Heimatloser war; ein solches Wunschbild war zu hoch gespannt: weil es ihm nicht ein Rausch der Stunden und Tage, sondern die währende Einstellung war, mußte es ihn als irdischen Menschen notwendig zerbrechen. Um die menschliche Tragödie dieser θεία μανία, die ihn durch 40 Jahre von der Umwelt trennte, ganz zu ermessen, muß man sie an ihrer schmerzlichsten Stelle sehen, da, wo sie durch Liebe am tiefsten gefühlt und durch ein ungewöhnliches Maß von Seelenverwandtschaft am klarsten erkannt werden sollte, in dem Bund zwischen ihm und Diotima; wenn sie in aufwallender Angst das Furchtbare vorweg zu nehmen scheint: «Deine Kräfte hielten es nicht aus (nämlich, neue Enttäuschungen bezüglich seiner «künftigen Bestimmung»), und du gingst für die Welt und Nachwelt, der du auch so, im stillen, lebst, noch ganz verloren. Nein, das darfst du nicht! Dich selbst darfst du aufs

Spiel nicht setzen. Deine edle Natur, der Spiegel alles Schönen, darf nicht zerbrechen in dir. Du bist der Welt auch schuldig zu geben, was dir verklärt in höherer Gestalt erscheint und an deine Erhaltung besonders zu denken. Wenige sind wie du!» Wenn er es als ein doch nicht Abzuwendendes, ja fast Geschehenes beklagt: «Hätte ich mich zu deinen Füßen nach und nach zum Künstler bilden können, in Ruhe und Freiheit, ja ich glaube, ich wäre es schnell geworden, wonach in allem Leide mein Herz sich in Tränen und am hellen Tage, und oft mit schweigender Verzweiflung sehnt.»

Als Unterströmung zu der bisher behandelten Dichterverklärung läßt sich schon seit der Zeit der schwäbischen Romantik eine Auffassung nachweisen, die auf gänzlich anderen Voraussetzungen ruht. Ihr erster Verteidiger ist Ludwig Uhland. Der Kampf, der im engeren Sinn d e u t s c h e n Romantik gegen die ideale Ferne des Klassizismus setzt hier ein. In Uhlands «Singe, wem Gesang gegeben» ist er marktgängig geworden. Doch auch die Verbreiterung der geistigen Interessen als Folge des erwachenden bürgerlichen Liberalismus hat einen Umschwung in der Wertung poetischer Tat veranlaßt. So konnte Heinrich Heine als letzten von den scharf geschnittenen Pfeilen seiner Zeitsatire den für unsere Untersuchung höchst bezeichnenden Epilog aussenden: «Enfant perdu».

Seine Haltung ist auch hier in den intimsten Äußerungen über sich selber die durchaus problematische und schillernde: daß er nur einem tragischen Zwang folgte, wenn er seine Künstlerschaft in den Dienst einer verworrenen Welt gestellt hat, das ist die Enthüllung auch der vorangehenden «Lamentationen».

Sie erlischt.
Der Vorhang fällt, das Stück ist aus,
Und Herrn und Damen gehn nach Haus.
Ob ihnen auch das Stück gefallen?
Ich glaub', ich hörte Beifall schallen.
Ein hochverehrtes Publikum
Beklatschte dankbar seinen Dichter . . .

Aber diese Verse sind nicht nur die erschütternden Leidensdokumente eines Dichters, dem alle Gaben zur Wahrung des irdischen Gleichgewichts, wie die muntere Behäbigkeit eines Mörike, die heitere Frömmigkeit eines

Eichendorff, versagt blieben; sie sind darüber hinaus repräsentativ für die Stellung des Dichters zur Zeit des aufblühenden Realismus. Er hat sich aller Abzeichen begeben, des Weisheitspiegels und der Priesterbinde wie der romantischen Zauberrute, und ist der Bürger- und Volksfreund geworden, indem er sich zu seinem Wortführer macht. In einigen Dichtungen, die prosaisch durchsichtig und daher als Kunstwerke trivial sind, und in einem männlich schönen Prosastück hat Ferdinand Freiligrath diese neue Kunsttheorie — wir können sie die realistische nennen — begründet. Seine Darlegungen bilden eine denkwürdige Ergänzung zu Hebbels bahnbrechender Leistung. Diese bleibt außerhalb unseres Kreises, da sie nicht wie die Freiligrathsche vom künstlerischen S u b j e k t ausgeht, sondern das W e r k in den Mittelpunkt stellt.

Freiligraths Kunstlehre ist neben der Heinrich Heines von einzigartiger Beweiskraft, weil der Wendepunkt in ihm selber liegt. Den Gegensatz zwischen seiner Jugend- und Werdezeit, der romantischen, und seiner reifen Epoche, der realistischen, greifen denn auch die beiden erwähnten poetischen Zeugnisse auf: in einem Einst und jetzt das Gedicht «Guten Morgen»; in einem Wechsel von Rede und Gegenrede das zweite kürzere: «Antwort». Die «Totenhand» im Laachersee, das Symbol der älteren Schaffenszeit, muß dem «Rheinstrom» als dem Gleichnis des neu entdeckten Schaffensgesetzes weichen:

«. . . Ging dem Morgen und dem Rhein entgegen,
Ging entgegen aus der Nacht dem Tag.
Ließ die Schatten dämmernder Gesichte
Jubelnd fahren für die Wirklichkeit! —

Der ganze männliche Freimut des Dichters, mit dem er für die neue als recht erkannte Auffassung eintritt, aber offenbart sich in seinem «Glaubensbekenntnis», das er den Zeitgedichten des Jahres 1844 voranschickt. Seinen Kampf gegen die politische Reaktion verteidigt er darin mit den Worten: «Sie werden es erkennen, hoff' ich, daß hier nur von einem Fortschreiten und einer Entwicklung die Rede sein kann, nicht aber von einem Übertritt, nicht von einem buhlerischen Fahnentausch, nicht von einem leichtfertigen Haschen nach etwas so Heiligem, wie die Liebe und Achtung eines Volkes es sind.»

Von diesem Zeitpunkt ab bis zum erwachenden Naturalismus[1]) läßt sich der gereimte Kommentar zu der politischen, der vaterländisch-historischen, der sozialen Tendenzdichtung in ungezählten Abschattungen verfolgen. Man muß die Gebefreudigkeit auch aller Unberufenen in diesen Jahrzehnten einem spät zu Gemeinsinn und zu nationalem Leben erwachten Volk zugut rechnen. Ob nicht gerade die bewußte Freigabe der Allerweltsdichtung, wie sie von jenen ersten Dichtern des politischen Liberalismus ausging, schuld ist an der Entartung des Künstlers zum Fanfarenbläser oder zum Herold der Volksbeglückung? (eine gewisse patriotische und soziale Reimerei verdient keine andere Bezeichnung). Genug, daß sie als Pseudokunst nach beiden Seiten, nach der kritisch-kommentatorischen wie nach der dichterisch-produktiven, noch vor dem ablaufenden Jahrhundert entlarvt worden ist.

In derjenigen Periode deutschen Kunstschaffens und deutscher Kunstkritik, die als Rückwirkung gegen jene naturalistische Verflachung einsetzte, stehen wir noch heute. Wenn der Ruf des jüngeren Freiligrath «der Dichter steht auf einer höheren Warte als auf den Zinnen der Partei» wieder laut wurde, wenn der deutsche Dichter selber seine künstlerischen Freibriefe für jedermann nicht mehr ausstellte, so ist es an erster Stelle dem Kreis um Stefan George um die «Blätter für die Kunst» zu danken. In Kritik und Produktion haben diese Dichter wiederum die Feier des Wortes herbeigeführt, es aus der Umklammerung platter Geschwätzigkeit und Alltagsrede gelöst, es auf die Höhe von Farbe, Klang und Form gehoben und dadurch den anderen künstlerischen Ausdrucksmitteln wiederum angeglichen. Stefan George: «Das gedicht ist der höchste der endgültige ausdruck eines geschehens; nicht wiedergabe eines gedankens sondern einer stimmung. was in der Malerei wirkt ist verteilung, linie und farbe, in der dichtung: auswahl maß und klang . . . Mit ernst und heiligkeit der kunst nahen: das war dem ganzen uns vorangehenden dichtergeschlecht unbekannt. Keiner der ‚Epigonen' . . . ist frei von der abstoßenden behäbigen bravheit und diesem rest von barbarentum, das von Goethe bis Nietzsche alle großen deutschen getadelt haben . . .». Dieselben Gedankengänge wie

[1]) Vergl. auch Arno Holz: Phantasus.

diese, den «Blättern für die Kunst» zugehörigen, durchziehen seine Preisgesänge an die Großen der Menschheit: Dante, Goethe, Nietzsche, Böcklin. «Im Goethe-Tag» verdammt er den läppischen Reliquiendienst mit geweihten Schatten. Die blöde Menge der Weimar-Besucher — «sie, die betasten um zu glauben» trifft er mit den Worten der Empörung:

«Ihr nennt ihn euer und ihr dankt und jauchzt —
Ihr freilich voll von allen seinen trieben
Nur in den untren lagen wie des tiers —
Und heute bellt allein des Volkes räude . . .
Doch ahnt ihr nicht, daß er der staub geworden
Seit solcher Frist noch viel für euch verschließt
Und daß an ihm dem strahlenden schon viel
Verblichen ist, was ihr noch ewig nennt.»

Unbemerkt von einer damals jugendlichen Künstlergeneration war schon ein anderer denselben Weg gegangen, dessen Schaffenstag eben in einen von Schwermut umschatteten Abend sich senkte, C. F. Meyer, der nicht wie jene, hingerissen von der Nietzscheschen Entdeckung des Adelsmenschen den sakralen Zauber der Kunst von neuem entdeckte, sondern der dabei allein dem Gesetz der eigenen aristokratischen Natur folgte. Bei ihm ist die Künstlerweihe eingeflochten vor allem in den Band seiner Gedichte, ja, sie bildet deren eigentliches Gerüst; die Symbole des Tempels und seines Wächters, der «Krypte» und ihrer Baumeister sind ebenso bezeichnend wie die Einkleidung seines Dichtertraums in die Glorie der großen Genien der Kunst: Michelangelo, Camoëns, Milton. Dies eine Entsprechung zu den Preisdichtungen Stefan Georges.

Indem die größten künstlerischen Persönlichkeiten dem Schaffenden wie dem Genießenden durch den Künstler selbst wiederum zum Maßstab erhoben werden, ist auch eine Vertiefung in das Wesen der Kunst zurückgewonnen, wie es schon einmal in der klassischen Zeit verkündet wurde.

Und mit der idealisierenden Kraft, die den schöpferischen Menschen auszeichnet, ist auch die Tragik des Künstlertums noch einmal entdeckt worden, auch in den beiden Formen, wie wir sie aus klassisch-romantischer Zeit aufwiesen. Die eine liegt in der Isolierung des Künstlers gegenüber dem unschöpferischen Menschen, in seiner Abtrennung vom gewöhn-

lichen Menschenlos, in seinem Sapphoschicksal. Nicht spöttisch überlegen wie in Goethes «Adler und Taube», sondern anklingend an seine Elegie «an Lottchen» begegnet uns das Motiv des tragisch Einsamen einmal bei Stefan George:

«Lang zog ich auf und ab dieselben küsten
Von stolzen städten eine perlenschnur.
Hier oder dort den hochzeittisch zu rüsten
Ein fremdling geht hinaus zur flur . . .

Wir fühlen, diese Dichterklage taucht aus einer anderen Sphäre empor als die ältere; sie wird nicht als Titanenleid gefaßt, sondern unpathetischer, schlichter. Es ist die Entsagung das strenge G e s e t z, dem sich der Künstler unterworfen sieht; ein klassisches Zeugnis dieser Auffassung bedeutet das Georgesche Gedicht «Im Park»:

Die Spannung zwischen dem b e g e i s t e r t e n und dem e r d g e b u n d e n e n Menschen ist unserem Zeitalter am geläufigsten geworden als der Gegensatz von D i c h t e r und B ü r g e r. Thomas Mann hat diesem Künstlerleid—es ist sein eigenes—die klassische Form im Tonio Kröger gegeben, der sich umsonst nach den «Wonnen der Gewöhnlichkeit» sehnt. Der verhaltenen, im Seelenraum des Künstlers verfließenden Tragik bei Thomas Mann steht eine mehr nach außen verlegte bei H e r m a n n H e s s e gegenüber. Diese greifbarere Gestaltung, im 1. Kapitel der «Wanderungen», in dem «Gespräch über die Neutöner» (im «Blick ins Chaos») — ist bedingt in einer künstlerisch-menschlichen Krisis seines Lebens, ähnlich der von Ferdinand Freiligrath. Wie diesen der Vormärz, so hat ihn das Kriegserlebnis von 1914 aus der Bahn des zünftigen Dichters und Menschen geschleudert, um ihn zum Künder revolutionärer Ideen zu machen. Nach dem Aufschwung jener Jahre, dem wir seinen «Demian» verdanken, scheint sein Werk wieder in trägeren Strömungen zu treiben. In diesem Dichterleben mit der schnellen Flucht aus dem tragischen Augenblick in den Hafen einer friedlichen Kleinkunst liegt etwas Typisches für den Künstler unserer Epoche; es ist mancher deutsche Dichter verstummt, der für den Freimut seines Liedes den Steckbrief des Geächteten entgegennehmen mußte. Als Tragik der Halbheit versucht Hermann Hesse selber in seinem jüngsten Roman «Der Steppenwolf» das Zweiseelentum der

Talentvollen, die sich dennoch nicht zur Größe des Unbedingten durchzuringen vermögen, zu fassen; wie sein Held Harry Haller zwischen Triebleben und Geistigkeit schwankt, so wird er zwischen der bürgerlichen und der idealen Welt zur eigenen Qual hin- und hergerissen. —

Anders als in Stefan Georges halb geflüstertem Klagelied, anders als in Thomas Manns leis resignierender Künstlerbeichte, stärker und eindringlicher als in Hermann Hesses Bekenntnissen trifft uns ein Schmerzenslaut der Einsamkeit aus Frank Wedekinds Dichtung. Ihm hat sich das Thema des unbeheimateten und unverstandenen Künstlers zu einem größeren Werk zusammengeschlossen, zu seiner Künsterbeichte «König Nicolo».[1]) Der Abstand zwischen dem außerordentlichen Menschen und der Menge wächst hier zur Passion seiner ewigen Verkennung. In neun Bildern einer dramatischen Allegorie entrollt sich das Schicksal des Helden; «ein König, wie zu Dutzend Malen schon er hoffnungslos gekämpft um seinen Thron» (Prolog), wir sehen ihn zwischen Nebenbuhler und Verleumder, zwischen Richter und Oberrichter, zwischen Kerkermeister und Ausbeuter einen Marterweg gehen. Und in dem großartigen Sarkasmus seiner Reden und Selbstgespräche schwingen sich seine Leidensstationen zu wahrhafter Gleichniskraft empor. In dem Monolog «Ich bin der Herrscher hier in diesem Lande» umschließt die nächtlich düstere Szene Hochgericht eines der packendsten künstlerischen Bekenntnisse, die zur Aufhellung unserer Frage überhaupt aufzusuchen wären.

Die Wirkung der Königsparodie des «Charakterkomikers» Nicolo wird nur überboten von diesem schmerzdurchglühten Spiel im Spiel zwischen Vater und Kind, will sagen, zwischen dem Künstler und seinem Genius, der ihm inmitten der so «teuren Gemeinschaft» von Häschern und Henkern Tröster und Schutzengel ist, der ihn aus der Umstrickung der eigenen Lüste und Triebe zum Guten erlöst: «Dein Dämon, bin Dein Traum, erwach aus meinem Bann, zu höherem Streben geläutert Dich vom Lager zu erheben.» Ein früh gefurchtes Antlitz unter der Schellenkappe, erschlaffte Hände,

[1]) Diese Dichtung, wie die dramatische von W. v. Scholz (S. 27 ff.) werden der Betrachtung trotz ihrer abweichenden Stilform einbezogen, weil sie ihrem Wesen nach lyrische, d. h. Bekenntnisdichtung im engeren Sinne, sind. —

denen der Narrenstab entsinkt, und das Wort des Sterbenden: «Soll ich der Allmacht Spuren tiefer ergründet haben als je ein Mensch um schließlich als wahnwitzig zu gelten?», in dieser Schlußszene rundet sich das Wedekindsche Schauspiel von 1901 zu einer der eigenartigsten Variationen unseres Themas. War es nicht Goethe, der es in den «Weissagungen des Bakis» zum erstenmal mit schmerzlich ironischen Tönen aufklingen läßt:

«Ist vielleicht nur die Welt ein Kerker? und frei ist
Wohl der Tolle, der sich Ketten zu Kränzen erkiest?»

Wie ihn seine Besessenheit in den Konflikt zwischen Ich und Welt treibt, so erlebt der schöpferische Mensch sein Daimonion quälender und furchtbarer im Widerstreit gegen die eigene, tiefergelagerte, gegen die irdische Existenz. Auch in dieser tragischen Spannung — sie trat uns in der romantischen Bekenntnisdichtung am klarsten entgegen — wird schöpferisches Leben in der Gegenwart von neuem begriffen. In einigen an jene große Elegie der Droste gemahnenden lyrischen Strophen und unter dem gleichen Titel «Der Dichter» spricht eine Dichterin der Gegenwart Ina Seidel von ihren schmerzlich erhellten Schaffensstunden:

Warum mußt du mich verdammen
Und was schlägst du mich so schwer!
Träume und Gesichte flammen
Unablässig um mich her.
In die Stätte sink ich nieder
Ungesehen, nebelgleich,
Allerbarmer, mach mich wieder
Meinen blinden Brüdern gleich! . . .[1])

Gewiß bleibt das Gedicht an aufwühlender Gewalt hinter der erhabenen Dichterklage der Droste zurück; für unseren Zusammenhang wird es wesentlich in der besonderen Durchführung des Themas und in seiner Phraseologie. Sie ist höchst bezeichnend. Die Drostesche Elegie beruht auf dem mit wenigen Strichen veranschaulichten Dualismus der beiden Reiche; die dämonisch erfüllte und darum entsagungsreiche Welt des Auserwählten wird gekennzeichnet um des Kontrastes willen zur realen und genußfrohen des Durchschnittsmenschen, an ihn, den Unfühlenden,

[1]) Ina Seidel: «Weltinnigkeit», S. 116.

wendet sich das Gedicht als ein Weckruf (Ihr, die beim frohen Mahle lacht . .). Das Thema der jüngeren Dichterin ist nicht der Gegensatz der beiden Welten, sondern die Durchleuchtung der einen, der dunklen, dämonischen, nicht so sehr der schlichten Mitempfindung wie der Suggestibilität, der Einfühlung in künstlerisches Erleben gewärtig. Darin liegt das Typische einer Bekenntnisdichtung wie der Seidelschen. Wenn noch der Romantiker und Spätromantiker nur bis zur geheimnisvollen Pforte des Schaffensreichs sich wagt, so bricht der Dichter dieser Generation in verschlossene Bezirke ein. Er begreift sein Dichten bewußt als ein Hellsehertum. Und dies nicht ohne Genugtuung. Mit anderen Worten: der tragische Klang im Lied des dämonisch getriebenen Künstlers, wie er noch die Kassandraklage der Seidel durchzieht, weicht dem Jubelton über das Geschenk seiner Erleuchtung. Es ist ein anderer Zeitgeist, der hier ins Recht tritt; und indem er auf kritischem Gebiet eine neue und psychologisch verfeinerte Dichtertheorie bedingt, trägt er eine andere und vormals kaum gehörte Bekenntnisdichtung mit empor. In der Abhandlung von Hugo von Hofmannsthal «Der Dichter und diese Zeit» (1907) stehen diese Worte: «Denn ihm sind Menschen und Dinge und Gedanken und Träume völlig eins; er kennt nur Erscheinungen, die vor ihm auftauchen, und an denen er leidet und leidend sich beglückt. Er sieht und fühlt; sein Erkennen hat die Betonung des Fühlens, sein Fühlen die Scharfsichtigkeit des Erkennens. Er kann nichts auslassen. Keinem Wesen, keinem Ding, keinem Phantom, keiner Spukgeburt eines menschlichen Hirns darf er seine Augen verschließen. Es ist, als hätten seine Augen keine Lider.»

Wenn Hofmannsthal den Dichter den «Zuseher, den versteckten Genossen, den lautlosen Bruder aller Dinge, den Schattenbeschwörer ohne Maß» nennt, begegnet er sich mit einem Dichter, den man als den Fortsetzer und Vollender jener um die Jahrhundertwende aufkommenden psychologischen Theorien ansprechen kann. Es ist Wilhelm von Scholz. Wenn er den schöpferischen Akt bis in das Seelenmystische, die vita occulta, verfolgt, so setzt er an Stelle der älteren Lehre von der Einfühlung die von der hellseherischen Kraft des Dichters. «Es ist mir immer wieder beim Schreiben, als ob ich nicht bilde, gestalte, sondern erhelle, enthülle! Als ob ein Wirkliches in meinen Geist hinein-

drängt; und als ob meine Arbeit nur sei, es herauszuschälen, es zu erlösen.» Das sind Kernsätze aus dem Bekennerdrama des Dichters «Der Wettlauf mit dem Schatten». Indem er sich als der große Gestalter auf die Welt des Hintersinnigen, des webend Ungeformten wirft, um es zum Dasein zu erlösen, wird seine Künstlerschaft Übermenschentum. Und in dem Maße, wie er aus Dunkelheiten zu den höheren Ebenen eines nie gelebten, im empirischen Sinne ungeschehenen Lebens emporringt, wird er der Gebieter über Schein und Sein, über Traum und Wirklichkeit; auf eine geheimnisvolle Vertauschung beider gründet sich seine seelische Existenz.

Es ist sein unstillbarer Lebens- und Liebesdurst, der — die Bewußtseinsenge des gewöhnlichen, in Blindheit verharrenden Menschen durchbrechend — ihn in Schaffensakte drängt, die sich nur im Symbol einer Namengebung (Der Wettlauf mit dem Schatten) andeuten lassen. «Sind Sie mehr als eine Gestalt meines Traums, die aus mir vor mich hintritt? Erlöschen Sie nicht mit meinem Erwachen? Was wissen Sie von meinen Gefühlen? Gibt es nicht selbst Götter, die leiden wollen, um der Kreatur gleich zu sein? Und kann nicht auch ein armer Mensch das Leiden suchen, um die ganze Süßigkeit des Seins und der Liebe zu fühlen?»

In dieser Auffassung seines Berufs, der vom eigenen seelischen Zentrum aus gesehen, als ein Leidend-Genießen sich darstellt, trifft er sich aufs genaueste mit Hugo von Hofmannsthal als dem Vertreter einer älteren Dichtergeneration.

Nicht in der neuesten Tiefenpsychologie, die zu den letzten seelischen Phänomenen des geisterfüllten Menschen vorzudringen meint, sondern in der religiösen Sphäre sucht ein anderer lebender Dichter, Ernst Lissauer, das Geheimnis poetischer Sendung. Von der eigentümlichen Passivität, diesem allem Willentlichen entzogenen Gelebt-Werden des genialen Menschen ausgehend, wählt er für die Genien der Menschheit den einzig zureichenden Namen «die Söhne Gottes».

«Warum hast du manche bestellt
Daß sie Menschen aus dem Steine schlagen?
Warum befahlst du einigen, sich auszusagen,
Daß sie vermehren Welt zu Welt?

Das ist eines der bezeichnendsten Stücke von den Psalmen, Hymnen, Sagen, Predigten, Gesichten, die — zwischen 1911 und 1918 entstanden — unter dem Titel «Die ewigen Pfingsten» veröffentlicht wurden. Neben Bach und Goethe, Beethoven und Bruckner sind sie auch den Männern der Tat, Luther, Münzer, Savonarola, geweiht. Der schaffende Mensch ein Glied nur des Alls, eines geistdurchfluteten Alls, Wind und Wolke, Strom und Gebirge «uralt gefreundet» und verschwistert, Gottgeist klingend und singend in den Stunden der Eingebung, und so im Strahlenkranz einherschreitend, wie lohende Flamme den andern, den Unbegnadeten die Himmel öffnend. Es ist der Mythos des schöpferischen Daseins, den hier ein Dichter zu formen unternimmt. Der Schlußakkord des Buches der «Pfingstpsalm» nennt den Gott, von dem er zeugen will:

«Du Gott der Pfingstlichen, der lohenden Umlohten,
Der du mit ihren Stimmen selbst dich benedeist,
Apostelgott, du Gott der Boten,
Du Sender der Gewalt, Geist Geist!»

Es ist das prophetische Außersichsein, die schöpferische Verzückung, der wir hier ein erstes Mal begegnen.

Seine Verse erinnern in der Kraft der Ausmalung schöpferischer Ekstase an manche der einschlägigen Dichtungen von Stefan George.

Im Eingehen in erdentrückte heilige Bezirke vollzieht sich das Schaffenswunder bei beiden Dichtern; ein wunschloses Seligsein, ein «rausch der weihe» ist es dem einen, ein Erschauern vor der Großheit Gottes dem andern. Den Versen «ich fühle, wie ich über letzter wolke . . .» entspricht der «Anruf» Lissauers, der gleichsam als Schlüsselzeichen dem Bande seiner Künstlerdichtungen vorangesetzt ist.

«Stürze nieder auf mich, den ich singe du schöpfender Geist,
Daß ich dich töne mit kündender Stimme, du brausender Geist!
Fahre über mich hin, daß mein Haupt in Gesichten erschallt,
Daß ich von dir sause wie von dem Winde der Wald.»

Und diese Verse umschließen ein letztes Geheimnis der beiden Dichterpersönlichkeiten; der eine, Stefan George, als schaffender Mensch der Größere, entspannt, — in Maß und Klang, im Lied selber sich erlösend; der andere die Qual des Unerlösten tragend; in den Spannungen und Ballungen

dieser wuchtenden Versgebilde liegt etwas von dem gepreßten Angstruf eines Stammelnden. Doch nicht immer hinterläßt Lissauer das Gefühl, als ob er der großen Gebärde, die sein hoher Künstlertraum ihm abnötigt, nicht völlig gebiete; so wenn er in schlichter Erzählung einmal das ältere Motiv von der Vereinsamung und Anfeindung des genialen Menschen aufgreift; es ist das letzte des Zyklus «Pfingsten», die Künstlerlegende von Homer: «Die Händler». Der Schwarm der Händler, feilschend, keifend, Masse: hämisch, brutal; zwischen ihnen schreitend der blinde Sänger, wankend am Stabe, unachtend ihrer Stichelreden und selbst ihres tätlichen Angriffs. Da geschieht das Wunder, — himmlische Helfer sind auf einmal um ihn, und Adel und Hoheit sind aus der Umschlingung der Meute gerettet:

«Siehe, ein Strahlen glimmt, dem Greise zur Rechten, zur Linken,
Breit wölbt sich ein Schild, steil stemmt sich ein Schwert,
Vor ihm, hinter ihm Harnischblinken,
Vier Männer ragen um ihn, von Haupt zu Füßen bewehrt.
Lautlos wehen die Schneiden und nicht vom Blute gerötet. . . .

Händlergeist, so geschwätzig wie gehässig und königliches Bettlertum, so stumm versunken wie kindergläubig — aus dieser Antithese heraus wächst auch das jüngste und eigentlich gegenwärtige Preislied der Kunst, das den Namen F r a n z W e r f e l trägt. Er ist wie Stefan George der prophetische Wäger und Warner und sein letzter Gedichtband mit dem bezeichnenden Titel «Der Gerichtstag» zeigt für das gesuchte Thema eine überraschende Verwandtschaft mit jenem. Man halte neben den Goethe-Tag, Böcklin, Nietzsche, die tote Stadt, den Antichrist, das Zeit-Gedicht in Stefan Georges Siebentem Ring die Kette der wundervollen Künstlerdichtungen aus dem Werfelschen Band von 1923, um hier wie dort im Dichter den hohen Gegner eines kleinen und gottverlassenen Geschlechtes zu erkennen, das groß nur im Erklügeln und Errechnen, im Zerreden und Zerklauben ist. Wie die Bürger der «toten Stadt» wegen ihrer Raffgier Verworfene sind, so muß auch dem Werfelschen Menschen Zweckbewußtheit und Böswilligkeit zum Fluch werden, den allein der Aufblick zu jenen höheren Menschen von ihm zu nehmen vermag:

«Die Welt ist leer, weil sie von dir so voll ist!
So lebst du ohne Gnade.
Doch willst du wissen
Geheimnis der Größe, Geheimnis der Genien?
Lebe aus Gottes Hand!»

Daneben steht wie die gewaltige Bußpredigt zu demselben Thema das Gedicht «Die Meister»; sie gilt den Tausendtoren, den Auseinandersprechern, den aufgeblasenen Babeltürmern und sie gipfelt in den Versen:

«Aller Schlaf ist Babel und Vielfalt,
Aber Erweckung ist Einfalt!»

Der Sang von den zwei Welten, der hohen, beseelten und der gemeinen, unschöpferischen, aber wandelt sich in der Hinwendung auf den schaffenden Genius zur Künstlerklage. In dem Werfelschen Lied «Mein eigner Henker bin ich» dringt sie in Tönen zu uns, die an die grandiose Resignation des gestürzten Königs und Narren bei Wedekind aufs deutlichste erinnern.

«Leicht hat das Leben, wer stimmlos ist.
Aber die bösen Ohren der Unsingenden
Ersehnen wollüstig, daß falsch singt, wer singt.

Doch sie bilden im Gesamtwerk des Dichters nur die einzelnen und verlorenen Klänge, seine Bekenntnisdichtung steht auch darin der von Stefan George näher als etwa der Wedekindschen, daß sie letzten Endes in der großen Bejahung der eigenen Sendung ruht, in der frommen Hingabe dem hohen Auftrag genüber. Und so ist es nicht ein fruchtloses Trauerlied über Verfemung und Verleugnung, sondern es sind die «Gebete» eines Demütigen und Hingegebenen, die man als Kern und Mitte seines künstlerischen Vermächtnisses zu fassen hätte: «Mach mich wachsen zu deinem Wort, der du die Seher zu deiner Blindheit erhoben hast», — «Herr, sehr wenig ist, was ich dir gab, deine Flamm ist klein in mir gelungen» — «Nur das schwarze Würgen in der Kehle, manchmal Tränen war dein Preis», — «Ich Heimat- Höllen- Himmelloser, mein Haus aufbauend auf zufälligen und flüchtigen Gesängen», — diese geflüsterten Bitten und Anrufungen gemahnen wieder an die erste Goethesche Jugendklage in Künstlers Abendlied. Und weil für Franz Werfel das Geheimnis aller Schöpfung

Liebe ist, sehen wir bei ihm alle bitteren und weltschmerzlichen Regungen immer wieder überdeckt von dieser als «heilig» gefühlten Verpflichtung, diesem inbrünstigen Ringen um ein Künstlertum, das einer entgötterten Welt wiederum den Weg weise zu jenem allumfassenden Urgrund des Sein. Nach dem Grade der Versenkung der einfältig-schweigenden in eine alliebende Welt, die noch das «schlammigste Antlitz» mit dem «Gottlicht seiner Entfaltung» ausstrahlt, mißt Werfel immer von neuem die eigene Künstlerschaft wie die Sendung aller, die er Dichter nennt. In diesem Sinne verbindet er sich den Schaffenden seiner Zeit in dem Gelübde der Ehrfurcht:

«Ich komme, ihr Heiligen,
In eueren schallenden Morgen,
Wo geistiger Stern noch weht.» . . .

Als einen Heilsweg begreift auch Stefan George, der große Bahnbrecher dieser letzten Epoche, begreift auch Ernst Lissauer den dichterischen Auftrag; von den «niederen zu den edlen» führt der des erstgenannten, von den Unerweckten zu den Begeisterten der Weg Lissauers, von den Lieblosen zu den Liebenden der von Franz Werfel. Nicht nur weil seine poetische Sendung am klarsten in die letzten Jahrzehnte, d. h. in die Mitte einer von Haß und Jammer verstörten Welt trifft, kann sie als die stärkere und volkstümlichere gelten, sondern ihr Vortrag als solcher muß den größeren Nachhall wecken, da er dem Lebensgefühl dieser Generation als ein neuer und voraussetzungsloser entspricht. Die barocke Manier Lissauers, die strenge Formwelt Stefan Georges, sie wirken auf den schlichten Hörer wie Verschalung und Verkleidung; nur der ästhetisch geschulte Mensch vermag ohne weiteres zum Kern ihrer Dichtung vorzudringen; sie werden so wenig wie das Werk von Mörike oder von C. F. Meyer Gemeingut werden.

Es sind, wie angedeutet wurde, bestimmte für das ganze Zeitalter wesentliche Gedankenreihen, die sich von den erwähnten Bekenntnisdichtungen wie ein gemeinsamer Untergrund ablösen lassen. Man könnte sie verankern in einem der Hauptsätze der früher erwähnten Schrift von Hofmannsthal, der von der Leidenschaft der Dichter «z u m G a n z e n, d a s s i e i n s i c h t r a g e n» spricht. Vermöge dieses seines auf Totalität gerichteten Stre-

bens wird der Dichter wie Wilhelm von Scholz der Gestalter eines ohne ihn ungehobenen chaotischen Lebens, wird er wie Ernst Lissauer der Mittler eines ohne ihn entgeisteten, gottlosen Daseins, wird er wie Stefan George der Seher und Wäger eines ohne ihn unwesentlichen, im Vegetieren sich erschöpfenden Lebens; wird er endlich wie Franz Werfel der brüderlich Umfangende eines ohne ihn feindlich zerriebenen und liebeleeren Daseins. Die Welt als ein Ganzes und Ungeteiltes, sinnvoll Gefügtes wird zurückerobert und in ihr der Mensch, der Mikrokosmos; er auch nach seinem Wesen begriffen, d. h., «daß er Gottes ist und eine Seele hat, daß sie sein Mittelpunkt, sein einziges Wesen ist und alles andere nur Last, die sie niederzieht, und das Netz in das sie eingefangen sein muß, um auf der Erde zu sein; letzter Sinn aller Kunst, dem Menschen vorzuführen, wie alle Wirklichkeit nur Schein ist und hinschwindet vor dem wahren menschlichen Dasein» (Paul Kornfeld).

Der Dichter ist demnach der Träger einer k o s m i s c h begriffenen Seinsordnung, ihr eingegliedert mit dem Auftrag, sie überall da zu verteidigen, wo sie durch den unseligen «Zwielichtgeist» dieser Zeit bedroht wird: in ihrer unter der Überspannung des Daseinskampfes hereinbrechenden sozialen und politischen Zerrissenheit, in ihrer kulturellen Zersplitterung und Geistentfremdung, die aus der Hybris eines verstandesmäßig und technisch bezwungenen Zeitalters mit Notwendigkeit wächst. Indem sie der Lebensverworrenheit das Ureine der Welt, ihre nichts als Einheit duldende Wesenheit entgegenhält, wird Kunst zur Heilsbotschaft.

Der als P r o p h e t i e empfundene Dichterberuf dieser jüngsten Epoche liegt aber nicht allein jenseits der Betriebsamkeit und forensischen Geschäftigkeit des naturalistischen Dichters; er ist gleichermaßen abzugrenzen gegen das Dichteramt der Romantik. Wie dieses getragen von der Dämonie des schaffenden Menschen, steigt er dennoch aus anderen Tiefen auf. Die Mission des romantischen Dichters — wir sahen es — entstammt dem Reich des Zauberhaften und Wunderbaren und wird von hier aus zum Selbstzweck gesetzt. Daher auch treten Kunst und Leben als der unvereinbare Gegensatz auseinander; daher auch ist das Lebensgefühl des Romantikers von Selbstgenuß und leisem Schwärmertum nicht völlig frei,

liegt es nicht durchweg auf der Linie des mantisch erhobenen Daseins der Kleist und Hölderlin.

Anders das Dichtertum der Gegenwart: der Zwiespalt von Kunst und Leben ist aufgehoben; vielmehr ist der schaffende Mensch der lebendigste Träger des Lebens und zwar eines kämpferisch gefühlten Lebens. Und eben hier wird die Polspannung zu dem beschaulicheren Sehertum des Romantikers spürbar. Es liegt zwischen beiden der Abstand eines Jahrhunderts, d e s Jahrhunderts, das bis zu der Völkerkatastrophe dieser letzten fünfzehn Jahre eine seelisch-menschliche Krisis ohnegleichen heraufgeführt hat. Wer nicht verwest, sondern lebt, wird sich ihr beugen. Es kann sich ihr kein wahrhaftiger Mensch entziehen. Auch nicht der Schmerzlich-Begnadete unter den Menschen, der Dichter. Nicht länger ist ihm Kunst die ästhetische Angelegenheit; seine Schauenskräfte verpflichten ihn tiefer. Er hat den Wahr- und Weisheitsspruch seiner Zeit zu geben.

Als ein Wahrheitssuchen im Goetheschen Sinne, auch ein visionär bestimmtes, hat von den Künstlern dieses jüngsten Zeitabschnittes zuerst Friedrich Nietzsche das Amt des Dichters ausgelegt. Mit den Geißelhieben seiner Spottgesänge («Dichters Berufung» und «Rimus remedium») trifft er darum die Falschmünzer und Wortemacher unter den Dichtern; in der brennenden Trauer und Empörung seiner «Zarathustrareden» wendet er sich darum im besonderen «den Dichtern» zu, sie an ihre Verlogenheit und Halbheit, vor allem aber an ihre Eitelkeit zu erinnern: Ich wurde der Dichter müde, der alten und der neuen: Oberfläche sind sie mir alle und seichte Meere.» «Zuschauer will der Geist des Dichters: solltens auch Büffel sein!» Und am Schlusse dennoch ein Ausblick der Hoffnung: «Verwandelt sah ich schon die Dichter und gegen sich selber den Blick gerichtet. Büßer des Geistes sah ich kommen: die wuchsen aus ihnen.» Über die neue Geisteshaltung, die dieses hymnische Künstlertum im Gegensatz zu jenem billigen, älteren voraussetzt, hat sich Nietzsche nur tastend äußern können; er sprach hier von dem «Übergewicht der selteneren und neuen Zustände der Seele über die normalen» — «für diese noch ungefaßten und oft kaum faßbaren Zustände suche ich Zeichen; es scheint mir, daß ich darin eine Empfindsamkeit habe . . .». Mit diesen Worten verteidigt er sich in einem Brief von 1888 an Spitteler gegen eine verständnislose Kritik des-

selben. Er tadelt an ihm, daß er sich fast ganz auf das «Formale» beschränke, daß er die «Leidenschaft, die Katastrophe, die Bewegung gegen ein Ziel» ganz beiseite lasse. Ein Lied von «tiefer, tiefer Ewigkeit, ein trunkenes Lied» ist es allein, das Nietzsche des Dichters würdig erachtete! Und wenn in irgendeiner Einzelfrage, so hat sich die Kraft der Vorahnung, die sich der Dichterphilosoph selber zusprach, bewährt in seinem Traum von dionysischer Kunst: in der Dichtung der George und Rilke, der Lissauer und Werfel schwebt etwas von seiner Erfüllung. Auch heute, nach vierzig Jahren gibt es eine Kritik, die der jungen Dichtergeneration mit derselben Einseitigkeit begegnet wie sie Nietzsche in jenem Spittelerbrief zurückweist. Man sollte sie gründlicher verstehen lernen. Sie fassen ihre Kunst im Sinne der religiösen Sendung; d. h. sie dienen in einer Zeit, die vom Fluche der Mechanisierung bedroht ist, dem Menschen in seiner Jenseitsverflechtung.

* * *

## ARNO NADEL, DEM DICHTER „DES TONS"

VON SIEGFRIED VON DER TRENCK

Warum der Ton sich selber übertönt?
Weil ihn der Gott ins Leuchtende verschönt.

Reinheit und Echtheit scheuen kein Gericht.
Hoch über allem Richten steht das Licht.

Seele aus Licht hob Licht aus Seelengrund
und ließ es klingen. Und du bist ihr Mund.

* * *

# GEDICHTE

## VON DETMAR HEINRICH SARNETZKI

### DAS KLEINE WEISSE HAUS

Von meinen Träumen ist das Haus umblüht.
Das kleine weiße Haus, in das der Mai
Herbselig goldne Offenbarung glüht.
Hier tönte meines Lebens erster Schrei.

Eng stehn die Kammern; tief bedrückt das Dach
Der schwachen Mauern windverbogne Not.
Ein gelber Falter stürzt dem andern nach,
Wo einer Rose dunkles Feuer loht.

Sie trinken sich todfremder Lüste voll
Und wiegen sich im wellenschweren Duft.
Oh, daß mein Wesen hier zur Knospe quoll —
Das heute nach den frühsten Tagen ruft...

Ich steige aus dem Boden grad hervor
Mit blinden Augen und gedankenlos —
Zum Himmel hebt sich Haus und Dach empor,
Und meine Wohnung ist der Mutterschoß.

Und wie das Licht ins Tor der Seele springt,
Fremd noch und fern und doch an Leben reich,
Der Sang der Erde an die Sinne klingt
Wie Muschelhauch am Meer, verschwommen-weich —

Und stärker wird, daß es den Geist erfüllt,
Die Seele sättigt, daß sie wächst und schwillt,
Sich täglich mehr der Leib der Welt enthüllt
Und neu Erkennen altes Sehnen stillt:

Steigt langsam nieder aus Unwirklichkeit
Und Traum der blinden Sinne Haus und Dach
Und Garten. Wachsend-wilde, dunkle Zeit —
O Glück der Dämmrung! — warum ward ich wach!

*

## HERBST

Herbst, goldner Herbst! — Wehrschmied und Jahrverwalter,
Mannstolz und sehnenstark und kraftgeschwellt!
Feurigen Auges mustert er die Welt,
Kein Hängekopf, kein Wind- und Nebelspalter.

Blas, Flamme, an! — Rausch auf, glühroter Psalter!
Dies Leben ist auf festen Grund gestellt.
Besitz ist, was er fest in Händen hält,
Reifendem ist er Sammler und Erhalter.

Vom Ambos, der den Fleiß des Meisters kündet,
Reißt er ein Glas, gefüllt mit gelbem Wein,
In dem die Sonne sprühend sich entzündet.

Hochauf den Arm! Bestrahlt von Glut und Schein:
Ein Mann, die Tat, das Werk, erdkraftverbündet
Will er lebendige Erfüllung sein.

*

## KINDERSEELEN GEHN IN FRÜHLINGSGÄRTEN ...

Kinderseelen gehn in Frühlingsgärten,
Denen Sonnen in die Kelche schäumen,
Die mit scheuem Staunen tagwärts träumen,
Unberührt von Erdenleides Härten.

Ob sie gehn auch oftbegangne Fährten,
Ihnen wächst das Land aus Weltenträumen;
Tage leuchten hell, die sie versäumen
Und verstreun, als ob sie ewig währten.

Und ihr Schritt ist unbewußtes Schreiten,
Und ihr Schaun ein flügelleichtes Gleiten,
Bis ein Sturmwind sie ins Leben trägt,

Nebelbann die bunten Beete schlägt:
Harren dann, ob in des Herzens Gründen
Neue Frühlingsgärten sich entzünden.

*

## DER TEMPEL DER MENSCHHEIT

Stein wird auf Stein gefügt: der Menschheit Bau,
Ein Tempel mit gedehnten Pfeilerhallen,
Durch das Geschlechter, Völker staunend wallen —
Die Wölbung wächst, der Turm empor ins Blau —

Und enger rückt die Welt zu stiller Schau,
Bis Meere schrumpfen, Städte stumm zerfallen,
Zeitfernen sich zur winzigen Kugel ballen,
Am Erdenrand ein blanker Tropfen Tau.

Doch bleibt die Sternentiefe unerreichbar
Wie Gottes Geist im wunderselgen All,
Wir stehn unlösbar in der Erde Haft —

Was ist dem ewigen Weltenbau vergleichbar!
In allem Werkeltand und Jahresfall
Ragt schweigend auf gebundne Menschenkraft.

* * *

# HANNS MARTIN ELSTER / BÜCHERSCHAU

## NEUE GOETHELITERATUR

NACH einer langen Pause haben es jetzt zwei Gelehrte wieder gewagt, Goethes Leben, Werk und Persönlichkeit insgesamt darzustellen. Das Überraschende ist, daß dem Philosophen und Germanisten *F. A. Hohenstein,* der Goethe unter dem Bild «der Pyramide» (Wolfgang Jess Verlag, Dresden) vor allem philosophisch-geistig gestaltet, wie auch dem Mediziner, Arzt und Sexualwissenschaftler *Felix A. Theilhaber,* der *Goethe* unter dem Aspekt von «Sexus und Eros» gleichsam als einen Patienten mit erbarmungslosem Erkenntniswillen untersucht (Horenverlag, Berlin-Grunewald), der vom Dämon des Eros und Sexus bestimmte Goethe Thema war. Es scheint, daß die Wandlung der Menschheit zur Bejahung des Körperlebens im letzten Generationsraum auch hier eine neue für den Geistigen wie den Körperlichen gültige Einstellung geboren hat. Hohenstein fußt auf Goethes Wort vom 20. September 1780, in dem Goethe von der Begierde spricht, die Pyramide seines Daseins, «deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen», und auf Goethes Altershinweis auf «das Verhüllte», «das Dämonische», die ruhige Verehrung des Menschlichen. Ohne ästhetische kritische Erläuterung entwickelt Hohenstein die innere Genesis und die Deutung des Gesamtwerkes vom Leben, von der inneren, dämonisch-erotischen- geistigen Entwicklung Goethes her. Er sieht Goethe im Kampf um die Errichtung und Behauptung seiner Persönlichkeit als einer dem geistigen Ethos zugehörigen runden Bindung und um die dies geistig-sittliche Element störende dämonische Triebwelt, den «Eros-Seismos», der das eigentlich Schöpferische ist. Die Basis der Pyramide ist Eros-Seismos: von ihr aus wird in steter Bewegung und in stetem Niederringen des Eros, der in allzu starker Bewegtheit das Gestaltende zu zerstören droht, die Pyramide errichtet: in vier großen Bauperioden, von denen Hohenstein ein zwingendes Bild entwirft. Ohne hier auf Einzelheiten, die bald Beifall, bald Widerspruch erzeugen, einzugehen, muß doch offen gesagt werden, daß Hohensteins Goethe-Durchleuchtung ein Erlebnis für jeden ist, der mehr als nur den äußeren Goethe kennen will, der mit dem Gott in Goethes Brust zu ringen begehrt. Hohensteins Werk wird in bester Weise dazu beitragen, daß wir Deutschen Goethe endlich als geistige Emanation des deutschen Genius sehen. Es berührt fast wie ein Schicksal, daß *Theilhabers Goethebiographie* gleichsam eine reale Ergänzung zu Hohensteins geistvoll philosophischer Art ist: hier kommt der Arzt und untersucht mit unerbittlicher Wahrheitsliebe, die einem Goethe gegenüber allein Ehrfurcht bedeutet (jede Anbetungsheuchelei ist eines Goethe unwürdig!), mit der Methode des Psychoanalytikers, Sexualwissenschaftlers, Psychologen von heute Goethes erotisch-sexuellen Lebensweg, um zu er-

fahren, warum der Dichter dies Schicksal im Reiche der Liebe, der Frauen, der Familie, der Fortpflanzung erlitt und welche Bedeutung sein erotisch-sexuelles Sein und Erleiden für sein Schaffen und Werk, Persönlichkeit und Nachleben hat. Es gehörte ungeheurer Mut zu dieser furchtlosen Tat, die Theilhaber viel Feinde und Widersprüche eintragen wird, aber wer der Ansicht ist, daß der Menschheit vor allem mit dem Willen zur Wahrheit und Wahrhaftigkeit gedient sei, der wird Theilhabers Arbeit zu den wertvollen Goetheuntersuchungen zählen. Hier wird endlich einmal der Zwiespalt in Goethes Wesen und Leben vom Geistig-Gehirnlichen, dem Eros, und dem Geschlechtlich-Organhaften, dem Sexus, her gedeutet, freilich mit den Mitteln einer materialistischen Forschungsmethode.

Überaus fruchtbar sind in diesem Jahre auch die beiden Jahrbücher, die von Weimar und Frankfurt a. M. ausgehen. Im *«Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft»* (Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft), das wieder *Max Hecker* herausgibt, sind Kunst und Romantik «vorleuchtende Brennpunkte»: die romantischen Dichter Loeben und Novalis sowie die aus der Romantik hervorgehende Germanistik wird in ihrem Verhältnis zu Goethe dargestellt; eine feine Ergänzung dazu ist W. Kampmanns Arbeit über «Goethes Kunsttheorie nach der italienischen Reise». Eine Überraschung ist neben der Mitteilung eines Briefes der Frau Rat die Bekanntgabe einer größeren Zahl neuer Goethebriefe, die sich in altem Familienbesitze, völlig verschollen, fanden. Neben manchen Miszellen von Wert, neben Kühnemanns schönem diesjährigen Festvortrag «Goethe und Spinoza», muß Karl F. Schreibers Arbeit über «Goethe und Amerika» und W. Jablonskis Darstellung «der geistesgeschichtlichen Stellung der Naturforschung Goethes» uns Gegenwartsmenschen besonders fesseln, weil Amerika uns ebenso angeht wie Goethes Gott-Natur-Forschung. Der Bilderteil gehört diesmal der Wiedergabe von Augenblicksbildern aus Goethes Leben nach zeitgenössischen Künstlern. Das von *Ernst Beutler* herausgegebene *«Jahrbuch des freien deutschen Hochstifts»* (Frankfurt a. M., Selbst-Verlag) bietet insofern eine willkommene Ausdehnung, als hier das geistig Vorwärtsstrebende der Goetheforschung stärker im Vordergrund steht; hier finden wir die wundervolle Arbeit «Goethe als Seelenforscher» von Ludwig Klages, hier ein ausgezeichnetes Porträt J. G. Hamanns von K. J. Obenauer, hier bringt J. Richter Beiträge zur Deutung der Prometheusdichtung, Felix Scholz zu Wilhelm Meister, hier erweitert sich das Reich Goethes in Abhandlungen über Schillers Griechentraum und seine philosophische Begründung von Th. A. Meyer, über Brentanos Luisengedichte von G. Müller, über Fr. Hebbels Hauptwerk von Jos. Römer, hier spricht die Gegenwart ein scharfes Wort, wenn B. Diebold das «Ende der Dramaturgie» verkündet. Schließlich erhalten wir noch die Ansprachen bei der Verleihung des Goethepreises an Albert Schweitzer und Nachrichten aus dem Frankfurter Goethemuseum. *Ernst Beutler* betreut seit Heinemanns Tod auch den jetzt in Jean-Paul-Fraktur bei Hegner entzückend gedruckten und auf

Duodez-Format gebrachten «*Goethe-Kalender* (Dieterich, Leipzig), der *für 1930* aus dem Mosaik der Briefe und Dichtungen aus Goethes letztem Frankfurter Jahr ein Bild von Goethes Liebe zu Lili Schönemann zu gewinnen sucht, im Anschluß daran Goethes Briefgedichte von *Julius Bab* behandeln läßt und Goethes Lebensjahr 1830 in Dokumenten ergreifend erneut. Goethe, der Botaniker, erzählt sein botanisches Leben selbst in den oft übersehenen Aufzeichnungen und Falks Berichte über Goethes Wissen von den letzten Dingen überzeugen neu von der Gewalt dieses Geistes, dessen klassische Humanität durch die Kalendersprüche stark in die Gegenwart strömen sollte. Der Bilderschmuck ist wie üblich mit Sorgfalt gewählt.

Die lebendige Wissenschaft verfolgt auch schon behandelte Themata. So wird jetzt Goethes Jugendfreund *Fritz Jacobi,* dessen Persönlichkeit und Philosoph der jetzt auch als Dichter hervorragende ehemalige Heidelberger Philosoph F. A. Schmid Noerr schon 1908 grundlegend dargestellt hat, von *Otto Heraeus* vor allem aus seiner literarischen Wirksamkeit und seinem Zusammenhange mit dem *Sturm und Drang* zwischen 1770 und 1780 behandelt; auch die Freundschaft zu Goethe erhält in dem frischen Büchlein (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung) eine neue Beleuchtung. Jacobis Freundschaft begann im Juli 1774 zu Elberfeld, wo Goethe wenige Stunden weilte und das Erscheinen von Stillings «Jugend» veranlaßte. Diesem Geschehen widmet *H. M. Flasdieck* ein gut bebildertes Büchlein «*Goethe in Elberfeld*» (ebda., Verlag A. Martini & Grüttefien) als erstes Heft der «Veröffentlichungen der Stadtbücherei Elberfeld» von deren Direktor van der Briele herausgegeben; man gewinnt hier nicht nur Einblick in ein besonderes Geschehen der Jugend Goethes, sondern auch in die werdende Literatur und Lesekultur einer sonst abseits vom Kunststrom liegenden Industriestadt. «*Dem jungen Goethe*» widmet *Karl Viëtor* ein Bändchen der Sammlung «Wissenschaft und Bildung» (Quelle & Meyer, Leipzig), indem er das Biographische voraussetzt und sich auf die seelische, künstlerische Entfaltung Goethes, sein Herauswachsen aus dem Kreis seiner Zeitgenossen, sein inneres Werden und Erleben bis zur Ankunft in Weimar konzentriert. Beste geistesgeschichtliche Methode schuf diese mit künstlerischer Gestaltungskraft geschaffene, das Wesen des Themas anschaulich ans Licht hebende Monographie, die jede Goethebiographie bereichert. Vielfältiger sind schon «*die Ilmenauer Goetheerinnerungen*». Ihrer drei untersucht *Fritz Liebeskind* (im Eigenverlag des Verfassers zu Ilmenau) mit sorgfältigster Genauigkeit und guten Ergebnissen: Goethes und Frau von Steins Beziehungen zum großen Hermannstein, die Entstehung und Erhaltung des Goetheschen Nachtliedes «Über allen Gipfeln», Corona Schroeters Aufenthalt und Grab werden aktenmäßig (und mit seltenen Bildbeigaben) erforscht; es ergeben sich eine Reihe Richtigstellungen und Ergänzungen. Der Besucher Ilmenaus wird Liebeskind gerne studieren, ebenso wie der Besucher Jenas *Dr. J. Ehrlich,* der «*Goethe im Schloß zu Jena*» (F. Fink Verlag, Weimar) mit den Abbildungen von

R. W. Schmidts Gemälde und des Schloßmodells in die Erinnerung zurückruft. Diesen lokalen Erinnerungen reiht sich *Hans Wahls,* des Goethenationalmuseumsdirektors, hübsches Buch über *Tiefurt* (mit *36 guten Bildern bei* J. J. Weber, Leipzig) an; hier wird zum *ersten* Male die Geschichte Tiefurts von seinen Anfängen, besonders aber in seiner Glanzzeit zwischen 1776 und 1807 aktenmäßig dargestellt, in gefälligster Form und auch die Gegenwart wohl beachtend. Ebenso begrüßenswert ist die umfassende Darstellung des Aufenthalts der *Frau v. Staël* in Deutschland 1803/04, darunter 2½ Monate in Weimar, die *Alfred Götze* unter dem Titel «*Ein fremder Gast*» nach Briefen und Dokumenten mit 24 guten Bildern (Frommannsche Buchhandlung, W. Biedermann, Jena) in wünschenswerter Ergänzung der hier versagenden Goethe- und Schillerbiographien bietet. Die von Napoleon verbannte Tochter Neckers kam am 10. November 1803 über die Grenze nach Frankfurt a. M., von wo sie über Gotha am 13. Dezember in Weimar eintraf; hier blieb sie bis zum 1. März, bis sie nach Berlin aufbrach, wo sie, dem Hofe, dem Schlegelschen Kreise, der Rahel usw. nahe bis zum 18. April blieb; über Weimar kehrte sie eilends an das Grab ihres Vaters. Sie sah Deutschland nur noch zu einem kurzen Aufenthalt vier Jahre später noch einmal. Götze hat mit instruktivem verbindendem Texte aus ihren, bei uns nur engsten Fachkreisen zugänglichen Briefen alle wertvollen Zeugnisse zu einem überaus lebensvollen Bilde ihres Aufenthaltes, ihrer Natur und ihres Deutschlanderlebnisses zusammengestellt. Wir sind durch seine Arbeit wirklich reicher an Goethe-Weimar-Kenntnis geworden.

Dies ist ganz besonders bei der vielleicht wertvollsten Goethepublikation dieses Jahres der Fall: *H. H. Houben,* dem wir schon soviele bedeutende Funde und deren vorbildliche Editionen verdanken, ging bei seinen berühmten Eckermannforschungen den Spuren nach, die auf einen zweiten Gesprächsverkehr Goethes deuteten, den mit seinem mineralogischen Freund, Karl Alexanders Erzieher *Frédéric Soret* von 1822—1832 in Weimar geführten Umgang. Er fand noch die 1925 achtundachtzigjährige Tochter Sorets am Leben und bei ihr Sorets umfangreichen Nachlaß an Tagebüchern, Briefen, Aufzeichnungen. Die Herausgabe, Übersetzung des französischen Textes der Tagebücher, Briefe, Notizen des erst 1836 Weimar verlassenden Genfers legt Houben nun in einem stattlichen Bande vor: *Frédéric Soret «Zehn Jahre bei Goethe»* (mit 39 Bildern und Faksimiles bei F. A. Brockhaus, Leipzig). Man kann die Bedeutung dieser Publikation, denen nur schlechte Veröffentlichungen der Soretschen «Gespräche» nach fehlerhaften Abschriften vorangingen, nicht hoch genug einschätzen. Nach jeder Richtung gewinnen wir nun ein neues, reicheres Bild von Goethes Alter, vom Weimar jener Jahre. Wir müssen es uns versagen, in Details zu gehen; jeder Goethefreund von Wert wird Houbens Soretwerk ja selbst studieren und dankbar besitzen als eins der wertvollsten Bücher um Goethe. Lokal gebunden war gleichsam auch die Begegnung von *Goethe und Beethoven* in Tep-

litz, die *Romain Rolland* schildert (Rotapfelverlag, Zürich) und zum Anlaß einer m. E. nicht geglückten Parallele zwischen den beiden Genies nimmt; Rolland tut hier Goethen entschieden Unrecht.

Im Gegensatz zu den Gesamt- und Einzelarbeiten zu Goethes Leben ist die Erforschung seiner Werke in letzter Zeit zurückgetreten. *Georg N. Felkes* Darstellung der Grundideen des «*Faust*» als der Tragödie des Genies (Verlag der neuen Gesellschaft, Berlin-Hessenwinkel), als eines «hohen Liedes der Arbeit» ist eine gute populäre Einführung in die Dichtung, die den Rahmen von Felkes Denken aber sprengt. Ebenso versucht *A. Heinen* «*Goethes Faust*» (Volksvereinsverlag, M.-Gladbach) mit Eindringlichkeit vom irrationalen Quellgrund her das menschlich bedeutsame Wesen der Dichtung in einer fruchtbaren Arbeitsgemeinschaft mit jungen katholischen Arbeitern zu offenbaren: mit gutem Gelingen. *Julius Petersen* nennt seine schöne Darstellung von «*Goethes Faust auf der Bühne*» (m. 16 Tafeln, bei Quelle & Meier, Leipzig) eine «Jahrhundertbetrachtung», also eine an sich instruktive Gelegenheitsarbeit anläßlich der 100. Wiederkehr der ersten Faustaufführungen von 1829, die ein Vorläufer eines größeren Werkes sein dürfte; der Überblick interessiert natürlich, da er, auch mit Zeichnungen Goethes und andern Bildern, bis in die jüngste Zeit führt. Auch *Karl Haases* Studie «*Goethe und der Mythos*» (Langensalza, H. Beyer & Söhne) kommt über eine Definition der drei verschiedenen Gestalten des Mythos und ihre Übertragung auf Goethe in knapper Skizze nicht hinaus, was man um so mehr bedauert, als dies Thema noch einer gründlichen Erhellung bedarf. *Gustav Wüstenberg* behandelt in einer sorgfältigen Arbeit «*Goethe und den Historismus*» (B. G. Teubner), also Goethes Weg von der Geschichtsfeindschaft zum Geschichtsverständnis und der Wert von Goethes Geschichtsdenken für unsere Geschichtsnot. Man wünscht dem Heft tiefere Folgen. «*Goethe und Christentum*» von *Wilhelm Fliedner* ist ein interessanter Versuch, Goethes Religion und Ethik für den Protestantismus von heute fruchtbar zu machen, ein Versuch, der auch dem Goethefreund viel gibt. (Leopold Klotz, Gotha).

Allein zwei Arbeitskreise Goethes erfuhren jetzt eine gründliche Durchforschung: die Landschaftsdarstellung und die Naturforschung. Auch hier drückt sich der Geist unserer Zeit, die mit der Körper- und Wanderbewegung wieder stärkeren Anschluß an die Natur und Landschaft genommen hat, aus. Leider sind *Richard Beitls* «Untersuchungen zur Landschaftsdarstellung in Goethes Kunstprosa» unter dem Titel «*Goethes Bild der Landschaft*» (Walter de Gruyter & Co., Berlin) arg gelehrt-alexandrinisch, philologisch-überspitzt, analytisch-aufgelöst geraten: man muß sich mühsam eine eigene Synthese aus der Vereinzelung zusammensuchen. Beitl analysiert die Arten der Landschaftsdarstellung in bildender Kunst, wissenschaftlicher Beschreibung und Dichtung, den Zusammenhang von Landschaft und Romancharakteren in der Typik des Naturgefühls, der Wechselwirkung von Gefühlstypus und Landschaftsbild, die Landschaft als sinnliche Wahrnehmung in Farbe,

Licht, Ton, Duft- und Hautempfindung und den Sprachstil der Landschaft.

Dagegen haben wir in Prof. *Val. Haeckers* Abhandlung «*Goethes morphologische Arbeiten und die neuere Forschung*» (Jena, Verlag Gustav Fischer) zweifellos die klarste, allgemein verständliche Darstellung von Goethes botanischen, Zwischenkiefer-, Wirbeltheorie-, physiologischen, Urpflanzen-, Metamorphosen-, Spiraltendenz-Studien, kurz jenem Arbeitsgebiet Goethes, auf dem er zu einem Vorläufer Darwins im höheren Sinne wurde. Haeckers Verdienst ist es, grade die geistige Bedeutsamkeit des Naturforschers Goethe rein im naturwissenschaftlichen (also nicht philosophisch-religiösen) Bereich darzutun. Eine hübsche Ergänzung dazu bietet *Hugo Döbling*, der «*die Chemie in Jena zur Goethezeit*» (ebda.) ausführlich schildert und dabei insbesondere auf Goethes Beziehungen zu J. W. Döbereiner eingeht. Man erkennt hier wieder, aus meist unveröffentlichtem Material, wie bestimmend Goethes starke Persönlichkeit für die Entwicklung der «unmittelbaren Anstalten für Kunst und Wissenschaft» in Jena unter seiner Oberaufsicht gewesen ist.

* * *

## DIE PROPYLÄEN-KUNSTGESCHICHTE

Außer den neuen Bänden über die «niederländischen Maler des 17. Jahrhunderts» von Max J. Friedländer und über «die Kunst der Renaissance in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich», die ich letzthin anzeigte, erhielten wir jetzt wieder, in der gleichen Vorzüglichkeit des Textes, der Bilder, der Ausstattung drei weitere Bände (Propyläenverlag, Berlin) zur abschließenden Vollendung der sechzehnbändigen Reihe. *Max Osborn* behandelt «*die Kunst des Rokoko*» mit all ihrem Rausch und Reiz einer geschlossenen Kultur, *Max Hauttmann* und die Arbeit des 1926 Verstorbenen ausführend *Hans Karlinger* geben eine bisher fehlende zusammenhängende Darstellung «*der Kunst des frühen Mittelalters*», über das erste christliche Jahrtausend hinweg bis zur romanischen Kunst, die auch behandelt wird; *Peter Halm* hat den Bilderteil dazu ausgezeichnet bearbeitet. Schließlich erhalten wir noch den Band «*die Kunst des alten Orients*», also Ägyptens und Vorderasiens, von *Heinr. Schäfer* und *Walter Andrae* in zweiter Auflage besonders im Bilderteil erweitert. Kein Wort des Lobes ist für diese Bände zu viel, kein Wort des Dankes für das gesamte Unternehmen zu stark. Wir Deutschen können stolz auf diese Leistung der kunsthistorischen Wissenschaft und unseres Verlagswesens sein. Wir werden es nicht mehr missen wollen. Fortan kommt niemand, der die Kunst aller Zeiten und Völker zu kennen, zu studieren, wünscht, ohne diese unvergeßliche Propyläen-Kunstgeschichte aus!

* * *

FELIX A. THEILHABER

# Goethe

## Sexus und Eros

Geheftet RM. 5.50 – In Ganzleinen RM. 8.50

Der Goethe-Biograph Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI in der »Literatur«
Das sehr lesenswerte Buch ... Das Verdienst Theilhabers: zum ersten Mal vom Standpunkt moderner Sexualwissenschaft aus das Phänomen Goethe durchleuchtet zu haben.

ARNOLD ZWEIG
Das Buch, das den tragischen Goethe entdeckt, sollte jedem wahren Goethe-Leser unentbehrlich werden

ALFRED KERR im »Berliner Tageblatt«
Höchst kennenswürdiges Werk ... Furchtlos und körperliche Wahrheit betrachtet

OTTO FLAKE im »Acht-Uhr-Abendblatt«
... Ungemein interessante Einblicke in die Maschinerie des Dichters

HOREN-VERLAG · BERLIN-GRUNEWALD

3 ERZEUGNISSE VON WELTRUF!
TORPEDO - FAHRRÄDER + QUALITÄTS - FAHRRÄDER
TORPEDO - SCHREIBMASCHINEN · FÜR · BÜRO · REISE UND HEIM.
TORPEDO - MOTORRÄDER STEUER- u. FÜHRERSCHEINFREI
TORPEDO
FAHRRÄDER u. SCHREIBMASCHINEN
WEILWERKE A.G. FRANKFURT-MAIN


(3)

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

ICLF (N)

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

Sep27'48M

11Apr'50H J

UCLA
INTER-LIBRARY
LOAN
10Jan'57 H

15Mar'57PT

REC'D LD

MAR 1 1957

28Mar'65JD

REC'D LD

MAR 19'65-2 PM

REC. CIR. JAN 25 '78

FEB 10 1983

RIVERSIDE
INTERLIBRARY LOAN

LD 21-100m-9,'47(A5702s16)476

YE 19824

730674

AP30
H7
v.15:2

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY